Landesweite Aktionswochen

Frauenbilder

vom 25. Februar - 24. März 2005
in Nordrhein-Westfalen

R E A D E R

Die Aktionswochen der Kommunalen Gleichstellungsbeauftragten, die diese im zweijährigen Rhythmus in Zusammenarbeit mit dem Frauenministerium und den Kommunalen Spitzenverbänden veranstalten, sind regelmäßig einem Schwerpunktthema gewidmet. Es geht darum, durch verschiedenste Aktionen, seien es Informationsveranstaltungen, Workshops, die öffentlichkeitswirksame Zusammenarbeit verschiedenster Akteure und Akteurinnen auf örtlicher Ebene oder kulturelle Events, den Blick für einen begrenzten Zeitraum auf eine besondere frauenpolitische Fragestellung zu lenken. Mit ihrem Motto, das sich die Kommunalen Gleichstellungsbeauftragten für das Jahr 2005 gewählt haben, ist ein ebenso anspruchsvolles wie vielschichtiges Thema vorgegeben: Es soll um „Frauenbilder" gehen.

Nun fällt der einen oder dem anderen gewiss manches zu diesem Stichwort ein: Welche Bilder haben Frauen von sich selbst, welche Bilder machen sie sich von ihrem Leben, ihrer Zukunft? Welches Bild vermitteln Medien? Welche Frauenbilder sind in unserer Gesellschaft derzeit gefragt? Und welche Bilder machen wir uns von der Unternehmerin, der Polizistin, der Journalistin usw.? Wir alle haben Bilder im Kopf, und diese Bilder wirken – gewollt oder ungewollt, im positiven oder im negativen Sinne – als Vorbilder.

„Menschen brauchen Vorbilder. Vor allem, wenn sie jung und in der Orientierungsphase sind. Denn sie werden nicht von abstrakten Erkenntnissen und hehren Zielen ermutigt, sondern vom Stoff des Lebens: von Menschen, die ihnen vorleben, was möglich ist und was nicht. Doch ‚der' Mensch ist traditionell ein Mann. Die Frau kommt nicht vor, sie steht daneben", schreibt Alice Schwarzer in ihrem Beitrag. Dabei hat es, wie in dem Kapitel „Frauenbilder gestern und heute" nachzulesen, immer schon Frauen gegeben, die Großes geleistet haben, sei es im Bereich der Wissenschaft, sei es auf politischem Feld. Es geht darum, diese Frauen sichtbar zu machen, ihre Verdienste zu verdeutlichen und ins allgemeine Bewusstsein zu rücken. Das ist ein längst überfälliger Schritt, unentbehrlich zum Verständnis der Gegenwart, unverzichtbar für das Selbstbewusstsein gerade junger Frauen.
Die Macht der Vorbilder zeigt sich insbesondere im beruflichen Bereich. Immerhin stellt das Erwerbsleben historisch eine Domäne der Männer dar; noch in einem Buchtitel der Weimarer Republik werden berufstätige Frauen als „Die Frau im Lebensraum des Mannes" bezeichnet. So kann es nicht überraschen, dass Christiane Eifert in ihrem Artikel „Frauenbilder nach 1945 – die ideale Frau und ihre Arbeit" zu dem Schluss kommt: Bei aller Unterschiedlichkeit „... wird die Gemeinsamkeit der diskutierten Frauenbilder deutlich: Jedes einzelne von ihnen verweist nachdrücklich darauf, dass es nach wie vor allein die Angelegenheit von Frauen ist, Berufstätigkeit und Familie zu vereinbaren." Umso wichtiger ist es, wie Ulrike Sattel und andere Autorinnen in ihren Beiträgen feststellen, junge Frauen bei dem langfristigen Prozess der Berufs- und Selbstfindung in ihrer autonomen Handlungskompetenz zu unterstützen. Hier bietet der Reader neben einer fundierten Analyse der vielfältigen Ursachen für die nach wie vor eingeschränkte Berufswahl von Mädchen und jungen Frauen die unterschiedlichsten Anregungen für Strategien und Aktionen – beispielhaft seien Mentoring, der Girls Day oder Kooperationsprojekte Schule/Betrieb genannt.

Es geht aber nicht nur um die Frage, wie es gelingen kann, quantitativ mehr Frauen in für sie bisher untypische Berufe zu bringen. Einige Autorinnen untersuchen den qualitativen Aspekt: Können Frauen die Berufe verändern? Agieren Polizistinnen oder Soldatinnen anders, beeinflussen sie innere Abläufe und das Bild der Institution in der Öffentlichkeit? Führen Frauen anders? Verändert sich die Unternehmenskultur? Bei aller Kritik, die angesichts überkommener Strukturen nicht ausbleiben kann, enthalten gerade die Erfahrungsberichte der Frauen, die sich auf ungewohntes Terrain gewagt haben, viel Ermutigung.

Der Reader gewährt darüber hinaus einen kritischen Blick auf typische Frauenarbeitsplätze, die in besonderer Weise von traditionellen Bildern des Weiblichen getragen werden, nämlich im Reinigungs-, Pflege- und Servicebereich. Besondere Bedeutung kommt hier den Privathaushalten zu; die haushaltsnahen Dienstleistungen sind, wie es in einem Artikel des Readers heißt, „die andere Seite der Vereinbarkeit". In zwei Beiträgen wird der Frage nachgegangen, wie die Geringschätzung der Hausarbeit, gegen die in den 70er und 80er Jahren frauenpolitisch gekämpft wurde, die sich aber perpetuiert hat, im neuen Jahrtausend überwunden werden kann. „Ein entscheidendes Kriterium für die Charakterisierung der Arbeitsbeziehung im Privaten ist, dass es sich hierbei um ein hierarchisches Arbeitsverhältnis zwischen Frauen handelt... Das Arbeitsverhältnis ist gekennzeichnet von einer schwierigen Balance von Nähe und Distanz," analysiert Barbara Thiessen. Gerade weil noch immer der überwiegende Anteil der Beschäftigten in Privathaushalten dem Schattenarbeitsmarkt zuzurechnen ist, sind soziale Absicherung und Professionalisierung wichtige politische Forderungen.

Auch unser Rechtssystem lebt von Bildern. Mögen die einzelnen Vorschriften auf den ersten Blick auch blutleer anmuten, sie sind nur auf dem Hintergrund gesellschaftlicher Leitbilder verständlich. Darüber hinaus liegt ihre normative Kraft gerade darin, neue Bilder zu produzieren. Auch das so spröde wirkende Sozialversicherungsrecht beinhaltet, wie in einem Beitrag eindrucksvoll dargelegt wird, überholte Geschlechterkonstruktionen, die es zu überwinden gilt.

War die Frauenbewegung der 70er und 80er Jahre noch mit dem Ruf „Das Private ist politisch!" angetreten, so ist in der heutigen Zeit der Individualisierung und Flexibilisierung die nahezu gegenteilige Tendenz erkennbar: Die Pluralität weiblicher Lebensläufe steht im Vordergrund, eine jede sieht sich als ihres Glückes Schmiedin, Problemlagen werden ins Individuelle abgedrängt. Der rechtliche Rahmen, wirtschaftliche und gesellschaftliche Strukturen, die Möglichkeiten politischer Einflussnahme geraten daher allzu leicht aus dem Blick. Deshalb ist ein Teil der Beiträge im Reader dem sogenannten „Privaten" gewidmet.

Am ehesten wird sicherlich der Frage der Vereinbarkeit von Beruf und Familie politische Relevanz zugebilligt. Immerhin besteht hier die Erwartung an die politisch Verantwortlichen, durch mehr Ganztagsschulen, ein verbessertes Betreuungssystem für Kinder, aber auch sonstige familienfördernde Maßnahmen (z.B. im Steuerrecht) die Bedingungen für eine Vereinbarkeit beider Bereiche zu erleichtern. Erhellend ist, wie sich hier in den letzten 40 Jahren in der alten Bundesrepublik die Rolle der Frau in der Vorstellung, aber auch im praktischen Handeln gewandelt hat. Die Abkehr von der traditionellen Versorgungsehe, eine Zunahme der Scheidungshäufigkeit und sinkende Kinderzahlen sprechen eine deutliche Sprache. Das Beispiel Frankreichs zeigt, dass diejenigen Staaten, denen es gelungen ist, den Familien den schwierigen Balanceakt zwischen Beruf und dem Leben mit Kindern zu erleichtern, die demographischen Herausforderungen besser bewältigen.

Wie denn überhaupt Politik vor der Aufgabe steht, Bedingungen mitzugestalten, die eine weitestgehende Entfaltung der individuellen Fähigkeiten und Lebensentwürfe ermöglichen. Barbara Keddi plädiert auf Grund von Forschungsergebnissen für Unterstützungs- und Beratungsangebote für junge Frauen, aber auch für junge Männer. Solche Maßnahmen müssen sich von der Defizitperspektive verabschieden, um akzeptiert zu werden. „Mädchen und junge Frauen", so heißt es, „wollen nicht gefördert werden, weil sie Frauen sind, sondern weil sie ihr Leben leben wollen." Das bedeutet auch, Platz für andere Lebensstile und Lebensformen zu schaffen, wie sie etwa lesbische Frauen oder Frauen und Mädchen mit Behinderungen für sich beanspruchen.

Ich wünsche mir, dass bei diesen Aktionswochen gerade junge Frauen besondere Beachtung erfahren. Welche Bilder bewegen sie? Woher kommt die Faszination, die offensichtlich bestimmte Fernsehsendungen ausüben, obwohl in ihnen höchst tradierte, ja geradezu reaktionäre Frauenbilder vermittelt werden? Mehrere Autorinnen widmen sich dem Problem, dass sich nach wie vor in den Medien Frauen nur höchst unzureichend und klischeehaft wiederfinden – und das trotz gestiegener Präsenz von Journalistinnen auf dem Bildschirm. Ob Show, Werbung, Nachrichten oder Sportsendungen, die Bilanz ist nach wie vor ernüchternd und fordert zum Handeln heraus. Der Reader enthält auch hier, wie überhaupt bei allen angesprochenen Problemfeldern, eine Palette möglicher Aktivitäten.

Selbst Museen treten mit dem Anspruch geschlechtsneutraler Allgemeinnützigkeit auf, aber auch hier sind Frauen in der Regel als Subjekte abwesend. Dabei lohnt sich neben der Beschreibung der Defizite der von einigen Autorinnen gewagte Blick nach vorn: Gibt es so etwas wie eine weibliche Ästhetik? Zumindest in der Kommunikationskultur, sowohl in der künstlerischen Hochkomik als auch in der Medienkomik und dem Alltagshumor entdeckt etwa Helga Kotthoff Veränderungen, die Entwicklung typisch weiblicher Ausprägungen.

Frauenbilder - dieser Begriff weckt unwillkürlich Assoziationen an äußere Attribute, Schönheitsideale, Körpervorstellungen. Die Auseinandersetzung mit dem eigenen Körper gehörte zu den essentials der Frauenbewegung – „our bodys, ourselves"! Darf eine Frau nach Schönheit streben? Unterwirft sie sich damit nicht dem Männerdiktat der Mode? Macht sie sich zum Sexualobjekt? Dies waren Fragen, die Frauen in den 70er und 80er Jahren heftig diskutiert haben. Wir wissen, dass junge Frauen heute diese Kontroverse eher befremdlich finden. Sie nehmen für sich in Anspruch, weiblich sein zu dürfen, leiden gleichwohl unter den propagierten Normen, denen die wenigsten gerecht werden können. Der ewige Kampf um die Pfunde, oder schlimmer: gestörtes Essverhalten bis hin zu Bulimie und Magersucht, dokumentieren den Problemdruck. In diesem letzten Teil des Readers befassen sich die unterschiedlichsten Autorinnen mit Themen wie Schönheit, Mode, Sexualität, Körpersprache aus einem frauenpolitischen Ansatz heraus. Frauenpolitisch in dem Sinne, dass gesellschaftliche und politische Faktoren eines individuell erlebten Geschehens sichtbar gemacht und damit auch als veränderbar dargestellt werden.

Der umfangreiche Reader ist sicherlich spannender Lesestoff. Er bietet aber, und das ist mir ein wichtiges Anliegen, eine Fülle von Ansatzpunkten für konkretes frauenpolitisches Handeln. Die den jeweiligen Themenschwerpunkten zugeordnete Auflistung von möglichen Aktionen kann da nur Anregung sein. In jedem Fall wird eine Schwerpunktsetzung vor Ort – wie dies auch bei früheren Aktionswochen immer üblich war – sinnvoll sein. Ich freue mich auf die Auftaktveranstaltung, auf viele engagierte Diskussionen, fruchtbare Kontroversen, weiterführende Aktionen, auf Frauenpolitik!

Birgit Fischer

Ministerin für Gesundheit, Soziales, Frauen und Familie des Landes Nordrhein-Westfalen

Inhalt

Inhaltsverzeichnis

- *Ulrike Schultz* Einführung 9

Kapitel 1 Frauenbilder gestern und heute

- *Ruth Hagengruber* Frauen in der Geschichte der Wissenschaft 11
- *Karin Priester* Mary Wollstonecraft: ein Kampf gegen Vorurteile und für Frauenrechte 13
- *Gisela Shaw* Hedwig Dohm (1831-1919). Frauenrechtlerin und Schriftstellerin: „…und so war sie die geworden, die sie eben war" 16
- *Christiane Eifert* Frauenbilder nach 1945: Die „ideale" Frau und ihre Arbeit 23
- *Alice Schwarzer* Vorbilder und Idole 32
- Mögliche Aktionen 36

Kapitel 2 Frauen im Beruf

Berufsorientierung bei Mädchen

- *Ulrike Sattel* Frauenbild und Berufsfindung 37
- *Karin Ressel* Wie soll ich mich denn für einen Beruf entscheiden, wenn ich ihn nicht kenne? 45
- *Sylvia Neuhäuser-Metternich* Was fehlt der Technik, wenn die Frauen fehlen? 47
- Der Girls´ Day 49
- Komm-IT-Projekt Das Kooperationsprojekt Junge Frauen und Mädchen in IT-Berufen 50

Frauen in untypischen Berufen

- *Karin Ressel* Frauen in untypischen Berufen 51

Frauen in Uniform

- *Maja Apelt* Soldatinnen 54
- *Patricia Pfeil* Polizist, weiblich? 60
- *Susanne Klose* Polizei – ein echter Männerberuf? 66

Gleichstellungsbeauftragte

- *Dagmar Schlapeit-Beck* Kommunale Gleichstellungsbeauftragte: Von der Ombudsfrau zur Gender-Managerin 72
- *Christel Steylaers* Von der Lust, Frauenbeauftragte zu sein 79

Führungsfrauen

- *Ulrike Löhr* Frauen als Führungskräfte in der Kommunalverwaltung 81
- *Marlies Malmendier* Vom harten Schraubengeschäft: Unternehmerin in einer Männerbranche 87
- *Ursula Matthiesen-Kreuder* Als Frau in einer Männerkultur 89
- Mentoring und KIM – Kompetenz im Management 91

Leben und Arbeit

- *Dascha Klingenberg* Zur Ally Mc'Beal-isierung der Arbeitswelt 93
- *Barbara Thiessen* Die andere Seite der Vereinbarkeit: Von „Perlen" und anderen Frauen 99

Frauen und Recht

- *Kirsten Scheiwe* Geschlechterkonstruktionen im Sozialversicherungsrecht – über formale Gleichheit, (Un-)Abhängigkeit und faktische Ungleichheit 105
- *Ulrike Schultz* Richten Richterinnen richtiger? 117
- Mögliche Aktionen 127

Kapitel 3 Politikerinnen

- *Sabine Weiß* Frauen Mut machen - als Bürgermeisterin in einer Mittelstadt 129
- *Sonja Leidemann* Chancen nutzen und gestalten – Als Bürgermeister-Kandidatin im Wahlkampf 131
- *Irmingard Schewe-Gerigk* Frauen-Mentoring in der Politik – ein Grünes Rezept für mehr weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchs 133
- Mögliche Aktionen 137

Kapitel 4 Lebensentwürfe – Frauen zwischen Beruf und Familie

Demografie

- *Sibylle Meyer / Eva Schulze / Andrea Budnick* Wie Frauen den Wandel von Ehe, Familie und Partnerschaft beeinflussen 139

- *Sonja Menning* Frauen und Familie – Tradition und Veränderung in den Ländern der Europäischen Union 151

Zusammenleben

- *Barbara Keddi* Projekt Liebe: Zwischen Leitbild und subjektiver Bedeutung 159

- *Ulrike Hänsch* Normative Grenzen und individualisierte Freiheiten zugleich: Lesbische Frauen heute 166

Behinderte Frauen

- *Mathilde Niehaus* Frauen mit Behinderung: behindert sein – behindert werden 172

Zugewanderte Frauen

- *Renan Demirkan* Töchter 175

- *Iris Bednarz-Braun* Fremd- und Selbstbilder: Wie sich deutsche und zugewanderte Frauen sehen 177

- Mögliche Aktionen 182

Kapitel 5 Konstruktion und Wahrnehmung von Weiblichkeit

Medien

- *Johanna Adorján* Die neuen Frauchen. Mutter, Hausfrau, Pin-up: Die Sehnsucht nach der guten alten Zeit 183

- *Lisa Ortgies* Man trägt wieder Kind! 186

- *Nicole M. Wilk* „Und wen reißen wir jetzt auf?" – Über den pseudo-emanzipatorischen Wandel des Frauenbildes in der Werbung 190

- *Doris Katheder* „…und dann hing da der Faden raus." – Von den Peinlichkeiten ein Mädchen zu sein. Anmerkungen zum Mädchenbild in deutschen Mädchenzeitschriften 199

- *Elisabeth Klaus* Aufstand im Männerkloster – Stillstand in der Liturgie: Frauen in den Nachrichten 205

- *Bettina Rulofs, Ilse Hartmann-Tews* Frauenbilder im Rahmen der medialen Vermittlung von Sport 210

Kunst und Kultur

- *Birgit Schulte* „Ich sehe mich, also bin ich" Selbstportraits von Künstlerinnen im 20. und 21. Jahrhundert 217
- *Birgit Schulte* Der große Unterschied oder kleine Unterschiede? Nachdenken über eine „weibliche Ästhetik" 227
- *Helga Elben* Im Raster der sieben Göttinnen: Zur Installation und Bildserie „Meine Freundinnen" 234
- *Rita Viehoff* Tänzerinnen: To be in emotion (Oder: Es gibt keine Prinzessinnen mehr) 239
- *Helga Kotthoff* Von witzigen Weibern und komischen Kerlen. Gender und Humor gestern und heute 243
- Mögliche Aktionen 254

Kapitel 6 Körperbilder

- *Irmgard Vogt* Konstruktionen von Frauen, Schönheit und Körpern 255
- *Alexa Franke* Der Kampf um die Wespentaille 262
- *Alice Schwarzer* Der Diätwahn oder: Dünne machen! 271
- *Gabriele Strehle* Die Proportionen müssen stimmen 272
- *Claudia Gehrke* Körperbilder 275
- *Gitta Mühlen Achs* Doing Gender: Körpersprache und die Ordnung der Geschlechter 282
- *Topf, Cornelia* Körpersprache von Frauen. Sicher und selbstbewusst auftreten im Beruf 286
- Mögliche Aktionen 295

Anhang

- Biographien 297
- Das Internet-Portal für Frauen in NRW 307
- Broschürenliste 309
- Impressum 316

Einführung

Frauenleben ändert sich und damit auch die Bilder, die wir vor Augen haben.
Nie waren Frauen so hoch qualifiziert wie heute, nie standen Ihnen so viel Lebensoptionen offen; vielleicht war es aber auch noch nie so schwierig, eine passende Wahl zu treffen und einen passenden Weg zu finden.

Welche Assoziationen haben Sie beim Titel Frauenbilder? Ihre höchstpersönlicher Bilder und Wahrnehmungen werden davon abhängig sein, wie alt Sie sind, wie Sie leben, wo Sie leben, welchen Beruf Sie ausüben – ergänzt durch viele weitere Faktoren. Ihre Bilder können Ihnen Sicherheit geben, Sie motivieren, beflügeln und auch bremsen. Ebenso können die Bilder in den Köpfen anderer, bewusste und unbewusste, Ihnen Türen öffnen oder unsichtbare Hindernisse aufbauen.

Der Reader zeigt viele Facetten von modernem Frauenleben mit seinen Möglichkeiten, und er weist auf die Gefahren der Festlegung durch Bilder hin. Bilder werden nicht nur durch Abbildungen in Filmen, Fotos, Zeichnungen und Gemälden geschaffen. Sie entstehen genauso durch Wörter, letztlich sind alle Sinne an der Wahrnehmung und Konstruktion beteiligt.

Es ist der zweite Reader, den ich nach dem Reader „Frauen und Recht" für das Ministerium für Gesundheit, Soziales, Frauen und Familie für die Aktionswochen der kommunalen Gleichstellungsbeauftragten zusammengestellt habe. Mein Anliegen ist es, Ihnen zu zeigen, mit welchen Bildern von Frauen wir heute leben, wie sie entstehen, wie und warum sie sich wandeln und gewandelt haben, wie und warum bestimmte Bilder konstruiert werden, wie Ihnen Bilder aufoktroyiert und untergeschoben werden. Ihnen sollte auch klar werden, wie Sie selbst an diesem Prozess beteiligt sind: durch Selbstinszenierung, durch Auswahl und Bewertung Ihrer Wahrnehmungen. Der Reader soll Ihnen Mut machen, schwierige und untypische Wege zu gehen, Sie motivieren, Ihre Chancen zu nutzen und zu gestalten. Er gibt Rezepte zur Frauenförderung, Beispiele, wie Frauen in harten Männerkulturen überlebt und sich behauptet haben und dabei die Lust an der Arbeit behalten oder überhaupt erst gewonnen haben. Und er soll Sie warnen, sich nicht von einer diffusen Sehnsucht nach der guten alten Zeit über"mannen" zu lassen.

Ich habe in diesem Reader Beiträge von Wissenschaftlerinnen, Politikerinnen und Praktikerinnen zusammengetragen, um Ihnen ein breites Spektrum an Lebensentwürfen zum Kennenlernen und zur Orientierung ebenso wie Konzepte zur theoretischen Erfassung, Analyse, Bewertung und Kritik von Frauenbildern zu geben. Den Schwerpunkt habe ich dabei auf die Aspekte von **Frauen im Beruf, Frauen zwischen Beruf und Familie, die Konstruktion und Wahrnehmung von Weiblichkeit** und **Körperbilder** gelegt. Beteiligt ist eine Vielfalt von Fachdisziplinen: Geschichtswissenschaft, Soziologie, Politikwissenschaften, Pädagogik, Psychologie, Rechtswissenschaft, Kunstgeschichte, Literaturwissenschaft, Linguistik und Medienwissenschaften.

Die Autorinnen sind Journalistinnen, Gleichstellungsbeauftragte, Frauen in Führungspositionen, Bürgermeisterinnen, Bundestagsabgeordnete, Polizistin, Unternehmerin, Künstlerin, Kulturmanagerinnen und eben Frauen aus der Wissenschaft. Sie repräsentieren mehrere Generationen: Die jüngste ist 23, die älteste fast siebzig. Die meisten von ihnen leben in Nordrhein-Westfalen, oder sie stammen aus unserem Land, fangen damit in besonderer Weise die Lebensrealitäten zwischen Rhein, Ruhr und Lippe ein und sind jede für sich ein Beispiel für die tüchtigen und mutigen Frauen, die hier leben.

Ein gewaltiges Arbeitspensum war von allen Beteiligten zu bewältigen, bis das Ihnen vorliegende Ergebnis fertig gestellt war. Ich möchte Aira Schöttelndreier und Gesche Joost für ihre Unterstützung danken. Mir haben die intensiven Kontakte und Diskussionen mit den Autorinnen besonderes Vergnügen gemacht, und ich wünsche Ihnen, dass Sie über die Texte und Bilder in einen ebenso spannenden Austausch mit ihnen eintreten können. Anregungen für die Gestaltung von Veranstaltungen bei den Aktionswochen müssten Sie reichlich finden. Viel Erfolg!

Ulrike Schultz

Kapitel 1

Frauenbilder gestern und heute

- *Ruth Hagengruber* Frauen in der Geschichte der Wissenschaft
- *Karin Priester* Mary Wollstonecraft: ein Kampf gegen Vorurteile und für Frauenrechte
- *Gisela Shaw* Hedwig Dohm (1831-1919). Frauenrechtlerin und Schriftstellerin: „…und so war sie die geworden, die sie eben war"
- *Christiane Eifert* Frauenbilder nach 1945: Die „ideale" Frau und ihre Arbeit
- *Alice Schwarzer* Vorbilder und Idole
- Mögliche Aktionen

Ruth Hagengruber

Frauen in der Geschichte der Wissenschaft

Frauen haben in der Geschichte der Wissenschaften Großes geleistet. Dies gilt nicht erst für das 20. Jahrhundert und seine genialen Forscherinnen Marie Curie, Entdeckerin des Radium, Lise Meitner, die maßgeblich die Kernspaltung miterforschte, und Rosalind Franklin, die vielen als die eigentliche Entdeckerin der DNA gilt.

Seit der Antike sind uns bedeutende Wissenschaftlerinnen bekannt. Auch gegen die größten Widerstände ließen sie sich nicht davon abhalten, zu forschen oder ihren Lehrtätigkeiten nachzugehen. Einige fanden zu Lebzeiten bereits große Anerkennung, andere dagegen trafen auf bittersten, ja tödlichen Widerstand. Heute wird die Geschichte dieser Frauen Frau für Frau wieder neu ins Gedächtnis gebracht und in die Geschichtsbücher aufgenommen.[1]

Aspasia, Lehrerin der Rhetorik und der Ökonomie (ca. 470-410 v. Chr.)
In dem Fresco „Aspasias Salon" im Tympanon des Portals der Athener Universität wird Aspasia mit Perikles im Kreis der Politiker, Wissenschaftler und Philosophen jener Epoche gezeigt, darunter Sokrates, Platon, Phidias, Alkibiades, Archimedes und andere.
Das Foto wird gedruckt mit der freundlichen Genehmigung des Rektors der Universität Athen, Prof. Dr. G. Babiniotis.

In verschiedenen Texten finden wir die Lehrtätigkeit der berühmten Aspasia erwähnt. Nach Sokrates ist sie seine eigene und die Rhetoriklehrerin ihres Mannes, des berühmten Staatsmannes Perikles gewesen, der wegen seiner radikaldemokratischen Reden berühmt war.[2] In einem anderen Text diskutiert Sokrates, wie wichtig es sei, dass Frauen als gute Ökonominnen herangebildet werden und verweist wiederum auf Aspasias Sachkunde.[3] Einige Forscher bewerteten die Lehrtätigkeit der Aspasia als wesentlichen Bestandteil der athenischen Aufklärungsphilosophie. In dem Fresco „Aspasias Salon" im Tympanon des Portals der Athener Universität wird Aspasia im Kreis der Dichter, Politiker und Philosophen Athens der damaligen Epoche gezeigt (darunter auch Sokrates).

Hypatia, Astronomin und Mathematikerin (370-415n. Chr.)
Das Bild wird gedruckt mit der freundlichen Genehmigung des Amman Verlages,Zürich.

Die Ermordung der Hypatia ist ein Markstein für die Frauen in der Wissenschaftsgeschichte. Hypatia hat einen wesentlichen Beitrag zur Entwicklung der Mathematik geleistet und war als weise Frau und Leiterin einer „Eliteuniversität" zu ihrer Zeit berühmt. Über ihr hohes Ansehen, aber auch über die Anfeindungen, denen sie ausgesetzt war, und ihre Ermordung berichtet ein christlicher Geschichtsschreiber:
„In Alexandria lebte eine Frau mit Namen Hypatia, die eine Tochter des Philosophen Theon war. Sie verfügte über eine so herausragende Bildung, dass sie sämtliche Philosophen ihrer Zeit ausstach. Ihre Lehrtätigkeit brachte sie an die Spitze der platonischen Schule, die sich von Plotin herleitet, und sie unterrichtete jedermann in allen Wissensgebieten, der danach verlangte. Den Behörden gegenüber trat sie freimütig und mit Selbstbewusstsein auf, das ihre Bildung ihr verlieh ... Wegen ihrer außergewöhnlichen Intelligenz und Charakterstärke begegnete ihr nämlich jeder mit Ehrfurcht und Bewunderung. Diese Frau wurde nun damals das Opfer von gewissen Machenschaften. Weil sie nämlich häufiger mit Orestes, dem kaiserlichen Statthalter, zusammentraf, ging in der christlichen Bevölkerung das verleumderische Gerücht um, Hypatia sei

[1] *So zum Beispiel in dem Buch von Marit Rullmann u.a.: Philosophinnen Bd. 1 und 2, Dortmund 1993.*
[2] *So zu lesen in dem Dialog von Platon, Menexenos 235 e*
[3] *So zu lesen in dem Dialog von Xenophon, Oikonomikos 3, 14 f.*

es, die Orestes daran hindere, mit Kyrill, dem Bischof der Stadt, freundschaftliche Beziehungen zu pflegen. So verschworen sich verschiedene Hitzköpfe unter Führung des kirchlichen Vorlesers Petrus miteinander und überfielen die Frau hinterrücks, als sie bei irgendeiner Gelegenheit nach Hause zurückkehrte. Die Männer rissen sie aus der Sänfte und schleiften sie gewaltsam zu der Kirche, die unter dem Namen Kaisarion bekannt ist. Dort zogen sie ihr die Kleider aus und zerfleischten ihren Leib mit Scherben. Glied um Glied rissen sie die Frau in Stücke, trugen danach alles ... zusammen und verbrannten es. Die Tat trug Kyrill und auch der Kirche von Alexandria große Schande ein."[4]

Die Physikerin Gabrielle Emilie du Châtelet (1706 - 1749)
Das Bild von Emilie du Châtelet wird Jean Marc de Nattier (1685 - 1766) zugeschrieben. Es befindet sich im Besitz des Institut et Musée Voltaire. Gedruckt mit der freundlichen Erlaubnis des Institut et Musée Voltaire, Genève.

Von Emilie du Châtelet sollen die Leute zu ihrer Zeit gesagt haben, sie sei so genial gewesen, dass sie neun mal neun Zahlen im Kopf multiplizieren konnte! Ihre hervorragenden Leistungen in der Physik und Philosophie rissen die Zeitgenossen zu schwärmerischen Elogen hin. Der deutsche Philosoph Kant meinte, sie sei so begabt, sie müsste eigentlich einen Bart tragen! Dabei war Emilie du Châtelet gerade darin eine Meisterin, allen ihren Leidenschaften zu frönen, ihren „typisch" weiblichen wie ihren wissenschaftlichen. Unzählige Male dichtete ihr Verehrer und Lebensgefährte Voltaire über ihre glückliche Verbindung von Weiblichkeit und Wissenschaft. Auch in dem folgenden Versen zeigt er, wie im Génie der Emilie du Châtelet alles miteinander verbunden wird, die Physik mit dem Schmuck, die Algebra mit den Bällen: „Alles gefällt und ziemt ihrem umfassenden Genie: die Bücher, die Schmuckstücke, der Kompass und der Pompon / (...) Algebra, Soupers, Latein und Jupons / Die Oper, die Prozesse, der Ball und die Physik." Ihre Zeitgenossin, die deutsche Schriftstellerin Louise Gottsched (1713-1762) hebt in ihrer Eloge die Verdienste der Châtelet für die Wissenschaft hervor: „Du, die Du jetzt den Ruhm des Vaterlandes stützest / Frau! Die Du ihm weit mehr, als tausend Männer nützest / Erhabene Châtelet! oh fahre ferner fort / der Wahrheit nachzugehn..."[5]

Es gibt zahlreiche Möglichkeiten, sich über die verschiedenen Lebensläufe von Wissenschaftlerinnen zu informieren, z.B. finden sich eine Reihe von Frauenbiographien auf der Internetseite „FemBio" von Ilse Pusch http://www.fembio.org/Archiv/berufe.shtml. Zu weiteren Wissenschaftlerinnen und insbesondere Autorinnen finden sich Biografien im Autorenregister des Projekts Gutenberg von SPIEGEL Online http://gutenberg.spiegel.de/index.htm, bei den Literaturlinks: http://www.litlinks.it/litlinks.htm; auf der Homepage des virtuellen Projekts „Frauen verändern die Welt?!" http://www.uni-ulm.de/LiLL/3.0/D/frauen/, in der Internet-Enzyklopädie Wikipedia: http://de.wikipedia.org/wiki/ Hauptseite u.a.

Literaturhinweise zum Thema:

***Marit Rullmann u.a.**: Philosophinnen Bd. 1 und 2, einfach-Verlag 1993.*
***Ursula I. Meyer und Heidemarie Bennent-Vahle**, Philosophinnen-Lexikon, Reclam 1994.*
***Ruth Hagengruber**, Klassische philosophische Texte von Frauen, dtv 1998.*
***Mary Ellen Waithe**, A History of Women Philosophers, Kluwer 1987-1992.*

[4] *Zitiert nach Zitelmann, Arnulf: Hypatia, Weinheim 1988, S. 269 f.*
[5] *Zitiert nach Hagengruber, Ruth: Klassische philosophische Texte von Frauen, München 1998, S. 32.*

Karin Priester

Mary Wollstonecraft: Ein Kampf für die Rechte der Frau

Die englische Frauenrechtlerin, Schriftstellerin und Pädagogin Mary Wollstonecraft (1759-1797) wurde vor allem mit ihrem Werk *A Vindication of the Rights of Woman* (1792), (dt. Eine Verteidigung der Rechte der Frau), über die Grenzen ihres Landes hinaus bekannt und galt im ausgehenden 18. Jahrhundert als herausragende Anwältin für die Rechte der Frau. Wollstonecraft trat nicht nur als Literaturkritikerin, Journalistin und politische Schriftstellerin hervor. Auch als Autorin von heute vergessenen, weitgehend autobiographischen Romanen sondierte sie die Möglichkeiten und Grenzen eines selbstbestimmten Lebens als Frau unter den restriktiven ökonomischen und politischen Bedingungen ihrer Zeit.

1. Ein schwieriger Werdegang

Mary Wollstonecraft wuchs als Tochter eines verarmten Seidenwebers in einer kinderreichen Familie unter materiell und psychisch schwierigen Bedingungen auf und hatte nur eine geringe Bildung genossen. Wirtschaftlich war sie früh auf sich gestellt und bahnte sich als Autodidaktin ihren Weg. Als Gouvernante und Lehrerin, den einzigen Frauen damals zugänglichen Berufen, sammelte sie pädagogische Erfahrungen und stand geistig unter dem Einfluss des englischen Dissent, einer protestantischen, sozialkritischen Reformbewegung, die sich für die Hebung der Volksbildung als Voraussetzung für politische Teilhabe einsetzte.

Nach der Veröffentlichung ihres ersten, stark autobiographischen Romans *Mary, A Fiction* und einer Schrift zur Mädchenerziehung war Wollstonecraft als Verlagsassistentin, Journalistin und Übersetzerin in London im Kreis gesellschaftskritischer Künstler und Intellektueller tätig, die mit den Idealen der französischen Revolution sympathisierten. Von besonderem Einfluss waren der unitarisch-dissidentische Theologe und politische Schriftsteller Richard Price sowie der in England lebende, damals sehr erfolgreiche Schweizer Maler und Schriftsteller Heinrich Füssli, mit dem sie eine einseitige, enttäuschende Liebesbeziehung verband.

Zwischen 1792 und 1795 lebte Wollstonecraft in Frankreich und wurde Augenzeugin der französischen Revolution in der Phase der Jakobinerherrschaft. In Paris pflegte sie u.a. Umgang mit dem Weltreisenden, Schriftsteller und Jakobiner Georg Forster (1754-1794) und dem schlesischen Gelehrten Gustav Graf von Schlabrendorf (1750-1824). Ihre Sympathie galt dem bürgerlich-liberalen Flügel der Girondisten. Sie stand den Ideen des Philosophen Condorcet nahe, der schon 1789/90 für die Zulassung der Frauen zum Bürgerrecht eingetreten war, pflegte aber keinen Kontakt zu den revolutionären französischen Feministinnen wie Olympe de Gouges oder Théroigne de Méricourt. Mary Wollstonecraft war keine politische Aktivistin, sondern suchte und fand ihre Wirkungsmöglichkeiten eher im Bereich publizistischer und schriftstellerischer Aufklärung.

2. Ein vielfältiges, umstrittenes Werk

Als politische Schriftstellerin trat Wollstonecraft 1790 hervor mit einer Kampfschrift gegen den konservativen Politiker und Theoretiker Edmund Burke. Gegen diesen entschiedenen Gegner der Revolution und Anwalt der bestehenden gesellschaftlichen Ordnung nahm Wollstonecraft die von

der französischen Revolution ausgehenden Impulse auf und trat für universale Menschen- und Bürgerrechte, für politisch-soziale Reformen, für Chancengleichheit und soziale Gerechtigkeit in ihrem Lande ein.

International bekannt wurde sie als Vorkämpferin für die Rechte der Frau und als eine der führenden weiblichen Intellektuellen ihrer Zeit zwei Jahre später mit ihrem Werk *A Vindication of the Rights of Woman*. Der ihren Forderungen nahe stehende Pädagoge und Philanthrop Christian Gotthilf Salzmann übersetzte es wenig später ins Deutsche. Vor dem Hintergrund der sozialen und rechtlichen Lage der bürgerlichen Frauen im ausgehenden 18. Jh. plädiert Wollstonecraft vor allem für deren Recht auf Bildung als Voraussetzung für berufliche Tätigkeit und individuelle Selbstbestimmung. Unter dem Einfluss von John Locke und der Aufklärungspädagogik tritt sie für eine vernunftgemäße, praxis- und lebensnahe Erziehung ein. Diese habe – im Gegensatz zu den Postulaten Rousseaus – auf drei Ebenen anzusetzen: der Sinnesschärfung durch die Erfahrung der Dinge, der emotionalen und charakterlichen Bildung und der Einübung der Verstandestätigkeit. Wollstonecraft fordert, darin ihrer Zeit weit voraus, die Koedukation im Primarbereich.

Ihr besonderes Interesse gilt der Rolle der Frau als Staatsbürgerin und gleichberechtigte Partnerin des Mannes. Das Verhältnis der Geschlechter müsse von gegenseitigem Respekt geprägt werden durch bessere Bildungschancen für Frauen als Voraussetzung für ihre gesellschaftliche Anerkennung, ihre berufliche Entfaltungsmöglichkeit und staatsbürgerliche Gleichstellung. Als Vertreterin des aufstrebenden Bürgertums vertritt Wollstonecraft das pädagogische und gesellschaftstheoretische Ideal individueller Autonomie. Selbständigkeit, auch in ökonomischer Hinsicht, Selbsttätigkeit, Lebenstüchtigkeit, Praxis- und Lebensnähe durch einen handlungsorientierten Unterricht und ein öffentliches Schulwesen für alle lauten ihre Ziele.

3. Mary Wollstonecraft als Pionierin eines neuen weiblichen Lebensentwurfs – verdrängt und wieder entdeckt

In die Zeit ihres Aufenthalts in Paris fällt Wollstonecrafts Liebesbeziehung zu dem amerikanischen Abenteurer und Geschäftsmann Gilbert Imlay, aus der ihre uneheliche Tochter Fanny hervorging. Nachdem Imlay sie schon bald verlassen hatte und sie in ihrer Heimat wegen ihres damals als skandalös geltenden Lebenswandels, ihrer progressiven Thesen und ihres frauenpolitischen Engagements öffentlicher Anfeindung und herabsetzender Diffamierung ausgesetzt war, unternahm Wollstonecraft zwei Selbstmordversuche.

In ihrem letzten Lebensjahr heiratete sie den umstrittenen gesellschaftskritischen Philosophen und Schriftsteller William Godwin (1756-1836). Aus dieser Ehe ging Wollstonecrafts zweite Tochter, Mary Godwin, hervor, die nach ihrer Heirat mit dem Dichter Percy B. Shelley als Verfasserin des bis heute bekannten, häufig verfilmten Erfolgsromans *Frankenstein* bekannt wurde. Bei der Geburt dieser Tochter starb Mary Wollstonecraft im Alter von nur 38 Jahren am Kindbettfieber und teilte damit das Schicksal vieler Frauen ihrer Zeit, die bei der Geburt ihrer Kinder Opfer unzureichender hygienischer und medizinischer Standards wurden.

Nach ihrem frühen Tod war Mary Wollstonecraft lange Zeit vergessen; ihr Werk wurde während der Restaurationszeit im prüden, viktorianischen England erfolgreich verdrängt. Erst in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts wurde sie als Vorkämpferin für die Emanzipation der Frau, zugleich auch als Pionierin eines neuen, Beruf und Familie miteinander verbindenden weiblichen Lebensentwurfs, wieder entdeckt. Ihr Werk liegt inzwischen in einer Gesamtausgabe vor, und zahlreiche Biographien im englischsprachigen Raum zeugen vom lebhaften Interesse am Leben und am Werk dieser mutigen, unkonventionellen Frau.

Eines ihrer letzten Werke, die Reisebriefe aus Skandinavien, geschrieben während einer dreimonatigen Reise durch Nordeuropa, fand bei den englischen Romantikern große Beachtung. Das Buch zeigt Wollstonecraft als eine Autorin mit romantischem Empfindungsvermögen und mystisch-religiösen Neigungen, aber auch als scharfe Kritikerin des neuen, bürgerlich-liberalen Geldadels, der sich nach der französischen Revolution herausgebildet hatte. Es bereichert das Bild dieser Frau, deren Werk als Einheit von Theorie und gelebter Praxis auch in ihren Widersprüchen lebendig bleibt, um eine gesellschaftskritische Dimension, die gerade heute wieder aktuell ist.

Literatur:

Priester, Karin*: Mary Wollstonecraft, Ein Leben für die Frauenrechte, Biographie, München 2002*

Todd, Janet/Butler, Marilyn (Hg.)*: The Works of Mary Wollstonecraft, 7 Bde., London 1989*

Todd, Janet M.*: Mary Wollstonecraft, A Revolutionary Life, New York 2000*

Wollstonecraft, Mary*: Eine Verteidigung der Rechte der Frau, hrsg. von Joachim Müller und Edith Schotte, dt. von Edith Schotte, Leipzig 1989*

Wollstonecraft, Mary*: Reisebriefe aus Südskandinavien, hrsg. von Ingrid Kuscynski, dt. von Susanne Thurm, Leipzig 1991*

Gisela Shaw

Hedwig Dohm (1831-1919) **Frauenrechtlerin und Schriftstellerin: „... und so war sie die geworden, die sie eben war"**[1]

Auf Fotos von Hedwig Dohm[2] sind es vor allem die Augen, die einen fesseln: dunkel, forschend, klar. Ihre Tochter Hedwig Pringsheim-Dohm beschrieb sie so:

Schön war sie und reizend; klein und zierlich von Gestalt, mit großen grünlich-grauen Augen und schwarzen Haaren, die sie auf Jugendbildnissen noch in schlichten Scheiteln aufgesteckt trug, später aber abgeschnitten hatte, und die dann halblang und leicht gewellt ihr wunderbares Gesicht umrahmten. Wenn sie als alte Frau über die Straße ging, blieben die Leute stehen und sahen ihr nach, so fabelhaft sah sie mit ihrem durchgeistigten Gesicht und den großen Augen, die schon hinter die Welt zu blicken schienen, aus.[3]

Dies ist das Bild der Frau, die von Mitstreiterinnen in der frühen Frauenbewegung gefeiert wurde als „eine der kühnsten, geistvollsten und weitschauendsten Vorkämpferinnen ihres Geschlechts",[4] „die kühnste Denkerin und das feurigste Temperament der deutschen Frauenbewegung".[5] Und an die sich Feministinnen unserer Zeit ehrend erinnern als „eine der radikalsten Kämpferinnen für die Rechte der deutschen Frauen gegen Ende des 19. Jahrhunderts",[6] „die erste mutige Frau im Deutschland Bismarcks, die geheiligte Institutionen des preußischen Männerstaats angriff".[7]
Sehen wir uns nach Einschätzungen ihrer Persönlichkeit seitens ihrer Gegner um, den Repräsentanten der „geheiligten Institutionen des preußischen Männerstaats", mit denen sie sich anlegte, so ist aus dieser Quelle leider nichts zu erfahren. Denn diese Herren, darunter bedeutende Männer aus Politik und Wissenschaft, ließen sich nicht auf Wortduelle mit einer Frau ein, einer Frau, die rein aufgrund ihres Geschlechtes kaum erwarten konnte, ernst genommen zu werden. Ihnen ging es vielmehr um „das Weib", „die Frau" als Kollektivwesen[8]. Es ging darum, die deutsche Kultur zu retten vor der „krassen Unnatur unserer Frauenbewegung"[9]. Man verteidigte seine für unangreifbar erachteten Standpunkten und Prinzipien, ohne dabei auf Logik und rationale Argumentation, die (horribile dictu!) Gegenargumente hätten zulassen müssen, zurückzugreifen. Individualität wurde Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts sowieso allen Ernstes abgesprochen: „Die Frau ist nie-

---

1 *Hedda Korsch [Enkelin von Hedwig Dohm], „Erinnerungen an Hedwig Dohm", in Hedwig Dohm / Hedda Korsch, Erinnerungen, gesammelt und Vorwort Berta Rahm, Zürich: Ala, 1980, S. 26*

2 *Etwa in Heike Brandt, Die Menschenrechte haben kein Geschlecht. Die Lebensgeschichte der Hedwig Dohm, Weinheim: Beltz & Gelberg, 1989*

3 *„Meine Eltern Ernst und Hedwig Dohm", Vossische Zeitung, Bd 62, 1930; zitiert aus maschinenschriftlicher Abschrift im Archiv der deutschen Frauenbewegung, Kassel*

4 *Wally Zepler, „Hedwig Dohm", Sozialistische Monatshefte, 16.10.1913. zitiert aus H. Dohm, Die neue Mutter, Berlin 1900; Neudruck zusammengestellt von Berta Rahm, Neunkirch: Ala 1987, S. 68*

5 *Marie Stritt, „Zum Tode von Hedwig Dohm", Die Frauenfrage, 7/XXI1, Juli 1919, S. 49*

6 *Elke Frederiksen (Hg.), Die Frauenfrage in Deutschland. 1865-1915. Texte und Dokumente, Stuttgart: Philipp Reclam jun., 1981, 466*

7 *Marieluise Janssen-Jurreit, „Geschichte und Familiengeschichte: Die radikale Feministin Hedwig Dohm und ihre Enkelin Katia Mann", in Sexismus, München/Wien: Carl Hanser, 1976, S. 11*

8 *Eins der krassesten Beispiele ist Arthur Schopenhauers „Über die Weiber", in Parerga und Paralipomena, 1851. 2 Bde. Internet: http://gutenberg.spiegel.de/schopenh/weiber/weiber.htm*

9 *Karl Scheffler, Die Frau und die Kunst, Berlin: Julius Bard 1908, S. 108*

mals eine Persönlichkeit, wird niemals eine besitzen," so der Sanatoriumsarzt Dr. Georg Groddeck - eine ideale Zielscheibe für Hedwig Dohms spitze Feder.[10]
Und Hedwig Dohm selbst? Ihr wäre es nie in den Sinn gekommen, der Nachwelt Auskunft über ihre eigene Person zu überliefern. Ihre erste Biographin, die Freundin und Mitstreiterin Adele Schreiber, bat die Dreiundachtzigjährige umsonst um Informationen zu ihrem Leben und mußte sich ausschließlich auf Dohms publizierte Texte stützen.[11] Glücklicherweise sind diese Texte tatsächlich relativ ergiebig in bezug auf biographische Hinweise. Denn Dohm sah ihr Leben und ihre Erfahrung als symptomatisch an für Leben und Erfahrungen deutscher bürgerlicher Frauen ihrer Zeit generell, weshalb sie sie als Roh- und Beweismaterial verwendete, um die Frauen-Misere darzulegen und zum Nachdenken über Ursachen und mögliche Verbesserung anzuregen. „Alles, was ich schreibe, steht im Dienste der Frauen", lautete ihre Selbstanzeige zu einem ihrer Romane.[12] Und in einem späteren bekenntnishaften Text bestätigt sie: „Was ich je über Frauen geschrieben habe, es war in tiefster Seele Erlebtes, Selbsterlebtes".[13] Insofern ist es durchaus legitim, Dohms Texte daraufhin abzuhorchen, was sie uns über ihre Autorin mitteilen können.
Eines tritt bald klar hervor: Dohms Persönlichkeit und Selbstwahrnehmung sind stark geprägt durch eine unglückliche, einsame und mit bitterer Trauer erinnerte Kindheit. Sie wurde 1831 geboren, mitten hinein in die Restaurationszeit des Vormärz. Letztlich hatte sie 17 Geschwister. Die Eltern heirateten erst nach der Geburt des zehnten Kindes. Der Vater, „ein stiller, ergebener Herr", (S. 66) ohne Schulbildung, da ein Kaufmann „nichts zu lernen braucht", (S. 67) war Jude und hatte sich 1817 evangelisch taufen lassen. Er scheint im Leben der Tochter kaum eine Rolle gespielt zu haben. Dagegen war die Beziehung zur Mutter von Anfang an problematisch und für die Entwicklung des scheuen, sensiblen und phantasievollen Mädchens bestimmend. Die Tochter fühlte sich ungeliebt von der Mutter, die sie beschreibt als „rasch, resolut, aufbrausend, herrschsüchtig", „eine robuste Frau", „der Herr im Hause", „eine erstklassige Hausfrau". (S. 65-66) Von geistigen Interessen war im Hause nichts zu spüren. Die kleine Hedwig wurde bestraft, wenn die Mutter sie beim Lesen ertappte.
Hedwig Dohm erlebte die Zeit ihrer Kindheit und Jugend als „eine sachte, zahme Zeit, eine Zeit ohne Jugend, ohne Rausch. Eine Zeit wie für alte Leute." (S. 46) Tief bedrückend war das „mit schematischer Regelmäßigkeit" ablaufende Familienleben (S. 53), ein „förmlich auswendig gelerntes Menschentum. Weltanschauungen, Meinungen, Lebenseinrichtungen waren fix und fertig zu beziehen." (S. 54) „Das Alter wurde gewissermassen den Frauen auf den Leib geschrieben" (S. 53). Bei der Kindererziehung waren „Prügel und Erziehung […] beinahe identisch." (S. 66) Streng hierarchische Regeln dominierten Gesellschaft wie Familie: „Absolut die Herrschaft der Eltern über ihre Kinder, der Hausfrau über die Dienstboten". (S. 66) Und des Mannes über die Frau. Schon die kleinen Mädchen erfuhren an sich die als naturgegeben akzeptierte Unterordnung weiblicher Wesen: „Die Knaben schwammen. Die Mädchen nicht. Die Knaben ruderten. Die Mädchen nicht." (S. 51) Das Mädchen Hedwig, „still, versonnen, furchtsam, schüchtern", (S. 67) sah sich als ungeliebten Außenseiter und Sündenbock inmitten der riesigen Familie, „ein Kuckucksei im fremden Nest". (S. 65)
Mit fünfzehn Jahren mußte sie die Schule verlassen, zutiefst bedrückt über ihre mangelnde Bildung: „Alle Felder meines Geistes blieben unbeackert. So musste ich wohl ein Dilettant bleiben, der auf dem Instrument seiner Seele nur zu klimpern verstand. Ein geistiger Backfisch."[14] Mit zweiund-

---

[10] *Hedwig Dohm, „Die ‚Unpersönlichkeit' der Frau", Frauenbewegung, 1909, S. 123-125. – Auch Karl Scheffler vertrat den Standpunkt, daß der Frau ihrem natürlichen Wesen nach eine Persönlichkeit nicht zukommen könne. (a.a.O., S. 30)*

[11] *Adele Schreiber, Hedwig Dohm. Vordenkerin und Vorkämpferin neuer Frauenideale, Berlin: Märkische Verlagsanstalt, 1914*

[12] *„Selbstanzeige Sibilla Dalmar", Die Zukunft, 3.10.1896; Zitat aus Hedwig Dohm / Hedda Korsch, Erinnerungen, gesammelt und mit Vorwort von Berta Rahm, Zürich: Ala, 1980, S. 89*

[13] *„Kindheitserinnerungen einer alten Berlinerin", zuerst erschienen 1912; Zitat aus Hedwig Dohm / Hedda Korsch, Erinnerungen, S. 78. – Die nun folgenden Seitenangaben beziehen sich auf diesen Text.*

[14] *„Kindheitserinnerungen einer alten Berlinerin", a.a.O., S. 72*

zwanzig nahm sie Zuflucht in der Ehe. Ihr Mann, Ernst Dohm, war über zehn Jahre älter als sie, ein als Kind zum evangelischen Glauben konvertierter geistreicher, lebensfreudiger, in Geld- und Moralfragen nicht immer vorbildlicher Mann, Redakteur des satirischen Berliner Blattes Kladderadatsch. Über die näheren Umstände der Heirat und Ehe ist nichts Genaues bekannt. Da es jedoch in Dohms literarischen Werken kein Beispiel für eine glückliche Ehe gibt, kann man wohl annehmen, daß auch die ihre nicht unproblematisch war. Zumindest hatte sie nun die Freiheit zu lesen und an ihrer Bildung zu arbeiten.
In den ersten sieben Jahren ihrer Ehe gebar sie fünf Kinder - für eine spätere Frauenrechtlerin äußerst ungewöhnlich, wenn nicht gar einmalig (zumindest in Deutschland). Das erste, der einzige Sohn, starb mit zwölf Jahren an Scharlach. Hedwig Dohms Privatleben war vor allem der Erziehung der vier Töchter zu Selbständigkeit und freiem Leben gewidmet (alle vier erlernten einen Beruf). In der Erinnerung ihrer Tochter Hedwig Pringsheim-Dohm war sie als Mutter „ein Märchen":

Es ist ganz unmöglich, ohne Tränen im Auge an sie zu denken, von ihr zu sprechen. Eine süße Zärtlichkeit, eine aufopferungsvolle Liebe, ein stetes Sinnen und Trachten, ihre Kinder glücklich zu machen, sie zu freien, selbständigen Menschen zu erziehen, erfüllten sie bis zu ihrem Tode. Gewiß, sie war ein Mensch, hatte ihre kleinen menschlichen Schwächen und Fehler neben ihren großen Gaben; aber als Mutter war sie vollkommmen.[15]

Neben der Sorge um ihre Kinder war es das Bemühen, ihrem Mann und den gesellschaftlichen Erwartungen an sie als Hausfrau und Salondame gerecht zu werden, das ihr häusliches Leben erfüllte. Der Dohmsche Salon in Berlin wurde in den Gründerjahren Treffpunkt für Literaten, Künstler, Schriftsteller und Politiker. Theodor Fontane, Franz Liszt, Fritz Reuter, Ferdinand Lassalle z. B. gehörten zum Dohmschen Freundeskreis. Hedwig Dohm, die selbst sehr unter ihrer Schüchternheit litt und offenbar von ihrem Mann alles andere als Ermutigung erfuhr, hielt sich soweit wie möglich beobachtend, lauschend und lernend im Hintergrund. Rebellieren tat sie nie.
Das war die Hedwig Dohm, wie ihre Familie, Freunde und Bekannten sie zu sehen bekamen. Aber dann war da die andere, die Frau, die nach einem Jahr konzentriert nachgeholter „Lehr- und Wanderjahre" - sie verbrachte 1869/70 ohne Mann und Kinder ein Jahr bei ihrer Schwester Anna, die in Rom als Malerin lebte - mit gestärktem Selbstgefühl nach Berlin zurückgekehrt war und ohne weitere Vorwarnung oder Gönner ihre Laufbahn als feministische Autorin begonnen hatte. Bis zum Tode ihres Mannes publizierte sie Jahr für Jahr brilliante satirische Schriften zu den verschiedensten Aspekten weiblicher Diskriminierung.[16]

Im Gegensatz zu ihren männlichen Kontrahenten hält Hedwig Dohm sich nie bei abstrakten Gedankengängen auf. Ihre Schreibanlässe sind konkret, die Probleme rufen nach konkreten Lösungen. Oft reagiert sie auf Veröffentlichungen aus der Feder von „Herrenrechtlern", wie sie sie nennt, Antifeministen, die ihren Chauvinismus wissenschaftlich verbrämt vortragen. In ihrer ersten Streitschrift, *Was die Pastoren von den Frauen denken*, erschienen 1872, als sie selbst zweiundvierzig Jahre alt und noch absolut unbekannt war, greift Hedwig Dohm zwei Prachtexemplare dieser Spezies an, die mit großem wissenschaftlichen Ernst dafür plädierten, die Bildungs- und Berufschancen der Frau in engen Schranken zu halten; sei es, da Frauen nun einmal über nur geringe Geistes- und Körperfä-

---

15 *„Meine Eltern Ernst und Hedwig Dohm", a.a.O., S. 13*

16 *Die wichtigsten Schriften aus dieser Zeit sind: Was die Pastoren von den Frauen denken. Zur Frauenfrage von Philipp Nathusius und Herrn Professor der Theologie Jacobi in Königsberg, Berlin: Reinhold Schlingmann, 1872; Neudruck: Was die Pastoren von den Frauen denken, Vorw. Von Berta Rahm, Zürich: Ala, 1977. - Der Jesuitismus im Hausstande. Ein Beitrag zur Frauenfrage, Berlin: Wedekind und Schwieger, 1873. - Die wissenschaftliche Emanzipation der Frau, Berlin: Wedekind & Schwieger, 1874. - Der Frauen Natur und Recht. Zur Frauenfrage zwei Abhandlungen über Eigenschaften und Stimmrecht der Frauen, Berlin: Wedekind & Schwieger 1876. Neudruck: Neunkirch: Ala, 1986*

higkeiten verfügten; sei es, um deren Anmut nicht zu beeinträchtigen und sie ihrer wahren Aufgabe – dem Wohlgefallen und Wohlleben des Mannes zu dienen – nicht zu entfremden.[17] Hedwig Dohm zerpflückt die Argumente der gelehrten Herren Stück für Stück, bleibt jedoch bei aller ironischen Schärfe sachlich und gemäßigt und ihren Kontrahenten an Objektivität weit überlegen.
Schon ein Jahr später (1873) wendet sich Hedwig Dohm in *Der Jesuitismus im Hausstande* einem weiteren Angriffsziel zu. Diesmal sind es bürgerliche Frauen, die in vorauseilendem Gehorsam das patriarchalische Ideal der „guten Hausfrau" in seiner engsten Auslegung zum einzigen Lebensideal erheben. Hedwig Dohms Satire gipfelt in dem „Glaubensbekenntnis" der deutschen Hausfrau:

Ich, Madame Schulz, glaube von ganzem Herzen und mit allen meinen Kräften an mich und meine Küche, an meine Kinderstube und meinen Waschkeller, an meinen Trockenboden und meine Nähmaschine. Alles aber, was darüber ist, ist vom Übel. Ich glaube, daß, wenn der liebe Gott eine Frau hätte, sie gerade so sein müßte wie ich. Ich glaube, daß die Dienstmädchen eine nichtswürdige und zu mißhandelnde Race sind. Jede Frau aber, die meine Unfehlbarkeit anzuzweifeln wagt, die meinen Anschauungen entgegen ist, oder sich mit sogenannten Ideen befaßt, erkläre ich für eine sittenlose und verabscheuungswerthe Emancipirte, für eine Ketzerin, die von Rechtswegen gespießt und mir zu süßem Duft gebraten werden müßte. […] Denn ich war und bin und werde sein - eine deutsche Hausfrau! (S. 93)

Wieder ein Jahr später (1874) knöpft sich Hedwig Dohm die Gegner des weiblichen Hochschulstudiums vor, ganz speziell den Münchner Anatomen und Physiologen Theodor von Bischoff und dessen antifeministische Schrift *Das Studium und die Ausübung der Medizin durch Frauen*[18]. Was sonst niemand laut sagte, wagte Hedwig Dohm auszusprechen: Es war vor allem die Angst vor weiblicher Konkurrenz und daraus resultierendem Machtverlust, die den starken Widerstand männlicher Mediziner gegen weibliche Ärzte erklärte:

Ich hoffe im Laufe meiner Abhandlung beweisen zu können, daß die Frauen zu Arbeiten gezwungen werden, für die sie nicht geeignet sind [schwere körperliche Arbeit in Landwirtschaft und Industrie], und ausgeschlossen von solchen, die ihrer Natur zusagen.
Ich hoffe beweisen zu können, daß zwei Grundprincipien bei der Arbeitstheilung zwischen Mann und Frau klar hervortreten: die geistige Arbeit und die einträgliche für die Männer, die mechanische und die schlecht bezahlte Arbeit für die Frauen; ich glaube beweisen zu können, daß der maßgebende Gesichtspunkt für die Theilung der Arbeit nicht das Recht der Frau, sondern der Vortheil der Männer ist, und daß der Kampf gegen die Berufsarbeit der Frau erst beginnt, wo ihr Tagelohn aufhört nach Groschen zu zählen.[19]

Hedwig Dohm wurde nicht müde, Deutschlands Rückständigkeit in Fragen Frauenemanzipation anzuprangern. Den Generalschlüssel zur weiblichen Emanzipation sah sie in der Gewährung des politischen Wahlrechts[20] – ein besonders heißes Eisen, das in England sowohl im Parlament als auch in der Presse zumindest heftig diskutiert wurde, in Deutschland jedoch noch total tabu war. Selbst ihre Mitstreiterinnen in der Frauenbewegung hielten es noch lange Jahre für verfrüht, auch nur daran zu rühren.

---

17 *Philipp von Nathusius, Zur Frauenfrage, Halle 1871 (Dohm hielt ihn für einen Pastoren, er war aber Zeitungsredakteur; s. Philippa Reed, „Alles, was ich schreibe, steht im Dienst der Frauen." Zum essayistischen und fiktionalen Werk Hedwig Dohms. (1833-1919), Frankfurt/M: Peter Lang, 1987, S. 34); und Professor der Theologie Hermann Jacobi, Die Grenzen der weiblichen Bildung, Gütersloh 1871*

18 *München 1872; Hedwig Dohm, Die wissenschaftliche Emancipation der Frau, Berlin 1874. Zitiert aus Emanzipation, Zürich: Ala, 2. Auflage 1982*

19 *Emanzipation, S. 11*

20 *„Das Stimmrecht der Frauen", in Der Frauen Natur und Recht. Zur Frauenfrage zwei Abhandlungen über Eigenschaften und Stimmrecht der Frauen, Berlin: Wedekind & Schwieger 1876. Neudruck: Neunkirch: Ala, 1986, S. 57-185*

Hedwig Dohm nimmt kein Blatt vor den Mund:

Die Gesetze, die Männer gemacht haben, sind der reine und unverfälschte Ausdruck ihrer Gesinnung in Bezug auf die Frau […]. Diese Gesetze aber scheinen nur dazu da, die bürgerliche Untauglichkeit der Frau zu beweisen, […]. (S. 101)

Im deutschen Kontext und zu diesem frühen Zeitpunkt stellten derlei Ausführungen eine wahre Pionierleistung dar. Dohms Abhandlung „Das Stimmrecht der Frauen" endet mit dem herrlich zitierbaren und immer wieder zitierten Satz „Die Menschenrechte haben kein Geschlecht". (S. 185) Erst 1919 erhielten Frauen in Deutschland das allgemeine Wahlrecht. (In Frankreich dauerte es noch ein Vierteljahrhundert länger.)
Von 1883 an war Hedwig Dohm dann Witwe. Statt sich in die gesellschaftlich vorprogrammierte Rolle der von ihren Kindern abhängigen und ihnen dafür zu Dank verpflichteten Schwiegermutter und Großmutter zu schicken, nahm sie ihr Leben selbst in die Hand. Es begann ihre produktivste schriftstellerische Phase. Nicht nur entstanden weiterhin feministische Aufsätze, Abhandlungen und Streitschriften, in denen sie ihre eigene Lebenserfahrung als reife und alternde Frau zu Gunsten ihrer Mitfrauen auswertete.[21] Sie schrieb auch eine Fülle von Romanen, Novellen und Lustspielen, alle dem Leben und der gesellschaftlichen Situation von Frauen gewidmet.[22] Trotz ihres zurückgezogenen Lebens wurde ihr Haus zum Treffpunkt führender Frauenrechtlerinnen. Sie starb 1919 mit achtundachtzig Jahren, immer noch brennend am Schicksal der Frauen interessiert, schriftstellerisch aktiv und geistig hellwach, wenn auch zutiefst deprimiert über den mörderischen Krieg und seine Folgen, darunter die Ermordung Rosa Luxemburgs, über die sie nach Aussage ihrer Tochter Hedwig, „lange und bitterlich" weinte.[23]
Unter Hedwig Dohms Enkeln war Katia Mann, geborene Pringsheim. In *Meine ungeschriebenen Memoiren* entwirft sie skizzenhaft ein Bild ihrer Großmutter Hedwig Dohm als einer „sehr naiven, dabei begabten Frau", „später eine richtige Märchenfigur", die „klein und […] immer kleiner" wurde und an der ihre Urenkel sehr hingen.[24] Die schriftstellerische Tätigkeit der Großmutter war ihr zwar als solche bekannt („Der erste Schriftsteller [sic], den ich gekannt habe, war meine Großmutter Hedwig Dohm." S. 16), aber als ausgesprochene Antifeministin und Frau des weltberühmten schreibenden Mannes hatte sie wenig Interesse an einer schreibenden Großmutter. Deren Romane, so ihr zusammenfassendes Urteil, seien „heute wahrscheinlich nicht sehr aktuell". (S. 35)
Eine andere Enkelin, Hedda Korsch, geborene Gagliardi, die ihrer Großmutter nach eigenem Zeugnis am nächsten stand und sie sehr bewunderte, bemerkte bei dem Versuch, ihre Erinnerungen an „Mimchen" zu Papier zu bringen, „wie wenig ich weiss".[25] So etwa nichts über ihre Ehe mit Ernst Dohm, ihren Berliner Salon, ihre Arbeit als Schriftstellerin. Die Großmutter sei immer auf sich gestellt gewesen, habe von früher Jugend an „alle ihre schöpferischen Kräfte für sich allein aus-

---

21 *So ewa: Nietzsche und die Frauen, Die Zukunft, Berlin, Bd 25, 1898, 535-543. – Die Antifeministen, Berlin: Dümmler 1902; Neudruck: m. Anm. A. Widmann, Frankfurt/M, 1976; auch http://gutenberg.spiegel.de/dohm/antifemi/antifemi.htm. – Die Mütter. Beitrag zur Erziehungsfrage, Berlin: Fischer, 1903; auch http://www.gutenberg2000.de/dohm/muetter/muetter.htm. – „Die ‚Unpersönlichkeit' der Frau", Frauenbewegung, 1909, S. 24-126. – „Die Idealisten des Antifeminismus", in Wally Zepler (Hg.), Sozialismus und Frauenfrage, Berlin: Cassirer, 1919*

22 *Die Wichtigsten: Frau Tannhäuser. Novellen, Breslau etc.: S. Schottländer, 1890. - Plein Air. Roman, Berlin: F. & P. Lehmann, Stuttgart: Union, 1892. - Wie Frauen werden. Werde, die Du bist. Novellen, Breslau: S. Schottlaender, 1894. – Sibilla Dalmar. Roman aus dem Ende unseres Jahrhunderts, Berlin: S. Fischer, 1896. – Schicksale einer Seele. Roman, Berlin: S. Fischer, 1899. – Die neue Mutter, Berlin, 1900; Neudruck: zusammengestellt von Berta Rahm, Neunkirch: Ala, 1987. – Christa Ruland. Roman, Berlin: S. Fischer, 1902. – Die Antifeministen, Berlin: Dümmler, 1902; Neudruck mit Anm. Frankfurt/M: A. Widmann, 1976; auch http://gutenberg.spiegel.de/dohm/antifemi/antifemi.htm. – Schwanenlieder. Novellen, Berlin: S. Fischer, 1906. – Sommerlieben. Freiluftnovellen, Berlin: Vita, 1909*

23 *Hedwig Pringsheim-Dohm, a.a.O., S. 14*

24 *Hg. Elisabeth Plessen und Michael Mann, Stuttgart: Deutscher Bücherbund, 1976, S. 16*

25 *„Erinnerungen an Hedwig Dohm", in H. Dohm, Erinnerungen, S. 16*

gebildet, […] und so war sie die geworden, die sie eben war".[26] „Sehr geistreich" sei sie gewesen, „eine ungewöhnlich starke Persönlichkeit, aber zugleich einer der selbstlosesten Menschen, die mir je begegnet sind", „ein Kämpfer", aber ohne jegliches „Gift in der Chemie ihrer Seele", „zart und empfindlich und in vieler Beziehung schüchtern", „wundervoll respektlos gegenüber jeder Form von Autorität".[27] Auch in diesem Persönlichkeitsbild also die Spannung zwischen kämpferischer Stärke und empfindsamer Schüchternheit, zwischen sozialem Engagement und tiefer Einsamkeit.
Hedwig Dohm war sich der Verwerfungen in ihrer Persönlichkeit und ihrer Biographie durchaus bewußt und litt darunter. Sie, deren wichtigste Botschaft an die Menschen die Botschaft von der gesellschaftlichen (nicht biologischen) und daher veränderbaren (nicht unabänderlichen) Bedingtheit der Unterschiede in Wesen und Verhalten der Geschlechter war, sah die Erklärung für die Ambivalenz ihrer eigenen Persönlichkeit wie auch derjenigen vieler Frauen ihrer Zeit in den jeweiligen äußeren Umständen, in die sie und andere hineingeboren wurden:

Es ist das grösste Unglück eines Menschen, in einer falschen Zeit geboren zu sein, in einer falschen Stadt, einer falschen Familie. Unzeitgemäss zu sein ist nur den Unsterblichen, den Genies gestattet. Wir andern Sterblichen aber, sind wir nicht mit unserer Zeit verwurzelt, bedroht uns geistig seelisches Verkümmern. Wurzelloses trägt keine Blüten, trägt keine Früchte. Aus seinen großen Schmerzen machte Heine - kleine Lieder. Meinen Schmerzen (die eines Gefangenen, der von der Sonne da draussen weiss) entstürmen meine Ideen der Frauenemanzipation. Damit das Weibchen lebe, schlug man ein Menschentum ans Kreuz.[28]

Die Kreuzigung des Menschentums einem chauvinistischen Gesellschaftsideal zuliebe ist ein immer wiederkehrendes Thema in ihren Romanen und Novellen. Ihren jungen Heldinnen fehlt es nicht an Schärfe des Geistes, an Wortgewandtheit, an gutem Willen, an physischen Reizen und noch nicht einmal an finanziellen Mitteln. Aber letztlich passen sie nicht in ihre Zeit, und die Anpassung kostet sie ihre Individualität. Sie verraten ihre eigenen emanzipatorischen Ideale, gehen an innerem Zwiespalt zugrunde. Kein Wunder, daß diese literarischen Texte bei ihren Mitstreiterinnen in der Frauenbewegung bestenfalls auf taktvolles Schweigen, schlimmstenfalls auf Ablehnung und Enttäuschung stießen.
Knapp ein Jahrhundert später, zur Zeit der zweiten deutschen Frauenbewegung, hat die Germanistin Elisabeth Lenk einen Begriff gefunden, der das Phänomen Hedwig Dohm genau zu treffen scheint: „die sich selbst verdoppelnde Frau".[29] Lenk ging es um die Frage, ob es so etwas wie eine weibliche Ästhetik gebe, also eine speziell weibliche Art des Schreibens. Sie gelangt zu dem Schluß, daß es für eine eindeutige Antwort auf diese Frage - wenn es sie denn überhaupt gebe - noch zu früh sei, da es vorläufig noch an Beweismaterial fehle. Jedoch ist sie sich sicher, daß etwas sehr Wesentliches und Neues an Texten von Frauen feststellbar sei:

Das Weibliche ist in Bewegung geraten. […] produktiv, weil die Frauen anfangen, frei über ihre Phantasien zu verfügen und bedrohlich (fürs Bestehende), weil die nur scheinbar versteinerte Frau, Fundament der patriarchalischen Gesellschaft, also der Boden, auf dem die Männer so lange standen, anfängt sich zu bewegen. […] Die neue Frau hat zwei völlig verschiedene Gesichter. Das eine der Männerwelt zugewandte Gesicht kann gar nicht neutral und sachlich genug sein, denn nach wie vor müssen die Frauen täglich um die elementarste Gerechtigkeit kämpfen; dazu bedürfen sie der polemischen Kraft und der Kälte. Das andere, den Frauen zugewandte Gesicht ist gar kein Gesicht, sondern eben die Bewegung, von der ich sprach.[30]

---

[26] *Ebd., S. 26*
[27] *Ebd., S. 22-23*
[28] *„Kindheitserinnerungen einer alten Berlinerin", a.a.O., S. 78*
[29] *E. Lenk, „Die sich selbst verdoppelnde Frau", Ästhetik und Kommunikation 7 (1976), H. 25, S. 84-87*
[30] *Ebd., S. 84*

Liest sich Elisabeth Lenks generische Analyse nicht, als sei sie genau auf Hedwig Dohm zugeschnitten? Da war einerseits die polemische, selbstbewußte Kämpferin für die Rechte der Frauen. Das Abfassen dieser Streitschriften war Hedwig Dohm vergleichsweise leicht von der Hand gegangen. Es gab einen klar definierten Gegner, ein konkretes Argumentationsziel. Inhalt und Form der Texte waren strenger Logik unterworfen. Vorbilder gab es reichlich. Daß die Vorbilder ausschließlich männlichen Federn entstammten, war nicht nur kein Hindernis, sondern sogar hilfreich; denn männliche Gegner waren am besten mit männlichen Waffen zu schlagen. Hedwig Dohm erwies sich in diesem Bereich als Naturtalent.
Dann war da aber noch das andere, den Frauen zugewandte „Gesicht" Dohms, das ihre im engeren Sinne literarischen Arbeiten prägt. Hier ging es um die Darstellung subjektiven weiblichen Erlebens aus weiblicher Perspektive. Witz und Logik waren weniger gefragt als assoziatives Denken, Einfühlungsvermögen, Kreativität. Das Gegenüber war nicht ein klar definierter männlicher Gegner, sondern eine anonyme weibliche Leserschaft, die der Aufklärung und Ermutigung bedurfte. Männliche sprachliche Vorbilder waren hier nur von begrenztem Wert, weibliche fehlten zu Dohms Zeiten noch weitgehend. Beim Schreiben solcher Texte gewannen bei Dohm nicht selten Resignation und Unsicherheit die Oberhand.

Und so kehren wir denn zu unserer eingangs gestellten Frage zurück: Wer war Hedwig Dohm eigentlich? Letztlich, so ergibt unsere Umschau, haben wir die verschiedensten Facetten – sich widersprechende, ergänzende, hie und da auch überlappende, aber nie völlig deckungsgleiche Facetten – , die sich dem Versuch, sie in ein geschlossenes Gesamtbild zu verschmelzen, widersetzen. So bleibt es jedem unbenommen, sich seinen Teilaspekt auszusuchen, wobei die jeweilige Wahl mit Sicherheit weniger über die Dargestellte als über den Beschauer und seine gesellschaftliche Umwelt aussagt. Hedwig Dohm ihrerseits hat direkte Auskunft zu ihrer Person verweigert, hat sich aber rückhaltslos zum Wohle ihrer Mitfrauen in ihre Texte eingebracht. Respektieren wir also ihre persönliche Bescheidenheit, konzentrieren wir uns auf ihr unbedingtes, lebenslanges und einzigartiges Engagement für die Sache der Frauen, und begnügen wir uns mit dem Urteil ihrer Enkelin Hedda Korsch: „ … und so war sie die geworden, die sie eben war."

Christiane Eifert

Frauenbilder nach 1945: Die ideale Frau und ihre Arbeit

Wie keine zweite verkörperte die Schauspielerin Ruth Leuwerik in der Bundesrepublik der fünfziger und sechziger Jahre, in den Zeiten des Wiederaufbaus und Wirtschaftswunders, die ideale Frau.[1] Meist spielte sie selbstbewusste und tatkräftige Frauen mit einer eigenen beruflichen Karriere: ein Fotomodell, eine Unternehmerin, eine Opernsängerin und eine Ärztin, eine Fotoreporterin, eine Lehrerin und sogar eine Bürgermeisterin. Gerade die Figur der Bürgermeisterin erschien dem Kinopublikum in den westdeutschen Nachkriegsjahren keineswegs ungewöhnlich, denn man kannte ja die tüchtigen Oberbürgermeisterinnen etwa von Berlin oder von Oberhausen.[2] So hielten es die Zeitgenossen für glaubwürdig, wenn Leuwerik im Film „Die ideale Frau" eine kommunalpolitisch erfahrene promovierte Juristin darstellte, die zur Oberbürgermeisterin gewählt wurde und ihre Ehe mit einem Stadtrat durchaus für kommunalpolitische Ziele riskierte.[3] Leuwerik gelang es in ihren Filmen, tradierte Verhaltensmuster umzukehren: sie akzeptierte als selbständige Frau schließlich den Mann als guten Kameraden, dem es allerdings nicht zustand, ihre Berufstätigkeit in Frage zu stellen. Für ihre Darstellung von selbständigen, qualifizierten und lebenstüchtigen Frauen wurde Leuwerik von den Zuschauerinnen geliebt, die in diesen Filmen offenbar ihre Sehnsüchte nach einer anderen Lebenswirklichkeit als erwerbstätige Frauen gespiegelt sahen. „Die Frauen bilden das Gros des Filmpublikums. Und diese Frauen können sich mit den Problemen, die ich auf der Leinwand habe, identifizieren", erklärte Leuwerik 1962 ihre Popularität.[4]

Selbständige, erwerbstätige, patente und tatkräftige Frauen – dieses von Leuwerik dargestellte Frauenideal der Nachkriegsjahre kommt beim Rückblick auf jene Jahrzehnte heute niemandem mehr in den Sinn. Unser retrospektiver Blick ist dominiert vom Bild der angepassten, qualifikations- und erwerbslosen, unselbständigen „Nur-Hausfrau" oder dem des naiven Mädchens. Tatsächlich aber verweisen uns Leuweriks Filmheldinnen darauf, dass sich für die damalige Zeit weder die Lebenssituationen noch die Bilder und Ideale von Frauen so einfach auf den Nenner von Abhängigkeit und Passivität bringen lassen. Selbstverständlich differierten die Wünsche von Frauen, ihre Chancen und die von ihnen erreichten Ziele je nach ihrem Alter, ihrer Herkunft und Ausbildung, nach der Zahl ihrer Kinder und ihrem Familienstand, schließlich auch nach ihrer Konfession und ihrem Wohnort erheblich. In der Bilderproduktion scheint sich diese Vielfältigkeit kaum niedergeschlagen zu haben, sie wurde geprägt von einem frauenspezifischen Grundmuster: der Haus- und Familienfrau, der Mutter.

Frauenbilder sind ein äußerst diffiziler Gegenstand für jede Analyse; sie sind allerorten aufzufinden, hinterlassen aber nur wenige substantielle Spuren. Wohl ist es ein leichtes, die Frauenbilder zu untersuchen, die beispielsweise von den Medien und insbesondere von Frauenzeitschriften zu einer bestimmten Zeit propagiert wurden, oder diejenigen, denen Wissenschaftlerinnen nachforschten,

---

1 *Leben und Werk sind dargestellt in Die Ideale Frau. Ruth Leuwerik und das Kino der fünfziger Jahre, hg. v. Peter Mänz und Nils Warncke, Berlin 2004.*

2 *Die bekanntesten Beispiele sind Louise Schroeder, von 1947 bis 1949 Oberbürgermeisterin von Berlin und Luise Albertz, die von 1946-1948 sowie von 1956 bis 1979 Oberbürgermeisterin von Oberhausen war.*

3 *Der Film wurde 1959 gedreht, Die ideale Frau, S. 97, 84.*

4 *Ruth Leuwerik – Porträt, http://www.br-online.de/kultur-szene/film/stars-interviews/0404/02911; Die ideale Frau, S. 19.*

wenn sie sich auf die Suche etwa nach Fabrikarbeiterinnen begaben.[5] Der Befund solcher Studien ähnelt sich allerdings immer wieder; zusammengenommen ergeben sie, dass mehrere, sich einander widersprechende Bilder nebeneinander existierten; dass solche Bilder vergleichsweise präzise etwa auf bestimmte Erwerbstätigkeiten zugeschnitten waren; dass sie immer auf Frauen eines bestimmten Alters zielten. Es kann daher im Folgenden nicht darum gehen, einige allgemeine Erkenntnisse über „das" Frauenbild abzugeben. Deutlich mehr Aufschluss über Frauenbilder verspricht hingegen der Versuch, diejenigen Aussagen zu bündeln, die in verschiedenen Frauenbildern zu einem Thema wie etwa dem der Arbeit enthalten sind.

Aus der Vielzahl von Frauenbildern, die in den Jahrzehnten seit 1945 zirkulierten, will ich hier eine kleine, in keiner Weise repräsentative Auswahl aus dem nordrhein-westfälischen Raum vorstellen. Meine Suche wurde davon geleitet, möglichst disparate, unspektakuläre und doch gesellschaftlich zentrale Frauenbilder aufzugreifen.[6] Ich werde mich dem Bild der Bäuerin zuwenden, dem der Arbeiterin, der „patenten Bergmannsfrau", der Migrantin und der Unternehmerin. Für jede von ihnen existierten eigene Bilder, also klare Vorstellungen und somit gesellschaftliche Übereinkünfte darüber, wer sie sei, was sie könne und wie sie lebe. Indem ich meine kleine Auswahl von Frauenbildern vorstelle, will ich dazu anregen, selbst den distanzierenden Blick einzuüben und eben nicht den verlockenden Darstellungen zu erliegen, die uns suggerieren, angesichts einer unerfreulichen Vergangenheit zeige sich heute eine rundum angenehme und wünschenswerte Verbesserung weiblicher Lebensverhältnisse.

Beginnen wir mit dem Bild der „rotbackigen Bäuerin mit Kopftuch und als Anhängsel ihres hart arbeitenden Ehemannes", gegen das westfälische Bäuerinnen im Herbst 1998 ankämpften.[7] Sie bestanden darauf, als Landwirtin anerkannt zu werden, weil sie weitaus mehr Arbeitsbereiche verantworteten als nur „Kinder, Küche, Kirche". Worum ging es diesen Bäuerinnen am Ende des 20. Jahrhunderts?

In den 1950er Jahren, nachdem die ärgsten Versorgungsmängel in Westdeutschland behoben waren, setzte sich in der Öffentlichkeit das Bild der „überlasteten Bäuerin" fest, ein Bild, das wiederum die Illusion des harmonischen bäuerlichen Familienbetriebs nachhaltig störte.[8] Von der Bundesregierung beauftragte Wirtschaftsberaterinnen, die die Frauen in der Landwirtschaft für das Leitbild der ländlichen Hausfrau gewinnen wollten, erklärten selbst die hartnäckige Beratungsresistenz der westfälischen Bäuerinnen mit deren Arbeitsüberlastung:
„Abstumpfung, ja eine gewisse Energielosigkeit, Geschmacklosigkeit sind die Zeichen für diese Überbeanspruchung. Beim Einkauf, auf Ausstellungen, bei der Auswahl der Vergnügungen werden unbäuerliche Dinge ausgesucht. Welches ist zum Beispiel der von Bäuerinnen gewünschte Inhalt von Kursen auf dem Lande? Festtagsgebäck, kalte Platten, Handarbeits-Beutestücke. Der echte

---

5 *Vgl. Jutta Röser, Frauenzeitschriften und weiblicher Lebenszusammenhang. Themen, Konzepte und Leitbilder im sozialen Wandel, Opladen 1992; Horvath, Dora, Bitte recht weiblich! Frauenleitbilder in der deutschen Zeitschrift Brigitte 1949 – 1982, Zürich 2000; Uta Schwarz, Wochenschau, westdeutsche Identität und Geschlecht in den fünfziger Jahren, Frankfurt/Main 2002; Irmgard Weyrather, Die Frau am Fließband. Das Bild der Fabrikarbeiterin in der Sozialforschung 1870-1985, Frankfurt/Main 2003.*

6 *Zur Politik vgl. Hanna Schissler, „Normalization" as Project: Some Thoughts on Gender Relations in West Germany during the 1950s, in: Dies. (Hg.), The Miracle Years. A Cultural history of West Germany 1949-1968, Princeton 2001, S. 359-375; Robert G. Moeller, Geschützte Mütter. Frauen und Familien in der westdeutschen Nachkriegspolitik, München 1997; Klaus-Jörg Ruhl, Verordnete Unterordnung. Berufstätige Frauen zwischen Wirtschaftswachstum und konservativer Ideologie in der Nachkriegszeit (1945-1963), München 1994.*

7 *Christiane Hildebrand-Stubbe, Die Landfrau, zit. n. Helene Albers, Zwischen Hof, Haushalt und Familie. Bäuerinnen in Westfalen-Lippe (1920-1960), Paderborn 2001, S. 422.*

8 *Damit wird die faktische Überarbeitung von Frauen keineswegs in Abrede gestellt. Vgl. Merith Niehuss, Familie, Frau und Gesellschaft. Studien zur Strukturgeschichte der Familie in Westdeutschland 1945-1960, Göttingen 2001, S. 284-288.*

Bedarf für Bildung und für Material wird oft nicht gesehen. Die Beraterin hat daher die Aufgabe, klar zu erkennen, was dem Betrieb nützlich ist und dies aufrichtig zu benennen."[9]

Die konstatierte Arbeitsüberlastung diente den Beraterinnen, aber auch dem Landfrauenverband zugleich als Legitimation, den Bäuerinnen ein neues Leitbild nahe zu legen, demzufolge sie sich von (mit-)produzierenden Bäuerinnen in konsumierende ländliche Hausfrauen und Mütter verwandeln sollten. Ihre Tätigkeit im landwirtschaftlichen Betrieb sollten sie aufgeben. Ihre ländliche Hauswirtschaft sollten sie mit elektrischen Haushaltsgeräten modernisieren, damit sie die Zeit fänden, sich ihren „eigentlichen" Aufgaben, nämlich ihrer Familie zu widmen. Als modernes Vorbild wurde den westfälischen Bäuerinnen ausdrücklich die amerikanische Landfrau vorgestellt, die sich von der Städterin nur noch darin unterscheide, dass sie auf dem Land lebe. Sie war „immer modern gekleidet, gut geschminkt und frisiert und verfügte noch über genügend Freizeit, aufwendige Patchwork-Decken oder Töpferware herzustellen."[10] Freigestellt von Stall, Acker und Garten konnte sich eine solche Landfrau, ebenso wie ihre Tochter, neuen Aufgaben zuwenden und beispielsweise für die landwirtschaftlichen Produkte ihrer Region werben. Seit 1949 die erste deutsche Weinkönigin gekürt worden war, verallgemeinerte sich die Idee; immer mehr erfahrene Bäuerinnen und junge Landfrauen repräsentierten als Weinköniginnen, Kartoffel-, Kraut- und Spargelköniginnen die Erzeugnisse ihres Kreises.[11]

Während sich das Bild von der Bäuerin als ländlicher Hausfrau allmählich in der öffentlichen Wahrnehmung verankerte, reduzierte der landwirtschaftliche Strukturwandel die Zahl der Bauernhöfe in Westfalen-Lippe zwischen 1950 und 1996 auf gut ein Drittel. Immer mehr bäuerliche Klein- und Mittelbetriebe gingen nun in den Nebenerwerb über, wurden also hauptsächlich von Frauen bewirtschaftet. Nicht der Rückzug aus der Landwirtschaft, sondern vielmehr die Verantwortung für zusätzliche Arbeiten prägten somit ihren Alltag. In der Statistik erscheinen diese allein wirtschaftenden Bäuerinnen allerdings nur als „mithelfende Familienangehörige"; die Kontrolle über das von ihnen erwirtschaftete Vermögen verblieb nach geltendem Familienrecht beim Ehemann.[12] Auch für Großbäuerinnen veränderten sich der Arbeitsalltag und ihr berufliches Profil seit den 1950er Jahren erheblich. Denn mit der Rationalisierung und Technisierung der land- und hauswirtschaftlichen Arbeit verloren diese Bäuerinnen ihre bisherigen eigenständigen Einkommens- und Arbeitsbereiche wie etwa die Milchwirtschaft. Sie vor allem wurden an dem neuen Leitbild gemessen, sie sollten sich von der land- und hauswirtschaftlichen Produzentin in eine ländliche „Nur-Hausfrau" und Mutter verwandeln, und ihre Aufgaben im Haushalt und Familienleben nahmen zu. Doch der Personalmangel in der Landwirtschaft hinderte sie dauerhaft daran, „Nur-Hausfrauen" zu werden; der auf den Bauerhöfen beobachtete Prozess der Feminisierung der Arbeitskräfte ging zu ihren Lasten, denn er bedeutete, dass sie für die nicht mehr vorhandenen Knechte und Landarbeiter einspringen mussten. Die Diskrepanz zwischen dem wirkungsmächtigen Bild der ländlichen Hausfrau und ihrer Wirklichkeit als professioneller Landwirtin mussten die Bäuerinnen alleine aushalten. Wie ihr Protest aus dem Jahr 1998 zeigt, fanden sie für ihre Arbeit kaum Anerkennung.

---

9 *Protokoll der Beraterinnen-Tagung auf Bundsebene v. 21.-23.4.1953, zit. n. Albers, Zwischen Hof, Haushalt und Familie, S. 413.*

10 *Albers, Zwischen Hof, S. 403.*

11 *Cosima Schmitt, Herrscherinnen über Kraut und Rüben, in: Die Zeit Nr. 22, 19. Mai 2004, S. 62; Die Pellkartoffelkönigin 2001 der Steinfurter Landfrauen, in: http://www.pellkartoffeltage.de/koenigin2001.html; Martina Weber, Die Weinköniginnen, in: Mainzer Studien zur Sprach- und Volksforschung 14, 1989, S. 217-224.*

12 *Helene Albers, Hin zur „weiblichen Berufung". Bäuerinnen in Westdeutschland, in: Gunilla-Friederike Budde (Hg.), Frauen arbeiten, Göttingen 1997, S. 157-170.*

Wenn die Bäuerinnen mittels des Bildes der überarbeiteten Frau so massiv unter Druck gesetzt werden konnten, wie erging es dann der Arbeiterin? Wie sah das Bild der Arbeiterin überhaupt aus? Das Bild der Arbeiterin bezeichnete in den 1950er und 1960er Jahren immer eine Fabrikarbeiterin, eine ungelernt beschäftigte Frau. Diese Frau war außerdem jung und unverheiratet, in der zeitgenössischen Wahrnehmung ein Mädchen. Beide Faktoren, die Jugend und die fehlende Ausbildung, gerannen zu einem Stereotyp von großer Hartnäckigkeit, das an einem Beispiel vorgeführt sei:
„Verlangen nach Bildung hat Ilse (Name einer 20jährigen Arbeiterin, C.E.) überhaupt nicht. Sie ist, wie schon gesagt, mehr oder wenig bildungsunfähig, aus Gleichgültigkeit und Stumpfheit, aus ihrer unüberwindlichen Passivität heraus. An mehr Wissen hat sie kein Interesse. (…) Nach Erlebnissen ist sie wohl geradezu süchtig, nach mühelosen Erlebnissen, den leichtesten, flüchtigsten, oberflächlichsten, und sie weiß sich der von der Zivilisation zur Verfügung gestellten technischen Unterhaltungsapparatur – des Fotoapparates, des Telefons, des Rades, des Radios, des Fernsehapparates – mit großer Gewandtheit zu bedienen, um sich solche Erlebnisse vermitteln zu lassen: Bildreize, Klatschfetzen, den Bewegungsrausch. Sie verarbeitet sie freilich gar nicht, sie bleiben in ihrer Vorstellung dumpf, unbewusst".[13]

Demnach waren die jungen Arbeiterinnen vergnügungssüchtig und gleichgültig, passiv und faul, und in der Fabrik wurden ihre schlechten Eigenschaften weiter gefördert. Wiederholt zeichneten Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftler in den 1950er und 1960er Jahren dieses Bild einer defizitären Persönlichkeit: Arbeiterin zu sein wurde von ihnen nicht als Ausdruck einer sozialen Lage betrachtet, sondern als Ausdruck persönlicher und familiärer Defizite. Sie ignorierten insbesondere, dass bei weitem nicht alle Arbeiterinnen jung und ledig waren.

Die Quote erwerbstätiger Frauen wuchs von 35,6% im Jahr 1950 über 38,9% im Jahr 1989 bis auf 58,8% im Jahr 2003.[14] Dieses Wachstum der weiblichen Erwerbsquote ist den verheirateten Frauen zuzuschreiben, die sich zunehmend auf dem formalen Arbeitsmarkt behaupteten und deshalb allmählich auch Eingang in die Statistik fanden. Obwohl also die Gruppe der älteren, verheirateten und verwitweten Arbeiterinnen unübersehbar geworden war, wurde sie noch lange nicht in die Konstruktion des Bildes von der Arbeiterin einbezogen. Es ist vielmehr das Stichwort der Teilzeitarbeit gewesen, unter dem seit 1945 darüber nachgedacht wurde, wie die Berufs- und Familienarbeit für Frauen vereinbar gestaltet werden könne, ohne dass einer der beiden Arbeitsbereiche darunter leide. Volle Erwerbstätigkeit von Frauen führe, so wurde argumentiert, zu ihrer Doppelbelastung und dazu, dass sie weder ihren Aufgaben im Betrieb noch denen im Haushalt und in der Familie gerecht werden könnten. Damit die Haus- und Familienarbeit nicht leide, wenn die Familie auf den Zuverdienst der Frauen ökonomisch angewiesen sei, wurde Teilzeitarbeit als Notlösung seit 1948 schrittweise institutionalisiert und entwickelte sich spätestens seit Ende der 1950er Jahre zur Normalität.[15] Der große Vorteil dieses Konzeptes der Teilzeitbeschäftigung war, dass es ermöglichte, die Arbeiterinnen in erster Linie als Hausfrauen und Mütter und nur nachrangig als Erwerbstätige anzusehen. Die erwünschte Arbeitsteilung zwischen dem Familienernährer und der Hausfrau wurde bei der Frau um die Funktion der Zuverdienerin ergänzt; damit war die hierarchische Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern wieder stabilisiert. Für die Teilzeit-Arbeiterinnen brachte dies den Nachteil mit

---

[13] *Renate Wald, Erfahrungsbericht über die Lebensformen jugendlicher Arbeiterinnen, in: Gerhard Wurzbacher u.a., Die junge Arbeiterin, München 1958, S. 230, zit. n. Weyrather, Die Frau am Fließband, S. 278.*

[14] *Friederike Maier, Zwischen Arbeitsmarkt und Familie – Frauenarbeit in den alten Bundesländern, in: Gisela Helwig, Hildegard Maria Nickel (Hg.), Frauen in Deutschland 1945-1992, Bonn 1993, S. 257-279, hier S. 259. Zahl für 2003: Eurostat (Informationsdienst des Statistischen Amtes der Europäischen Gemeinschaften) in Zusammenarbeit mit dem Statistischen Bundesamt, http://www.eu-datashop.de.beitritt/beitritt_daten_erwerbsquote.htm*

[15] *Christine von Oertzen, Teilzeitarbeit und die Lust am Zuverdienen. Geschlechterpolitik und gesellschaftlicher Wandel in Westdeutschland 1948-1969, Göttingen 1999.*

sich, dass Teilzeitbeschäftigte nicht als „richtige" Erwerbstätige wahrgenommen wurden und daher auch erst spät Eingang in die Erwerbsstatistik fanden.[16] Das Konzept hielt aber auch Vorteile bereit: so fungierte Teilzeitarbeit als Einstiegshilfe für Hausfrauen in den Erwerbsarbeitsmarkt.

Sowohl die Erwerbsarbeit der Bäuerinnen wie die der älteren, nicht mehr ledigen Arbeiterinnen sollte, folgt man den gängigen Bildern, nur als Ausnahme zulässig sein; erwünscht war die Vollzeit-Hausfrau und Mutter. Den Frauen, die ihr Leben nicht nach solchen Vorgaben ausrichteten, drohte in den gängigen Bildern die Doppelbelastung und ihren Familien die Vernachlässigung. Wo die Peitsche droht, ist das Zuckerbrot meist nicht fern. Zu fragen ist also, wie umgekehrt das Bild der Hausfrau gezeichnet, wie ihr Hohes Lied gesungen wurde? Nehmen wir als Beispiel die „patente Bergmannsfrau".

Ihre alltägliche Arbeit richtete sich nach den strengen Zeitvorgaben der männlichen Arbeitswelt, für deren Einhaltung sie mitverantwortlich war und die, insbesondere bei Wechselschicht, ihren eigenen Arbeitsrhythmus einem ständigen Wechsel aussetzten. Ein Beispiel aus den 1960er Jahren:
„Mein Mann hatte praktisch immer drei Schichten, mal morgens, mittags oder nachts … Bei Morgenschicht bin ich um halb 5 aufgestanden, habe den Ofen angemacht … und Frühstück gemacht. Mein Mann ist um viertel nach 5 zum Pütt gegangen … Als die Kinder noch klein waren, konnte ich mich bis 7 Uhr noch einmal hinlegen. Dann musste der erste in die Schule, da musste ich wieder auf sein … Anschließend mussten Haus und Garten gemacht werden … Wenn um 12 oder 1 Uhr der erste aus der Schule kam, dann haben die Kinder gegessen. Ich habe gewartet, bis mein Mann um halb drei von der Morgenschicht kam und habe mit ihm gegessen. Dann gespült. Ich habe ja immer zweimal gekocht … Bei Mittagschicht haben wir alle zusammen um 12 oder 1 gegessen. Ja, und bei Nachtschicht, da war es ganz schlimm. Da konnte man kein Schlafzimmer machen und gar nichts … Da war das drei, vier Uhr, ehe er aufstand. Ich konnte die Kinder ja nicht so lange hungern lassen, also habe ich um 12 Uhr mit ihnen gegessen und dann für meinen Mann extra gekocht. … (…) Wenn Morgenschicht war, dann mussten wir spätestens um 10 Uhr ins Bett, weil wir ja morgens früh raus mussten. Wenn ich verschlafen habe früher, dann war es aus. Mein Mann hat den Wecker nicht gehört."[17]

Neben den üblichen Hausarbeiten, dem Kochen, Putzen, Waschen[18], Nähen bzw. Flicken und neben dem Betreuen der Kinder, kamen die Arbeiten im Stall und im Garten hinzu. Hühner, Schweine und vielleicht die Tauben des Mannes mussten täglich versorgt werden, im Garten wurde gesät, gewässert, gejätet und geerntet. Und auch nach außen vertrat die „patente Bergmannsfrau" ihren Mann bzw. die Familie. Sie verhandelte mit der Knappschaft, mit der Bank und bisweilen sogar mit dem Lohnbüro der Zeche: „In der Regel war und ist sie es, die die Finanzhoheit in der Familie innehat."[19] Im Bild der „patenten Bergmannsfrau" zählte diese ihre enorme Arbeitslast allerdings nicht als Arbeit: „Mein Mann wollte nicht, dass ich arbeite". Und die Verantwortung und Entscheidungsgewalt übersetzte sich nicht in Selbständigkeit: „Die Frau war zu Hause, wenn der Mann kam oder ging, das war selbstverständlich".[20]

---

16 *Oertzen, Teilzeitarbeit, S. 210-216.*

17 *Jutta de Jong, „Sklavin" oder „Hausdrache"? Frauen in Bergarbeiterfamilien, in: Bernd Faulenbach, Günther Högl (Hg.), Eine Partei in ihrer Region. Zur Geschichte der SPD im Westlichen Westfalen, Essen 1988, S. 45-50, Zitat S. 46.*

18 *Hierzu gehörte auch das Waschen des Grubenzeugs, der Arbeitskleidung des Mannes, eine außerordentlich anstrengende Arbeit. Vgl. Jutta de Jong, „Wir Bergarbeiterfrauen haben doch eine ganze Menge geleistet!" Das Projekt „Lebenserfahrung von Frauen in Bergarbeiterfamilien", in: Frauenforschung in der Arbeiternehmerinnenorientierten Forschung Nr. 9/90, S. 119f.; Anne-Kathrin Einfeldt, Zwischen alten Werten und neuen Chancen. Häusliche Arbeit von Bergarbeiterfrauen in den fünfziger Jahren, in: Lutz Niethammer (Hg.), „Hinterher merkt man, dass es richtig war, dass es schiefgegangen ist". Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet, Berlin 1983, S. 149-190.*

19 *De Jong, „Sklavin" oder „Hausdrache"?, S. 48.*

20 *De Jong, ebda.*

Vielmehr korrespondiert mit dem Bergmannsstolz ein Bergmannsfrauenstolz, die Familie mit ihrer Arbeitskraft nicht nur über die Runden, sondern sogar weitergebracht zu haben: dem Sohn eine bessere und der Tochter überhaupt eine Ausbildung finanzieren, einen Schrebergarten mieten oder eine Waschmaschine kaufen zu können. Die „patente Bergmannsfrau" gehörte in die enge Nachbarschaft der Bergarbeitersiedlungen. Ihre Bedeutung ging zunächst durch sozialpolitische Regelungen wie die Gestellung und Reinigung des Grubenzeugs (1970), später durch die Zechenschließungen allmählich verloren. Seit den 1970er Jahren lösten sich auch langsam die Bergarbeitersiedlungen auf. Individuell und abrupt endete die Idylle der „patenten Bergmannsfrau", sobald die Frauen eine eigene Erwerbsarbeit aufnahmen. Das Bild der „patenten Bergmannsfrau" verklärt die rigide Arbeitsteilung in Bergarbeiterfamilien und mystifiziert die Fähigkeiten dieser Hausfrauen. Vermutlich lässt sich das Loblied auf die Hausfrau des Bergarbeiters auch für andere Arbeiterfrauen auffinden, deren Ehemänner der Arbeiteraristokratie angehörten, wie etwa die Autobauer oder Drucker.

Aber nicht allen Hausfrauen sang man ein Loblied. Auf der Kehrseite der Medaille und somit in völliger gesellschaftlicher Nichtachtung fanden sich diejenigen Hausfrauen, die mit außerordentlichen Leistungen in der Familie die Folgen des Krieges auffangen mussten, weil sie Kriegsopfer und Kriegsbeschädigte versorgten.[21] Das Bild der tüchtigen Hausfrau verlangt folglich zwingend nach einem tüchtigen Familienernährer – ohne ihn kann auch die Hausfrau nicht bestehen. Ausgehend von seinen Bedürfnissen werden die Arbeitsbereiche und Zuständigkeiten der Frauen definiert. Wie das Bild der Bäuerinnen und der Arbeiterinnen, so ist das Bild der tüchtigen Bergmannsfrauen einzig aus der Perspektive des Ehemannes konstruiert. Alle diese Bilder kontrastieren daher scharf mit dem Selbstbewusstsein der Frauen, die Ruth Leuwerik in ihren Filmen darstellte, Frauen, die ihre Berufstätigkeit als selbstverständlich setzten und den Gatten suchten, der dies akzeptierte.

Auf der Suche nach einem Bild, dass die Erwerbstätigkeit von Frauen positiv zeichnete, fällt der Blick auf die Migrantinnen und damit auf eine Gruppe von selbständigen, erwerbstätigen, unabhängigen Frauen, die für einen Erwerbsarbeitsplatz ihre Familie und Heimat verließen. Seit Ende der 1950er Jahre wurden junge ausländische Arbeiterinnern angeworben, weil in der Bundesrepublik im Textil- und Bekleidungsgewerbe, in der Nahrungsmittel- und Konservenindustrie, in der Elektroindustrie und vor allem im Hotel- und Gaststättengewerbe sowie in den Krankenhäusern, also in den typischen Frauenbranchen, ein eklatanter Arbeitskräftemangel herrschte. Der Anteil von Frauen an allen Arbeitsmigranten, der 1961 noch bei 31,1% lag, stieg bis 1987 auf 44,6% an.[22] Die jungen Frauen blieben, heirateten und gründeten eine Familie.

In der Öffentlichkeit wurden die Migrantinnen entweder gar nicht oder als „ökonomisch inaktive Ehefrauen und Mütter" wahrgenommen.[23] Statt eines Bildes der Arbeitsmigrantin, das etwa die Chefin einer Venezia-Eisdiele oder die Fließbandarbeiterin in der Konservenindustrie, die Putzfrau oder die Näherin darstellt, formte sich bereits Anfang der 1960er Jahre das Bild der „südländischen Frau" aus und wies der Arbeitsmigrantin die wohlbekannten Stereotype zu:

---

[21] *Vera Neumann, Nicht der Rede wert. Die Privatisierung der Kriegsfolgen in der frühen Bundesrepublik, Münster 1999.*

[22] *Neuere Daten gibt es nicht. Heute ist die Arbeitsmigration im wesentlichen eine illegale, wenn man z. B. auf die Osteuropäerinnen schaut, die mit Touristenvisum als Pflegekräfte und Putzfrauen, aber auch als Prostituierte hier arbeiten. Ähnliches gilt für Frauen aus Asien, Afrika.*

[23] *Christine Huth-Hildebrandt, Das Bild von der Migrantin. Auf den Spuren eines Konstrukts, Frankfurt am Main 2002, S. 73, Zahlen S. 98; Monika Mattes, Zum Verhältnis von Migration und Geschlecht. Anwerbung und Beschäftigung von „Gastarbeiterinnen" in der Bundesrepublik 1960 bis 1973, in: Jan Motte u.a. (Hg.), 50 Jahre Bundesrepublik – 50 Jahre Einwanderung: Nachkriegsgeschichte als Migrationsgeschichte, Frankfurt am Main 1999, S. 285-309, Zahlen S. 285.*

„dass die Frau ganz anders als der Mann denkt, empfindet und sich auch zu benehmen hat. (…) In Ehe und Familie gilt die Frau in erster Linie als Ehefrau und Mutter; jegliche Betätigung in einer Erwerbsarbeit außerhalb der Familie ist an und für sich eine Ablenkung vom eigentlichen Ideal der Frau. (…) Die Frau hat dort (im Süden, C.E.) noch lange nicht die Freiheit und die Unabhängigkeit wie hier im Norden; sie wird zu sehr als Frau und Weib angesehen, um in allem eine gleichgestellte Arbeitskollegin zu sein."[24]

Konsequent weitergedacht konnte es sich folglich bei jeder einzelnen Arbeitsmigrantin nur um eine Ausnahmefrau handeln, die sich aus persönlichem Elend oder Unglück zu diesem Schritt gezwungen sah und die auch im Einwanderungsland nur scheitern konnte. Helma Sanders hat 1975 dieses Bild des Elends, das in der Prostitution und im gewaltsamen Tod endete, in ihrem Film „Shirins Hochzeit" in Bilder gesetzt.

Ende der 1970er, Anfang der 1980er Jahre erfolgte dann in der öffentlichen Wahrnehmung die Gleichsetzung von Migrantin mit türkischer Frau.[25] Neue ausländerrechtliche Bestimmungen schufen nun willkürlich die bis dahin unbekannte Gruppe der nichterwerbstätigen nachgezogenen Ehefrau, und in ihrer Folge gerann das Bild von Migrantinnen zu dem von ausländischen Hausfrauen. Interessanterweise blieben diese Hausfrauen im Bild erstaunlich lange kinderlos, obwohl schon 1965/66 von der Kultusministerkonferenz erste Zahlen zum Schulbesuch von Migrantenkindern veröffentlicht worden waren.[26] Erst mit den schockierenden Ergebnissen der internationalen Schulleistungsstudie PISA von 2003 nahm man die Migrantinnen als Mütter wahr.

Auch die ausländischen Frauen, die einzig wegen eines Erwerbsarbeitsplatzes in die Bundesrepublik eingewandert waren, entgingen somit nicht der Falle, in der öffentlichen Wahrnehmung entweder als junge Alleinstehende mit dem Etikett der sittlich gefährdeten Frau versehen oder aber als die Ehefrau eines „ordentlichen" Familienernährers, in diesem Fall eines „Gastarbeiters", wahrgenommen zu werden. Als Bild von eigenständigen, ökonomisch unabhängigen Frauen existierten sie nicht.

Das letzte Beispiel in meiner Auswahl von Bildern arbeitender Frauen sind die ökonomisch mächtigen Frauen, die Unternehmerinnen, die in der Öffentlichkeit auch als Arbeitgeberinnen unübersehbar sein sollten. Möglicherweise verrät die Analyse ihres Bildes, wie Frauen und qualifizierte Arbeit in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zusammengebracht werden konnten.

Unternehmerinnen gründeten 1954 einen eigenen Verband, um „die Anerkennung der Frau in Führungspositionen und ihre Mitarbeit in allen Gremien der Wirtschaft" durchzusetzen.[27] Ihre Verbandspräsidentin, die Metallindustrielle Käte Ahlmann, argumentierte damals, Frauen sollten sich „nicht den hemmenden Einflüssen der patriarchalischen Tradition" beugen, weil „es Bereiche typisch männlicher Unternehmensführung in unserer Zeit nicht mehr gibt".[28] Unternehmerinnen sollten sich daher nicht auf bestimmte, angeblich typisch weibliche Sparten der Wirtschaft einschränken lassen. Ihrer Selbstwahrnehmung als leistungsstarke Unternehmerinnen entsprechend wollten diese Frauen endlich in der Öffentlichkeit als gleichberechtigter Partner anerkannt werden. Fünfzehn Jahre später wehrten sie sich noch immer:

---

[24] *Analyse auf der Tagung für leitende Herren der Arbeits-, Sozial- und Steuerbehörden sowie für Botschaftsangehörige aus den Anwerbeländern und Unternehmer des Hessischen Instituts für Betriebswirtschaft sowie der Hessischen Metallindustrie 1961, zit. n. Huth-Hildebrandt, Das Bild von der Migrantin, S. 76f.*

[25] *Huth-Hildebrandt, Das Bild von der Migrantin, S. 114-115.*

[26] *Huth-Hildebrandt, Das Bild von der Migrantin, S. 123.*

[27] *Lily Joens, 20 Jahre Vereinigung von Unternehmerinnen – Gründung, Fortschritte und Aufgaben eines Berufsverbandes, in: Rundbrief 6, 1974, S. 4-9. Zur Geschichte des Verbandes: Christiane Eifert, Auf dem Weg in die wirtschaftliche Elite: Unternehmerinnen in der Bundesrepublik Deutschland, in: Volker R. Berghahn u.a. (Hg.), Die deutsche Wirtschaftselite im 20. Jahrhundert, Essen 2003, S. 353-375.*

[28] *Käte Ahlmann, Die Frau als Unternehmerin, in: Der Arbeitgeber: Zeitschrift des Bundesverbandes der Arbeitgeberverbände, 5.4.1956, S. 237-239, Zit. S. 237, 238.*

„Der Versuch, die moderne Frau nur und ausschließlich auf Haushalt und Kinder und die Unternehmerin nur auf sogenannte weibliche Wirtschaftszweige festzunageln, ist im Wandel unserer Zeit mehr als antiquiert. Durch diese Trägheit des Denkens wird der erstrebte Wohlstand für alle schon an der Wurzel bedroht. Denn in einem freiheitlichen Wirtschaftssystem ergibt sich der Fortschritt ja gerade dadurch, dass alle Kräfte integriert, alle Reservoire erschlossen und neue Ideen wirksam werden können. Warum also lässt man das Potential der Frauen brach liegen?"[29]

Wohl ignorierten die Öffentlichkeit und vor allem die Wirtschaftsverbände das Potential der Unternehmerinnen, aber sie blieben nicht unbeobachtet und vor allem nicht unkommentiert. Ziel der meisten öffentlichen Darstellungen von Unternehmerinnen war es, die behauptete angebliche Unvereinbarkeit von Unternehmertum und Weiblichkeit in ungebremster Redundanz zu widerlegen. Das Handelsblatt berichtete im Herbst 1967 in einer Serie: „Unternehmerinnen stehen ihren Mann" und interviewte auch die Bauunternehmerin Lisa Hein, die Tageszeitung Die Welt konstatierte erstaunt „Auf der Kommandobrücke – eine Frau" und sprach mit der Reederin Liselotte von Rantzau, die FAZ schrieb im Juli 1968 über „Frauen mit Geld und Charme", die Neue Ruhr-Zeitung startete ihre Serie „Frauen stehen ihren Mann" im April 1971 mit einer Brautkleider-Fabrikantin.[30] Selbst in dem vom Unternehmerinnenverband geförderten Buch „Frauen stehen ihren Mann"[31] stellte die Autorin die porträtierten Unternehmerinnen vor allem als gepflegte und elegante Damen vor, als Ehefrauen und Mütter, um so die Vereinbarkeit von Unternehmensführung und „Weiblichkeit" zu demonstrieren. Gerade die so beliebte, in den unterschiedlichsten Medien gebrauchte Formulierung „Frauen stehen ihren Mann" unterstreicht nachdrücklich, dass eine Unternehmerin eigentlich ein Widerspruch in sich selbst sei, eben keine richtige Frau sein könne, solange sie erfolgreich ein Unternehmen führe. Wiederum nur als Ausnahmegestalt konnten einzelne Unternehmerinnen, wie etwa die Unternehmensgründerin Aenne Burda Ende des 20. Jahrhunderts, zu gesellschaftlicher Anerkennung und Achtung gelangen.[32] Großen Respekt zollte die Öffentlichkeit zum selben Zeitpunkt hingegen jenen Unternehmerinnen, die den Familienbetrieb gegen ihren Willen stellvertretend für die nächste Generation sicherten wie Rosemarie Ewers, der Chefin von „Europas größter Spezialtortenbodenfabrik".[33]

Auch diejenigen Unternehmerinnen, die in der Öffentlichkeit gegen dieses Bild der entweder unweiblichen oder aber unfähigen Unternehmerin Sturm liefen, entkamen ihm letztlich nicht. Viola Hallman war 1979 Vorsitzende der Geschäftsführung eines Kaltwalzwerkes mit über 1200 Mitarbeitenden und einem jährlichen Umsatz von 250 Millionen Mark. Ihr Porträt in der Illustrierten Die Bunte trägt die Überschrift: „Warum soll eine Dame denn nicht Herr sein".[34] Hallman spiele mit den Klischees der Geschlechterinszenierung, wird berichtet, „sie trägt ausschließlich Herrenkonfektion. (…) Das einzige, womit sie äußerlich von ihren männlichen Kollegen abweicht: Ihre Fingernägel sind grellrot, ebenso ihre Lippen." Doch bevor diese beunruhigenden Details über den Dresscode der Unternehmerin, die stets in Anzug und Schlips daherkomme, verraten werden, wird eingangs Grundsätzliches versichert: „Sie ist eine ganz normale Frau von 34 Jahren: verheiratet, Mutter einer entzückenden Tochter, begeisterte Köchin."

---

[29] *Congrès Jubilaire, in: Rundbrief 4/1971, S. 4-8, Zit. S. 4.*

[30] *Ernst-Günther Eck, Die Welt v. 21.10.1967; Gundel Haumann, Handelsblatt v. 25.10.1967; Dorothee Aden-Backhaus, FAZ v. 13. Juli 1968, S. 83; Lucie Reichert, NRZ v. 10.4.1971. In der Presseausschnitt-Sammlung des Unternehmerinnen verbandes finden sich unzählige Belege hierfür.*

[31] *Annemarie Hassenkamp, Frauen stehen ihren Mann, Düsseldorf 1966.*

[32] *Munzinger Archiv/Internationales Biographisches Archiv – Personen aktuell; Peter Köpf, Die Burdas, Hamburg 2002.*

[33] *Christoph Kleßmann u.a. (Hg.), Das gespaltene Land. Leben in Deutschland 1945-1990. Texte und Dokumente zur Sozialgeschichte, München 1993, S. 284f.*

[34] *Bunte Illustrierte v. 28.6.1979, S. 41-44.*

Im Bild der Unternehmerin musste demnach wie im Bild der Bäuerin, der Arbeiterin und der Migrantin die Hausfrau und Mutter im Vordergrund stehen. Keines der Bilder konnte Frauen einfach als tüchtige Berufstätige darstellen. Junge Frauen, die nicht im sicheren Rahmen einer Familie gezeichnet werden konnten, standen in den Bildern daher immer in Gefahr, die guten Sitten zu verletzen und letztlich ihr Leben zu verlieren. Diese Bilder scheinen beinahe zeitlos, weil sie im Verlauf der letzten sechzig Jahre immer wieder neu entworfen wurden. An ihrer zentralen Botschaft, ein eigener Beruf und ein eigenes Einkommen rangiere für Frauen erst nach der eigenen Familie, änderte sich erstaunlich wenig.

Am Anfang dieses kurzen Rundblicks auf die ideale Frau und ihre Arbeit stand die seinerzeit beliebte Schauspielerin Ruth Leuwerik, der es in ihren Filmen gelang, die tradierten Verhaltensmuster umzukehren und als berufstätige Frau gesellschaftliche Anerkennung und einen dies akzeptierenden Ehemann zu finden. Ihr glückte in der Rolle der idealen Frau somit vor gut vierzig Jahren, was das Bild der Bäuerin, der Arbeiterin, der patenten Bergmannsfrau, der Arbeitsmigrantin und der Unternehmerin bis heute nicht vorsehen.

Vergleicht man deren Bilder mit denjenigen des Bauern, des Arbeiters, des Arbeitsmigranten und des Unternehmers, so wird die Gemeinsamkeit der diskutierten Frauenbilder deutlich: Jedes einzelne von ihnen verweist nachdrücklich darauf, dass es nach wie vor allein die Angelegenheit von Frauen ist, Berufstätigkeit und Familie zu vereinbaren. Kein Bauer, Arbeiter oder Unternehmer wird in seiner beruflichen Leistung akzeptabel, weil er eine ausreichende Zahl von Kindern vorweisen kann, modisch gekleidet ist und sich häufig und gerne in seiner Küche betätigt. So lange es gesellschaftlicher Konsens ist, dass Frauen für die unbezahlte Versorgung der vorangegangenen und der kommenden Generation zuständig sind (von der Versorgung des Familienernährers ganz abgesehen), so lange wird die bezahlte Arbeit von Frauen kaum anerkannt, als unwichtig bewertet, schlechter bezahlt, sozialpolitisch vernachlässigt werden. Gerade weil dieser Kerngehalt relativ unverändert über die Jahre hinweg transportiert werden konnte, belegen die Bilder der Bäuerin, der Arbeiterin, der Arbeitsmigrantin und der Unternehmerin zudem, dass der gesellschaftliche Wandel im Hinblick auf die gesellschaftliche Bewertung von Frauenarbeit in den letzten 60 Jahren höchstens im Schneckentempo vorangekommen ist. Das Bild vom Paar des Familienernährers mit seiner Hausfrau/Zuverdienerin scheint noch weitgehend unerschüttert - ein energischer Schritt voran tut Not.

Alice Schwarzer

Vorbilder und Idole

Deutsche Frauen werden Fußballweltmeister, gebieten über Verlage und regieren auch sonst kräftig mit. Als Vorbilder mag sie die Gesellschaft trotzdem nicht akzeptieren.

Das Thema »Vorbilder« rennt. Und das nicht nur in der TV-Show „Unsere Besten", die zurzeit einen Kessel Buntes über uns ausschüttet. Es gibt nicht nur einen Medien-Hype für Stars & Idole, es gibt auch ein zunehmendes Bedürfnis bei den Menschen, vor allem bei den jungen, nach Vorbildern. In Amerika ist das role model längst ein gängiger Begriff im Zusammenhang mit benachteiligten Gruppen, wie Schwarzen oder Frauen. Hierzulande kommt dieses Interesse gerade erst auf, vor allem bei den unter 30-Jährigen und den Frauen.

»So sehen Sieger aus!«, jubelte die Menge vor dem Frankfurter Römer den vom Balkon winkenden Weltmeisterinnen zu. Präziser: So sehen Siegerinnen aus. Und genau das ist der Kick bei Kickerinnen: Dass sie Frauen sind, aber stark in einer Männerdomäne. Das macht die Nationalelf zu ermutigenden Vorbildern, zu role models. Seit die deutschen Fußballerinnen 1997 Europameisterinnen wurden, hat sich die Anzahl der in Fußballvereinen spielenden Mädchen fast verdoppelt: auf 214997. Nach den starken Auftritten der Weltmeisterinnen können wir davon ausgehen, dass die Anzahl rasant nach oben schnellen wird. Denn Sieg, und dazu noch ein so spielerischer und fröhlicher, hat Appeal.

Menschen brauchen Vorbilder. Vor allem, wenn sie jung und in der Orientierungsphase sind. Denn sie werden nicht von abstrakten Erkenntnissen und hehren Zielen ermutigt, sondern vom Stoff des Lebens: von Menschen, die ihnen vorleben, was möglich ist und was nicht. Doch »der« Mensch ist traditionell ein Mann. Die Frau kommt nicht vor, sie steht daneben.

Identifiziert eine Frau sich dennoch mit Männern, wird sie im allerbesten Falle ein halber Mann werden können. Sie wird, auch wenn sie noch so tüchtig und anpassungsbereit ist, nur Gast sein in den Männerbünden - und sich als Frau verleugnen müssen. Will eine Frau wirklich ihren Weg gehen, kann sie sich zwar auch von Männern ermutigen lassen, ja, braucht in der Regel ihren Segen – wie im klassischen Fall der »Vatertochter«, des mit dem Vater identifizierten Mädchens –, aber muss sich letztendlich an Frauen orientieren können. Denn steht sie nicht in der Tradition ihres eigenen Geschlechts, bleibt sie ein Strohhalm im Wind und ist leicht wieder wegzupusten.

Männer haben Vorbilder und Idole. Sie können wählen aus mehreren Jahrtausenden Geschichte: von Sokrates, Marx, Goethe, Einstein oder Picasso über Gandhi und Brandt bis zu einem Richard Gere oder Arnold Schwarzenegger. Für Frauen jedoch gibt es ein regelrechtes Verbot, sich als Vorbild zu begreifen oder gar darzustellen. Denn das hieße ja, dass eine Frau sich selbst ernst nimmt. Das hieße, dass sie der Auffassung ist, sie habe Beispielhaftes geleistet. Das hieße, dass sie glaubt, sie sei prägend für den Lauf der Dinge und für das nach ihr Kommende. Kurzum, es hieße, dass sie sich erkühnt, aus der ersten Reihe vorzutreten – statt sich in der zweiten zu verstecken.

Das zu wagen, daran werden Frauen nicht nur von Männern gehindert, sie hindern sich auch selbst. Denn ihre Selbstverachtung impliziert immer auch Verachtung des eigenen Geschlechts. Aber eine, die sich nicht selbst verachtet, die stark ist und auch noch zu Recht stolz, die ist, ob sie will oder nicht, automatisch eine Herausforderung für alle Frauen: Seht her, es geht auch anders.

Traditionell ist es Frauen heute nur in einer Rolle gestattet, Vorbild zu sein: in der Rolle der Mutter.

Und in der Tat sind die eigenen Mütter für zwei von drei Frauen das Vorbild Nummer eins, bei den vorbildhungrigen 14- bis 17-Jährigen sogar für drei von vier Töchtern (so ergab es im Jahr 2000 die repräsentative Umfrage einer Frauenzeitschrift). Aber noch nicht einmal dieser Trost wird den Frauen gegönnt. Wir begegnen in der Kultur zwar zuhauf Darstellungen des - in der Tat auch existierenden - Mütter-Töchter-Horrors in allen Varianten, doch wir erfahren kaum etwas über die positive Vorbild-Funktion so vieler Mütter für ihre Töchter.

Männer brüsten sich mit Macht - Frauen entschuldigen sich dafür

Frauen könnten auch öffentlich Vorbilder haben. Es mangelt nicht an weiblichen Persönlichkeiten und Stars in Geschichte wie Gegenwart. Denn auch Frauen haben trotz aller Widrigkeiten in allen Sparten der Gesellschaft immer wieder viel riskiert und Hervorragendes geleistet. Und es wäre beliebig, die eine oder die andere zu nennen, zu viele kommen infrage. Aber Frauen wird die Wahrnehmung als »vorbildhaft« meist schon zu Lebzeiten verwehrt. Nach ihrem Tode werden dann auch noch die raren Ausnahmen, die sich bei ihren ZeitgenossInnen einer relativen Anerkennung, ja Berühmtheit erfreuten, flugs wieder in die Versenkung verstoßen. Ihr Werk wird ignoriert, manipuliert, vernichtet.

Der einzige Part, den man Frauen zugesteht, ist die surreale Rolle des »Idols«, das in der Regel als Kunstgeschöpf aus Männerhand gilt (wie Marlene Dietrich, die von sich selbst sagte, sie sei nur das Werk Sternbergs). Das nebulöse Terrain des Idols verführt eher zu schwächenden Illusionen statt zur stärkenden Ermutigung. Vorbildsein jedoch ist unlösbar mit Machthaben verknüpft, und sei diese Macht auch noch so relativ. Und Macht ist nicht minder tabu für Frauen - wie für jede unterdrückte Gruppe, das war traditionell für Juden oder Schwarze nicht anders.

Für Frauen gibt es ein regelrechtes Verbot, sich als Vorbild zu begreifen

In unseren modernen Gesellschaften werden die Machtlosen vom Griff zur Macht nicht mehr durch äußere Fesseln abgehalten, sondern durch innere. Und das so weit verbreitete Desinteresse der Machtlosen an der Macht ist Voraussetzung zum Machterhalt der Machthaber. Frauen haben ihre Machtlosigkeit verinnerlicht, und die meisten verklären diese auch noch. Sie sind stolz darauf, keine Macht zu haben, oder kokettieren maximal mit der Macht innerhalb der Familie. Gesellschaftliche Macht scheint vielen Frauen das Böse an sich. Auch wenn sie in Wahrheit nach Macht streben, weisen sie dies als Unterstellung gerne weit von sich. Zumindest bisher war das so. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts fängt es an, anders zu werden.

Wie alles bei Frauen ist auch die Machtfrage sexualisiert und der Wert oder Unwert einer Frau als Objekt davon betroffen. Mächtige Männer sind männlich, mächtige Frauen sind unweiblich. Mächtige Männer gelten als erotisch, mächtige Frauen als abtörnend. Männer können sich ihrer Macht brüsten, Frauen müssen sich für Macht entschuldigen. Frauen müssen sich also entscheiden: Wollen sie Macht haben - oder wollen sie begehrt/geliebt werden? Da der Wert einer Frau traditionell von ihrem Begehrtwerden abhängig ist, lautet die Entscheidung einer Frau gemeinhin: Lieber machtlos sein und begehrt werden! Bei Frauen, die Macht wollen, aber nicht dazu stehen, führt dies häufig zu bigotten Inszenierungen des Stils: innen hart wie Krupp-Stahl und außen gewandet in rosa Zuckerguss; Befehle erteilen, aber mit Piepsstimmchen; Interessen durchsetzen und dabei mit den Wimpern klimpern.

Die ganze Welt konnte über Jahre den Zickzackkurs von Hillary Clinton als First Lady beobachten: Sie wechselte quasi wöchentlich die Frisur, um ihren Kopf zu verstecken. Jetzt, wo Hillary Rodham Clinton Kurs genommen hat auf Ms. President, liegt ihr Haar in betongeronnener Verkörperung von männlich/weiblich (forsch kurz, aber mit Wellen) wie ein Schutzhelm um ihren Kopf. Ob Hillary in

Zukunft »männlich« und »weiblich« zugleich, eben einfach menschlich sein wird oder ob sich unter der weiblichen Maskerade nur noch traditionell männliches Machtstreben verbirgt - also eines, das Schwächere und damit auch die Frauen vergisst -, muss sich noch erweisen.

Ganz wie bei der deutschen Hillary-Variante, deren Stress mit dem Dress die Nation ebenfalls seit Jahren verfolgt. Anfang der Neunziger musste die frisch aus dem Osten importierte Angela Merkel sich noch als »das Mädel« von Kohl mit dem Rüschenkragen vorführen lassen. Seither sind ihre Kleidung und ihre Frisur Dauerthema, weit vor ihrer Politik. Aufatmen bei den mitleidenden - weil mitgemeinten - Frauen, als Merkel sich als Vorsitzende zum sachlichen schwarzen Anzug durchrang. Greift sie ab und an dennoch zum Rock, pflegen das auch Feministinnen vor dem Fernseher zu kommentieren: zu kurz, zu lang, zu tantig, zu spießig. Es scheint schier unlösbar: Wie kann eine Frau bestehen in den Männerriegen, ohne sich entweder selbstverleugnerisch anzupassen - oder aber selbsterniedrigend anzubiedern? Zu lange gehörten Frauen einfach nicht dazu, waren die Anderen, die Fremden. Und sind es noch. Die Spielregeln machen weiterhin die Männer.

Wirklich nach vorne im patriarchalen System kamen bisher nur die Frauen, die sich den Männern anpassen. Doch um welchen Preis? Man spricht ihnen entweder die »Weiblichkeit« sofort ab - und damit das Begehrtwerden - oder stößt sie mit spätestens Mitte/Ende vierzig in die Unsichtbarkeit. Bisher zumindest war das so.

Die neuen Frauen wollen sich nicht mehr zwingen lassen zu wählen, sie wollen gleichzeitig ein weibliches und ein männliches Leben leben. Sie sind die Töchter der Emanzipation, denen erzählt wurde: Du kannst alles! Sie haben nicht selten wohlwollende Väter und emanzipationsfördernde Mütter. Und sie mischen Gelassenheit mit Gerissenheit. Denn sie haben gesehen, wie die Generation vor ihnen sich die Köpfe blutig gestoßen hat. Und sie glauben ans Ziel kommen zu können, ohne den gleichen Preis dafür zu zahlen.

Diese Töchter kennen sich aus. Sie sind kompetent und allemal tüchtiger als vergleichbare Männer, sonst wären sie gar nicht bis dahin gekommen. Sie wollen »einfach nur Mensch« sein und sich nicht länger einschließen lassen in der Frauenecke, weder von Männern noch von Frauen. Sie leben aber leider in einer Welt, in der Frauen weit davon entfernt sind, einfach nur Mensch sein zu dürfen, sondern noch immer - und neuerdings wieder verschärft - an der Frauenelle gemessen und auf ihr Frausein zurückgeworfen werden.

Symptomatisch dafür war im Sommer 2003 ein Feuilleton-Spektakel über die angebliche »Männerdämmerung«, heraufbeschworen von Frank Schirrmacher, dem Herausgeber der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Von einer »Unterwerfung« der Männer durch die »mächtigen Frauen« war da wohlig-erschauernd die Rede (die »hohe Frau« lässt grüßen). Und davon, wie das alles noch mal enden könnte: in der Vernichtung der Männer! So wie bei Judith, die König Holofernes enthauptete; oder bei Charlotte Corday, die den Revolutionshelden Marat in der Badewanne killte; oder bei »Katharina«, wie Schirrmacher familiär »die Große« und bedeutendste Herrscherin der westlichen Geschichte nennt, die, so wispern gekränkte Männerphantasien bis heute, es in ihrer unersättlichen sexuellen Potenz mit Pferden getrieben haben soll. - Machtübernahme der Frauen oder Domina-Fantasien der Männer? Wohl eher Letzteres.

Doch von wem droht, glauben wir der FAZ, dem starken Geschlecht eigentlich die tödliche Gefahr? Von den TV-Moderatorinnen Christiansen, Maischberger, Illner, Will und Slomka - ausgerechnet; und von den Verleger-Gattinnen beziehungsweise -Witwen Mohn, Springer, Berkéwicz dazu. Denn »die entscheidenden Produktionsmittel zur Massen- und Bewusstseinsbildung in Deutschland liegen mittlerweile in der Hand von Frauen«, menetekelt Schirrmacher. »Insgesamt sind fast achtzig Prozent der Bewusstseinsindustrie in weiblicher Hand.« Und von wem diese Hände sind! »Eine Telefonistin,

ein Kindermädchen, eine Schauspielerin und Schriftstellerin und eine Stewardess definieren das Land«, stöhnt der Studierte.

Jenseits aller Logik werden da Äpfel und Birnen, quotenabhängige Journalistinnen und unabhängige Unternehmerinnen durcheinander geworfen. Auch hat bisher noch nicht eine der Genannten durchblicken lassen, dass sie es anders machen wolle als die Männer oder gar ihre Macht pro Frauen zu nutzen gedenke. Macht nichts. Eine Frau ist eine Frau, schon qua Geschlecht und einschlägige Vergangenheit (Sekretärin, Hausfrau). Und sie bleibt - unabhängig von Kontostand und Qualifikations- beziehungsweise Bekanntheitsgrad - Objekt und als solches Vorlage für schlüpfrige Männerfantasien.

Nach der Schirrmacher-Veröffentlichung griffen mehrere weibliche Edelfedern in Folge zum Laptop und stellten zu Recht klar, dass auch Nobelpreisträger Grass mal Steinmetz war und Außenminister Fischer Taxifahrer. Und sie erinnerten daran, dass, keine Sorge, 95 Prozent der Produktionsmittel und 99 Prozent der Alphajobs weiterhin fest in Männerfaust sind.

Aber das alles weiß auch der Feuilletonherausgeber der FAZ, denn es steht ja täglich in seinem Wirtschaftsteil. Und darum geht es ihm auch gar nicht. Es geht ihm ganz einfach um die grundsätzliche und routinemäßige Feststellung: Eine Frau bleibt eine Frau bleibt eine Frau. Und in der Tat, es ist was dran. In Zeiten der Forderung nach Partizipation ist es ein Trick, Frauen auf der Bühne vortanzen zu lassen, während Männer hinter den Kulissen die Strippen ziehen - und dann gerade diese Frauen gleichzeitig zur demütigen Demonstration von »Weiblichkeit« zu nötigen.

Bis vor gar nicht allzu langer Zeit gab es den Druck zur ewigen Jugend, Schlankheit und Faltenlosigkeit nur für Models und andere Berufsschönheiten. Es ist relativ neu und Tag für Tag im Fernsehen zu sehen, dass sich jetzt zum Beispiel auch Journalistinnen dem beugen müssen.

Erschwerend hinzu kommt ein spezifisch deutsches Erbe, das alle Vorbilder und Idole trifft, nicht nur die weiblichen: Deutsche tun sich schwer mit ihren Stars. Sie heben sie nur in den Himmel, um sie dann umso tiefer wieder fallen lassen zu können. Die Häme gegenüber »Promis« scheint hierzulande besonders verbreitet. Was auch daran liegt, dass die Deutschen sich vor nicht allzu langer Zeit so schrecklich verrannt haben mit ihrer Begeisterungsfähigkeit. Und weil das Trauma ihrer Hitler-Verehrung immer noch nicht verarbeitet ist, reagieren sie eben abwertend.

Diese typische deutsche Haltung haben auch die Söhne, die 68er, so besonders bigott vertreten. Denn sie haben, stramm basisdemokratisch, einerseits angeblich jegliche »Elite« abgelehnt, aber im selben Atemzug eine neue männliche Elite und Ideologie geschaffen, von Che Guevara bis Mao. Nur die 68erinnen haben das mit der Basisdemokratie anscheinend ernst genommen: Sie haben »wir« gesagt, noch bevor sie gelernt hatten, »ich« zu sagen. Mit dem Resultat, dass die 68er-Geschichtsschreibung, die sich zwangsläufig auch an Personen festmacht, ganz und gar ohne sie stattfindet. Wir sehen, es ist noch ein weiter Weg für die Frauen in die Sphäre der Vorbilder. Denn ob sie will oder nicht, auch die erfolgreichste Frau wird nie als Individuum, sondern immer als Angehörige ihrer Gattung wahrgenommen. Sie kann es darum allein gar nicht schaffen. Die Männerbünde lassen keine durch, und wenn, dann nur auf Zeit.

Der einzige Weg mit Zukunft scheint mir die Überwindung der Spaltung in hie männlich und da weiblich und die Gratwanderung der Doppelstrategie: Frauen müssen so tüchtig sein wie Männer, ja tüchtiger - sie dürfen aber nicht vergessen, dass sie Frauen sind. Vergessen sie es, verlieren sie ihre Identität und ihre Wurzeln - und damit ihre originäre Kraft. Nur die Frau, die im vollen Bewusstsein um ihr Frausein gleichzeitig die »männliche Anmaßung« (Jelinek) wagt, kann ein echtes Gegenüber für Männer und ein wahres Vorbild für Frauen sein.

Aus: „Alice Schwarzer porträtiert Vorbilder und Idole", Köln: Kiepenheuer & Witsch 2003

Mögliche Aktionen

- **Erarbeitung von Statistiken über Anteile von Frauen und Männern, nach denen Straßen, Plätze, Gebäude in der Stadt benannt sind.**
- **Sammlung von Vorschlägen für die Benennung von Straßen, Plätzen Gebäuden nach Frauen**
- **Sammlung von Vorschlägen zu Frauen für die Verleihung von Orden**
- **Lesungen / Ausstellungen über bedeutende Frauen und ihre Leistungen**
- **Bildband / Broschüre zu Zeitgenossinnen (siehe Broschüre des Frauenministeriums „Zeitgenossinnen")**
- **Veranstaltungen, Talkrunden mit Historikerinnen, Wissenschaftlerinnen, etc.**
- **Frauenstadtrundgänge**

Kapitel 2

Frauen im Beruf

Berufsorientierung bei Mädchen

- *Ulrike Sattel* Frauenbild und Berufsfindung
- *Karin Ressel* Wie soll ich mich denn für einen Beruf entscheiden, wenn ich ihn nicht kenne?
- *Sylvia Neuhäuser-Metternich* Was fehlt der Technik, wenn die Frauen fehlen?
- Der Girls´ Day
- Komm-IT-Projekt Das Kooperationsprojekt Junge Frauen und Mädchen in IT-Berufen

Frauen in untypischen Berufen

- *Karin Ressel* Frauen in untypischen Berufen

Frauen in Uniform

- *Maja Apelt* Soldatinnen
- *Patricia Pfeil* Polizist, weiblich?
- *Susanne Klose* Polizei – ein echter Männerberuf?

Gleichstellungsbeauftragte

- *Dagmar Schlapeit-Beck* Kommunale Gleichstellungsbeauftragte: Von der Ombudsfrau zur Gender-Managerin
- *Christel Steylaers* Von der Lust, Frauenbeauftragte zu sein

Führungsfrauen

- *Ulrike Löhr* Frauen als Führungskräfte in der Kommunalverwaltung
- *Marlies Malmendier* Vom harten Schraubengeschäft: Unternehmerin in einer Männerbranche
- *Ursula Matthiesen-Kreuder* Als Frau in einer Männerkultur
- Mentoring und KIM – Kompetenz im Management

Leben und Arbeit

- *Dascha Klingenberg* Zur Ally Mc'Beal-isierung der Arbeitswelt
- *Barbara Thiessen* Die andere Seite der Vereinbarkeit: Von „Perlen" und anderen Frauen

Frauen und Recht

- *Kirsten Scheiwe* Geschlechterkonstruktionen im Sozialversicherungsrecht – über formale Gleichheit, (Un-)Abhängigkeit und faktische Ungleichheit
- *Ulrike Schultz* Richten Richterinnen richtiger?
- Mögliche Aktionen

Ulrike Sattel

Frauenbild und Berufsfindung

Berufsfindung, Berufswahl und Berufsperspektiven von Mädchen und jungen Frauen

1 Problemaufriss und Begriffsklärung

Nie zuvor war das Interesse von Mädchen und jungen Frauen am Erlernen eines „richtigen" Berufs und der Wunsch nach einer dauerhaften beruflichen Absicherung – unabhängig von einem männlichen Versorger – größer als heute. Seit der „Bildungsoffensive" der 60er Jahre ist mit jeder Generation die Bildungsbeteiligung von Mädchen gestiegen; sie erwerben inzwischen höhere Bildungsabschlüsse als Jungen und weisen bessere Notendurchschnitte auf. Nie zuvor auch war die Gleichheit der Geschlechter für eine Jugendgeneration so selbstverständlich wie derzeit: Beide Geschlechter sind mehrheitlich berufs- und familienorientiert, leben in ähnlichen Lebensverhältnissen, sind Vollzeit berufstätig, finanziell unabhängig und autonom in ihrer Lebensführung – jedenfalls bis zur Geburt des ersten Kindes (Wetterer 2003, S. 14). Die traditionelle Rollenverteilung, die Frauen zu Kindern, Küche und Konsum drängte, ist in Auflösung begriffen; Berufsausbildung und Berufstätigkeit von Frauen gelten als normal. Junge Frauen scheinen über ihr Leben eigenständig und gleichberechtigt mit ihrem Partner entscheiden zu können - unbehindert und unbeeinflusst von geschlechtsspezifischen Normen, Verhaltensmustern und Weiblichkeitsbildern. Dennoch können Mädchen und junge Frauen ihre guten schulischen Qualifikationen nicht in entsprechendem Maße beruflich verwerten, vielmehr bleiben ihre Chancen in Berufsausbildung, Berufstätigkeit und Berufsaufstieg immer noch deutlich hinter denen von Männern zurück. Die Gründe für diese Diskrepanz sind vielfältig; die wichtigsten sollen im Folgenden vorgestellt und dadurch Ansatzpunkte zur Veränderung aufgedeckt werden.[1]

Noch immer wird Mädchen und jungen Frauen vorgeworfen, ihre Berufs- und Studienfachwahl an typisch weiblichen Ausbildungsgängen und Tätigkeitsfeldern auszurichten und zukunftsträchtige technikbezogene oder naturwissenschaftliche Berufe zu vernachlässigen. Tatsächlich zeigen die Zahlen des jährlich vom Bundesministerium für Bildung und Forschung herausgegebenen Berufsbildungsberichts beständig eine massive Konzentration der weiblichen Auszubildenden auf die „typisch" weiblichen Berufe, sowohl im dualen Ausbildungssystem (in Betrieb und Berufsschule) wie auch – und noch stärker – im vollzeitschulischen Bereich (Berufsfachschulen, Fachschulen usw.): kaufmännische Büroberufe, Gesundheits-, Erziehungs- und Sozialberufe. Gleiches gilt für die Studienfachwahl: Lehramtsstudiengänge, Sprach- und Kulturwissenschaften stehen im Mittelpunkt des weiblichen Interesses. Den geringsten Frauenanteil in den beruflichen wie auch den hochschulischen Ausbildungsgängen verzeichnen stets die technischen und naturwissenschaftlichen Fachrichtungen. Lassen sich diese Verhältnisse mit der „freien Berufswahl" von Mädchen und von jungen Frauen erklären?

Bevor die Hintergründe hierzu näher beleuchtet werden, sind einige Begriffserläuterungen wichtig: Als *Berufsorientierung* wird einerseits die Einstellung von Personen zum Beruf bezeichnet, also das Interesse junger Frauen an Berufsausbildung und ihr Wille zur Berufsausübung. Andererseits sind damit die vielfältigen praktischen Maßnahmen und Angebote zur Information über Berufsinhalte,

[1] *Wesentliche Grundlagen dieser Ausführungen bilden die Arbeiten von Nissen/Keddi/Pfeil (2003) und Granato/Schittenhelm (2004); sie sind besonders zu empfehlen für vertiefende Information. Zahlenangaben sind – soweit nicht anders vermerkt – dem Berufsbildungsbericht 2004 (oder älteren Ausgaben) entnommen.*

Ausbildungsmöglichkeiten, Zukunftsaussichten gemeint, die helfen sollen, eine eigene Berufs- und Lebensplanung zu entwickeln. Statt von „Berufswahl" spricht man in den Sozialwissenschaften inzwischen häufig von *Berufsfindung*, um zu verdeutlichen, dass die Berufswahl keine kurzfristige Entscheidung zum Schulzeitende darstellt, sondern einen länger dauernden Prozess mit vielen subjektiven und objektiven Einflussgrößen. Die Bezeichnung *Frauenberuf* besagt nicht, dass dort die meisten Frauen arbeiten, sondern dass der Beruf zu 80% und mehr von Frauen erlernt und ausgeübt, also „weiblich dominiert" wird – so die Definition der amtlichen Statistik. Beträgt der Frauenanteil in einem Beruf 60-80%, so gilt er als „überwiegend weiblich besetzt". Die gegenteilige Konzentration (weniger als 20% Frauen, 80% Männer) zeigt dementsprechend einen Männerberuf an. Im Alltagsverständnis dagegen gelten als Frauenberufe eher solche, die der Familienarbeit ähneln (pflegerische, erzieherische, soziale Berufe) oder sich mit der Familienarbeit (angeblich) vereinbaren lassen.
Nach einem knappen Blick auf die schulische Bildung (2.1), mit der die Mädchen den Ausbildungs- und Arbeitsmarkt betreten, und einer kurzen Situationsanalyse der Berufsausbildungsstrukturen junger Frauen (2.2) werden die objektiven und subjektiven Rahmenbedingungen weiblicher Berufsfindung (3.1 und 3.2) erläutert. Da alljährlich die überwiegende Mehrheit der Schulabgängerinnen in das (duale oder schulische) Berufsausbildungssystem einmündet, konzentriert sich der Beitrag auf diesen Bereich. Warum und auf welche Weise noch immer traditionelle Frauen- und Männerbilder die Möglichkeiten vor allem der weiblichen Berufsausbildung und Berufstätigkeit prägen und begrenzen, wird anschließend hinterfragt (4).

2 Strukturen schulischer und beruflicher Bildung von Mädchen und jungen Frauen

2.1 Zur schulischen Qualifikation von Mädchen

Junge Frauen verlassen das Schulsystem seit Jahren mit höheren und besseren Bildungsabschlüssen als junge Männer. Mehr als 40% der Mädchen haben einen Realschul- oder gleichwertigen Abschluss, aber nur knapp 36% der Jungen; mehr als 33% der Mädchen erwerben die Hochschul- oder Fachhochschulreife, aber nur knapp 28% der Jungen. Mit Hauptschulabschluss beenden im Jahre 2002 nur 21% der Mädchen, aber fast 28% der Jungen ihre Schulzeit; ohne diesen Abschluss bleiben nur 5% der Mädchen, aber 9% der Jungen (vgl. Granato/Schittenhelm 2004, S. 33). Auch bei denjenigen, die eine Schulklasse wiederholen, sind die Jungen durchgängig auf allen Schulstufen in der Überzahl.
Mädchen können also die besseren Schulabschlüsse vorweisen, wenn sie sich um einen Berufsausbildungs- oder Studienplatz bewerben, und sie sind auch tendenziell jünger als die männlichen Konkurrenten, da sie seltener eine Klasse wiederholen und keinen Wehr- oder Zivildienst leisten müssen. Daher müssten junge Frauen im Berufsausbildungssystem und im Wettbewerb um gute Arbeitsplätze längst mit den Männern gleichgezogen haben. Dem ist jedoch nicht so.

2.2 Zur Berufsausbildungssituation von Mädchen und jungen Frauen

Der Anteil junger Frauen im dualen System der Berufsausbildung (in Betrieb und Berufsschule) liegt nach einem kurzen Hoch gegen Ende der 1980er Jahre (1988: 43,1%) inzwischen wieder, bzw. immer noch bei nur rund 40%. D.h. 60% aller betrieblichen Ausbildungsplätze werden an junge Männer vergeben – trotz schlechterer Schulabschlüsse. Dabei zeigen Mädchen zu einem frühen Zeitpunkt vor Schulabgang noch keine geschlechtsspezifisch verengten Berufswünsche, sondern eine breite Palette von Berufsinteressen. Sie entfalten außerdem ein wesentlich aktiveres und flexibleres Bewerbungsverhalten als junge Männer – und erhalten dennoch seltener einen Ausbildungsplatz. Unter den nicht vermittelten Ausbildungsplatzsuchenden sind junge Frauen mit einem nur wenig kleineren Anteil (46,5% am 30.09.2003) vertreten als Männer, da Frauen häufig in weiterführende schulische Bildungsgänge (z. B. berufliche Vollzeitschulen oder auch berufsvorbereitende Maßnah-

men) ausweichen. Allerdings stieg 2003 der Anteil der Bewerberinnen, die ohne Ausbildungsplatz blieben, um 69 % gegenüber dem Vorjahr an – ein Hinweis darauf, dass bei abnehmendem Ausbildungsplatzangebot junge Frauen noch schlechtere Chancen haben, eine Lehrstelle zu erlangen.
In der schulischen Berufsausbildung waren Mädchen schon immer sehr stark vertreten. Dank ihrer guten allgemeinschulischen Leistungen dominieren sie in den vollqualifizierenden Bildungsgängen der Berufsfachschulen (v. a. Erziehungs-, Gesundheits- und Sozialberufe) und sind kaum in den berufsvorbereitenden Maßnahmen (Berufsvorbereitungsjahr, Berufsgrundbildungsjahr) zu finden. Parallel zum Ausbildungsplatzrückgang steigen die Schülerzahlen an den Berufsfachschulen seit 10 Jahren kontinuierlich an; der Frauenanteil sinkt, da nun zunehmend männliche Jugendliche in die vollzeitschulische Berufsausbildung drängen. Allerdings zeigen sich auch hier wieder die geschlechtstypischen Verteilungen: Die Kinderpflegerin ist mit einem Schülerinnenanteil von 95% frauendominiert, der Beruf Technische/r Assistent/in für Wirtschaftsinformatik weist einen Männeranteil von 85% auf, die kaufmännischen Berufe werden zu 63% von Schülerinnen besetzt (vgl. Berufsbildungsbericht 2003, S. 128).
Junge Frauen in den neuen Bundesländern besuchen zu 70-80% die Berufsfachschulen, in den alten Ländern liegt der Frauenanteil zwischen 50% und 60%, insgesamt sind 60% aller Berufsfachschüler weiblich. Ostdeutsche junge Frauen sehen sich demnach noch viel häufiger als westdeutsche gezwungen, mangels Ausbildungsplatz an weiterführenden schulischen Bildungsgängen teilzunehmen.
Gelingt Mädchen der Einstieg in eine betriebliche Berufsausbildung, so findet sich mehr als die Hälfte von ihnen in nur 10 Berufen, obwohl es weit über 300 Ausbildungsberufe gibt. Es sind seit Jahrzehnten immer die gleichen kaufmännischen und Dienstleistungsberufe: Bürokauffrau, Arzthelferin, Kauffrau im Einzelhandel, Friseurin (als einziger Handwerksberuf), Zahnmedizinische Fachangestellte, Industriekauffrau, Fachverkäuferin im Nahrungsmittelhandwerk, Verkäuferin, Kauffrau für Bürokommunikation, Hotelfachfrau. Über die Hälfte aller jungen Frauen werden in diesen 10 Berufen ausgebildet (53,3% in 2002), dagegen konzentrieren sich nur 34,6% der männlichen Auszubildenden auf 10 (andere) Berufe. Kaum Zugang haben junge Frauen zu gewerblich-technischen Berufen und zu den neuen IT-Berufen. Die naturwissenschaftlichen bzw. technischen Laborberufe sowie die Zahntechnik sind jedoch stark frauenbesetzt. Auch technisch orientierte Berufe mit sog. feinmotorisch-gestalterischen Tätigkeiten wie Hörgeräteakustiker/in oder (Fein-)Optiker/in weisen beachtliche Frauenanteile auf.
Fehlendes naturwissenschaftlich-technisches Interesse kann man jungen Frauen also nicht unbedingt vorwerfen, ebenso wenig mangelhaftes Bewerbungsverhalten und schon gar nicht schlechte Schulbildung. Wieso gelangt dennoch seit Jahrzehnten stets rund die Hälfte aller weiblichen Auszubildenden in die genannten Frauenberufe? Betrachten wir den Prozess der Berufswahl bzw. Berufsfindung.

3 Zum Berufsfindungsprozess von Mädchen und jungen Frauen

Die Erstplatzierung auf dem Arbeitsmarkt, also der Berufseinstieg, gilt noch immer als entscheidende Weichenstellung für den späteren Berufsverlauf. Auch wenn oder gerade weil Arbeitsplatz-, Berufs- und Tätigkeitswechsel enorm zugenommen haben und jede/r Einzelne für die Entwicklung und Verwertung der eigenen Arbeitskraft selbst verantwortlich sein soll – die Industriesoziologie spricht deshalb vom neuen „Typus des Arbeitskraftunternehmers" (Pongratz/Voß 2003) –, ist die Startposition am Arbeitsmarkt von besonderer Wichtigkeit. Daher kommt der Berufswahl und dem Berufsfindungsprozess entscheidende Bedeutung zu.
Berufsfindung entwickelt sich im Spannungsfeld zwischen Wahl und Zuweisung des Berufs, wobei der Begriff Berufswahl die Entscheidungsfreiheit und Wahlmöglichkeiten überbetont, Berufszuweisung dagegen die Außensteuerung des Individuums (Heinz 1997). Vielmehr entsteht die Entscheidung für einen bestimmten Beruf in einer Wechselwirkung zwischen den persönlichen Interessen, Potentialen und Lebensentwürfen (subjektive Dimension) sowie den Angeboten, Chancen und

Strukturen des Arbeitsmarkts (objektive Dimension). Die individuellen Gestaltungsspielräume, die jede/r Einzelne in diesem Wechselwirkungsprozess erreicht, sind maßgeblich geprägt von sozialer Herkunft, Geschlecht und Bildungsgang. Um das vielfältige Zusammenspiel (oder Gewirr) von gesellschaftsstrukturellen Bedingungen (z.B. Arbeitsmarktverhältnisse, konjunkturelle, demographische Lage, rechtliche Vorgaben), institutionellen Einflüssen (z.B. Schule, Berufsberatung, Betriebe), sozialen Einwirkungen (durch Eltern, Verwandte, Freunde, Beziehungen/Netzwerke) und individuellen Bedingungen (persönlichen Wünschen und Interessen, geistigen und körperlichen Fähigkeiten und Voraussetzungen) besser erfassen und erklären zu können, wird versucht, den komplexen Zusammenhang in eine objektive und subjektive Dimension zu trennen.

3.1 Zur objektiven Dimension des Berufsfindungsprozesses

Auf dem Ausbildungs- und Arbeitsmarkt sehen sich Frauen mit Strukturen konfrontiert, die für sie hinderlich, für Männer dagegen förderlich wirken: die Strukturen der *geschlechtsspezifischen Arbeitsmarktsegmentation*.

Als Arbeitsmarktsegmentation (vgl. Georg/Sattel 2005) wird in den Sozialwissenschaften die Spaltung des Arbeitsmarkts in drei Teilarbeitsmärkte (Segmente) bezeichnet, die voneinander abgeschottet sind und jeweils unterschiedliche Zugangsvoraussetzungen haben: ein betriebsinternes Segment mit sicheren, gut bezahlten, hoch qualifizierten Arbeitsplätzen, das fast nur über eine betriebliche Berufsausbildung mit weiterer betriebsspezifischer Qualifizierung zugänglich ist und hauptsächlich Großbetriebe umfasst; ein berufsfachliches Segment, das ebenfalls eine abgeschlossene Berufsausbildung erfordert, vorrangig in Klein- und Mittelbetrieben (u. a. Handwerk) angesiedelt ist und berufliche Absicherung und Aufstieg durch den Wechsel des Betriebes ermöglicht; als letztes und größtes das sog. *offene (oder unstrukturierte)* Segment, zu dem als eine Art Restkategorie all jene Arbeitskräfte gehören, die zu den beiden anderen Teilarbeitsmärkten keinen Zugang gefunden haben. Hier werden lediglich unspezifische „Jedermanns"-Qualifikationen und ein gewisses Mindestmaß an körperlicher und geistiger Leistungsbereitschaft verlangt und dementsprechend auch nur ungelernte „Allerweltstätigkeiten" mit kurzer Einarbeitungszeit angeboten. Daher sind die Arbeitskräfte auf diesem Sekundärarbeitsmarkt leicht austauschbar und schnell ersetzbar, alle Arbeitszeitvariationen sind möglich – lauter Gründe, weswegen diese Arbeitsplätze mehrheitlich von Frauen und auch von ausländischen Arbeitskräften besetzt werden. Der Jedermannsteilarbeitsmarkt mit seinen ungesicherten, anspruchslosen, schlecht entlohnten Arbeitsplätzen ist also eher ein Jedefrau-Arbeitsmarkt.

Die Wirkung geschlechtspezifischer Arbeitsmarktsegmentation verweist Frauen aber nicht nur hauptsächlich auf den unsicheren Sekundärarbeitsmarkt und erschwert ihnen maßgeblich den Zutritt zu den qualifizierten Arbeitsplätzen der beiden primären Teilarbeitsmärkte, sondern sie wirkt auch *innerhalb* aller drei Teilarbeitsmärkte als *geschlechtsspezifische Segregation* – so wird in den Sozialwissenschaften die horizontale und vertikale Arbeitsmarktteilung bezeichnet. Die *horizontale Segregation* bezieht sich auf die geschlechtsspezifische Aufteilung der Berufe in Männer- und Frauenberufe; der Begriff der *vertikalen Segregation* beschreibt die unterschiedlichen Aufstiegschancen von Frauen und Männern auf der betrieblichen Karriereleiter. Qua Geschlecht werden den Frauen Berufstätigkeiten zugeordnet, die durch niedrige(re)n Verdienst bei oft verhältnismäßig langen Qualifizierungszeiten, geringe Aufstiegsmöglichkeiten, hohes Arbeitsplatzrisiko, mangelnde Zukunftsperspektiven gekennzeichnet sind. Qua Geschlecht wird Frauen eine vorrangige Familien- oder zumindest Doppelorientierung auf Familie und Beruf unterstellt, die mit Unterbrechungen der Erwerbstätigkeit, Teilzeitarbeit, häufigeren Fehlzeiten wegen Familienpflichten, verminderter beruflicher Leistungsfähigkeit wegen Doppelbelastung, geringerer Mobilität (bzgl. Geschäftsreisen, kürzerem oder längerem Arbeitsortswechsel, Auslandstätigkeiten) einhergeht. Daher gelten Frauen den Betrieben als nur begrenzt nutzbare Arbeitskräfte, die von betrieblicher Förderung und Weiterbildung, von der Übernahme verantwortungsvoller Positionen und auch bereits von betrieblichen Ausbildungsplätzen weitgehend ausgeschlossen bleiben. Diesen Ausschließungsprozess aufgrund

eines vermuteten geschlechtsspezifischen Gruppenverhaltens nennt man *statistische Diskriminierung*.
Die geschlechtsspezifische Segmentation und Segregation des Arbeitsmarkts spiegelt sich in der dreigeteilten *geschlechtsspezifischen Strukturierung* des Berufsbildungssystems wider. In das erste Segment der dualen Berufsausbildung (in Betrieb und Berufsschule) gelangen vorwiegend männliche Jugendliche, während im dritten Segment der berufsbildenden Vollzeitschulen überwiegend Mädchen in Frauenberufen ausgebildet werden; das zweite Segment der Berufsvorbereitungsmaßnahmen ohne Berufsabschluss ist geschlechtsspezifisch gespalten, jedoch stärker männlich besetzt, da Mädchen häufig in die weiterführende allgemeine Schulbildung ausweichen (Krüger 1991, zit. nach Nissen u.a. 2003, S. 126f.). Beim Übergang in die Berufstätigkeit befinden sich männliche Jugendliche dadurch bereits im betriebsinternen oder berufsfachlichen Teilarbeitsmarkt, während junge Frauen sich diesen Zugang erst durch längere und kostenintensivere Qualifizierung erkämpfen müssen, wenn sie nicht im externen, offenen Jedermanns-/Jedefrau-Arbeitsmarkt landen oder verbleiben wollen.
Trotz dieser Barrieren und Hindernisse, die sowohl durch die betriebliche Personalentwicklungs- und Einstellungspraxis, die betriebliche Arbeitsorganisation, die Vermittlungsinstitutionen und -personen wie auch letztlich durch die Berufswahl und Berufsausbildung der Frauen selbst aufrechterhalten werden, dringen Frauen zunehmend v.a. in die Bereiche qualifizierter Angestelltentätigkeiten vor, ohne jedoch ihre Benachteiligungen, die jetzt auf höherem Qualifikationsniveau ablaufen, wesentlich mindern zu können.

3.2 Zur subjektiven Dimension des Berufsfindungsprozesses

Aufgrund der beharrlichen Verteilung von Berufen auf Geschlechter stellt sich die Frage, inwieweit Frauen selbst (bewusst oder unbewusst) zur Aufrechterhaltung der herrschenden Verhältnisse beitragen. Die Sozialisations- und Berufswahlforschung geht davon aus, dass Mädchen nicht nur Objekte oder Opfer struktureller Arbeitsmarktbedingungen und beruflicher Zuweisungen sind, sondern auch als *selbsttätig Handelnde* im Berufsfindungsprozess agieren. Als handelnde Subjekte können sie bestimmte Bedingungen akzeptieren und dadurch stabilisieren – oder ablehnen und dadurch (langfristig) zur Veränderung beitragen. Das bedeutet, dass geschlechtstypische Berufswahlentscheidungen nicht allein dem Ausbildungs- und Arbeitsmarkt oder allein dem Individuum zuzuschreiben sind, sondern als Ergebnis des Zusammenwirkens objektiver Rahmenbedingungen und subjektiver Verarbeitung in einem biographischen Entwicklungsprozess begriffen werden müssen (Nissen u.a. 2003, S. 128).

Obwohl die Lebensentwürfe junger Frauen heute sehr vielfältig sind, gilt bei allen – auch jenen mit vorrangiger Familienorientierung – ein Beruf als unverzichtbare Basis ihrer Lebensplanung. Zwar wünscht sich die große Mehrheit junger Frauen eine dauerhafte Partnerschaft mit (Ehe-)Mann und Kindern; als ökonomische Existenzsicherung und als ausschließlicher Lebensbereich hat die Familie für die Mehrheit jedoch ausgedient. Wie das Verhältnis von Berufs- und/oder Familienarbeit jedoch gestaltet wird, darin zeigt sich die Vielfalt der individuellen Lebensentwürfe. Das Austarieren der persönlichen Vorstellungen, biographischen Bedingungen und sozialen Beziehungen, der Qualifikationspotentiale und beruflichen Wünsche und Interessen mit den gesellschaftlichen und Arbeitsmarktbedingungen ist eine subjektive Verarbeitungsleistung im Rahmen des Berufsfindungsprozesses. Damit einhergehend stehen die Jugendlichen vor der Aufgabe, die eigene Persönlichkeit, ein Selbstkonzept und eine Geschlechtsidentität herauszubilden. Am Ende dieses gesamten beruflich-biographischen Entwicklungsprozesses steht die Berufswahlentscheidung.

So lässt sich erklären, warum manche Mädchen trotz aller Nachteile bewusst einen Frauenberuf ergreifen, nämlich weil sie selbst ihn sich zutrauen (und die Eltern, Freunde, Berufsberatung auch), weil sie eine Arbeit mit Menschen statt mit Technik und eine bessere Vereinbarkeit mit dem Familienleben erwarten, aber auch, weil sie kaum männliche Konkurrenz oder Durchsetzungskämp-

fe fürchten müssen, teilweise geschützter als in einem Männerberuf sind und sich eher eine Aufstiegsposition erarbeiten können. Andere junge Frauen wiederum arrangieren sich nach dem Motto „Hauptsache eine Lehrstelle" (Heinz/Krüger 1987) mit dem Ausbildungsplatzangebot und interpretieren nachträglich den gefundenen Beruf als Wunschberuf. Dadurch gelingt es ihnen, den eigenen Berufsfindungsprozess als doch freie Berufswahl zu begreifen und nicht als Resignation angesichts der beschränkten Ausbildungs- und Arbeitsmarktbedingungen. Schließlich auch zeigt(e) sich, dass die Entscheidung für die Ausbildung in einem Männerberuf oder einem Männer-Studienfach die Arbeitsmarktchancen von Frauen nicht verbessert, sondern erschwert.

4 „Doing Gender" – Zur Entstehung und Wirkungsweise von Geschlechterbildern

Trotz gleicher Ausgangslage mit den jungen Männern hinsichtlich Qualifikationen, Kompetenzen, Berufsmotivation und Lebensführung erfahren junge Frauen also an der ersten Schwelle der Berufseinmündung eine deutliche Begrenzung ihrer Berufs(wahl)möglichkeiten, die – noch immer – zu einer Verschiebung der weiblichen Berufsorientierung hin zur stärkeren Familienorientierung führt (Wetterer 2003, S. 13). Sowohl die Gleichheit der Ausgangslage und des Selbstverständnisses von jungen Frauen und Männern wie auch die Re-Traditionalisierung der beruflichen und familiären Arbeitsverteilung nach Geburt des ersten Kindes sind vor allem Ergebnis geschlechtsspezifischer Sozialisation[2]. Im Zuge dieses Prozesses wird Geschlechtlichkeit angeeignet, d. h. die in der Gesellschaft herrschende Auffassung von Weiblichkeit und Männlichkeit. Von Anfang an wird dem Kind vermittelt, sich im System der Zweigeschlechtlichkeit[3] eindeutig zu verorten.

Die (Ein-)Passung in die Geschlechterordnung als „weiblich" oder „männlich" erfolgt durch Selbstsozialisation wie auch durch Fremdsozialisation, also durch Erwachsene, Gleichaltrige, Schule, Medien usw. als Sozialisatoren. Der Sozialisationsprozess des „Doing Gender", der interaktiven Herstellung von Geschlecht, zeigt sich z. B. im Kindesalter durch die stärkere Beaufsichtigung von Mädchen, während Jungen größere Freiräume gewährt werden. Unabhängig von den tatsächlichen schulischen Leistungen sind Eltern eher davon überzeugt, dass ihre Töchter nicht über naturwissenschaftlich-mathematische Kompetenzen bzw. Begabungen für entsprechende Berufe verfügen (Granato/Schittenhelm 2004, S. 37). Dementsprechend tendieren viele Mädchen in der Sekundarstufe zu einer eher skeptischen Einschätzung der eigenen Leistungsfähigkeit, besonders im Hinblick auf naturwissenschaftlich-technische Fächer, selbst dann, wenn gleichzeitige Leistungsmessungen keine Geschlechterdifferenzen anzeigen (Cornelissen 2004, S. 132). Der Schule gelingt es bis heute kaum, diese geringerwertige Selbsteinschätzung der Mädchen aufzuheben. In den Leistungskurswahlen der gymnasialen Oberstufe kommen die herkömmlichen Vorstellungen von der geschlechtsspezifischen „Passung" der Fächer nach wie vor deutlich zum Ausdruck. Schulbildung wird heute zwar (vermeintlich) geschlechtsneutral gestaltet, bereitet die jungen Menschen jedoch vornehmlich auf die berufliche Lebensperspektive vor, also auf eine traditionell männliche Lebensgestaltung,

---

[2] *Mit Sozialisation(= Vergesellschaftung) wird der Prozess der Persönlichkeitsentwicklung des Individuums bezeichnet. Der junge wie auch der erwachsene Mensch setzt sich mit den Einflüssen seiner dinglichen und sozialen Umwelt auseinander und eignet sich durch Handeln und durch Kommunikation gesellschaftliche Regeln, Deutungsmuster und Wissensbestände an. Durch die Verarbeitung dieser Einwirkungen, die er verfestigt verändert, ausbaut, entwickelt er eine eigenständige Persönlichkeitsstruktur. Dieser Prozess der Persönlichkeitsentwicklung in Auseinandersetzung mit der gesellschaftlichen Umwelt ist niemals abgeschlossen und dauert lebenslang.*

[3] *Obwohl die „Natur" strikt eindeutige Zweigeschlechtlichkeit gar nicht vorgibt, sondern viele Variationen von Transsexualität ausbildet, wird in unserer Kultur eine rigorose und unveränderbare geschlechtliche Zuordnung verlangt, die notfalls sogar durch operative Eingriffe hergestellt wird. Das bedeutet, dass auch die Zuweisung zu einem biologischen Geschlecht (sex) schon eine gesellschaftlich bedingte ist, der das soziale Geschlecht (gender) folgt.*

und nicht – auch – auf die gleichwertige Übernahme von Familienarbeit (Cornelissen 2004, S. 133f). Von Schule kann jedoch erwartet werden, an der Auflösung überkommener Weiblichkeits- und Männlichkeitsbilder mitzuwirken, statt diese zu perpetuieren.

Der Sozialisation für Berufs- und Familienarbeit, von Regina Becker-Schmidt als „doppelte Vergesellschaftung" bezeichnet, unterliegen noch immer ausschließlich Mädchen und Frauen. Zu betonen ist, dass dieser lebenslange Prozess der geschlechtsspezifischen oder besser: geschlechtstypischen Persönlichkeitsentwicklung durch das „doing gender" kein einseitiges Einwirken der Umwelt auf das Individuum darstellt. Vielmehr wirken die Mädchen und Jungen, Frauen und Männer selbst aktiv an der Herstellung und Erhaltung der Geschlechterordnung mit; sie konstruieren ihre Geschlechtszugehörigkeit selbst, und diese wird gleichzeitig durch die Umwelt ko-konstruiert.

In der Phase der Berufsfindung vermittelt sich die soziale Konstruktion Geschlecht u.a. über die geschlechtliche Etikettierung von Berufen, über die Erwartungshaltung von Frauen und Männern über ihre Berufslaufbahn und – massiv – über die geschlechtsspezifisch geprägte Personalpolitik der Betriebe (Granato/Schittenhelm 2004, S. 38). Schon die bloße Bezeichnung eines Ausbildungsberufes beeinflusst das Interesse junger Frauen und Männer, weil damit geschlechtstypische Tätigkeiten und Eigenschaften verknüpft werden. Betriebliche Einstellungstests, auch die modischen Assessment-Center-Verfahren, sind nachweislich von geschlechtsspezifischen Mustern durchzogen. So zeigen sich als Folge alte Zuordnungen von Frauen- und Männerberufen neu in den IT-Berufen, indem Frauen vorrangig in den kaufmännisch orientierten und Männer eher in den technisch orientierten Zweigen zu finden sind.

5 Perspektiven

Wichtig ist daher vor allem, junge Frauen bei dem langfristigen Prozess der Berufs- und Selbstfindung in ihrer autonomen Handlungskompetenz zu unterstützen, so dass der Balanceprozess zwischen der eigenen Lebensplanung und der Wahrnehmung gesellschaftsstruktureller Chancen und Beschränkungen gelingt und zum Aufbau einer stabilen Persönlichkeit und Berufsbiographie führt.
Aus gesellschaftlicher Sicht ist dafür einerseits die tatsächliche Öffnung aller Berufsfelder und Berufspositionen ebenso unumgänglich wie andererseits die Aufwertung und Professionalisierung von Frauenberufen und weiblichen Erwerbstätigkeitsfeldern. In der Literatur findet sich dazu eine Vielzahl von Maßnahmevorschlägen zur frühzeitigen Unterstützung von beruflicher Interessenentwicklung in Kindheit und Jugend, zur Veränderung der strukturellen Bedingungen in Ausbildungsprozessen, zur Stärkung der Entscheidungskompetenz von Mädchen und jungen Frauen sowie zur Förderung von Frauen in Frauenberufen und zur Förderung der Frauenberufe selbst (vgl. dazu ausführlich Nissen u.a., 2003, S. 134ff.; Kettschau 2002, S. 190ff.).
Vor allem auch gilt es, den sog. Gatekeepern, nämlich Eltern, Erziehenden, Lehrenden und Ausbildenden, Berufsberatenden und Personalverantwortlichen, ihre noch immer vorhandenen traditionellen Frauenbilder und Rollenvorstellungen bewusst zu machen, die sie durch die eigene Lebensweise und Arbeitsverteilung in Familie, Beruf und Betrieb trotz aller gegenteiligen Beteuerungen aufrecht erhalten und weitergeben.

Literatur

Berufsbildungsbericht 2004 *(2004). Hrsg. vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF). Bonn (kostenlos erhältlich oder als Download im Internet: http://www.bmbf.de/pub/bbb_2004.pdf)*

Cornelissen, Waltraud *(2004): Einige Anmerkungen zur Debatte um die Benachteiligung von Jungen in der Schule. In: Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien, 22. Jg., H. 1, S. 128 – 136*

Georg, Walter / Sattel, Ulrike *(2005 – im Erscheinen): Arbeitsmarkt, Beschäftigungssystem und Berufsbildung. In: Arnold, R./Lipsmeier, A. (Hrsg.), Handbuch der Berufsbildung. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften*

Granato, Mona/Schittenhelm, Karin *(2004): Junge Frauen: Bessere Schulabschlüsse - aber weniger Chancen beim Übergang in die Berufsausbildung. In: Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament, B 28, S. 31 - 39*

Heinz, Walter R. *(1997): Einführung in die berufliche Sozialisation – Kurseinheit 3: Berufswahl. Hagen: FernUniversität*

Heinz, Walter R. / Krüger, Helga u.a. *(1987): Hauptsache eine Lehrstelle. Jugendliche vor den Hürden des Arbeitsmarkts. Neuausgabe Weinheim: Dt. Studien-Verlag*

Kettschau, Irmhild *(2002): Berufswahl und Berufschancen von Frauen in Frauenberufen. In: Kampshoff, Marita/Lumer, Beatrix (Hg.): Chancengleichheit im Bildungswesen. Opladen: Leske + Budrich, S. 183 – 196*

Krüger, Helga *(1991): Doing Gender. Geschlecht als Statuszuweisung im Berufsbildungssystem. In: Brock, Ditmar u.a. (Hg.): Übergänge in den Beruf. Weinheim/München: Juventa, S.139 - 169*

Lemmermöhle, Doris *(2002): Passagen und Passantinnen: Chancengleichheit auf dem Weg von der Schule in die Berufsausbildung?. In: Kampshoff, Marita/Lumer, Beatrix (Hg.): Chancengleichheit im Bildungswesen. Opladen: Leske + Budrich, S. 65 - 80*

Nissen, Ursula/Keddi, Barbara/Pfeil, Patricia *(2003): Berufsfindungsprozesse von Mädchen und jungen Frauen. Erklärungsansätze und empirische Befunde. Opladen: Leske + Budrich*

Pongratz, Hans J./Voß, G. Günter *(2003): Arbeitskraftunternehmer. Erwerbsorientierungen in entgrenzten Arbeitsformen. Berlin: Ed. Sigma*

Wetterer, Angelika *(2003): Die Krise der Sozialisationsforschung als Spiegel gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse. In: Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien, 21. Jg., H. 1, S. 3 - 22*

Karin Ressel

Wie soll ich mich denn für einen Beruf entscheiden, wenn ich ihn nicht kenne?

Das dürfte einer der Schlüsselsätze sein, warum sich Mädchen nur für wenige Berufe entscheiden. Seminare und Veranstaltungen des Technikzentrums Lübbecke mit über 45.000 Schülerinnen unter dem Stichwort Amazonenprüfung haben gezeigt, dass das Wissen über Berufe nicht im wünschenswerten Umfang vorhanden ist. Von den rund 800 möglichen Berufen sind nur etwa 40 bekannt, gewählt werden davon etwa 15 von 80% der Schülerinnen.
Auch die Auszubildenden wissen wenig über ihren Beruf: dies galt für 54,5 % der weiblichen Auszubildenden im IT – Beruf , 40,8 % bei den männlichen Befragten (Datensatz „Frauen und Männer in IT-Ausbildung und –Beruf" 2004, Frauen geben Technik neue Impulse e.V.).
Wen wundert es da noch, dass die Abbruchquote bei Ausbildungen insgesamt rund 25 % beträgt?
Diese Unkenntnis trifft allerdings nicht nur auf die untypischen sondern auch die typisch weiblichen Berufe zu.
Um zu testen, ob und wie Mädchen zu beeinflussen sind, wurden **Berufsparcours** durchgeführt, bei denen Mädchen Berufe praktisch ausprobieren durften. Dabei zeigte es sich, dass sie den Beruf Verwaltungsfachkraft, Sozialversicherungsfachangestellte, Finanzbeamtin, Restaurantfachkraft nicht kannten. Nach dem Kennenlernen von Berufen und der Erledigung einer jeweils typischen Aufgabe waren 6 – 10 % der Teilnehmerinnen (7 – 12. Klasse) daran interessiert, in diesen Berufen ein Praktikum zu absolvieren.
Technische Berufe sind noch weniger bekannt als die eben genannten Berufe. Auch für diese Berufe waren Interessierte vorhanden, nachdem sie die Berufe praktisch erproben durften.
Dies zeigt, dass die Akteurinnen und Akteure nicht mehr Werbung für Berufe über Broschüren machen sollten, sondern durch praktische Einführungen über das Fühlen, Riechen, Tasten, Hören und Sehen.

Projekte, die Mädchen für technische Berufe werben sollen, gibt es in NRW zahlreich (die vom Land NRW geförderten sind bei www. FrauenNRW" aufgeführt). Regionale und überregionale Ansätze haben etwas bewegt. Hier sind vor allem die Angebote der Regionalstellen Frau und Beruf anzuführen (www.frau-und-beruf-nrw.de.)

Insgesamt ist davon auszugehen, dass bei etwa 10 % aller Schülerinnen technisches Verständnis und Interesse vorliegt und sie Unterstützung bei der Berufswahl auch unter dem Begriff „ Technik" annehmen.
Bei rund 20 % ist ein latentes Interesse vorhanden, das geweckt werden könnte. Allerdings wollen die Schülerinnen weder mit dem Wort „Technik" konfrontiert werden noch eine Sonderbehandlung erhalten.
Die restlichen 70 % würden zwar keinen technischen Beruf ergreifen, beteiligten sich aber an gut aufbereiteten technischen Aufgaben wie z.B. bei der Amazonenprüfung.

Im Kreis Minden-Lübbecke konnte festgestellt werden, dass mehr junge Frauen in technischen Berufen zu finden sind in den Orten, an denen viele praktische „Technikangebote" stattfanden.

Falls ein Mädchen sich für einen untypischen Beruf entscheidet, so sollte sie folgende Aspekte beachten:
1. der Betrieb muss keine extra Toilette für sie haben.
2. ein Baustellendurchhaltetraining sollte vorher absolviert werden.
3. sie sollte sich auf die von Männern gemachten Einstellungstests sehr gut vorbereiten.

Unterstützung durch Fachfrauen

Förderinnen und Unterstützerinnen der Werbemaßnahmen können selbst ein Techniktraining absolvieren, um mit Schülerinnen den Umgang mit Material und Werkzeug zu üben.
Begleitend zum Girls´ Day könnte es Aktionen geben, wie „wir sind Technikerinnen", indem Fachfrauen, Physiklehrerinnen, Handwerkerinnen, Technikerinnen und technikversierte Mütter sich mit beschrifteten T-Shirts in der Öffentlichkeit zeigen oder in der Presse abgebildet werden.[1]

[1] *Erwachsene sollten darauf achten, dass Pin-up – Fotos in Handwerksbildungszentren oder in Betrieben entfernt werden.*

Sylvia Neuhäuser-Metternich

Was fehlt der Technik, wenn Frauen fehlen?

Forderungen nach einer Ergänzung der bisher einseitig technischen Ausbildung durch so genannte „außerfachliche" Qualifikationen hatten 1995 zur Aufnahme eines „Studium Generale" in den Katalog der Studien- und Prüfungsordnung am Fachbereich Elektrotechnik der Fachhochschule Koblenz geführt. Im Rahmen einer Professur „Psychologie für Ingenieurinnen und Ingenieure" war ich mit der Aufgabe betraut, die Studierenden des Grundstudiums in ihrer sozialen Kompetenz zu fördern. Während ein Student sich gegen eine solche Zumutung mit den Worten wehrte: „Deswegen studiere ich doch Technik, damit ich nicht mit anderen reden muss!", unterzogen sich die übrigen jungen Männer brav den für sie zunächst ungewohnten Übungen in Gesprächsführung und Rhetorik.

Eine einzige Frau, eine Studentin, die kurz vor ihrer Diplomprüfung stand und im Fachbereichsrat am Zustandekommen der neuen Studien- und Prüfungsordnung mitgewirkt hatte, nahm gelegentlich an den Kommunikationsübungen ihrer jungen Erstsemesterkollegen teil. Sie bemängelte den fehlenden Austausch über die Unterrichtsgegenstände: „Wir fragen uns höchstens gegenseitig ‚Was hast du in Mathe?', aber wir reden nicht über unsere unterschiedlichen Lösungsansätze".

Damit hatte sie einen Mangel der Technikvermittlung angesprochen, der zu einem Leitbild beiträgt, das Frauen abschreckt: Die fehlende Kommunikation innerhalb und zwischen den Fächern, die additiv zu einem Curriculum aneinandergereiht sind und autoritär doziert werden. Dieses Image von Technik und Naturwissenschaften ist gepaart mit Abstraktheit, Verantwortungslosigkeit und Konkurrenzdenken („höher, schneller, weiter") und entspricht damit nicht dem Berufsinteresse von Mädchen und Frauen, in dem Kommunikation mit und Hilfe für andere Menschen zentrale Inhalte sind.
Darüber hinaus sind mathematisch-naturwissenschaftlich-technische Arbeitsfelder eng mit männlichen Lebensentwürfen verbunden, charakterisiert durch Vollzeittätigkeit und Ausblendung von Familien- und Erziehungsaufgaben, und so für Mädchen und Frauen wenig attraktiv. Daher erfahren Mädchen und junge Frauen mit guter technischer Begabung und naturwissenschaftlichem Interesse bereits früh Entmutigungen, indem ihnen von Gleichaltrigen, Lehrer/innen, Berufsberater/innen, Eltern und anderen für sie bedeutsamen Menschen empfohlen wird, doch lieber einen frauentypischen Beruf zu wählen. Und schließlich gibt es zu wenige weibliche Vorbilder, die noch dazu weitgehend unsichtbar bleiben, da sie dem gängigen Leitbild der Technik nicht entsprechen.

Von den genannten Hindernissen, die Mädchen und junge Frauen von einer Berufswahl im Bereich der Technik abhalten, scheinen einige leichter als andere überwindbar zu sein. Insbesondere den fehlenden Vorbildern und der Entmutigung durch andere können wir unmittelbar etwas entgegensetzen und müssen dies auch tun. Denn Mädchen und junge Frauen sind heute besser gebildet als Jungen und junge Männer, studieren häufiger und gehören in vielen Ländern der EU zu den 50% der Studierenden, die ein Examen mit „sehr gut" abgelegt haben (ETAN-Report, 2000: European Commission, Research Directorat General (2000): Science Policies in the European Union, Promoting excellence through mainstreaming gender equality, A Report from the ETAN Expert Working Group on Women and Science); außerdem erreichen sie mehr und bessere Berufsausbildungsabschlüsse als Männer. Trotzdem sind sie in den technisch-naturwissenschaftlichen Studiengängen nach wie vor erheblich unterrepräsentiert, teilweise mit einem Anteil von weniger als 10 %. Sie entscheiden sich in der Mehrzahl auch nicht für einen Beruf in zukunftsträchtigen Handlungsfeldern wie z.B. der Informationstechnologie.
Mit einer effektiven Bildungswerbung müssen daher junge Frauen für Naturwissenschaften und Technik gewonnen und dafür motiviert werden, sich an der Gestaltung des Studiums wie auch der künftigen Technik- und Arbeitswelt verantwortlich zu beteiligen.

Mentoring

An den meisten naturwissenschaftlichen oder technischen Fachbereichen der Hochschulen in Deutschland finden sich einige wenige Studentinnen, die das Fehlen von Frauen als einen Mangel erleben und bereit sind, etwas dafür zu tun, dass diese Situation sich ändert. Es stellte sich die Frage, ob es nicht für die Werbung von Frauen für die entsprechenden Studienfächer wirksam sein könnte, wenn diese wenigen Studentinnen, die bereits den ersten Schritt zur Eroberung der Technik gemacht haben, sich den jungen Mädchen an den Schulen als weibliche Rollenmodelle präsentieren würden. Im Rahmen des Ada-Lovelace-Mentoring[1] wurden seit 1997 Mentorinnen-Netzwerke aufgebaut. Seit 2000 werden neben Studentinnen auch Auszubildende aus technischen Berufen als Mentorinnen gewonnen.
Bei Schulbesuchen, Projekttagen an Hochschulen sowie anlässlich von Messen und vergleichbaren Veranstaltungen stellen sie sich kleinen Gruppen von interessierten Schülerinnen vor, informieren sie über Studien- oder Ausbildungsbedingungen und erzählen ihnen die eigene Biografie, die oftmals in typischer Weise gekennzeichnet ist durch Phasen der Unsicherheit und Entmutigung; wobei die jeweiligen Bewältigungsstrategien der Mentorinnen Vorbildcharakter für die Schülerinnen gewinnen. Bei Besuchen an den Hochschulen überwinden die Schülerinnen dann weitere Schwellen, wenn sie z.B. unter Anleitung der Mentorinnen ihre eigene Homepage erstellen oder Experimente im Labor durchführen – z.B. wurde im Januar 2001 in Dortmund das erste „Frauenprojektlabor" an einer Fachhochschule eröffnet. Die Kluft zwischen Schule und Arbeitswelt wird durch gemeinsame Betriebserkundungen und Austausch mit berufstätigen Fachfrauen überbrückt.

Das Ada-Lovelace-Mentoring hat sich von Beginn an im intensiven Austausch mit internationalen Partnerorganisationen entwickelt.[2] Erste Evaluationsergebnisse zeigen, dass mit dem Ada-Lovelace-Mentoring ein besserer Zugang von Frauen zu technischen Fachbereichen eröffnet werden kann. Auch ist der Anteil der Studentinnen in den von den Ada-Lovelace-Mentorinnen beworbenen Fächern signifikant gestiegen. Um allerdings eine dauerhafte und erfolgreiche Integration von Frauen zu gewährleisten, sind von seiten der Schulen, Hochschulen, Forschungseinrichtungen und Betriebe Angebote erforderlich, die sich an den Erwartungen, Bedürfnissen und der Lebenslage von Frauen orientieren und darüber hinaus langfristige arbeitsmarktpolitische Veränderungen anstoßen.
Mittlerweile hat es eine explosionsartige Zunahme von Mentoring an Hochschulen in Deutschland gegeben. Zur Unterstützung dieser Entwicklungen wurde 2001 der "Ada-Lovelace-Mentoring e.V." gegründet: www.ada-mentoring.de.
Durch die Herausgabe von „ADA-Mentoring – Fachzeitschrift für Mentoring und Gender Mainstreaming in Technik und Naturwissenschaften" werden berufstätige Frauen, Berufsanfängerinnen, Mentor/innen und Journalist/innen angesprochen und erhalten ein Präsentationsforum für Aktionen zur Gewinnung und Förderung von Frauen in Technik und Naturwissenschaften sowie für gute Beispiele zur Veränderung des Unterrichts in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern an Schulen und Hochschulen.

---

[1] *benannt nach der ersten Programmiererin von Rechenmaschinen (1815 – 1852).*

[2] *Auf internationalen Kongressen (z.B. 1. Weltingenieurtag 2000 in Hannover; 10. GASAT-Konferenz 2001 in Kopenhagen) sowie durch Kooperationen mit „Women into Science and Engineering (WISE)" www.engc.org in England und mit der „Association of Women in Science (AWIS)" www.awis.org in den USA hat das Ada-Lovelace-Mentoring in Fachkreisen auch außerhalb von Europa Bekanntheit und Anerkennung erlangt.*

Der Girls´ Day

Werbung für technische Berufe und Studienfächer findet ebenso durch den noch bekannteren Girls´ Day statt. Hierzu die Erläuterungen des Kompetenzzentrums Bielefeld e.V., das den Girls´ Day bundesweit koordiniert:
„Die Teilnahme am Girls´ Day – Mädchen-Zukunftstag vermittelt wichtige Kontakte für die berufliche Zukunft von Mädchen. Der bundesweite Aktionstag schafft eine breite Öffentlichkeit für die Potenziale der jungen Frauengeneration und eröffnet Schülerinnen Einblick in eine Vielfalt von Berufen. Es ist das Ziel des Girls´ Day – Mädchen-Zukunftstags, das Berufswahlspektrum von jungen Frauen zu erweitern und sie auf Berufe aufmerksam zu machen, die als „frauenuntypisch" gelten.

Jedes Jahr am vierten Donnerstag im April öffnen vor allem Unternehmen, Betriebe und Behörden mit technischen Abteilungen und Ausbildungen, Hochschulen, und Forschungszentren ihre Türen für Schülerinnen der Klassen 5 bis 10. An diesem Tag können Mädchen mehr über die eigenen Fähigkeiten und die Arbeitswelt erfahren, bei Betriebserkundungen und Mitmachaktionen unterschiedlichste Berufsfelder kennen lernen und sich über Praktikums- und Ausbildungsplätze informieren.

In Laboren, Büros, Werkstätten und Redaktionsräumen erfahren die Schülerinnen ganz praktisch, wie interessant und spannend die Arbeit einer Ingenieurin, einer Biophysikerin oder einer Informationselektronikerin sein kann. Mädchen können eigene kleine Werkstücke, Internetseiten oder andere Produkte erstellen, dürfen im Labor experimentieren, lernen Frauen in Führungspositionen, Personalverantwortliche und weibliche Auszubildende kennen. Durch persönliche Gespräche mit Beschäftigten erweitern die Mädchen ihren Erfahrungs- und Orientierungshorizont und knüpfen darüber hinaus Kontakte, die für ihre berufliche Zukunft wichtig sein können.

Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte, Kammern, Arbeitgeberverbände, Gewerkschaften, Arbeitsagenturen und weitere Einrichtungen engagieren sich für den Mädchen-Zukunftstag und sind vor Ort als regionale Girls´-Day-Arbeitskreise aktiv. Die Arbeitskreise sind regionale Ansprechpartner/innen für Unternehmen und andere Einrichtungen, Schulen, Eltern und Mädchen.
Das Kompetenzzentrum Frauen in Informationsgesellschaft und Technologie unterstützt und berät in allen Fragen zum Mädchen-Zukunftstag und koordiniert den Aktionstag bundesweit. Auf der Internetseite www.girls-day.de gibt es aktuelle ausführliche Informationen zu allen Aspekten des Mädchen-Zukunftstags und zur Berufswahl von Mädchen. Kostenlose Aktionsmaterialien können Sie dort online bestellen. Es stehen Informationsmaterialien für Mädchen, Eltern, Lehrerinnen und Lehrer sowie für Unternehmen, Betriebe und Einrichtungen zur Verfügung. Auch Plakate und Checklisten sowie Unterrichtsmaterialien für die Durchführung des Aktionstags sind auf diesem Wege erhältlich.
Kontakt und weitere Informationen: e-mail: info@girls-day.de | www.girls-day.de"
Für Lehrerinnen ist unter www.leanet.de eine recht informative Zusammenstellung vorhanden.

Kompetenzzentrum Frauen in Informationsgesellschaft und Technologie. Projekt Girls´ Day.
Wilhelm-Bertelsmann-Strasse 10, 33602 Bielefeld. Telefon: 0521 106-7349. http://www.kompetenzz.de

KommIT: Das Kooperationsprojekt Junge Frauen und Mädchen in IT-Berufen

Im April 2002 startete KommIT – ein Kooperationsprojekt zwischen Schulen der Sekundarstufe II und IT-Ausbildungsunternehmen im IHK-Bezirk zu Köln. Am Beispiel neuer Formen der Zusammenarbeit zwischen Unternehmen und Schulen hat KommIT verstärkt junge Frauen über IT-Ausbildungsberufe informiert und Maßnahmen durchgeführt, die das Interesse an IT wecken und Mädchen einen möglichen Weg in diese Beschäftigungsfelder aufzeigen. Beteiligt haben sich insgesamt 13 weiterführende Schulen (Gymnasien, Gesamtschulen, Berufskollegs) und 30 IT-Ausbildungsunternehmen, die zu zehn Kooperationspartnerschaften zusammengeführt wurden.

Ohne anschauliche Informationen fällt es den Schülerinnen schwer, sich von den IT-Berufen ein genaues Bild zu machen. Deshalb ist es wichtig, IT in der Praxis und am Arbeitsplatz kennen zu lernen, um spezifische Arbeitsabläufe zu „be-greifen". Die Partnerschaften haben in den beteiligten Schulen und Unternehmen zahlreiche Maßnahmen durchgeführt, an denen rund 900 Schülerinnen und 100 Lehrpersonen teilgenommen haben. Neben Infoveranstaltungen sind praxisorientierte und anwendungsbezogene IT-Unterrichtsstunden, Workshops, Bewerbungstrainings, Assessment-Center, Schnuppertage und Praktika in Unternehmen sowie Werkstattgespräche angeboten worden. Erfolg versprechend sind Aktionen vor allem dann, wenn Auszubildende mit ins Boot geholt werden und „aus erster Hand" über Ausbildungsalltag, eigene Erfahrungen und notwendige Qualifikationen berichten. Gerade der Kontakt mit weiblichen Auszubildenden kommt bei den Schülerinnen gut an. Die Kommunikation auf „gleicher Augenhöhe" nimmt den Mädchen die Angst, nachzufragen und konkretes Interesse zu zeigen: Man hatte viel Zeit, mit den Azubis zu reden und sie zu befragen. Ich habe z. B. Ausbildungsinhalte oder den ganz normalen Berufsalltag kennen gelernt. Ich durfte sogar selbst am Computer arbeiten." (Eine Schülerin)

Auch Lehrerinnen und Lehrer haben an Infoveranstaltungen, Workshops und Bewerbungstrainings teilgenommen. Mit erworbenem Know how können sie die Schülerinnen praxis- und arbeitsmarktnah beraten und bei der Berufswahl unterstützen.

KommIT hat mit den vielfältig durchgeführten Aktionen in den beteiligten Schulen und Unternehmen dazu beigetragen, dass Mädchen auf IT-Ausbildungsberufe aufmerksam werden und ihr Berufswahlspektrum dahingehend erweitern. Lehrerinnen und Lehrer, die sich im Modellprojekt engagiert haben, werden nun gezielter als IT-Multiplikator/innen fungieren können. Die KommIT-Unternehmen sind sensibilisiert, den Frauenanteil bei den IT-Auszubildenden deutlich zu erhöhen und begrüßen nachdrücklich qualifizierte Bewerbungen junger Frauen.

KommIT ist vom Ministerium für Gesundheit, Soziales, Frauen und Familie des Landes Nordrhein-Westfalen gefördert worden. Im September 2004 ist das Projekt offiziell beendet. Viele Kooperationpartnerschaften haben bereits signalisiert, dass sie über die Projektlaufzeit hinaus ihre Zusammenarbeit weiter fortführen werden. Küpper Sozialforschung – Köln hat als Projektträgerin die Partnerschaften begleitet und beraten sowie die vielfältigen Aktionen dokumentiert und bewertet.

Kontakt und weitere Informationen: info@kueso.de oder www.kommit-koeln.de.

Karin Ressel

Frauen in untypischen Berufen

Seit über 20 Jahren gibt es Aktionen, um Mädchen und Frauen für untypische Berufe zu gewinnen. Waren es anfangs nur die Handwerksberufe, so folgten vor einigen Jahren die IT – Berufe und in jüngster Zeit die Studienberufe. Viel Geld, Energien und persönliches Engagement wurde investiert, um den Nachwuchs zu gewinnen.
Was ist aus dem Nachwuchs geworden?
Lohnen sich diese Aktionen und Anstrengungen überhaupt?
Konnten und können wir etwas verändern?
Was können wir selbst Aktives dazu leisten?

Es gibt sie, die Tischlerinnen, Zimmerinnen, Elektrikerinnen, Systemkauffrauen, Maschinenbauingenieurinnen - aber sie arbeiten meist im Verborgenen, treten ungern öffentlich in Erscheinung, wollen nichts „Besonderes" sein. Einerseits ist es gut, dass sie sich in das „Männersystem" einfügen, sie nichts Besonderes sein wollen. Andererseits sind sie nicht sichtbar, sind nicht im Alltag als Vorbild sichtbar, sind z.B. nicht in ihrer „Kluft" beim Einkaufen zu sehen.
Aber sie haben gelernt sich zu vernetzen. Die Handwerkerinnen haben sich z.B. im Verein „Baufachfrau" zusammengeschlossen, treffen sich auch Gewerke übergreifend. So informieren sich Tischlerinnen und Zimmerinnen bundesweit gegenseitig über Weiterbildungsmöglichkeiten. Die Zimmerinnen haben sich vor einigen Jahren beispielsweise gleichzeitig bei den Meisterschulen angemeldet, um nicht vereinzelt auf den männerdominierten Schulen zu sein. Sie unterstützen sich beim Lernen, um die Meisterinnenprüfung zu schaffen. Sie tauschen ihre Auszubildenden aus, um diesen mehr Lernmöglichkeiten zu ermöglichen. Sie helfen sich gegenseitig bei Aufträgen, treffen sich und berichten über ihre Erfahrungen. Ohne Förderprogramme, ohne engagierte Mitstreiterinnen (unter anderem die technikinteressierten Pädagoginnen, die den Verein Baufachfrau mit gegründet haben) wäre dies in diesem Umfang nicht geschehen.
Auf diese vernetzten Handwerkerinnen wird auch immer wieder zurückgegriffen, wenn weiterer Nachwuchs eine Chance im Handwerk sucht. Die Anstöße haben gewirkt und wirken immer noch.

Studentinnen in naturwissenschaftlich-technischen Studiengängen
Anteil der Frauen an den Studierenden des Wintersemesters 2003/04 in Prozent

Studienbereich	Universitäten
Mathematik	47
Informatik	16
Physik	19
Chemie	44
Ingenieurwissenschaften	19
Bergbau, Hüttenwesen	23
Maschinenbau/Verfahrenstechnik	17
Elektrotechnik/Elektronik	8
Verkehrstechnik, Nautik	8
Bauingenieurwesen	23

Quelle: Statistisches Bundesamt

Selbst im beharrenden, männlich dominierten Handwerk ist der Einstieg gelungen.
Ein Beispiel soll hier exemplarisch sein:
Die Zimmerin Anne Brüggemann hat – unterstützt durch die Strategie des gleichzeitigen Schulbesuches - ihren Meisterinnenbrief erhalten. Dank der Meistergründungsprämie, einer staatlichen Förderung in NRW bei der Existenzgründung, hat sie sich selbständig gemacht und restauriert Fachwerkhäuser. Die kleine und feine Firma, bei der auch Männer angestellt sind, trotzt allen Wirtschaftsflauten dadurch, dass sie weiter empfohlen wird.

Ihr Motto ist:
• saubere Baustellen zu hinterlassen
• bei Innenausbauten saubere Schuhe anziehen
• die Arbeiten vollständig, ordentlich und fachgerecht zu erledigen
• die vorhandenen Toiletten zu benutzen und nicht an die Hauswände zu pinkeln
• Sie bildet junge Frauen aus und ist auch im Alltag in Berufskluft zu sehen.
Diese Qualitäten sind im Handwerk nicht sehr oft anzutreffen.

Lohnen sich die Informations- und Werbeaktionen überhaupt?

Ja, ganz eindeutig, denn es verändert sich etwas im Bewußtsein. Auch wenn die Beschäftigungszahl in den erlernten Berufen viel niedriger ist und auch nicht steil zunimmt.
Einige Frauen sind vom Handwerksbereich in die Verwaltung der Firma umgestiegen, unterrichten technische Fächer bei Bildungseinrichtungen oder studieren. Selbst wenn sie „nur" Kinder erziehen oder „eben mal" ein Haus renovieren, wirken sie dabei auch als Vorbild für den Nachwuchs der kommenden Generationen.

Wo Frauen arbeiten
Verhältnis von Frauenanteil und Teilzeitquote

Berufsgruppe	Frauenanteil in Prozent	Teilzeitquote in Prozent
Sozial- und Erziehungsberufe	75,0	38,5
Medien, geisteswissenschaftliche und künstlerische Berufe	47,7	20,9
Technisch-Naturwissenschaftliche Berufe	17,4	5,1
Produktionsorientierte Berufe	16,9	4,7
Berufe		
Bürofachkräfte	71,9	18,8
Lehrer	58,0	40,2
Bankfachleute	56,6	14,7
Werbefachleute	47,0	8,1
Architekten (Uni)	23,0	3,0
Manager, Geschäftsführer	21,2	3,2
Werkschutzleute, Detektive	16,6	7,4
Akademiker in DV-Berufen	13,0	3,0
Maschinenbau-/Elektroingenieure	13,0	1,0
Physiker, Mathematiker, Physikingenieure	12,3	9,1
Chirurgen	11,6	4,1
Unfallchirurgen	5,7	1,9
Piloten	4,8	k.A.
Elektroinstallateure, -monteure	3,3	1,0

Quellen: IAB-Beschäftigtenstatistik 2002; Schreyer/Plicht: Ingenieurinnen und Informatikerinnen – ein Überblick über das Studium, Erwerbstätigkeit und Arbeitslosigkeit; Quelle: Schreyer/Plicht: IAB-Kurzbericht Mai 2002; Gesundheitsstatistik des Statistischen Bundesamts (nur in Krankenhäusern angestellte Ärzte); Schätzung der AG Pilotinnen der Vereinigung Cockpit

Können oder konnten wir etwas verändern?

Auch hier kann eine positive Antwort stehen, denn es hat sich etwas verändert, wenn auch nicht so stark, wie wir es uns alle gewünscht haben. In einigen Bereichen unterrichten bei den Handwerksbildungszentren oder den Berufsschulen einige Frauen in den Männerberufen. In einigen Teilen hat sich der Umgangston verbessert, was die Kundinnen begrüßen. In Zukunft können wir selbst Einfluss darauf nehmen, wenn wir z.B. Aufträge an Firmen vergeben, die Frauen beschäftigen und dieses Kriterium auch bei der Auftragsvergabe mitteilen.

In den IT- Berufen und bei den technischen Studiengängen sind andere Kriterien anzusetzen.
Die Universitäten und Fachhochschulen versuchen durch Werbeaktionen wie Schnuppertage, Schnupperstudien (z.B. mit Roboterbau) und Besichtigungen an den Nachwuchs zu kommen. Allerdings holt die Realität die Studentinnen manchmal am ersten Studientag ein, wenn ältere Professoren frauenfeindliche Äußerungen machen (wie z.B. „Haben Sie sich nicht im Hörsaal geirrt", und das ist ein noch harmloser Kommentar).

Wichtig erscheint auch das Selbstmarketing während und nach dem Studium oder in der Ausbildung.
Der Bluffstrategie der Kollegen / Mitstudenten muss etwas entgegengesetzt werden. Hier besteht noch erheblicher Handlungsbedarf.
Durch verschiedene Mentorinnenprogramme (für Studienanfängerinnen z.B. an der FH Dortmund, für Akademikerinnen durch KIM) wurde ein Anfang gemacht, an manchen Universitäten und Fachhochschulen wird Coaching / Training für die Studentinnen angeboten. Eine Vielzahl an "kleinen Angeboten" (Coaching, Wen – Do, Bewerbungstraining, Selbstmarketing) existiert, sie sind nur leider schlecht zu finden, da eine Vernetzung aller Daten auf einer Website noch nicht existiert.

Maja Apelt

Soldatinnen

„Das hat mich schon immer irgendwie angesprochen, Bundeswehr, weil ich interessiere mich auch für Panzer, und für – ja Schießen nicht so wirklich – aber es interessiert mich halt. Ich will auch draußen im Dreck robben und sonstiges. Ich weiß auch nicht warum, also für Mädchen ist das immer ´nen bisschen ungewohnt aber mir macht das eigentlich Spass..." (Eine Rekrutin einer Panzergrenadierkompanie auf die Frage, wie sie zur Bundeswehr gekommen ist.)

„Oh ja, ich werde in meinem nächsten Auslandseinsatz keine Soldatinnen mitnehmen, das steht fest..." (Ein Hauptmann einer Panzergrenadierkompanie, die sich auf einen Auslandseinsatz vorbereitet, auf die Frage hin, welche Erfahrungen er mit Frauen im Einsatz gemacht hat.)

Tanja Kreil schreibt Rechtsgeschichte

Mit Unterstützung des Bundeswehrverbandes, der Interessenorganisation der Soldaten und Soldatinnen der Bundeswehr, hat Tanja Kreil beim Europäischen Gerichtshof dagegen geklagt, dass Frauen in der Bundeswehr keinen Dienst an der Waffe leisten dürfen. Sie hatte sich als Elektronikerin vergebens um eine Stelle bei der Instandsetzung von Waffensystemen beworben, war bei der Bundeswehr abgelehnt worden und hatte daraufhin ein Verfahren vor dem Europäischen Gerichtshof erreicht. Am 11. Januar 2000 hat der Europäische Gerichtshof Tanja Kreil zugestimmt: Der weitgehende Ausschluss von Frauen aus der Bundeswehr verstößt gegen die europäische Gleichstellungsrichtlinie.
Bundeskabinett und Bundestag haben daraufhin das Soldatengesetz und Art. 12a des Grundgesetzes geändert und die Bundeswehr in all ihren Verwendungen und Laufbahnen für Frauen geöffnet. Damit folgen sie dem allgemeinen Trend der NATO-Staaten, Frauen zum militärischen Dienst zuzulassen. Die Grundgesetzänderung bedeutet aber keine grundlegende Gleichstellung von Männern und Frauen im Verteidigungsfalle. Nach wie vor sind Männer zum Wehrdienst verpflichtet, den sie auch verweigern können. Frauen hingegen können im Verteidigungsfall nur zu *„Dienstleistungen im zivilen Sanitäts- und Heilwesen sowie in der ortsfesten Lazarettorganisation"* (GG Art. 12, Absatz 4) - also zu einer vermeintlich weiblichen Aufgabe - verpflichtet werden, was sie nicht verweigern können.

Mehr als 10 000 Soldatinnen dienen in der Bundeswehr

Seit der Öffnung der Bundeswehr besteht ein anhaltend starker Zustrom von Frauen in die Bundeswehr. Inzwischen dienen ca. 10 200 Soldatinnen, das sind rund 5,4 Prozent aller Zeit- und Berufssoldaten, in den Streitkräften. Dieser Prozentsatz erscheint niedrig, verdeckt aber, dass der Anteil der

Frauen an den ersten Neuzugängen zwischen 2001 und 2003 in den Teilstreitkräften Heer, Marine und Luftwaffe bereits zwischen 15 und 20 Prozent und im Zentralen Sanitätsdienst bei über 50 Prozent lag (Bundeswehr 2004, eigene Berechnungen).

Dabei sollte aber nicht vergessen werden, dass es bereits seit der Gründung der Bundeswehr Frauen als Zivilangestellte gab und dass im Sanitätsdienst seit bald 30 Jahren Frauen in Uniform ihren Dienst tun. 1975 wurden zunächst nur bereits ausgebildete Ärztinnen und Apothekerinnen eingestellt und seit 1991 alle Ausbildungen und Laufbahngruppen innerhalb des Sanitäts- und Militärmusikdienstes für Frauen geöffnet. Das Interesse von Frauen für den Sanitätsdienst ist durch die allgemeine Öffnung des Militärs noch weiter gestiegen, so dass heute 27 Prozent aller Zeit- und Berufssoldaten im Sanitätsdienst Frauen sind.

Ein Gleichstellungsgesetz für Soldatinnen und Soldaten

Wurde das EuGH-Urteil binnen eines Jahres umgesetzt, so dass bereits 2001 die ersten Soldatinnen ihren Dienst mit der Waffe antreten konnten, so war der Weg zu einem Gleichstellungsgesetz für Soldatinnen und Soldaten länger und schwieriger. Bereits im Oktober 2001 - im Zuge der Verabschiedung eines neuen (zivilen) Bundesgleichstellungsgesetzes, gültig für Bundesverwaltungen, Bundesgerichte und den Bundesnachrichtendienst - hat der Bundestag die Bundesregierung dazu aufgefordert, gleichartige Regelungen für Soldatinnen und Soldaten zu erarbeiten. Aber erst nach drei Jahren war es soweit: Das Gesetz wurde am 30. Juni 2004 vom Bundeskabinett gebilligt und wird jetzt dem Parlament vorgelegt, es soll Anfang 2005 in Kraft treten. Dieses Gleichstellungsgesetz ist das Ergebnis langwieriger Auseinandersetzungen und eines tiefgreifenden Umdenkungsprozesses innerhalb der Streitkräfte und des Verteidigungsministeriums. Folgende Regelungen standen und stehen auch heute noch im Mittelpunkt der Auseinandersetzungen: Zum ersten galt eine Teilzeitbeschäftigung noch im Jahr 2000 als undenkbar. Jetzt wird diese Möglichkeit geschaffen. Ausgenommen bleiben Disziplinarvorgesetzte, SoldatInnen im Auslandseinsatz, das Kommando Spezialkräfte und der Dienst an Bord von Schiffen und Booten. Zum zweiten erhitzt die sogenannte Quotenregelung bis heute die Gemüter: Sie sieht vor, dass - so lange der Anteil von Frauen im Truppendienst unter 15 Prozent und im Sanitätsdienst unter 50 Prozent liegt - die Soldatin bei gleicher Eignung, Leistung und Befähigung dem Soldaten vorzuziehen ist. Eine dritte Frage war, ab welcher Ebene es freigestellte Gleichstellungsbeauftragte geben soll. Das Gesetz sieht jetzt vom Dienst freigestellte Gleichstellungsbeauftragte auf der Ebene der Divisionen (ca. 6000 – 8000 SoldatInnen) vor. Bisher gibt es innerhalb der Bundeswehr acht „Ansprechstellen für spezifische Probleme weiblicher Soldaten". (Bereits die Funktionsbezeichnung scheint die Position von Frauen im Militär deutlich zumachen.) Diese wurden in Anlehnung an das Frauenfördergesetz von 1994 eingerichtet, das innerhalb der Bundeswehr nur für die Zivilbeschäftigten Gültigkeit besitzt. Ihre Aufgabe ist es festzustellen, welche spezifischen Probleme Soldatinnen haben und den damit verbundenen Handlungsbedarf an Vorgesetzte weiterzugeben. Ansprechstellen haben im Unterschied zu den Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten keine eigene Rechtsstellung, keine gesonderten Rechte zur Einholung von Informationen und kein Vortragsrecht.

Die Bundeswehr gleicht sich mit diesem Gleichstellungsgesetz dem zivilen Arbeitsmarkt des öffentlichen Dienstes an und versucht, sich zum ersten Mal auch als familien- und frauenfreundlicher Arbeitgeber zu präsentieren. Die im Gesetz vorgesehenen Maßnahmen können die Situation der Soldatinnen und Soldaten vor allem in Hinblick auf die Vereinbarkeit von Familie und Beruf deutlich verbessern. Das Gesetz bietet zwar keine Garantie aber die Chance, formelle oder informelle Ungleichbehandlungen und Diskriminierungen anzugehen und aufzuheben. Es liegt in der Hand der militärischen Führung, der Vorgesetzten, der Gleichstellungsbeauftragten, der Politiker und Politikerinnen, aber auch jeder einzelnen Soldatin und jedes Soldaten, diese Möglichkeiten zu nutzen.

Der männliche Krieger und die friedfertige Frau

Das Militär galt lange Zeit als eine der letzten reinen Männerdomänen. Dies war aber nicht immer so. Zwischen dem 14. und bis hinein ins 19. Jahrhundert gehörten Frauen, aber auch Kinder, noch weitgehend selbstverständlich zum Tross der Soldatenheere und waren selbst auf Kriegsschiffen vorzufinden. Sie waren funktionaler Bestandteil dieser Armeen, denn die Offiziere trugen weder für die Ausrüstung noch für Bekleidung oder Verpflegung ihrer Söldner Sorge. Da Frauen aber nicht nur von der Herstellung und dem Verkauf von Waren, sondern auch von Prostitution und Plünderungen lebten, war ihr Ansehen in der Bevölkerung noch geringer als das der männlichen Soldaten, ihr Status oft illegal (vgl. z.B. Karen Hagemann 1998).
Erst mit der Schaffung des stehenden Heeres, der Gründung der Nationalstaaten und der Einführung der Wehrpflicht wurden Frauen nach und nach aus dem Militär ausgeschlossen. Trotzdem konnte man auch in den folgenden Kriegen niemals ganz auf Frauen verzichten. Sie wurden für die Bereitstellung von Ausrüstung und Ausstattung der Soldaten und für die Verwundetenversorgung benötigt und eingesetzt.
Der Ausschluss von Frauen aus den Streitkräften wird gern damit begründet, dass „Frauen-und-Kinder" (Cynthia Enloe 1990) eines besonderen Schutzes bedürfen. Was aber steckt hinter dieser Begründung? Dazu hat sich insbesondere Ruth Seifert (2003, 2004) mehrfach geäußert. In modernen, als klein, neu oder asymmetrisch bezeichneten Kriegen (z.B. Mary Kaldor 2000) löst sich die Unterscheidung zwischen Kombattanten (Kämpfern) und Nichtkombattanten, zwischen gefahrvoller Front und sicherem Hinterland immer mehr auf. In den kriegerischen Auseinandersetzungen der Gegenwart sind deshalb bereits 90 Prozent der Opfer Zivilisten, insbesondere Frauen und Kinder. Frauen sind nicht nur gefährdet, weil sie zumeist unbewaffnet und wehrlos sind, sondern weil sie als Besitz des Gegners angesehen werden. Die Misshandlung, Folterung und Vergewaltigung von Frauen wird damit zum Teil der Kriegsstrategie und zum Mittel der Verletzung und Demütigung des Feindes. Umgekehrt geht es beim Schutz der Frauen im Krieg weniger um den Schutz von eigenständigen Individuen. Vielmehr repräsentieren Frauen und Kinder die nationale Gemeinschaft, die es zu verteidigen gilt. Der weibliche Körper wird zum Symbol der Nation: die französische Marianne, die deutsche Germania, die bayrische Bavaria, das russische Mütterchen Heimat.
Die Vorstellung der friedfertigen Frau und des Mannes als Kämpfer und Beschützer reicht weit in die Zivilgesellschaft hinein. Sie ist Teil unserer Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit und beeinflusst somit auch die Sozialisation der Mädchen und Jungen, Frauen und Männer. Auf ihr basiert auch die Vorstellung der geringeren Durchsetzungskraft von Frauen im Management und in der Politik.

Die Bilder der Soldatinnen

Jörg Keller (2004a, b) zeigt in einer Untersuchung, wie die Darstellung von Frauen und Männern in der Bundeswehr von den traditionellen Vorstellungen von Weiblichkeit und Männlichkeit geprägt sind. Er hat Fotografien von Soldaten und Soldatinnen in ausgewählten Bundeswehrzeitschriften verglichen und festgestellt, dass Männer in der Regel sachlich und dominant dargestellt werden. Ihr Gesichtsausdruck ist ernst oder durch Helm, Schutzbrille, Maskierung kaum zu erkennen. Sie schauen meist nicht direkt in die Kamera. Häufig steht nicht die Person, sondern das militärische Umfeld, die technischen Geräte oder die Uniform im Zentrum der Betrachtung. Frauen werden freundlich, offen, mit gelöstem Lächeln dargestellt, sie nehmen Blickkontakt mit den Betrachtern auf. Bei Frauen steht die Person im Mittelpunkt, die militärische Umgebung ist zweitrangig. Mehr noch, Keller stellt fest, dass Frauen auf den Abbil-

dungen häufig unsicher wirken oder sogar – für Laien kaum, aber Profis sofort erkennbar – unprofessionell dargestellt werden.
Die Bilder haben in den bundeswehreigenen Printmedien das Ziel, Frauen für den Beruf zu motivieren. Dabei aber bedienen sie letztlich die gleichen Klischees, die uns aus anderen Medien, insbesondere der Werbung vertraut sind. D.h., obwohl die eigentliche Intention dieser Bilder nicht in der Abwertung von Soldatinnen liegt, reproduzieren und verstärken sie die Differenz zwischen den Geschlechtern und die symbolische Verknüpfung von Männlichkeit und Militär.

Noch wesentlich massiver begegnet uns diese differente Darstellung von Frauen und Männern in den Bildern vom Irakkrieg. Rufen wir uns in Erinnerung, was sich uns aus dem Irak und von der US-Armee eingeprägt hat, so sind es vor allem zwei Namen und zwei Gesichter: Jessica Lynch und mehr noch Lynndie England. Männergesichter sind nicht haften geblieben. Jessica Lynch, als Soldatin verletzt und gefangen genommen, wurde in einer vermeintlich spektakulären Aktion befreit. Lynndie England erlangte traurige Berühmtheit dadurch, dass sie sich an der Folterung irakischer Gefangener im Gefängnis Abu Ghraib beteiligte und dabei vor der Kamera posierte. Die Befreiung von Jessica Lynch bebildert den Dualismus von männlichem Beschützer und weiblichem Schutzobjekt. Zwar wurde Jessica Lynch als Heldin dargestellt, die, wie es Cilja Harders (2004) formuliert, ihren Mann gestanden hat, aber – so Harders weiter – sie bleibt dann doch eine Frau, die sich durch ihre Befreiung hervorragend zur Inszenierung von Effizienz, Tatkraft und Schlagfertigkeit der amerikanischen Truppen im Irak eignet. Die Soldatin wurde letztlich zur schwachen schützenswerten Frau, die männlichen Soldaten wurden als die eigentlichen Helden konstruiert.

Ganz anders erscheinen zunächst die Bilder der Lynndie England. Der Berichterstattung zufolge waren an der Folterung sowohl Männer wie Frauen beteiligt. Auf die Frauen aber richtet sich die gesamte Aufmerksamkeit. Sie haben nicht nur als Soldatinnen, sondern vor allem als Frauen ein Tabu gebrochen: Sie haben irakische Männer gefoltert. Die Fokussierung des öffentlichen Interesses auf Lynndie England lenkt von den beteiligten Männern und von der dahinterstehenden Befehlsstruktur ab. Sie erfüllt – so Harders – damit den Zweck, unterschwellig zu signalisieren, dass die Männer der US-Armee eigentlich ganz anders sind.

Der Abschied von der Friedfertigkeit

Frauen müssen sich der Frage nach dem Verhältnis von Krieg und Geschlecht stellen: Haben Frauen qua Geschlecht einen besonderen Bezug zur Friedensbewegung? Sollen oder müssen sich Feministinnen für die Beteiligung von Frauen an militärischen Aufgaben engagieren? Sollen sie sich auch für die Rechte von Soldatinnen einsetzen? Einige Feministinnen pflegen die Vorstellung von einer besonderen Friedfertigkeit von Frauen und lehnen die Beteiligung von Frauen am Militär und die Vorstellung einer bewaffneten Weiblichkeit ab. Mit dieser Position aber reproduzieren sie den Geschlechterdualismus von männlichem Krieger und weiblichem Opfer. Andere Frauen hoffen, dass durch eine Beteiligung von Frauen die Armeen friedlicher werden und Konflikte humaner ausgetragen werden, aber auch damit bleiben sie dem Mythos weiblicher Friedfertigkeit verhaftet und vernachlässigen, dass Gewalt nicht aus der Eigenheit eines Geschlechts, sondern aus extrem ungleichen Machtverhältnissen erwächst (Cilja Harders 2004, Nira Yuval-Davis 1999). Gleichstellungsorientierte Feministinnen haben dagegen die Beteiligung von Frauen am Militär befürwortet,

u.a. weil das Militär eine der zentralen Herrschaftsinstitutionen des Staates, ein wichtiger Arbeitgeber und als Männerrefugium eine Instanz der Produktion und Sicherung hegemonialer Männlichkeit darstellt.

Frauen im Peacekeeping

Die Beteiligung von Frauen an militärischen Aufgaben ist trotzdem nicht nur eine gleichstellungspolitische Aufgabe. Die Notwendigkeit, dass Frauen verantwortliche Positionen im Militär einnehmen, erwächst auch aus den Problemen in den Konfliktregionen.
Solange Sicherheit nur aus männlicher Perspektive definiert wird, werden die spezifischen Aspekte der Lage von Frauen in den Konfliktregionen (Gewalt gegen Frauen, Prostitution) übersehen. Damit bleiben wesentliche Konfliktpotentiale unentdeckt bzw. werden gefördert. Aus diesem Grund hat der Sicherheitsrat der Vereinten Nationen in seiner Resolution 1325 auf die dringende Notwendigkeit hingewiesen, die Geschlechterperspektive in alle Bereiche von Friedenseinsätzen zu integrieren. Ähnlich liest es sich im Bericht des Europäischen Parlaments über die Beteiligung von Frauen an der Beilegung von Konflikten (2000/2025, INI, Ausschuss für die Rechte der Frauen und Chancengleichheit, Berichterstatterin: Maj Britt Theorin).
Die Forderung ist, dass das Personal in den Streitkräften und den politischen Institutionen stärker im Hinblick auf die geschlechterspezifischen Bedürfnisse der betroffenen Bevölkerung ausgebildet wird. In den Friedenstruppen soll die Präsenz weiblicher Mitglieder erhöht werden, um ein besseres Verständnis für die Bedürfnisse weiblicher Opfer von Gewalt zu entwickeln und um diese dann eventuell auch besser davor schützen zu können. Zudem könnte „männliches Bandenverhalten" (so der Bericht des Europäischen Parlaments) in den Friedenstruppen selbst eher verhindert werden. Nicht zuletzt sollen Frauen aus den Krisenregionen bei der Konfliktverhütung oder -beilegung und bei der Schaffung neuer Institutionen in den Regionen stärker beteiligt werden.
Zum Teil werden diese Forderungen mit dem vorgeblich „besseren" oder „friedfertigeren" Wesen von Frauen begründet. Richtig ist dagegen, dass die Beteiligung von Frauen am Militär den Mythos von der schwachen friedvollen Frau und dem starken männlichen Kämpfer als Mythos zerstören kann. Zugleich zeigt sich, dass die Bewältigung der Probleme in den Krisenregionen nicht einer besonderen Gruppe, den Männern, überlassen werden sollte, denn die Vielfältigkeit der Konflikte, Probleme und Aufgaben bedingt es, dass ein breites Spektrum an Fähigkeiten und Kenntnissen von Frauen und Männern ausgebildet und eingesetzt werden muss.

Frauen in der Bundeswehr

Unsere ersten Untersuchungen[1] zur Integration und Gleichstellung von Frauen in den Streitkräften haben gezeigt, dass die militärischen Einheiten innerhalb der Bundeswehr sehr unterschiedlich auf diese Fragen reagieren. So gab es z.B. in einem Panzergrenadierbataillon eine Reihe von Befürchtungen gegenüber den neuen Soldatinnen. In dem einzigen Zug aber, in dem Soldatinnen und Soldaten gemeinsam die Grundausbildung bewältigten, war die Zufriedenheit über den Zusammenhalt und die Kameradschaft sehr hoch. Vor allem betonten die Soldaten, dass in diesem Zug die Leistungsbereitschaft besonders groß gewesen sei. In einem Sanitätsregiment erinnert man sich noch daran, von welchen Ressentiments die Einstellung der ersten Soldatinnen vor rund 10 Jahren begleitet war. Inzwischen aber gehören die Soldatinnen recht selbstverständlich dazu. Die Probleme, mit denen sich das Regiment auseinandersetzen muss, haben wenig mit Frauen und Männern zu tun. Sie bestehen in hohen Belastungen, die sich durch ständige Wachdienste ergeben und durch eine

[1] *Forschungsprojekt „Geschlecht und Organisation am Beispiel der Bundeswehr", gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft und unterstützt durch das Verteidigungsministerium, durchgeführt von Jens-Rainer Ahrens, Cordula Dittmer, Anne Mangold und der Autorin. Die hier angeführten Zitate stammen aus diesem Projekt.*

beständig hohe Zahl von Soldaten und Soldatinnen, die abwesend sind, weil sie sich im Einsatz oder in einer Ausbildung befinden. Insofern hofft die für Personal zuständige Offizierin auch, dass sich mit Teilzeitregelungen mehr Personal in der Truppe halten lässt, denn bei vielen Dienstposten ist es besser, Personal in Teilzeit beschäftigen zu können, als die Soldaten gänzlich zu verlieren.
Trotzdem ist der Sanitätsdienst kein Bereich, in dem die Chancengleichheit der Geschlechter durchgesetzt ist, denn auch im Sanitätsdienst sind Frauen in den Offizierrängen unterrepräsentiert. Man kann davon ausgehen, dass die Gründe die gleichen wie im zivilen Arbeitsleben sind. Zusätzlich aber müssen die Soldatinnen mit dem Problem umgehen, dass ihr Beruf weiterhin männlichen Stereotypen unterliegt.
In Interviews bewerten die Soldatinnen ihre Erfahrungen im Militär überwiegend positiv, sie schätzen die Kameradschaft und das breite Aufgabenspektrum. Andererseits haben viele Frauen das Gefühl, dass sie sich gegen die männliche Kultur verteidigen müssen. Sie suchen nach einer neuen geschlechtlichen Identität, die es ihnen ermöglicht, sich als Frau und als Subjekt in der männlichen Organisation zu behaupten. Deutlich wird dies manchmal an sogenannten Kleinigkeiten: Dass Frauen, im Unterschied zu Männern, die Haare lang und „dezenten" Schmuck tragen dürfen, sehen sie teilweise selbst als ungerechtfertige Bevorzugung. Trotzdem bestehen sie darauf, weil sie auch in der männlich konnotierten Uniform noch als Frau erkannt werden wollen.

„..., ich bin gerne Soldat und Grundsätze alles pipapo, ... Aber wenn man jetzt sagen würde, du musst dir jetzt auch die Haare schneiden – Was eigentlich gerecht...wäre, aber nee das ist für mich ein Grund, also man ist immer noch Frau, ne und das soll auch so bleiben." (Eine Soldatin auf die Frage, wie sie die unterschiedlichen Regelungen für Männer und Frauen in der Bundeswehr bewertet.)

Fotos mit freundlicher Genehmigung des BMVg

Literatur:

Bundeswehr *(2004): Frauen in der Bundeswehr: Zahlen – Daten – Fakten; in: http://www.bundeswehr.de/forces/hinter grund/struk_hg_frauen_zahlen.php (Stand: Juni 2004), 16.08.2004*

Enloe, Cynthia *(1990): WomenandChildren: Making Feminist Sense of the Persian Gulf Crisis. In: The Village Voice. 25.9.1990*

Hagemann, Karen *(1998): Venus und Mars. Reflexionen zu einer Geschlechtergeschichte von Militär und Krieg; in: Karen Hagemann, Ralf Pröve (Hg.): Landsknechte, Soldatenfrauen und Nationalkrieger. Militär, Krieg und Geschlechterordnung im historischen Wandel. Frankfurt am Main*

Harders, Cilja *(2004): Geschlecht und Krieg - moderne Kriegermütter und die neue Weltordnung. Unveröffentlichter Vortrag gehalten am 9. Juni 2004 im Rahmen der Veranstaltungsreihe „Jenseits der Geschlechtergrenzen" an der Universität Hamburg*

Kaldor, Mary *(2000): Neue und alte Kriege. Organisierte Gewalt im Zeitalter der Globalisierung. Frankfurt am Main*

Keller, Jörg *(2004a): Küss' die Hand gnäd'ge Frau ... – oder: Ist die Soldatin möglich? in: Ruth Seifert, Christine Eifler (Hg.): Gender und Militär. Internationale Erfahrungen mit Frauen und Männern in Streitkräften. Königstein/Taunus*

Keller, Jörg *(2004b): Soldat und Soldatin - Die Konstruktion von Männlichkeit und Weiblichkeit am Beispiel von Printmedien der Bundeswehr; in: Jens-Rainer Ahrens, Maja Apelt, Christiane Bender (Hg.): Frauen im Militär. Erste empirische Befunde und Perspektiven zur Integration von Frauen in die Bundeswehr. Wiesbaden (im Erscheinen)*

Seifert, Ruth *(2003): Im Tod und im Schmerz sind nicht alle gleich: Männliche und weibliche Körper in den kulturellen Anordnungen von Krieg und Nation; in: Steffen Martus, Marina Münkler und Werner Röcke (Hg.): Schlachtfelder. Codierung von Gewalt im medialen Wandel. Berlin*

Seifert, Ruth *(2004): Weibliche Soldaten: Die Grenzen des Geschlechts und die Grenzen der Nation; in: Jens-Rainer Ahrens, Maja Apelt, Christiane Bender (Hg.): Frauen im Militär. Erste empirische Befunde und Perspektiven zur Integration von Frauen in die Bundeswehr. Wiesbaden (im Erscheinen)*

Yuval-Davis, Nira *(1999): Militär, Krieg und Geschlechterverhältnisse; in: Ruth Seifert, Christine Eifler (Hg.): Soziale Konstruktionen – Militär und Geschlechterverhältnis. Münster*

Patricia Pfeil

Polizist, weiblich?

Alle haben ein Bild davon, was Polizeiarbeit alles sein kann: gefährlich, aufregend, mit viel Körpereinsatz und immer hinter jemanden her, das Leben eine ständige Verbrecherjagd. Hinter dieser Vorstellung von Polizeiarbeit verbergen sich Bilder. Bilder über Polizistinnen, Polizisten und die Polizei. Diese Bilder sind geprägt von Fernsehserien und Kriminalromanen: Hier die Polizistin, die mit munter, flockigen Sprüchen ihren Kollegen voraus ist und alle Fälle in eineinhalb Stunden löst: rot getönt, wahlweise blond, elegant verpackt oder in gut sitzender Uniform. Und dort die männlichen Kollegen, die jung dynamisch oder in Altherrenmanier auch schwierigste Situationen in Lederjacke oder Uniformjacke lässig bewältigen.

Unabhängig davon, wie die Polizist/innen dargestellt sind, gelöst wird jeder Fall, jedes Problem erledigt. Natürlich ist Polizeiarbeit nicht wie im Film. Sie ist wie viele andere Berufsfelder geprägt durch Routine und Bürokratie, klare Hierarchien und die Einhaltung zahlreicher Vorschriften und Regeln. Doch über diese reale Differenz hinaus: die medial vermittelte Omnipotenz von Polizeibeamten entspricht den Erwartungen, die wir alle an „die Polizei" haben. Die Polizei muss da sein, muss verfügbar sein, wenn wir Bedarf haben, sie muss kompetent schwierige Situationen für uns lösen. Wir erwarten nicht nur, dass „die Polizei" kommt, wenn wir sie rufen, sondern auch, dass sie uns vor sämtlichen Gefahren schützt. Nur selten verlieren wir dabei einen Gedanken an die Personen, die „die Polizei" sind. Nur selten wird uns bewusst, dass „die Polizei", die wir rufen, wenn jemand in unsere Wohnung einbricht, uns die Handtasche stiehlt, wir einen Unfall haben, nicht aus lauter erfahrenen, großen, gestählten Männern in schmucken Uniformen besteht, sondern genauso repräsentiert wird durch einen einundzwanzigjährigen Heranwachsenden und dessen zierliche Kollegin.

Natürlich entspricht dieses Bild der zerbrechlichen Polizistin nicht durchgehend der Realität. Aber es ist auch nicht völlig fern davon. Polizistinnen, blond oder braun, zart oder kräftig, haben Einzug in die Polizei genommen, genauso wie in der Polizei kräftige und schmächtige, behende und behäbige Männer arbeiten. Die Öffentlichkeit hat sich im Laufe der Zeit an die weiblichen Polizeibeamtinnen gewöhnt, der hohe Frauenanteil in den Ausbildungsseminaren der Polizei ist zum Regelfall geworden und Polizistinnen sind aus dem Stadtbild nicht mehr wegzudenken. Im Durchschnitt sind rund 30 bis 40 Prozent der Polizeianwärter/innen weiblich, diese beginnen wie ihre männlichen Kollegen ihren Dienst in Uniform. Die Zusammenarbeit von Polizisten und Polizistinnen gehört immer mehr zum polizeilichen Alltag. Der Anteil an weiblichen Polizeibediensteten beträgt in Nordrhein-Westfalen Ende des Jahres 2000: 12,7 Prozent. Ein massiver Anstieg! Bis Anfang der achtziger Jahre lag der Frauenanteil unter 2 Prozent. Allein in der Schutzpolizei in Nordrhein-Westfalen waren Ende des Jahres 2000 rund 13 Prozent der Polizeibeamt/innen weiblich. Die Verteilung von Männern und Frauen auf die Polizeiinspektionen zeigt eine gewisse Breite. Insgesamt liegt der Anteil an Frauen im Wach- und Wechseldienst z. B. in Köln mit 30,9 Prozent weit über dem Landesdurchschnitt; in einzelnen Polizeiinspektionen beträgt er sogar um 40 Prozent.[1]

Ist damit die Anwesenheit von Polizistinnen in einem, noch vor wenigen Jahren fast ausschließlich Männern zugänglichem Berufsfeld nicht nur die Regel, sondern auch „normal" geworden? Normalität zeichnet sich vor allem dadurch aus, dass es kein Thema ist, ob der Polizist ein Polizist oder eine Polizistin ist.

---

[1] *Die Zahlen wurden im Rahmen des DFG-Projekts „Geschlechterkonstruktionen im Organisationswandel am Beispiel Polizei" entnommen (vgl. Müller/Müller-Franke/Pfeil/Wilz 2002, 2004)*

Wir können uns dieser Frage am besten annähern, wenn wir fragen, was ein Polizist ist oder sein soll. In der Literatur wird häufig davon ausgegangen, dass die Polizeiorganisation und der Polizeiberuf stark männlich geprägt sind.[2] Behr (2000) hält dies durch das Bild der „Cop culture" fest, nach der Polizei durch so genannte „Krieger-Männlichkeiten" geprägt ist und in der die Vorstellung gilt, dass die „richtige" Polizeiarbeit „auf der Strasse" geschieht. In dieser Kultur der „Cop culture" spielen Frauen nur eine nachgeordnete Rolle. In der Wirklichkeit der Polizeibeamt/innen zeigt sich ein vielfältigeres Bild. Lässt man Polizist/innen und Polizeiexpert/innen zu Wort kommen, haben sie dezidierte Erwartungen, wie ein Polizist, eine Polizistin zu sein hat: offen, flexibel, fachlich kompetent, problemlösungsorientiert, kommunikationsbereit, mit der Fähigkeit und Bereitschaft, die Institution Polizei zu vertreten, ohne sich aber hinter der Uniform zu verstecken, sondern authentisch zu bleiben.[3] An diesem Bild des „guten Polizisten" orientieren sich die Beamt/innen, – oder sie stellen fest, dass es ein unerreichbares Ideal ist, in dem sie ihre eigenen Beschreibungen relativieren: „also so sollte es sein". Die Vorstellungen der Beamt/innen über den „guten Polizisten" zeigen sich als weitgehend geschlechtsneutral: Soziale und fachliche Kompetenz gilt für alle. In keinem Fall scheint der „gute Polizist" ausschließlich männlich zu sein – kurz, der „gute Polizist" braucht kein Geschlecht.

Der Diskurs: Kann es zu viele Polizistinnen geben?

Ob der Polizeiberuf vom „Männerberuf" zum „Frauenberuf" wurde, lässt sich anhand der Frage diskutieren, warum es dann immer noch von Bedeutung ist, ob und wie viele Polizistinnen ihren Dienst in der Polizei tun? In Interviews wurden Polizist/innen mit der Frage konfrontiert, was es bedeuten würde, wenn überwiegend Frauen bei der Polizei beschäftigt wären.[4] So formuliert eine Polizeioberkommissarin, die als Dienstgruppenleiterin arbeitet:
„Furchtbar. Nein, ich denke, zu viele Frauen sollten nicht bei der Polizei sein. Das muss man ganz selbstkritisch sagen, weil das von der Art der Arbeit her, von der Art der Tätigkeit her… Und gerade bei ausländischen Mitbürgern, die in einer anderen Kultur aufgewachsen sind, da ist es auch ein Riesenproblem. Die akzeptieren eine Frau ja sowieso nicht; und allein deshalb wäre es mit überwiegendem Teil von Frauen schlechter arbeiten. Ist auch von den Ausfallzeiten hinsichtlich Erziehungsurlaub, da sind die Frauen doch mehr beteiligt als die Männer. Es wäre schwieriger zu organisieren und ja, auch körperliche Tätigkeiten sind halt von Frauen nicht so ausübbar wie bei Männern. Ich denke, das wäre negativ."

Diese Haltung der Beamtin überrascht, ist sie doch selbst eine dieser Frauen. Betrachtet man diese Passage genauer, lässt sich ein differenzierteres Bild gewinnen. Die Beamtin stellt fest, dass es Aufgaben bei der Polizei gibt, für die Frauen nur eingeschränkt geeignet sind, weil sie physisch Männern unterlegen sind. Die Körperkraft von Männern ist größer als die von Frauen, deshalb können körperliche Aufgaben von Polizistinnen weniger gut bewältigt werden. Reflektiert wird von ihr nicht, dass dieses Mehr an Körperkraft nur selten notwendig ist und dass es möglicherweise durch andere Fähigkeiten oder Merkmale ersetzt werden kann. Ihr Bild ist von einer klaren Wahrnehmung geprägt: Frauen sind Männern (körperlich) unterlegen. Auch die mangelnde Akzeptanz von Polizistinnen durch die (ausländischen) Bürger ist für sie ein Aspekt, Frauen nicht zu sehr zu berücksichtigen – aber nicht etwa Grund, Akzeptanz einzufordern und den Status und die Rolle der Polizei als Ordnungsmacht zu betonen. Nicht zuletzt sind Frauen bei der Polizei für sie ein Problem, weil sie Familienaufgaben übernehmen und dadurch für den aktiven Polizeidienst – zumindest zeitweise

[2] *Vgl. Behr 2000 oder auch Wirrer 2002.*
[3] *Vgl. Pfeil 2005.*
[4] *Die folgenden Interviewpassagen stammen aus einer Befragung von Polizist/innen und Experten im Rahmen einer eigenen Untersuchung in Bayern (Pfeil 2005).*

– ausfallen. In ihrer Wahrnehmung sind die Frauen, nicht die Organisationsstrukturen das Problem. Die Argumente, die die Beamtin gegen eine substantielle Zahl von Frauen in der uniformierten Polizei ins Feld führt, betonen die physische Differenz zwischen Männer und Frauen und deren Defizite genauso wie gesellschaftlich definierte Rollenzuschreibungen: Männer sind stark, Frauen haben Kinder. Nicht ganz so negativ sehen andere Beamtinnen die Problematik, wenn es mehr oder überwiegend Polizistinnen gäbe. Eine Kriminalbeamtin kann sich für ihre Arbeit eine stärkere weibliche Besetzung gut vorstellen:

„Ich sehe das eigentlich nur positiv. Vom Zwischenmenschlichen ist es nur gut. Und von der Arbeit. Gut, die Problematik Schwangerschaft, die stellt sich, ganz klar. Aber bei uns bei der Kripo sehe ich es nicht ganz so tragisch, dass man sagt, die wären jetzt handlungsunfähig. Also, ich sehe es nur positiv. Also bei der Schutzpolizei weiß ich es nicht. Wenn es darum geht Streife zu fahren, da, ja, die Gewalt auch auszuüben, ja, aber ich denke, es sind genug männliche Kollegen noch da, dass man gemischt wird."

Der Unterschied zu der Argumentation ihrer Kollegin ist, dass sie nicht die Defizite von Frauen betont, sondern Frauen mit ihren spezifischen „weiblichen" Eigenschaften als Gewinn verbucht: Das Zwischenmenschliche am Arbeitsplatz wird sich durch eine Zunahme des Frauenanteils verbessern. Für die Alltagsarbeit, wo es darum geht, „Polizeigewalt auch auszuüben", sind Männer weiter erforderlich; allerdings müssen sie nicht die Mehrzahl der Beschäftigten stellen. Auch Schwangerschaften sieht sie als „Problematik", schreibt diese aber nicht den Frauen selbst zu, sondern begreift diese als organisatorisches Problem. Weniger funktional betrachtet eine junge Streifenbeamtin die Beschäftigung von Frauen:

„… wenn ich so gesehen habe, was so bei den jungen Mädels anfängt, – ich meine, die sind wirklich lieb und nett und goldig, aber sie sind halt wirklich nur lieb und nett und goldig, und wenn ich mir die draußen vorstelle, ich weiß nicht, inwieweit die vom Bürger dann wirklich ernst genommen werden. Die Bürger sagen durchwegs ja, ja sie fänden es super, es müsste noch mehr geben. Aber ich weiß nicht, ob die Mädels dann, wenn es drauf ankommt, – ich möchte ihnen nichts absprechen – aber inwieweit die einfach ernst genommen werden, das finde ich, ist ein Problem, gerade mit den jungen Damen bei uns. Aber ansonsten kann ich mir schon auch vorstellen, mehr Frauen. Wobei ich jetzt auch in meiner Situation froh bin, wenn ich weiß, es steht hinter mir ein starker Mann, der notfalls mich mal raus holt oder so."

Während die Beamtin einerseits von einer äußerst positiven Resonanz der Bürger auf Polizistinnen spricht, vermutet sie zugleich Akzeptanzprobleme ihrer Kolleginnen bei den Bürgern. Festgemacht wird dies an Eigenschaften, die sie den Kolleginnen zuschreibt. Sie seien „lieb, nett und goldig", Eigenschaften, die - denkt man an den „guten Polizisten, die gute Polizistin" oder gar den „Street Cop" - gewiss nicht erwartet würden. Die Konsequenz: Frauen wie diese Polizistinnen sind eigentlich keine richtigen Polizisten. Doch was wird von den Frauen erwartet? Erwünscht sind nicht die zarten, zierlichen „Mädels" oder diejenigen die „Angst um jeden Fingernagel" haben, so ein Polizeihauptmeister, sondern die patenten, gestandenen Frauen. Schwierig ist nur, dass die ideale Polizistin diejenige ist, die „ihren Mann steht, aber dabei Frau bleibt". Die Gratwanderung, die sich für Frauen daraus ergibt, ist gefährlich: forsch oder zu forsch, robust oder zu robust, hübsch oder zu hübsch. Der Balanceakt ist kaum zu gewinnen, die Definitionen und Anforderungen, ob und wann eine Beamtin nun „ausreichend forsch" oder „zu forsch" ist, sind variabel und werden situativ unterschieden. So kann Verhalten, das einmal als erwünscht gilt, im nächsten Moment als zu forsch, „wie ein Mann", definiert werden.

Welche Argumentationsmuster zeigen sich hinter der Zustimmung oder Ablehnung der Polizistinnen für einen „Frauenberuf Polizistin"?

Ist es auf der Ebene der idealtypischen Definition des „guten Polizisten" völlig unerheblich, ob weiblich oder männlich, Hauptsache, Kompetenzen und Verhalten stimmen, sieht dies in der Konkretisierung im polizeilichen Alltag völlig anders aus. Hier finden sich eine Reihe von Argumenten, warum zwar der „gute Polizist" auch eine „gute Polizistin" sein darf, in der Alltagsarbeit aber ein Polizist der Polizistin vorzuziehen ist. Diese Argumente erscheinen rational (die Zweckmäßigkeit gemischter Teams, die geringere Körperkraft von Frauen, die starke Emotionalität von Frauen); dahinter stehen aber oft stereotype Bilder von Frauen in der Polizeiarbeit:

1. Argument: Frauen sind anders. Zwischen Männern und Frauen bestehen körperliche und/oder sozialisationsbedingte Unterschiede, die geschlechtsspezifische Eigenschaften und Merkmale hervorbringen, so die Annahme. Männer gelten als rational, autoritär und durchsetzungsfähig, Frauen als emotional, kommunikativ und empathisch. Diese unterschiedlichen Eigenschaften lassen Frauen eher für Arbeiten geeignet erscheinen, die „ungefährlich" sind oder ihre spezifischen empathischen Fähigkeiten nutzen; zum Beispiel in der Verkehrserziehung oder im Umgang mit Verbrechensopfern. Männer dagegen wird zugeschrieben, besonders geeignet zu sein, handgreifliche Konfliktsituationen zu lösen. Unabhängig von ihrer gleichen Ausbildung und ihrem gleichen Tätigkeitsfeld gelten Männer und Frauen als für unterschiedliche Aufgaben geeignet.

2. Argument: Frauen können das nicht. Mit der Zuschreibung unterschiedlicher Fähigkeiten und Eigenschaften an Männer und Frauen ist eine Bewertung verbunden. Diese Bewertung gibt Auskunft darüber, welche Kompetenzen für die Ausübung des Polizeiberufs als wertvoll und wünschenswert angesehen werden – und wer. Entgegen der Beschreibung des „guten Polizisten, der guten Polizistin" wird gefordert, dass ein Polizist nicht nur physisch in der Lage ist, auf alle Anforderungen zu reagieren, sondern dass er „stärker" ist. Mit dem Wunsch „wenn ich weiß, es steht hinter mir ein starker Mann, der notfalls mich mal raus holt oder so", so die oben zitierte Beamtin, geht nicht nur die Zuschreibung „Männer sind stark, Frauen nicht" einher, sondern es folgen daraus auch Aussagen über die Eignung von Frauen für den Polizeiberuf.[5]

3. Argument: Alle Frauen sind (potentielle) Mütter. Die gesellschaftlich legitimierte Trennung von Erwerbs- und Familienarbeit setzt sich in der Polizeiorganisation fort, wird funktional genutzt und reproduziert. Die Zuständigkeit von Frauen für Familienarbeit wird nicht in Zweifel gezogen, entsprechend wird auch in der Polizei davon ausgegangen, dass Frauen Mütter werden und Familienarbeit leisten – und damit der Polizeiorganisation nicht oder nur noch eingeschränkt zur Verfügung stehen (wollen). Dass weder das eine noch das andere zwingend gegeben ist, wird nicht thematisiert.[6]

Frauen und Männer im polizeilichen Alltag

Ungeachtet aller Rhetorik: Nach wie vor arbeiten in der Polizei Männer und Frauen nicht in allen Feldern gleichermaßen zusammen.[7] So sind manche Bereiche wie etwa die Wasserschutzpolizei oder die Hundestaffeln immer noch in vielen Polizeibehörden weitgehend männliche Bastionen.

---

[5] *Dass diese Zuschreibungen auch für Männer nicht immer von Vorteil sind, versteht sich.*

[6] *Ausfallzeiten von Beamt/innen erweisen sich tatsächlich als problematisch für die Polizeiorganisation, die nur begrenzte Möglichkeiten geschaffen hat, systematisch für Ersatz zu sorgen. Allerdings ist der Anteil von Frauen im Erziehungsurlaub/ in Elternzeit (bislang) gering. Organisationale Strukturen werden damit Gründe für die Ablehnung von Frauen im Polizeiberuf (vgl. ausführlich dazu Müller/Müller-Franke/Pfeil/Wilz 2004; Pfeil 2005).*

Im Gewahrsamsdienst und den Eingreiftrupps schwankt der Anteil an Frauen beträchtlich, von Gruppen mit nur einer Frau bis hin zu weitgehend paritätischen Verteilungen gibt es alles. Auch in Verhandlungsgruppen beispielsweise in NRW haben Frauen einen hohen Anteil, während es in den Technischen Einsatzgruppen und Spezialeinsatzkommandos nach wie vor keine/kaum Frauen gibt, obwohl ihnen diese Bereiche formal offen stehen.[8] Begründet wird dies mit den spezifischen und überdurchschnittlich hohen Anforderungen, insbesondere an die physische Leistungsfähigkeit der Beamten.[9]

Der Rückgriff auf Geschlecht als Ressource in der praktischen Arbeit wird selten problematisiert, sondern situativ thematisiert und als gegeben hingenommen. Ist es in manchen Bereichen der Arbeit, wie etwa bei Durchsuchungen, unumgänglich, Geschlecht als relevante Kategorie einzusetzen, wird in anderen Bereichen eher situativ entschieden und gehandelt. So setzen die Beamten Geschlechterunterschiede gezielt ein, wenn dies ihnen sinnvoll erscheint: die Befragung eines Vergewaltigungsopfers erfolgt durch eine Beamtin; im Fall des viel zitierten türkischen Familienstreites schickt man eine Männerstreife. Allerdings, es kann auch anders sein, gerade um Geschlechtergrenzen aufzuheben: Der renitente Randalierer muss sich mit der Beamtin anstatt mit ihrem Kollegen auseinandersetzen, die Kindergartengruppe wird vom Kollegen betreut. Im nächsten Moment werden individuelle statt geschlechtsspezifische Begründungen herangezogen: Die Auseinandersetzung mit einem Parksünder wird von einem Beamten wie einer Beamtin geführt, „je nachdem wer gerade die besseren Nerven hat", das aufgegriffene Kind eher von einem jungen Vater als einer „ungeübten" Beamtin betreut, „weil er doch den Umgang mit Kindern gewohnt ist."

Dieses Nebeneinander von Gleichheit oder Differenz ist zunächst kein grundsätzliches Problem, sondern zeigt die unterschiedlichen Erfahrungen, Wahrnehmungen und Einschätzungen. Problematisch werden diese unterschiedlichen Sichtweisen immer dann, wenn damit Zuschreibungen verbunden sind, die Frauen als ungeeignet abwerten, ausgrenzen oder Karrierechancen minimieren: Wer klein und zart ist, dem wird nicht zugetraut, im Konfliktfall den Kollegen zu schützen – auch wenn es eine Fülle von Gegenbeispielen gibt. Wem abgesprochen wird, dass man sich im Notfall auf ihn oder sie verlassen kann, ist eine ungeeignete Streifenpartner/in, wer als Streifenpartner/in unerwünscht ist, ist in der Dienstgruppe nicht gut gelitten. Andererseits wird eine unreflektierte Gleichheitsrhetorik in der Praxis zum Bumerang: Warum sollten bestimmte stereotype Vorstellungen über Männer und Frauen nicht genutzt werden? Warum nicht auf die „Ritterlichkeit" von aufgebrachten Männern gegenüber Polizistinnen bauen? Sofern Bilder und Mythen als solche erkannt werden, spricht nichts gegen ihre Nutzung.

Diese reale Variabilität im Umgang mit einerseits Geschlechtergleichheit und andererseits Geschlechterdifferenz folgt argumentativ zwei verschiedenen Logiken. So wird betont, dass Männer und Frauen das Gleiche tun, das Gleiche könnten und den gleichen Lohn für diese gleiche Arbeit erhalten. Unterschiede sind dieser Argumentation nach individuell und an die Person, nicht an das Geschlecht der Person gebunden. Differenz dagegen wird mit Gemeinsamkeiten innerhalb des Geschlechts begründet, so wird auf spezifische Kompetenzen und Eigenschaften von Frauen und Männern verwiesen. In der Praxis finden beide Begründungszusammenhänge, Gleichheit und Differenz, nebeneinander, nacheinander und im Wechsel Verwendung.

---

[7] *In der Literatur über Männer und Frauen bei der Polizei ist die Frage nach der Arbeitsverteilung nicht neu (vgl. z.B. Holdaway/Parker 1998, Martin 1999). Die Ergebnisse lassen sich grob zusammenfassen in: Männer und Frauen arbeiten nicht in den gleichen Bereichen, sie werden nicht gleich eingesetzt, und Frauen sind dadurch benachteiligt. Abweichend davon finden sich nur wenige Studien wie die von Westmarland (2001), die zu dem Schluss kommen, dass es in der Polizei männerdominierte Bereiche gibt, der Streifendienst aber nicht geschlechtsspezifisch geprägt ist (vgl. Müller/Müller-Franke/Pfeil/Wilz 2004, Wilz 2004).*

[8] *Vgl. Müller/Müller-Franke/Pfeil/Wilz (2004).*

[9] *Vgl. Wilz (2003).*

Ein kurzes Fazit

Um wieder zur Ausgangsfrage zurückzukehren: Noch immer ist es ein Thema, ob der Polizist ein Polizist oder eine Polizistin ist – aber nicht immer und nicht überall. Auf der diskursiven Ebene wird deutlich, dass nicht der/die geschlechtslose „gute" Polizist/in Maßstab der Eignung für den Polizeiberuf ist; von Bedeutung sind weniger berufsbezogene Kompetenzen als geschlechtsspezifische zugeschriebene Eigenschaften. Die Polizistin wird zum Polizisten, weiblich. Im polizeilichen Alltag sind diese Eigenschaften und Fähigkeiten von Bedeutung – oder auch nicht. So können Geschlechtsdifferenzen geltend gemacht werden, müssen es aber nicht. Differenz und Gleichheit sind variable Konstrukte, die ebenso variabel verwendet werden. Und wie ein Kriminalkommissar treffend formuliert: „Wieso soll eine Polizistin etwas nicht können, was ein Polizist kann?"

Literatur

Behr, Rafael *(2000): Cop culture, Opladen: Leske+Budrich*

Holdaway, Simon, Sharon W. Parker *(1998): Policing women police: Uniform patrol, promotion and representation in CID, in: British Journal of Criminology, 38, S. 40-60*

Martin, Susan Ehrlich *(1999): Police force or police service? Gender and emotional labor, in: The annals of the American Academy of political and social science, 561, S. 111-126*

Müller, Ursula, Müller-Franke, Waltraud, Pfeil, Patricia, Wilz, Sylvia *(2002): Polizei und Gender, in: IFF-Info, Zeitschrift des Interdisziplinären Frauenforschungs-Zentrum, Heft 24, 19. Jg., S. 24-42.*

Müller, Ursula, Müller-Franke, Waltraud, Pfeil, Patricia, Wilz, Sylvia *(2004): Alles eine Frage der Zeit? Zur Situation von Frauen und Männern in der Polizei, Schriftenreihe der Hochschule für Polizei, Villingen-Schwenningen*

Pfeil, Patricia*: Geschlechterkonstruktionen und Geschlechterverhältnisse in der Polizei, Dissertation, Bielefeld [erscheint 2005]*

Westmarland, Louise *(2001): Gender and policing. Sex, power and police culture. Cullompton*

Wilz, Sylvia M. *(2003): Polizei und Gender: Bilder von Männern, Frauen und Polizei, in: Herrnkind, Martin, Scheerer, Sebastian (Hrsg.): Die Polizei als Organisation mit Gewaltlizenz. Möglichkeiten und Grenzen der Kontrolle, Hamburg: LIT-Verl., S. 195-206*

Wilz, Sylvia M. *(2004): "Nicht genügend kann davor gewarnt werden …" – Männer und Frauen bei der Polizei: Fakten und Diskurse, in: Ahrens, Jens-Rainer; Apelt, Maja; Bender, Christiane (Hrsg.): Frauen im Militär. Wiesbaden [im Erscheinen]*

Wirrer, Rita *(2002): "Weibliche" Identitätssuche in einer "männlichen" Organisation: Der lange Weg zur Gleichberechtigung von Frauen und Männern in der Polizei. In: Polizei Führungsakademie (Hrsg.): Frauen in der Polizei, PFA-Schriftenreihe 2/2002, Dresden, S. 7-41*

Susanne Klose

Polizei – ein echter Männerberuf?

Ich heiße Susanne Klose, bin 40 Jahre alt, verheiratet, Mutter einer 10-jährigen Tochter und seit 1988 Polizeibeamtin in Nordrhein-Westfalen. Meinen Dienst versehe ich zur Zeit als Opferschutzbeauftragte in der Kreispolizeibehörde Herford. Darüber hinaus bin ich Mitglied des örtlichen Personalrats und gewerkschaftlich für die „GdP" in Herford und auf Landesebene aktiv.

Insgesamt blicke ich auf eine 16-jährige Dienstzeit zurück. In dieser Zeit habe ich die Veränderung der Stellung von Beamtinnen in der Polizei bis heute erlebt.
Bereits im Alter von 14 Jahren stand für mich fest: Ich wollte Polizistin werden. Polizei, das war für mich die Uniform, der Streifenwagen; Personen, die Straftaten verfolgen und Verkehrskontrollen durchführen. So einfach war es nicht, als Frau zur Polizei zu kommen: Erst 1982 wurde der Eintritt in die Schutzpolizei über die Einheitslaufbahn auch für Frauen möglich.

Aufgrund eines angeblichen Einstellungsstopps wurde ich erst 1988 im Alter von 24 Jahren in die Polizei aufgenommen. Ich betrat beruflich absolutes Neuland, denn zuvor war ich als Sachbearbeiterin in einem großen Metallbetrieb in Bielefeld tätig gewesen.
Der erste Eindruck zeigte sich sehr militärisch. Das kannte ich bislang nur aus Schilderungen von der Bundeswehr. Gut, das gehörte nun mal dazu, und ich freute mich darauf, in der Kleiderkammer meine Uniform zu empfangen. Wie war das? „Schuhgröße 38 haben wir nicht, Sie können nur Größe 42 bekommen." Dieses lehnte ich ab, denn ich würde mir sicher mit den großen Stiefeln die „Ohren brechen". Ablehnen? Geht nicht: Der Mitarbeiter hatte seine Vorschriften. Also nahm ich diese Stiefel und wusste, ich würde sie nie aus dem Karton holen. Bei den restlichen Uniformteilen hoffte ich auf die Geschicklichkeit meiner Mutter, vielleicht konnte sie die im Bund zu weiten Hosen meiner Figur anpassen… mit den zu langen Hemdenärmeln ließ sich leben. Die einzigen Bekleidungsstücke, die sich von der Männeruniform unterschieden, waren die Lederjacke, der Mantel und - die Kostümjacke: Ich fragte mich, wie man(n) darauf kam, solche Oberweiten zu unterstellen.

Die Ausbildung war in der Polizeischule in Selm. Wir Auszubildende, Männer und Frauen, fanden uns in einer Gefahrengemeinschaft wieder. Wir alle mussten uns an die neuen Lebensumstände gewöhnen. Morgendliches Antreten, Stubendurchgang und „Formale", wie gemeinsames Antreten, im Verband marschieren und weitere einsatztaktische Übungen, machten es nicht immer einfach. Es kam regelmäßig vor, dass wir unsere Grenzen kennen lernten, und in solchen Situationen haben wir uns gegenseitig gestärkt. Es machte keinen Unterschied, welches Geschlecht man hatte. Dennoch waren die anatomischen Unterschiede gegeben.

Eines Tages fand ich mich auf dem Außengelände vor einem Hindernisparcours wieder. Der Ausbilder ordnete an, die Klasse solle diesen in voller Einsatzmontur überwinden. Kollegen, die Bundeswehr erfahren waren, hatten keine Probleme damit. Die anderen, insbesondere wir Frauen, sahen

uns vor einer unlösbaren Ausgabe. So stand ich in einem Abstand von zehn Metern vor einer 2-3 m hohen Bretterwand, und es war mir rätselhaft, wie ich jemals darüber kommen sollte. Die Kollegen, die die Wand bereits überwunden hatten, gaben uns Tipps und bauten uns mental so auf, dass es selbst mir nach 3 Versuchen gelang. Jede(r) von uns hat es geschafft. Nie wurde uns das Frausein vorgeworfen, im Gegenteil. Ich hatte den Eindruck, dass die Kollegen uns Respekt dafür zollten, dass wir es trotz unterschiedlicher Anatomie mit entsprechender Willenstärke schafften. Ich fand das wieder, was ich mir im Vorfeld vorgestellt hatte: In der Polizei sind Kollegen nicht Konkurrenten, sondern gemeinsam werden schwere Aufgaben durch gegenseitige Unterstützung gelöst.

Allerdings merkte ich, dass der eine oder andere Stammbeamte uns Frauen in der Ausbildung nicht so ernst nahm wie die Männer, nach dem Motto: „Lass die Frauen die Ausbildung bestehen, früher oder später wird sich ihr berufliches Leben durch Heirat und Kinderkriegen erst einmal erledigen." Als Polizistinnen waren wir nicht nur in der Polizei Exoten, sondern insgesamt in der Gesellschaft. Meine Berufsbezeichnung löste immer wieder Erstaunen aus. Irgendwie machte mich das aber auch stolz.

Das Verhalten einiger Kolleginnen verursachte bei mir Unbehagen. Es gab diejenigen, die sich mit weiblichen Waffen einen Platz in dem Gruppengefüge verschaffen wollten. Sie „spielten" die gesellschaftlich erwartete Frauenrolle, teilweise sogar überzeichnet. Dadurch wurden sie aber nicht als Kollegin, sondern **nur** als Frau gesehen. Dann gab es in unserer Lehrgangsgruppe Frauen, bei denen man zweimal hinsehen musste, um zu erkennen, welches Geschlecht sie hatten. Sie trugen Herrenhaarschnitt, Männerbekleidung und zur Vervollständigung war das nonverbale und verbale Verhalten eher männlich. Dieses Verhalten brachte ihnen noch weniger die Akzeptanz der Kollegen ein. Ob überzogen weiblich oder Männer imitierend, beide Kategorien lösten männliche Kritik aus.
Männer verstellten sich allerdings auch. Bei ihnen war das Motiv eher, sich berufliche Vorteile zu verschaffen. Manche zeigten auch Balzverhalten.

Ich bildete mir ein, dass authentisches Verhalten der beste Weg sei. Dies war sehr blauäugig. Später stellte ich fest, dass weibliches Verhalten in der Polizei eine Gratwanderung war – und ist.

Bis zur ersten Fachprüfung war alles in allem die Welt in Ordnung. Die erste Konfrontation erlebte ich bei der Bekanntgabe der Prüfungsvornoten. Plötzlich wurde ich deutlich kritisiert. So hat ein Klassenkamerad, von dem ich vorher nie einen frauenfeindlichen Eindruck hatte, mir vorgeworfen, ich sei zu ehrgeizig. Er forderte mich auf, den anderen die Chance zu geben, mit der Note 1 abzuschließen, für mich würde es sich eh nicht lohnen, ich würde sicherlich spätestens in zwei Jahren Mutter. Interessant was dieser Kollege, im Gegensatz zu mir, schon zu wissen schien. Möglicherweise ließ er an mir seinen Notenfrust aus, mich machte aber der Konkurrenzgedanke wütend, der sich plötzlich in Richtung Geschlecht zeigte - nach dem Motto: „Wenn ich als Mann meine erstrebte Leistung nicht erreiche, so will ich zumindest nicht hinnehmen, dass eine Frau besser ist als ich. Das verletzt meine Ehre."

Nach der Ernennung zur Hauptwachtmeisterin folgte die Verwendung in der 25. Hundertschaft in Stukenbrock. Wir fuhren so genannte geschlossene Einsätze und unterstützten die benachbarten Kreispolizeibehörden. Hier traf ich offene Kollegen, die sich teilweise sogar freuten, dass endlich eine Frau im Dienst war. Hintergrund war auch das Erfordernis gleichgeschlechtlicher Durchsuchung bei verdächtigen Personen. Manchmal wurde ich dafür durch den ganzen Landkreis kutschiert. In den Momenten fühlte ich mich allerdings auf die Durchsuchungstätigkeit reduziert.

Bei den geschlossenen Einsätzen machte das Geschlecht zunächst keinen Unterschied. Die Demonstranten oder Hausbesetzer konnten uns in unserer Einsatzmontur nicht von den Kollegen unterscheiden. Die Kollegen achteten aber darauf, dass uns Frauen im Einsatz nichts passierte - mehr als un-

tereinander. Wir weckten in den Männern den Beschützerinstinkt. Das ließen wir uns gern gefallen. Dazu stehe ich auch heute noch, obwohl ich mittlerweile weiß, dass eigentlich dieses Beschützen auch dazu dienen konnte, uns deutlich zu machen, dass wir eigentlich nicht gleichwertig anerkannte Polizeibeamte sind.

An manchen Tagen ergaben sich für uns Frauen im geschlossenen Einsatz besondere Probleme, denn auf die Menstruation und die damit verbundenen Toilettengänge konnte, sofern überhaupt Toiletten in der Nähe waren, keine Rücksicht genommen werden. Zimperlichkeit war da nicht angezeigt. Auch das Duschen nach der Rückkehr von Einsätzen machte Schwierigkeiten, da nur ein Duschraum zur Verfügung stand. Umkleideräume wurden nur provisorisch eingerichtet. Oft mussten wir Männern Räume wegnehmen, die ihnen jahrzehntelang für andere Nutzungen zur Verfügung gestanden hatten. Selbst bei Dienstgebäuden, die nach 1982 gebaut oder umgebaut wurden, wurden keine sanitären Einrichtungen für Frauen eingeplant.

1991 wurde ich zum Polizeipräsidium Köln versetzt. Es zeigte sich, dass der eine oder andere Kollege nicht so „erfreut" war, wenn er mit einer Frau Streife fahren musste. Bei einer Verkehrskontrolle im Nachtdienst entkam mir eine Person, die zur Festnahme ausgeschrieben war. Noch auf der Wache war ich sichtlich wütend und die Kollegen meinten, dass das jedem von uns hätte passieren können. Zum Dienstende hatten sie sich allerdings den Funkmitschnitt der Verfolgung besorgt. Im Beisein aller konnte ich mir meine Stimme unter Stress anhören. Die Reflektion der Verfolgungs- und Stresssituation war für mich lehrreich. Dennoch hatte das Vorspielen etwas von Vorführen: „So hören sich Frauenstimmen am Funk an, wenn es hektisch wird."

Als ich später im Rahmen einer Nahbereichsfahndung einen Flüchtigen fasste, war der Kollege im Streifenwagen vor Erleichterung kaum wieder zu erkennen. Jetzt wusste er, dass er auch mit einer Kollegin Erfolge vorweisen konnte. Dies hat er mir Jahre später bestätigt. Er hatte tatsächlich eine schlechtere Beurteilung gefürchtet, wenn er überwiegend mit Kolleginnen eingesetzt war.

Sonntags im Frühdienst war es üblich, dass eine Streifenwagenbesatzung auf der Wache das Frühstück für die Dienstgruppe zubereitete. Jede(r) war einmal dran. Bei mir kommentierte ein älterer Kripobeamter, dass es gut sei, Frauen in der Polizei zu haben, da ihm heute das Frühstück besonders gut schmecke. Ich hatte mich dazu entschieden, auf solche Sprüche nicht zu reagieren. Außerdem gestand ich älteren Menschen ein veraltetes Rollenverständnis zu.

Monate später wurde mir aber in einem Beurteilungsgespräch vorgeworfen, dass ich hierüber nicht eine „emanzipatorische Diskussion" mit dem Kollegen geführt hätte. Mein Beurteiler wertete das negativ. Ich habe mein Verhalten aber nicht geändert, denn mir war bewusst: Hätte ich auf den Spruch reagiert, wäre es mir ebenso vorhaltbar gewesen, je nach Einstellung und Erwartung des jeweiligen Vorgesetzten. Für solche Situationen gab es keine Lösung: Wieso war die Angelegenheit bei mir beurteilungsrelevant? Männer mussten sich nicht für ihre Existenz in der Polizei rechtfertigen, bzw. mit solchen Kommentaren umgehen.

Zwischenzeitlich hatte ich mich als Ausbilderin beworben und 1992 wurde ich zu einem polizeilichen Assessment Center nach Bork eingeladen. Meine Eignung wurde festgestellt und meine Versetzung erfolgte. Für die Auszubildenden war ich erst einmal etwas Besonderes, nicht wegen meines Geschlechts, sondern wegen der Tatsache, dass ich in der sagenumwobenen „gefährlichen" Kölner Innenstadt Dienst versehen hatte. Sie löcherten mich nach Berichten, und ich spürte den mir entgegen gebrachten Respekt. Als Ausbilderin hatte ich aber auch Ängste. Eine Sportskanone war ich nie. Dass ich zu den langsameren Läufern gehörte, war letztendlich kein Problem, sondern pädagogisch von Vorteil. Die Anwärter konnten erkennen, dass uns Ausbildern auch nicht alles leicht fiel. Wir mussten uns für Leistung ebenso wie sie anstrengen und immer wieder motivieren.

Den weiblichen Auszubildenden hat es meines Erachtens sehr gut getan, Ausbilderinnen zu haben und ihr eigenes Geschlecht unter den „Vorgesetzten" wieder zu finden. Amüsant war, dass es die jungen Männer nicht zuließen, dass ich schweres Sportgerät trug, und sie hielten mir zuvorkommend die Türen auf. Dieses spiegelte für mich eine besondere Höflichkeit wieder und hatte nichts mit dem Beruf zu tun.
1992, zehn Jahre nach der ersten Zulassung von Frauen in der Schutzpolizei, wurde für Frauen eine von den Männern abweichende Uniform angeschafft.

1993 wurde ich schwanger. Für mich war das in meiner Funktion als Ausbilderin kein Problem. Ich tauschte Unterrichtsstunden mit einem Kollegen. Er übernahm Schießen, ich seinen Stundenanteil in dem Fach GE (geschlossener Einsatz). Interessant war, dass immer dann, wenn ich als einzige Stammbeamtin mit der Lehrgruppe den obligatorischen Wochenendlauf durchführen musste, kein Kollege ein Problem damit hatte, die Schwangere allein als Aufsicht in die Senne zu lassen. Dies stand völlig in Kontrast dazu, dass früher immer sorgenvoll auf mögliche Schwangerschaften von Kolleginnen hingewiesen worden war.

Den Erziehungsurlaub habe ich genossen, auch wenn es kein „Urlaub" war. Noch vor dem 3. Geburtstag unserer Tochter wurde mir mitgeteilt, dass für mich als Beamtin des mittleren Dienstes künftig eine weitere Verwendung als Ausbilderin nicht möglich sei. Ziemlich unvorbereitet blieben mir drei Tage Bedenkzeit zur Benennung einer Anschlussbehörde. Nun als Mutter merkte ich, dass meine früheren Wunschbehörden, Bielefeld und Detmold, nicht in Frage kamen. Praktische Erwägungen standen im Vordergrund: Weg-Zeit-Berechnungen zum Dienst, Schichtdienstzeiten meines Mannes, der in Herford Polizeidienst versah. Nach Prüfung aller Argumente sprach ich mich für die Kreispolizeibehörde Herford aus.

Ich war dort die erste Beamtin im Wach- und Wechseldienst, die mit einem Kollegen verheiratet war. Wir wurden mit interessante Auffassungen konfrontiert. So wurde per se davon ausgegangen, dass ich ein niedrigeres Besoldungsamt innehatte als mein Ehemann.
Ich entschied mich, während der Beurlaubungszeit mit der halben Wochenstundenzahl in den Dienst zu gehen.
Als erste Teilzeitbeschäftigte habe ich der Behörde einiges an Fragestellungen verschafft, wie z.B. zur Abrechnung der Wochenstunden, zur Gewährung von Urlaubs- und Sonderurlaubstagen. Ich höre noch heute die Frage: „Frau Klose, wie machen wir das?" Gemeinsam wurden Lösungen entwickelt. Dabei wurde immer genau darauf geachtet, dass sie gerecht waren.

In Gesprächen teilten mir Kollegen und Dienstvorgesetzte unumwunden mit, dass sie nichts davon hielten, dass Mütter sich den Gefahren des Einzeldienstes aussetzten. Meinen Einwand, dass Kollegen als Väter ebenfalls diesen Gefahren ausgesetzt seien, taten sie damit ab, dass es immer noch einen Unterschied für Kinder mache, ob der Vater oder die Mutter sterben würde. Ich hatte und habe aber nicht vor, im Dienst zu sterben.
Die Arbeit in der Dienstgruppe war nicht anders als in Köln, einen Unterschied stellte ich allerdings fest: Die Sonderrechtsfahrten (mit Martinshorn und Blaulicht) als Mutter waren nicht mehr so sorglos, wie als Ledige. Dass ich nun vorsichtiger fuhr, bedacht darauf, keinen Unfall zu verursachen, war für die Behörde eher von Vorteil, denn beschädigte Dienstfahrzeuge hätten das Budget belastet. Die Kollegen stellten trotzdem gern die weiblichen Fahrkompetenzen in Frage. Vergleiche mit der langsam fahrenden Polizistin aus dem Film „Police Academy" waren an der Tagesordnung.

Interessant wurde es, als meine Kollegin und ich erstmalig zusammen zum Streifefahren eingeteilt wurden. Die Kollegen waren kaum wieder zu erkennen. Sie drehten völlig auf. Kommentare am Funk, ob wir bereits alle Rezepte ausgetauscht hätten oder ob der Streifenwagen einen Schminkspiegel hätte, nervten. Sicher, es belustigte uns auch. Die Jungs mussten mit völlig Neuem umgehen.

Nutzen sie die Kommentare, um diesen Umstand zu verarbeiten? Auch bei den Bürgern verursachten wir fragende Blicke. Für Herforder war unser Anblick völlig ungewohnt, und insgeheim hatte ich den Eindruck, dass uns suchende Blicke nach einem männlichen Polizisten begegneten. Sicher waren da auch Gedanken wie: „Was ist, wenn wir zu einer Schlägerei gerufen werden?" „Wie sieht es bei einem polizeilichen Widerstand aus?" Ich weiß noch, dass ich mich nicht unsicher gefühlt habe. Wo lag also das Problem der reinen Frauenbesatzung?
Bald gab es eine besondere Bewährungsprobe: Bei den Kurdenunruhen kam die Alarmierung kurzfristig, 10 Std. vor Dienstbeginn. Niemand war für unser Kind da, Urlaub für meine Mutter von jetzt auf gleich nicht möglich.
Besondere Aufbauorganisationen anlässlich plötzlicher Ereignisse stellten damit auch privat immer Sofortlagen dar. Dienstzeiten wurden verlängert und vorgeplante Arbeitszeiten aus polizeilichem Anlass mit sofortiger Wirkung bis auf weiteres außer Kraft gesetzt. Irgendwie fand sich aber immer eine kurzfristige Lösung für die Kindesbetreuung zu ungewöhnlichen Zeiten.

Klasse fand ich, dass mir damals mein Dienstgruppenleiter anheim stellte, zum Dienst zu erscheinen. Ich fühlte mich allerdings den Kollegen gegenüber verpflichtet. Damals glaubte ich, mein Verhalten und Handeln hätte Auswirkungen auf das künftige Ansehen von Frauen in der Polizei. Heute weiß ich, dass es nichts nutzt, wenn Kolleginnen sich „integrieren". Fällt eine einzelne Kollegin durch „nichtkonformes" Verhalten in der Masse auf, heißt es trotzdem ganz allgemein: „Frauen in der Polizei…" Unter Männern wurde und wird mit Ausfällen differenzierter umgegangen.

Als ich 35 Jahre alt war, begann ich mein Studium an der Fachhochschule für öffentliche Verwaltung. Erst jetzt kam für uns die Ganztagsbetreuung unserer Tochter in Frage. Ein Betreuungsplatz in einer Kindertagesstätte war für mich wie ein Lottogewinn, denn davon waren meine beruflichen Aufstiegschancen abhängig. Mein Partner wollte seine Vollzeitbeschäftigung nicht aufgeben.

In der FH war ich die älteste Studentin im Kurs. Die jungen Direkteinsteiger äußerten auch hier Bedenken über die Anwesenheit von Frauen. Daran hatte sich tatsächlich seit 1988 nichts geändert. Das 3-wöchige polizeitechnische Seminar, das Voraussetzung für die Zulassung zur Staatsprüfung war, konnte ich nur besuchen, weil meine Mutter Urlaub nahm. Kindbetreuung gab es nicht. Im Landesgleichstellungsgesetz ist zwar Kindbetreuung für Fortbildungsmaßnahmen vorgesehen, aber nicht für Ausbildung, wie mir nach vielen Telefonaten mitgeteilt wurde. Ich wertete das als reine Wortklauberei, da der angestrebte Laufbahnwechsel von der Polizeiobermeisterin zur Polizeikommissarin für mich eine Fortbildung im Sinne der beruflichen Weiterqualifizierung war.

Bei den in Vollzeitbeschäftigung zu erbringenden Praktika während des Studiums erkannte ich, wie sehr die Akzeptanz eines Mitarbeiters von der jeweils geleisteten Wochenarbeitszeit abhängig ist: Als Teilzeitbeschäftigte hatte ich eine Sonderstellung am Rande der Dienstgruppe gehabt. Zum Beispiel fielen einige herausragende Einsätze in meine dienstfreie Zeit. Da konnte ich dann nicht mitreden. Ich hatte im Nachhinein das Gefühl, von den Kollegen als Hobbypolizistin angesehen worden zu sein.
Auch Beurteilungen von Teilzeitbeschäftigten waren und sind nicht unproblematisch. Sie werden mit Vollzeitkräften verglichen, und für viele Menschen in dieser Polizei ist noch nicht nachvollziehbar, dass ausgerechnet diejenigen, die seltener Dienst versehen, vor Vollzeitkräften befördert werden sollen. Ich sah auch für mich die Schwierigkeit, im Dienst nicht ausreichend Zeit zur Verfügung zu haben, um meine Leistungen wirklich unter Beweis zu stellen.
Deshalb wollte ich als Kommissarin wieder Vollzeitdienst versehen. Meine Bewerbung für eine ausgeschriebene Stelle veranlasste einen Kollegen in Führungsfunktion zu fragen: „Warum wollen Sie Vollzeit arbeiten, Sie haben doch einen Mann?" Sollte ich hier auf meine Rolle als Ehefrau reduziert werden? Als Kind geschiedener Eltern wusste ich schon lange, dass die Familienexistenz nicht allein vom Mann abhängt.

Wie sieht es heute für Frauen bei der Polizei aus?

Vorgesetzte bei der Polizei sind nach wie vor mehrheitlich Männer. Frauenförderung kann durch Filterung in den Beurteilungen ausgehebelt werden. Frauen fürchten daher, dass tatsächlich erbrachte Leistungen nicht die entsprechende Würdigung erfahren könnten. Umgekehrt haben Männer Angst, Frauen könnten unberechtigt bei Stellenbesetzungen oder -beförderungen vorgezogen werden. Hier herrscht noch viel Unsicherheit und Misstrauen untereinander.

Für Schwangerschaften gibt es mittlerweile Regelungen. Die Verwendung von Teilzeitbeschäftigten ist kein Thema mehr. Im Gegenteil, es kristallisiert sich hier und da die Möglichkeit eines flexibleren Personaleinsatzes heraus. Es ist Normalität geworden, dass Frauen Einsätze wahrnehmen. Selbst sanitäre Einrichtungen stehen nunmehr bei uns auf allen Wachen zur Verfügung. Einige wenige Frauen nehmen mittlerweile auch Führungsfunktionen in der uniformierten Polizei wahr.

Fehlstellen in der Personaldecke durch Ausfall in Schwangerschaft und Mutterschutz sind organisatorisch nach wie vor ein Problem. Es fehlen auch noch planbare realisierbare Entwicklungskonzepte für Männer und Frauen in der Polizei, die deren individuelle Geschlechterrolle berücksichtigen.
Hier ist noch viel zu tun. Nach wie vor wird zwischen Beschäftigten- und Frauenthemen unterschieden.

Ich wünsche mir, dass es in Zukunft jedem Kollegen und jeder Kollegin gelingt, das berufliche Miteinander nicht nach dem Geschlecht zu differenzieren.
Polizei – das ist für mich kein Männerberuf, sondern ein Beruf für uns alle.

Dagmar Schlapeit-Beck

Von der Ombudsfrau zur Gender-Managerin: Kommunale Frauengleichstellungsstellen aus der Innen- und Außenperspektive

Aufbau rechtlich gesicherter Strukturen

Innenperspektive

Als Pionierinnen haben wir uns empfunden, die Kommunalen Frauenbeauftragten der 1. Generation. Wie in einem Ranking zählten wir, die wievielte kommunale Frauenbeauftragte man darstellte. „Ich bin der Sache besonders verbunden, weil ich die Freude hatte, seinerzeit an der Gründung der zweiten kommunalen Gleichstellungsstelle in Deutschland am Standort Gelsenkirchen maßgeblich beteiligt gewesen zu sein. Wir standen in engem Kontakt mit Lie Selter, der Pionierin in Köln," sagte Karin Junker, die Bundesvorsitzende der Arbeitsgemeinschaft sozialdemokratischer Frauen, zur Eröffnung der 15. Bundeskonferenz der kommunalen Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten im Jahr 2002 (vgl. Junker 2002, S.17). Die erste Kommunale Frauengleichstellungsstelle 1982 in Köln hatte Maßstäbe gesetzt. Die Gleichstellungs-Pionierinnen in den Kommunen der achtziger Jahre entwickelten fachliche, politische, rechtliche und konzeptionelle Basics. Sie formulierten Kompetenzstandards, stellten Forderungskataloge für die Gleichstellungsgesetzgebung auf, strukturierten Anforderungen an die finanzielle und personelle Ausstattung, erlernten die Regeln und Verfahrensweisen der Verwaltung und suchten diese für die Gleichstellungspolitik nutzbar zu machen. Forderungskataloge für Beteiligungsrechte und -strukturen, Kompetenzen, wie Mitzeichnungsrechte, Teilnahme und Stimme an den Dezernentenkonferenzen oder Ausschüssen, Frauenverträglichkeitsprüfungen, Beteiligungsrechte an der Personalauswahl etc., synchronisierten den politischen Gestaltungsprozess in zahlreichen Kommunen (vgl. BAG 2000, S. 20).

Inzwischen ist die Einrichtung von Gleichstellungsstellen nahezu in allen Bundesländern landesgesetzlich verankert. Die frauenpolitische Zugriffslust wollte sich nicht beschränken lassen. Neben dem Erfahrungsaustausch stand für die noch junge Berufsgruppe die Erkenntnis, dass viele im kommunalen Bereich vorgefundenen Probleme nicht auf dieser Ebene zu lösen sind. Der kommunale Horizont von Frauenpolitik ist eng mit landes-, bundes- und europapolitischen Fragestellungen verknüpft, und ebenso greift Frauenpolitik in die großen Systeme von Arbeit, Wirtschaft, Sozialversicherung oder Gesundheitspolitik ein. Neben der notwendigen Einflussnahme vor Ort galt es also auch, auf Landes- und Bundesebene frauenpolitische Lobbyarbeit zu entfalten. Bereits 1984 wurde deshalb die bundesweite Vernetzung herbeigeführt.

Die Kommunalen Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten erreichten bis heute eine Absicherung ihrer Rechte und Kompetenzen in nahezu allen Kommunalverfassungen. Kommunale Frauenbeauftragte verlangten das allgemeine frauenpolitische Mandat. Sie wollten nicht in der Einzelfallsachbearbeitung einer Beratungsstelle ersticken, sondern frauenfreundliche Politik- und Verwaltungsstrukturen schaffen. Im Sinne eines Vorläuferprogramms zum Gender Mainstreaming wurden je nach individueller Vorprägung, Anregungen für alle Ressorts und Sparten des kommunalen Gemeinwesens erarbeitet, überregional ausgetauscht und über eine Kartei der Fachfrauen verfügbar gemacht.

Kommunale Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte verstehen sich heute als professionelle Agentinnen des Wandels auf kommunalpolitischer Ebene. Als Expertinnen für Geschlechterpolitik sind

sie eine Instanz für Vernetzung, Interdisziplinarität, Lobbying für Frauen und politische Partizipation der Bürgerinnen.

Das Selbstverständnis der Kommunalen Frauenbeauftragten wurde zunächst verstanden als Politik von Frauen für Frauen. Männer als Gleichstellungsbeauftragte wurden nicht akzeptiert. Nach der Wende 1990 hat die Bundesarbeitsgemeinschaft jedoch beschlossen, dass unter Gleichstellungsarbeit immer die Tätigkeit für die Gleichstellung von Frau und Mann zu verstehen sei.

Die Ausweitung auf andere Aufgabenfelder (Diskriminierung aufgrund der Rasse und ethnischen Herkunft, der Religion, der Weltanschauung, einer Behinderung, des Alters oder der sexuellen Ausrichtung) wurde bisher grundsätzlich abgelehnt. Die Fragestellung muss jedoch neu überdacht werden, wenn es zur Umsetzung des zivilrechtlichen Antidiskriminierungsgesetzes mit der Errichtung einer nationalen Antidiskriminierungsstelle kommt. Mit der unabhängigen Unterstützung von Diskriminierungsopfern wird diese Stelle eine Ombudsfunktion erhalten, die sich mit der Tätigkeit der Gleichstellungsbeauftragten überschneiden kann. Durch dieses aus dem angelsächsischen Raum übernommene Konzept von Antidiskriminierungsstellen für Minoritäten und Frauen geraten die kommunalen Frauengleichstellungsstellen in die Defensive. Kommunale Frauengleichstellungsstellen vertreten die bisher strukturell benachteiligte Majorität der Bevölkerung, die Frauen. Frauengleichstellungsstellen verstehen sich zudem als Lobby für die Wahrnehmung von Fraueninteressen. Erst in neuerer Zeit besteht mehr Offenheit gegenüber den Fragen der Gleichstellung beider Geschlechter. Gleichstellungspolitik im Rahmen unspezifischer Antidiskriminierungspolitik verlangt jedoch andere, bisher eher verdrängte Strategien. Gender-Mainstreaming etwa greift die Auswirkungen von politischen Entscheidungen auf beide Geschlechter auf. Gleichstellungspolitik ist dann keine reine Frauenpolitik mehr.

Außenperspektive

Mitsprache- und Beteiligungsrechte der Frauenbeauftragten werden von der heute verbreiteten eingleisigen Verwaltungsspitze oft nur pflichtgemäß beachtet. Ihre inhaltliche Beteiligung wird von den Fachverwaltungen nicht ausreichend gesichert.

Auch wenn sich das inhaltliche Denken in den Kommunalverwaltungen noch nicht hinreichend im Sinne des Gender Mainstreaming gewandelt hat, so besteht gegenüber der geschlechterbewussten Planung weniger emotionale Abwehr als in den Anfangsjahren. Die heftigen emotionalen Reaktionen der achtziger Jahre zwischen Begeisterung und Ignoranz werden heute kaum noch ausgelöst. Ein Gewöhnungsprozess gegenüber Frauenförderung und Beteiligungsrechten hat eingesetzt. Die öffentliche Verwaltung ist dem Rechtsstaatlichkeitsprinzip verpflichtet, d.h. sie beachtet die gesetzlichen Regelungen in den Gleichstellungsgesetzen und Gemeindeordnungen, die die Arbeit der Frauen- und Gleichstellungsstellen legitimieren. Der Beamten/innenapparat in der Kommunalverwaltung steht der Institution der Frauenbeauftragten im Allgemeinen deshalb eher neutral gegenüber.

In der Anfangsphase stellte sich Ablehnung als Ignoranz, Nichtbeachtung und Nichternstnahme dar. Heute wird die Ablehnung von Gleichstellungspolitik kaum noch offen ausgesprochen und ausgetragen. Die Formen der Ablehnung sind heute subtiler, denn Kommunalverwaltung kann sich nicht offen gegen geltendes Recht stellen. Gleichstellungspolitik ist zudem heute selbst zum Mainstream der großen Parteien in Deutschland geworden.

Von den wenig überzeugten Hauptverwaltungsbeamten in den Kommunen wird der Aufgabenbereich der Kommunalen Gleichstellungsstelle allerdings eher als notwendiges, zumeist gesetzlich abgesichertes, lästiges Übel angesehen. In dieser Konstellation pflegt Gleichstellungspolitik eher ein

Inseldasein, im besten Fall herrscht friedliche Koexistenz. Frauenpolitische Diskussionsprozesse werden dann nur noch in den eigenen Netzwerken geführt, und die notwendige Weiterentwicklung des politischen Systems in Auseinandersetzung mit seinen Verantwortungsträgern wird zuweilen vermieden. Die ständige Auseinandersetzung wird als zu kraftraubend empfunden, zudem können frauenpolitische Strategien kaum mit denen ausgetauscht werden, die das Ziel per se ablehnen.

Eine der Paradoxien der feministischen Realpolitik ist, dass kleine Forderungen, wie die nach paritätischer Besetzung eines Gremiums oder nach einer geschlechtsspezifischen Sprachregelung, häufig besonders umstritten sind. Die Umwelt kann den Sinn oder Nutzen dieser Forderungen nicht direkt nachvollziehen, empfindet sie deshalb als Provokation und lehnt sie ab.

Das Berufsbild

Innenperspektive

Frauenbeauftragte nehmen fachkompetent frauen- und geschlechterpolitische Querschnittsaufgaben wahr. Sie bauen gleichstellungspolitische Strukturen auf kommunaler Ebene auf, bringen Lebenswelten von Frauen gebündelt zur Geltung und implementieren diese im politischen Prozess.

Die Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten sind Agentinnen des Wandels. Mit Beharrlichkeit, Mut, Kreativität und auch mit Penetranz haben die Frauenbeauftragten dazu beigetragen, dass die Gleichstellung von Frauen und Mädchen immer realer wird. Bei der Tätigkeit einer Frauenbeauftragten handelt es sich nicht um einen beratenden oder pädagogischen Ansatz zur Betreuung von diskriminierten Frauen, sondern um eine Managementaufgabe auf der Führungsebene einer Kommunalverwaltung zur Schaffung geschlechtergerechter Strukturen.

Selbstbewusst fordern die Kommunalen Frauenbeauftragten für ihren jungen Berufsstand deshalb hauptamtliche Professionalität und wissenschaftliche Ausbildung ein. Ehrenamtlich oder nebenamtlich bestellte Frauenbeauftragte werden als Alibilösungen betrachtet. Schwierig ist die Differenzierung, eine politische Konstruktion, aber nicht die betreffenden Personen abzulehnen. Die positive Aufbruchstimmung, einen neuen Berufsstand entwickeln und ausfüllen zu wollen, mündet zuweilen in mangelnder Akzeptanz solcher Frauenbeauftragter, die dem eigenen politischen Anspruch an die Ausgestaltung und Kompetenzen einer Kommunalen Frauenbeauftragten nicht entsprechen.

Frauenbeauftragte verfolgen die Karriereverläufe Ehemaliger, da es für dieses Berufsbild keine Standardbiographien gibt. Und es gibt eindrucksvolle Karrieren, z.B. von der Frauenbeauftragten zur Ministerin, Abgeordneten, Hochschullehrerin oder kommunalen Wahlbeamtin. Seltener als in der Anfangsphase erleben Frauenbeauftragte heute Anfeindungen und Missachtung ihrer Leistungen. Aber konfliktbehaftet sind die täglichen Auseinandersetzungen noch immer.
Frauenbeauftragte sind der Überzeugung, dass ihre Position keine Lebensstellung ist. Einerseits werden sie durch andauernde Konflikte oder auch nur durch die Mühsal der kleinen Schritte zermürbt, andererseits schätzen sie jedoch die Autonomie, die ihnen die Stelle bietet und zögern deshalb, in die Linie zurückzukehren.

Außenperspektive

Der Berufsstand der kommunalen Frauenbeauftragten ist innerhalb der Verwaltung atypisch und heterogen hinsichtlich seiner fachlichen und materiellen Ausgestaltung und der jeweiligen landesgesetzlichen Vorgaben. Diese Pluralität bedeutet ein Risiko, ist aber auch Chance und Stärke der Profession.

Tatsächlich kann sich die Stelle als kommunale Frauenbeauftragte als Sprungbrett erweisen. Gerade in der öffentlichen Verwaltung, die noch immer einen Mangel an weiblichen Führungskräften aufweist, kann sich die Erfahrung als Frauenbeauftragte positiv auf eine Karriere auswirken. Frauenbeauftragte erhalten Einblick in alle Verwaltungsvorgänge und Entscheidungsstrukturen, sowie in deren politischer Durchsetzung. Insbesondere besitzen sie vertiefte Kenntnisse in Organisationsfragen sowie in der Personalwirtschaft und -entwicklung. Diese Querschnittsqualifikationen gehören heute zu den gängigen Führungsanforderungen.

Unabhängige Vernetzung vs. Kommunale Spitzenverbände

Innenperspektive

Die hauptamtlichen Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten der Landkreise, Städte und Gemeinden der Bundesrepublik Deutschland haben sich in der Bundesarbeitsgemeinschaft der kommunalen Frauenbüros (BAG) zusammengeschlossen. Nach außen wird die BAG durch die auf den Bundeskonferenzen gewählten Sprecherinnen vertreten. Sie repräsentieren inzwischen über 1.900 kommunale Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte auf Bundesebene. Ziel der Vernetzungs- und heutigen Bundesgeschäftsstelle ist es, das bestehende Netzwerk zwischen den kommunalen Frauenbüros und Gleichstellungsstellen auszubauen und zu verdichten. Das professionelle Networking der BAG ermöglicht das Empowerment der frauenpolitischen Akteurinnen durch die Bündelung von Themen und Ressourcen sowie die Weiterentwicklung frauenpolitischer Strategien.

Die auf Selbstorganisation beruhenden Landesarbeitsgemeinschaften und die BAG dienen der gegenseitigen Unterstützung, fachlichen Qualifikation, Entwicklung gemeinsamer Strategien und sollen auf die jeweilige staatliche Ebene Einfluss nehmen. Da sie nicht zu den gängigen Vertretungsorganisationen der kommunalen Spitzenverbände gehören, besteht bis heute ein Finanzierungs- und Absicherungsrisiko der Bundesgeschäftsstelle. Diese Risiken werden jedoch aufgewogen durch die eigene Unabhängigkeit in der Bundes- und den Landesarbeitsgemeinschaften.

Die überregionale Vernetzung stiftet fantastische Arbeitszusammenhänge und bleibende Freundschaften. In der Selbstorganisation der Kommunalen Frauenbeauftragten herrscht ein besonderer, ein sehr persönlicher Arbeitsstil. Die Kommunalen Frauenbeauftragten pflegen ihr erfolgreiches Netzwerk mit persönlicher Nähe, Anteilnahme und Unterstützung. Hier besteht ein erheblicher Unterschied zu den gängigen Gremien der Kommunalen Spitzenverbände, in denen sehr sachlich, aber eben auch eher distanziert gearbeitet wird.

Das wichtigste frauenpolitische Diskussionsforum der BAG sind die Bundeskonferenzen. Diese wie auch andere themenbezogene Treffen der Kommunalen Gleichstellungsstellen sind zwar nicht ganz frei von schön gefärbter Berichterstattung über neue Projekte, sie lassen aber auch Raum für einen ungeschminkten persönlichen Austausch. Gerade das Offenlegen von unüberwindbaren Hürden, frauenfeindlichen Strukturen und Barrieren, aber auch eigenen Fehlern, dient der Entwicklung gemeinsamer, Erfolg versprechender Strategien. Das Bekenntnis von Kolleginnen zu Misserfolg und Scheitern auf überregionalen Gleichstellungskonferenzen habe ich als große Stärke, als Basis für wechselseitiges Vertrauen und auch als ein Element gegenseitiger Unterstützung erlebt.

Außenperspektive

Der Aufbau eigener Strukturen parallel zu den Kommunalen Spitzenverbänden bedeutet für die Kommunalen Frauenbeauftragten aber nicht, dass sie auf diese nicht einwirken. Die Forderung nach einem eigenen Frauenreferat im Deutschen Städtetag wurde 1988 realisiert; 1992 wurde dort ein eigener Gleichstellungsausschuss eingerichtet. Eine Beteiligung von Frauenbeauftragten in allen

Fachausschüssen gibt es seit 1993 ausschließlich im Städtetag NRW. Einen strategischen Bündnispartner fanden die Kommunalen Frauenbeauftragten neben dem Deutschen Städtetag auch in der Kommunalen Gemeinschaftsstelle für Verwaltungsvereinfachung (KGSt), die in Fragen der Organisation allgemein anerkannte Leitbilder für die Kommunalverwaltung entwickelt.

Wird die Einsetzung von Frauenbeauftragen von ihren Hauptverwaltungsbeamten zuweilen als lästige gesetzliche Pflicht angesehen, verhelfen die Empfehlungen und die Anerkennung durch die kommunalen Spitzenverbände, die KGSt, Landesregierungen und die Bundesregierung zu einem verbesserten, abgesicherten Status vor Ort.

Selbst seit 1988 als kommunale Wahlbeamtin tätig, empfinde ich bei den auf dieser Ebene üblichen überregionalen Fachgremien zumeist einen inhaltlichen und informatorischen Gewinn, jedoch anders als früher bei der LAG und der BAG einen Mangel an persönlicher Vertrautheit und Unterstützung. Insbesondere das Imponiergehabe und die Prahlerei männlicher Kollegen mit ihren vermeintlichen Erfolgen fielen in der Vergangenheit oft störend auf. Dass sich hinter solch geschönten Ankündigungen auf Veranstaltungen bei genauerem Hinsehen oft der durchschnittliche Alltag verbirgt, bringt erst die Erfahrung. Übertreibung, Selbstlob und voreilige Ankündigungen sind als gängige Tagungs- und Kongresskultur unter Frauenbeauftragten so nicht üblich.

Vielleicht durch die allgemein schwierige Haushaltssituation der Gemeinden oder die selbstverständlicher werdende Beteiligung von Frauen an diesen Veranstaltungen hat sich der Charakter der Ausschüsse in den Kommunalen Spitzenverbänden in den letzten Jahren verändert. Ein offener fachlicher Austausch über die jeweiligen, Erfolg versprechenden Methoden und Verfahren ist heute möglich geworden, ohne die Probleme vor Ort zu beschönigen. Die emotionale Nähe, die Frauenbeauftragte auf ihren Konferenzen haben, wird jedoch nicht erreicht und wohl auch nicht erwartet.

Verwaltungsreform

Innenperspektive

Neben Out-Sourcing und Privatisierung werden Verwaltungen durch Wiederbesetzungssperren zunehmend verschlankt. Der Stellenabbau und die damit einhergehende Arbeitsverdichtung trifft weibliche Beschäftigte überproportional. Stellen werden primär im manuellen Bereich der Lohnempfänger/innen durch Verdichtung oder Externalisierung abgebaut. Im unteren Qualifikationsniveau verschwinden soziale Absicherungen, Arbeitsplatzstandards und Tarifbindung zunehmend durch Wegfall der Stellen. Der Stellenabbau findet primär fluktuationsbedingt statt. Das Lean-Management führt durch Einführung weiter Führungsspannen und Bildung großer Fachbereiche zu einem Abbau von Führungsfunktionen, was erfahrungsgemäß die Aufstiegschancen von Frauen in der Kommunalverwaltung besonders einschränkt.

Die Frauenbeauftragte verliert immer mehr an Einfluss auf Personal im kommunalen Bereich, da Stellen entweder gänzlich wegfallen und Dienstleistungen von außen eingekauft werden oder kommunale Aufgaben in Eigengesellschaften, Eigenbetriebe oder Anstalten öffentlichen Rechts ausgegliedert werden. Das bei der Satellitenstellung dieser kommunalen Gesellschaften gegebene Steuerungsproblem bzw. – defizit schlägt sich in einem unzureichenden Einfluss der kommunalen Gleichstellungsstellen auf die kommunalen Unternehmen nieder. Diesem wurde weder durch festgelegte Frauenquoten in Aufsichts- und Verwaltungsräten, noch durch Verankerung von Gleichstellungsstellen in diesen Unternehmen oder von Gleichstellungszielen in Vereinbarungen, Gesellschaftsverträgen oder Satzungen bisher Rechnung getragen.

Wiederbesetzungssperren und Stellenabbau machen auch vor den Gleichstellungsstellen selbst nicht halt. Selbst da, wo die Gleichstellungsstelle gesetzlich verankert ist, kann sie durch Aushöhlung eigener Personal- und Finanzressourcen bis hin zur Unwirksamkeit ausgehöhlt werden. Fehlender personeller Unterbau, fehlende Projektförder- oder Öffentlichkeitsmittel reduzieren ihre Wirkungsmöglichkeiten ohne gegen den gesetzlichen Rahmen zu verstoßen.

Derzeitig findet ein Roll-Back auf der Ebene der Gesetzgebung der Gemeindeordnungen und der Gleichstellungsgesetze der Bundesländer statt. Die Verpflichtung zur Besetzung einer hauptamtlichen Frauenbeauftragten soll vielerorts auf Großstädte und Landkreise beschränkt werden. Die Zustimmung der Kommunalen Spitzenverbände ist gesichert: Dort fordert man die Beachtung der Kommunalen Selbstverwaltung und sieht willkommene Einsparmöglichkeiten in den Gemeinden.

Parallel dazu gibt es in den Kommunen zunehmend Versuche, die Wirksamkeit der Frauenbeauftragten über Formalien und Haushaltsvorgaben einzuschränken. Gesetzliche Regelungen zu den Kompetenzen, den Aufgabenbereichen und auch zu der Ausstattung der Frauenbüros sind nötiger denn je. In vielen Kommunen ist derzeit ein massiver Abbau frauenpolitischer Infrastruktur zu erleben. Neben dem Kampf um den eigenen Bestand, bleibt dann oft zu wenig Kraft für das grundsätzliche frauenpolitische Engagement. Haushaltskonsolidierung wird benutzt, um Frauenprojekte zu kürzen und zu schließen. Frauenbeauftragte berichten von Kontrollen bis hin zur Schikane (Anfragen als Beschäftigungstherapie, Verweigerung von Dienstreisegenehmigungen, Etatkürzung, Abwahlversuche). Trotz allgemeinen Konsenses zur Notwendigkeit von Frauengleichstellungsstellen führen Haushaltskonsolidierung, Verwaltungsreform und Privatisierungen zu einer Aushöhlung bisheriger Kompetenzen.

Außenperspektive

Kommunale Gleichstellungsstellen begannen ihre Tätigkeit in einer Phase der Verteilungsgerechtigkeit. Stellenzuwächse, Aufstiegschancen, Vereinbarkeit von Familie und Beruf, Gleichstellung von Teilzeitbeschäftigten, Ausbau der Kinderbetreuung, Schaffung neuer Angebote, Projekte und Infrastruktur für Frauen in der Kommune, Einrichtung von Stellen zur Bekämpfung des sexuellen Missbrauchs und der Gewalt gegen Mädchen und Frauen bereicherten das Tätigkeitsfeld der Gleichstellungsstellen. Hierzu nahmen die Frauengleichstellungsstellen Einfluss auf kommunalpolitische Entscheidungen.

Der Umbau der öffentlichen Verwaltung im Rahmen von Verwaltungsreform, Lean-Management und kaufmännischer Doppik verlangt jedoch eine Umstellung der kommunalen Gleichstellungspolitik auf die Neuen Steuerungssysteme. Frühere Forderungen der Frauenbeauftragten nach Beteiligungs- und Mitzeichnungsrechten zielen im Rahmen neuer Steuerungsmodelle zunehmend ins Leere. Hier besteht ein strategisches Defizit, da der Verwaltungsreformprozess in den Kommunen unterschiedliche Lösungen hervorgebracht, aber generell zu einem Steuerungsverlust der Kommunalpolitik geführt hat (vgl. Schlapeit-Beck 2001, S. 250 f.). Frauenpolitik ist zudem vielfach kein Thema mehr, in das investiert wird.

Ausblick

Von der Ombudsfrau zur Gender-Managerin könnte man den Prozess der Fortentwicklung kommunaler Frauenbeauftragter bezeichnen. In den achtziger Jahren haben Frauenbeauftragte die Frauenfrage selbst exemplarisch in alle Ressorts inhaltlich hineingetragen und Problembewusstsein geweckt. Aber die Komplexität auch der kommunalen Gestaltungsmöglichkeiten lassen eine solche Gesamtsteuerung heute nicht mehr zu. Nur der Ansatz des Gender Mainstreaming gepaart mit

einem Netzwerk von Frauenbeauftragten ist in der Lage, die Steuerung von Gleichstellungsfragen in der heute dezentraler, komplexer und oft ausschließlich über betriebswirtschaftliche Kennzahlen gesteuerten kommunalen Aufgabenerledigung zu erfüllen.

Wie funktioniert eine solche gleichstellungspolitische Doppelstrategie, wie die Europäische Union Gender Mainstreaming plus Frauenförderung nennt? Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte werden als zentrale Controlling-Einheit eingebunden. Gender Mainstreaming ist kein Ersatz, sondern eine ergänzende Strategie für die kommunale Gleichstellungsarbeit. Gender Mainstreaming bedeutet keine Neuerfindung der Gleichstellungsarbeit, sondern eine Weiterentwicklung vorhandener Strukturen.

Die Kommunalen Gleichstellungsstellen laufen jedoch Gefahr, durch die Systematisierung von Gleichstellungspolitik, ihre eigene Existenzberechtigung infrage zu stellen.
So erleben die Kommunalen Gleichstellungsstellen seit Einführung des Gender Mainstreaming eine Diskussion über Konkurrenz oder Ergänzung dieser Ansätze (vgl. Pfarr 2002, S. 23). Dort wo Gender Mainstreaming flächendeckend eingeführt wurde, wird bereits nach der künftigen Existenzberechtigung der Frauengleichstellungsstellen gefragt (vgl. Deutscher Städtetag 2003, S. 8). Übersehen wird hierbei jedoch, dass Gender Mainstreaming zwar eine Evaluation der Ergebnisse von Politik- und Verwaltungshandeln auf seine Auswirkungen auf die Geschlechter bedeutet, dass jedoch die Auswertung dieser Befunde, die Veränderung dieser Ergebnisse und das Lobbying für Gleichstellungspolitik hierdurch in keiner Weise überflüssig wird.

Literatur

Bundesarbeitsgemeinschaft Kommunaler Frauenbüros *(BAG): Das Netzwerk kommunaler Frauenpolitik, Berlin 2000*

Deutscher Städtetag*: „Gender Mainstreaming, Best-Practice-Beispiele aus den Kommunen, Arbeitshilfe des Deutschen Städtetages, Berlin, Dezember 2003*

Junker, Karin*, Bundesvorsitzende der ASF, in: BAG: Frauen 2002; 15. Bundeskonferenz der kommunalen Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten 9.-12.6.2002 Berlin, S.17 f.*

Pfarr, Heide*: Frauen 2002: Recht, Politik, Realität, in: Frauen 2002; 15. Bundeskonferenz der kommunalen Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten 9.-12.6.2002 Berlin, S.19 - 26*

Schlapeit-Beck, Dagmar*: Vernetzung und Projektorientierung im Verwaltungshandeln beim Sanierungsmanagement „Soziale Stadt – Stadterneuerung Göttingen-Grone", in: Boeßenecker, Karl-Heinz; Trube, Achim; Wohlfahrt, Norbert (Hg.): Verwaltungsreform von unten? Lokaler Sozialstaat im Umbruch aus verschiedenen Perspektiven, Münster 2001, S. 242 – 264*

Christel Steylaers

Von der Lust, Frauenbeauftragte zu sein

Rede anlässlich des Ausscheidens aus dem Amt der Landessprecherin der kommunalen Gleichstellungsbeauftragten am 21.Februar 2001

Als mich vor gut 6 Jahren eine Kollegin ansprach, ob ich nicht Lust hätte, Sprecherin zu werden, fühlte ich mich ein bisschen stolz und auch geschmeichelt. Gern wollte ich meinen Fachverstand auf Landesebene einbringen. Damals hatte ich schon einen - ja man kann es fast als pervers bezeichnen - Hang zu tariflichen Feinheiten. Worte wie: versorgungsfähiges Entgelt, ruhegehaltfähige Dienstzeit usw. gingen mir glatt von den Lippen. Das findet übrigens neuerdings seinen Gipfel im Altersvorsorgevertrags-Zertifizierungsgesetz. Herrlich dekadent solche Wortschöpfungen.

Wenn ich auf die LAG-Sprecherinnenzeit zurückblicke, ist es jedoch besonders das Landesgleichstellungsgesetz, das die Sprecherinnentätigkeit würzte: Der Tag der Anhörung im Landtag hat mir viel Lust bereitet, und ich glaube, meine Lust, Frauenbeauftragte zu sein, hat auch ganz viel damit zu tun, dass es Spaß macht, im Rampenlicht zu stehen.

- Da gibt es Leute, die kommen, um mir zuzuhören.
- Ich werde nach meiner Meinung gefragt.
- Die darf ich jetzt sogar ungestraft öffentlich äußern
- und das in einem Politikbereich, der mir ganz wichtig ist.

Wer kann schon eine Passion zum Beruf machen?
Wenn ich nicht gern an die Öffentlichkeit ginge, hätte ich meinen Job als Sprecherin an den Nagel hängen können. Es wird von mir erwartet, dass ich mich für die Kolleginnen aus dem Fenster hänge. Ich lebe meine exhibitionistische Ader.

Natürlich leide ich auch darunter, wenn mal wieder - und das kommt oft vor - doch nicht so viele Frauen zur Veranstaltung gekommen sind und die, die mir wichtig sind, schon gar nicht. Ich werde nach meiner Meinung gefragt, aber das heißt noch lange nicht, dass sich dadurch etwas ändert. Eine Kollegin aus Ostdeutschland formulierte so: „Früher durfte ich nichts sagen, ich musste aufpassen, überall gab es heimliche Lauscher. Heute kann ich alles sagen, es interessiert bloß keinen mehr." Mundtot durch zuviel Freiheit? Immer wieder erleben wir, dass es fürchterlich viele dumme Leute gibt, die viel mehr bestimmen dürfen als unsereins.

Verlassen wir den Leidensweg.
Was ist der Motor, der das Engagement antreibt? Das Geld? Na ja, für umsonst würde ich es auf gar keinen Fall machen, ich muss schließlich Mann und Kinder ernähren, aber das würde auch mit weniger Engagement funktionieren. Außerdem wäre unbezahltes Arbeiten ja völlig gegen das Berufsethos; wir sind schließlich hauptamtlich.

Mein Gehalt bezeichne ich oft spaßeshalber als Schmerzensgeld. Gehalt bekommt man ja in der Regel für das Erbringen einer Arbeitsleistung. Interessanterweise habe ich aber oft den Eindruck, dass mein Arbeitgeber nicht so sehr daran interessiert ist, dass ich wirklich gute Arbeit (in unserem Sinne versteht sich) abliefere. Schmerzensgeld ist schon ein interessantes Wort in dem Zusammenhang. Sich Schmerzen bezahlen zu lassen und schon im voraus zu wissen, welches Thema die größten Schmerzen hervorruft - denkt man nur an „Teilzeit in Führungspositionen" oder - für mich immer wieder der Gipfel - „sexuelle Belästigung in der Verwaltung". Solche Themen freiwillig anzuschneiden, ist doch der reinste Masochismus.

Was ist sonst noch schön an unserem Arbeitsplatz? Die geregelte Arbeitszeit - es ist geregelt, dass ich zu jeder Tages- und Nachtzeit und auch am Wochenende, den Lippenstift stets bei der Hand, zur Verfügung stehe, wenn es sein muss.

Sehr wichtig geworden ist mir das Arbeiten in der Gruppe der Sprecherinnen. Zwar haben die Mitsprecherinnen schon mal gewechselt, aber es waren immer „Lusttermine" für mich. Ohne unsere LAG und ohne die vielen, zwar oft langen, aber immer wieder interessanten, aufbauenden Sitzungen, die vor allem Lust auf das Entwickeln neuer Strategien machen, wäre es nach fast 15 Jahren irgendwann öde geworden.
In unserer LAG ist alles erlaubt: Meckern und Loben, Weinen und Lachen, Essen und Diät machen, Sekt und Selters, Frauen lieben und - unter uns - auf Frauen schimpfen, vor allem aber Denken, Gedanken äußern und neue Politik machen wollen. Unsere LAG ist unser politisches Sprachrohr: Wenn wir auf kommunaler Ebene oft Nackenschläge einstecken müssen, hier haben wir Gelegenheit uns zu äußern. Die LAG lebt durch jede einzelne von uns und jede einzelne kann dazu beitragen, diese wichtige Funktion fortzuentwickeln. Daran müssen wir gemeinsam weiterarbeiten.

Mein berufliches Fazit:
Ich bin pervers, liebe Dekadentes, bin eine Exhibitionistin, eine Masochistin, ich tue es nur für Geld, zu jeder Tages- und Nachtzeit, allein, aber am liebsten in der Gruppe und vor allem mit Lust.

Mein Beruf, na klar – Frauenbeauftragte.

Ulrike Löhr

Frauen als Führungskräfte in der Kommunalverwaltung

Die Erwerbsbeteiligung von Frauen hat in den letzten Jahrzehnten zugenommen. 1970 betrug bei Frauen im Alter zwischen 15 und 65 Jahren die Erwerbsbeteiligungsquote, d.h. der Anteil der Erwerbstätigen und arbeitssuchenden Erwerbslosen an 100 Personen des jeweiligen Alters, 46 %, inzwischen liegt sie bei 79,2 %. Der öffentliche Dienst in Deutschland beschäftigte zum Stichtag 30.06.2003 knapp 4,8 Mill. Personen, allein die Städte, Kreise, Gemeinden und Gemeindeverbände insgesamt 1,4 Mill. Personen. Dabei betrug der Frauenanteil am Personal des gesamten öffentlichen Dienstes 51,8 %. Der öffentliche Dienst der Kommunen steht dabei deutlich besser da: Bei den Gemeinden waren zum gleichen Stichtag 845.593 Frauen beschäftigt, das bedeutet einen Frauenanteil von fast 60 %.

Aber wie sieht es aus, wenn es darum geht, wer die Macht in den Städten hat? Ein konkretes Bild über die Besetzung von Führungspositionen in den Stadtverwaltungen hatten zu Beginn und Mitte der 90er Jahre zwei Untersuchungen des Deutschen Städtetages erbracht. Gegenüber dem Jahr 1991, als nur 3 Städte von einer Frau geleitet wurden, waren im Jahr 1995 in 9 von 139 an der Umfrage beteiligten Städten Frauen an der Verwaltungsspitze. Ein deutlicher Unterschied macht sich hier zwischen alten und neuen Ländern bemerkbar. Mehr als jede 10. Stadtverwaltung wurde bereits 1991 in den neuen Ländern von einer Frau geführt, von 1991 bis 1995 ist ein weiterer Anstieg auf 13,7 % zu verzeichnen. Ursache hierfür ist sicher einerseits die ohnehin breitere Erwerbsbeteiligung von Frauen in der ehemaligen DDR; möglicherweise gehören aber auch die politisch weniger vorbelasteten Frauen zu den Gewinnerinnen der Demokratisierung. Die Zahl der hauptamtlichen Bürgermeisterinnen in den Mitgliedstädten des nordrhein-westfälischen Städtetages stieg mit der Kommunalwahl 1999 auf 6, eine Quote von immerhin gut 14 %. Nach den Kommunalwahlen von September 2004 lässt sich genauer abschätzen, ob die Reform der Gemeindeordnung mit der einheitlichen Verwaltungsspitze die Chancen von Frauen an der Spitze der Städte vergrößert hat.

Während Frauen auf der nächsten Hierarchieebene in den Kommunalverwaltungen, bei den berufsmäßigen Stadträten und -rätinnen bzw. den Beigeordneten im Jahr 1991 7 % dieser Entscheidungspositionen besetzten, ist ihr Anteil im Jahr 1995 auf 9,2 % angestiegen. 1991 bildeten sich zwei große Aufgabenschwerpunkte heraus, die zusammengenommen zwei Drittel der von Frauen zu verantwortenden Tätigkeitsbereiche der Kommunalverwaltungen umfassen: Der Bereich „Soziales, Jugend und Gesundheit" mit etwa 36 % und die Aufgabengebiete „Schule und Kultur" mit 31 %. 1995 hatte sich das Bild hier zugunsten einer stärkeren Belegung des Bereiches Bauwesen und der Finanzen verschoben.

Arbeitsplatz Stadtverwaltung: wie im alten Preußen?

Dabei ist eine Stadtverwaltung ein durchaus attraktiver Arbeitsplatz: In der Kommune als örtlichem Gemeinwesen wird ein breites Aufgabenspektrum erledigt: Dieses reicht von den uns allen bekannten Meldeangelegenheiten über die klassische Ordnungsverwaltung und die Umwelt- oder Kulturverwaltung, das öffentliche Gesundheitswesen, die konkrete Stadt- oder Verkehrsplanung und Bauverwaltung bis hin zur Sozial- und Jugendpolitik, um nur einige zu nennen. In all diesen Bereichen können Frauen ihre Stadt gestalten, über aktuelle und künftige Entwicklungen (mit-)entscheiden.
Von der klassischen „preußischen" Hoheitsverwaltung mit Beamten in Ärmelschonern haben wir

uns schon lange verabschiedet. Die vergangenen Jahre waren in den Kommunen geprägt von verschiedenen Reformbewegungen. Ausgehend vom „Tilburger Modell" wurden in den 90er Jahren neue Ziele und Handlungsmuster definiert, die in Deutschland in dem von der KGSt entwickelten Neuen Steuerungsmodell ihren Niederschlag fanden.

In Düsseldorf begann der Reformprozess 1993 mit der Einführung der dezentralen Ressourcenverantwortung. Den Fachbereichen wurden dabei Kompetenzen aus den Querschnittsbereichen der Verwaltung übertragen und die Fach- und Ressourcenverantwortung für die Bereiche Personal, Finanzen, Informationstechnik und Organisation in eine Hand, nämlich die der jeweiligen Leitung, gelegt. Parallel dazu erfolgte in den Jahren 1994 / 1995 sowohl innerhalb der Verwaltung als auch im Dialog mit dem Rat eine breit angelegte Diskussion über das Selbstverständnis und die Ziele von Stadt und Verwaltung. Am Ende dieses Prozesses wurden zwei eigenständige, von allen beteiligten Gruppierungen getragene Leitbilder sowohl für die Stadt Düsseldorf als auch für die Stadtverwaltung entwickelt.

Waren die Reformanstrengungen bis dahin nahezu ausschließlich nach innen auf eine Verbesserung interner Abläufe und Verfahren gerichtet, so rückten nun die Belange der Bürgerinnen und Bürger der Stadt Düsseldorf in den Vordergrund. Die Verbesserung des Bürgerservices war und ist ein wichtiger Schritt zum Umbau der Verwaltung zu einem modernen Dienstleister.

Gefördert wird diese Entwicklung in jüngster Zeit durch den technischen Fortschritt, der insbesondere auf dem Gebiet des eGovernment[1] innovative Veränderungen in die Verwaltung trägt. Die Bürgerinnen und Bürger erwarten individuell auf ihre Bedürfnisse zugeschnittene Dienstleistungen, und sie möchten diese schnell und komfortabel in Anspruch nehmen. eGovernment bewirkt hierbei eine Öffnung der Verwaltung nach außen, indem es Bürger, Verwaltung und Unternehmen in das Verwaltungshandeln einbindet. Neben der online Abfrage von „allgemeinen Informationen zu Zuständigkeiten und Öffnungszeiten" sind Bürgerinnen und Bürger vor allem zur Nutzung von Online-Anträgen und zum Download von Formularen bereit. Zentral sind hier An- und Ummeldung beim Einwohnermeldeamt, das Bestellen von Dokumenten, die KFZ-Anmeldung sowie die Möglichkeit einer virtuellen Steuererklärung. Darüber hinaus entwickeln sich neue Wege für Austauschbeziehungen zwischen Bürgerschaft und Politik. So wird eine aktive Teilhabe möglich - zum Beispiel bei der elektronischen Stimmabgabe, in Planungs- und Gesetzgebungsverfahren sowie bei der Abfrage von Tagesordnungen und Beschlüssen des Gemeinderates oder im Rahmen von Online-Kampagnen.

Zunehmend versuchen wir auch, die Kräfte mit unseren Nachbarstädten durch interkommunale Kooperationen zu bündeln. Die Aktivitäten zur Zusammenarbeit der Kommunen erhalten damit eine Qualität, die den Reformbestrebungen der vergangenen Jahre nicht nachsteht und die eine Investition in die Zukunft darstellen werden. Wir glauben uns damit einen Weg zu erschließen, auch in einer angespannten Finanzsituation Verwaltungsleistungen effizienter und effektiver anzubieten, ohne Einbußen in der Servicequalität in Kauf nehmen zu müssen.

---

[1] *eGovernment bezeichnet die Modernisierung der Verwaltung mittels elektronischer Medien. Mit der starken Stellung demokratischer Elemente im eGovernment betonen wir die Integration der Bereiche Verwaltung und Demokratie.*

Die „gläserne Decke" existiert noch

Welche Rolle spielen dabei die Führungsfrauen in den Stadtverwaltungen? Nehmen sie ihre Möglichkeiten an, werden ihre Fähigkeiten und Talente anerkannt? Unterscheidet sich der öffentliche Dienst von anderen Arbeitgebern? Die Antworten auf diese Fragen ernüchtern – sie sollten allerdings Ansporn für Veränderung sein.

Ungeschriebenes Regelwerk

Führung verlangt vermeintlich „männliche" Persönlichkeitsmerkmale und Verhaltensweisen: Durchsetzungskraft, Entschlußfreude usw. Es ist deutlich, dass das Stereotyp des Mannes genau solche Eigenschaften enthält, die man dem typischen Führer zuschreibt, die Frau dagegen mit Attributen belegt wird, die für die Geführten, Untergebenen charakteristisch sind. Verwaltungen wie Unternehmen formulieren im übrigen für Führungskräfte Anforderungen, die mit familiären Aufgaben und privaten Verpflichtungen kaum zu vereinbaren sind. Sie sind eher an beruflichen Rollenzuschreibungen und -erwartungen für Männer denn für Frauen sowie den damit verbundenen Einstellungen und Verhaltensweisen ausgerichtet. Sind diese Eigenschaften, aber tatsächlich managementrelevant und stimmen Selbstbild und Verhalten überein?

Ich zweifele am immer noch verbreiteten Mythos des so genannten weiblichen Führungsstils. Dieser weibliche Führungsstil soll sich durch Kooperationsbereitschaft, Teamgeist, Eingehen auf Mitarbeiterinnen, Mitarbeiter und Untergebene und anderes mehr auszeichnen. Alle mir bekannten Untersuchungen über die Eigenschaften von weiblichen und männlichen Topmanagern haben jedoch ergeben, dass sich deren Eigenschaften so gut wie nicht unterscheiden.

Im Ergebnis wird es wohl so sein, dass die doppelte Belastung von Frauen ihr spezifisches Arbeitsvermögen kennzeichnet. Weibliche Führungskräfte, die in den Bereich des beruflichen und des privaten Lebens eingebunden sind, stehen in der Notwendigkeit, beide Lebensbereiche miteinander zu vereinbaren. Frauen müssen daher effektiver, sachlicher und schneller arbeiten und haben weniger Zeit für die Machtrituale männlicher Führungskräfte. Mit der Bewältigung dieses Konflikts gehen andere Wege der Arbeitserledigung einher, nämlich Delegation von Verantwortung, Förderung der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

Wie gehen Frauen mit Macht um: Frauen und Führung

Für Frauen kann sich ebenfalls ihr Umgang mit Macht als hinderlich bei der Übernahme von Führungsverantwortung darstellen. Macht ist die Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen - auch gegen Widerstreben Anderer - durchzusetzen. Sie ermöglicht es so, die Gestaltung der Verwaltung, ihre Politik, zu beeinflussen und Ziele durchzusetzen.

Frauen werden in unserer Gesellschaft gewöhnlich als machtlos wahrgenommen. Aus diesem Grund ist für viele Frauen der Umgang mit weiblicher Macht schwierig. Weibliche Vorgesetzte wirken bedrohlich für Männer, weil diese mit einer starken Frauenfigur grundlegende Probleme haben, für Frauen, weil sie die Erziehungspersönlichkeit der Mutter in Erinnerung rufen. Frauen in Führungspositionen neigen dazu, mütterliche Kontrollmechanismen zu nutzen, obwohl nackte Funktionalität der Situation angemessener wäre. Frauen wirken daher vorsichtiger als männliche Kollegen. Die Vorsicht wird als weibliche Unsicherheit ausgelegt, und es wird eine Schleife in Bewegung gesetzt: Widerstand der Unterstellten, Kooperationsunwilligkeit, nachlässige Erledigung der Arbeit, mehr Kontrolle durch Vorgesetzte, größerer Widerstand der Unterstellten....

Offen bleibt für mich allerdings die Frage, ob vielen Frauen auch die Motivation zur Macht fehlt. Immer wieder entscheiden sich hoch qualifizierte und erfahrene Frauen gegen die Übernahme von Führungsverantwortung aus Zweifeln an der eigenen Kompetenz. Ist es denkbar, dass Frauen eine grundsätzliche Angst vor Erfolgen auch deshalb haben, weil sie damit dem tradierten und aufgrund der Erziehung und Sozialisation verinnerlichten Rollenbild von Frauen widersprechen?

Politikerinnen haben eine Sonderrolle

Wenn die Übernahme von Führungsverantwortung zu einem Rollenkonflikt führt, wie viel schwerer haben es dann die Politikerinnen, die sich öfter als noch Unternehmerinnen und Managerinnen mit konflikthaften Rollenerwartungen auseinander setzen müssen. Denn gerade die Machtpositionen in den Kommunalverwaltungen (und dabei spreche ich nicht nur von den Bürgermeisterinnen, die sich der Wahl durch die Bürgerinnen und Bürger stellen) werden nach parteipolitischem Proporz besetzt. Eine Politikerin, vor allem diejenige, die wieder gewählt werden möchte, wird ständig mit Erwartungen und Vorurteilen der Wählerinnen und Wähler konfrontiert. Einerseits erwarten diese natürlich die fachlich kompetente, führungsstarke Entscheiderin, andererseits werden ihr Aussehen, ihre Attraktivität stärker gewichtet als bei den Kollegen (erinnert sei an die ewige Debatte über die Frisur von Angela Merkel...), wird ihr berufliches, politisches und privates Leben beobachtet:

- hat sie einen Mann oder keinen = warum muss sie denn arbeiten, oder hat sie keinen „abgekriegt"
- hat sie Kinder, und wer kümmert sich denn den ganzen Tag um diese = sollte besser zu Hause bleiben, sonst ist sie eine Rabenmuttter
- ist sie charmant, oder spricht sie klar ihre Meinung aus = entscheidungsschwach oder Mannweib

Das Aushandeln von Rollenkonflikten bzw. von einander widersprechenden Rollenerwartungen der Umwelt ist eine wesentliche Aufgabe, die alle Frauen, die Karriere machen oder machen wollen, zu bewältigen haben. Dies kostet gerade im politischen Umfeld viel Energie, um Angriffe und Kritik zu bewältigen. Ein Mehr an Stress ist damit verbunden. Gleichzeitig ist mit der Übernahme von (politischer) Führungsverantwortung in den Kommunalverwaltungen immer auch die Ochsentour durch die Ortsvereine der politischen Parteien verbunden. Dies bedeutet ein Mehr an Zeit, das für die Arbeit in politischen Zirkeln aufgebracht werden muss. Dennoch mischen in der Politik mehr Frauen denn je mit: Seit 1998 sieht es mit 6 Ministerinnen in der Bundesregierung so gut wie nie zuvor aus. Für den Bundestag haben 2002 so viele Frauen wie noch nie kandidiert. Die Zahl der Frauen in den Stadträten nimmt weiter zu: 26,2 % (in den Großstädten über 100.000 Einwohner sogar über 30 %) der Ratsmandate in NRW wurden nach der Kommunalwahl 1999 von Frauen wahrgenommen.

Personalentwicklung für Frauen

Gezielte Maßnahmen der Frauenförderung, etwa durch Frauenförderpläne, erfolgen in vielen, allerdings nicht in allen Städten. Während beispielsweise in den USA Quotenregelungen - nicht nur zugunsten von Frauen, sondern auch zugunsten ethnischer Minderheiten, Behinderter - durchaus gängig sind, scheinen sie in der Bundesrepublik immer noch auf wenig Akzeptanz zu stoßen.

Für den Aufstieg in Führungspositionen ist eine Beteiligung von Frauen an der Personalentwicklung erforderlich. Eine Untersuchung zur beruflichen Fortbildung in westdeutschen Kommunalverwaltungen hat ergeben, dass Frauen – gemessen an ihrem Anteil an den in Kommunalverwaltungen Beschäftigten – weniger an Fortbildungsveranstaltungen teilnehmen als die Männer: Sie stellen nur

37,1 % der Fortbildungsbeteiligten. Am geringsten ist die Beteiligung von Frauen an der Aufstiegsfortbildung, sie beträgt lediglich 23,2 %.

Der bedeutende Bereich der Laufbahn- und Karriereplanung, der unter anderem Maßnahmen zur Auswahl und zur individuellen Entwicklung von Führungskräften innerhalb der Organisation, unter Berücksichtigung eigener Vorstellungen ermöglicht, Kriterien für Beförderungen und Versetzungsentscheidungen festlegt, findet derzeit noch mit geringer Beteiligung von Frauen statt. Entsprechende Angebote werden ganz überwiegend rein fachbezogen gestaltet, d. h. mit Maßnahmen wie Jobrotation, Projektarbeit, Trainee-Programmen. Nur wenig persönlichkeitsbildende Maßnahmen ergänzen die Angebote. Qualität und Effektivität frauenspezifischer Führungskräftetrainings sind umstritten. Frauenspezifische Maßnahmen haben den Vorteil, Kontakt zu anderen Frauen in ähnlichen Positionen herzustellen. Unter Umständen kann in reinen Frauengruppen auch eine offenere Diskussion erfolgen. Ein Nachteil frauenspezifischer Veranstaltungen ist allerdings, dass die Übertragung in den Berufsalltag, in dem die Konfrontation mit männlichen Kollegen stattfindet, schwieriger, weil nicht übbar ist.

Gute Erfahrungen machen immer mehr Kommunalverwaltungen (Karlsruhe, Essen, Osnabrück, Krefeld/Mönchengladbach und andere), aber auch politische Parteien mit Mentoring. Dabei unterstützen erfahrene Führungskräfte qualifizierte Frauen in der Verwaltung bei ihrer beruflichen (und auch politischen) Entwicklung durch wohlwollende Beratung und Begleitung über einen begrenzten Zeitraum. Innerhalb dieser geschützten Beziehung können Fähigkeiten und Kompetenzen entwickelt und Erfahrungen von Mentee und Mentorin nutzbar gemacht werden.

Old Boys Networks

Die Tradition der reinen Männergesellschaft im Führungsbereich hat „Spielregeln" hervorgebracht, die von Männern für Männer gemacht worden sind und Frauen ausschließen. Männer in Führungspositionen bauen Netzwerke auf, um sich gegenseitig zu stützen, durch einen informellen Informationsfluss Vorteile gegenüber Konkurrenten zu verschaffen und die berufliche Lebensqualität anzureichern. Frauen bleiben aus den so genannten „Old Boys Networks", diesen informellen Zusammenkünften, häufig ausgeschlossen. Dies mag unterschiedliche Ursachen haben. Zum Teil stehen die informellen Treffen im engen Zusammenhang mit von Männern bevorzugten Freizeitbeschäftigungen, zum anderen haben Frauen aufgrund ihrer Doppelbelastung auch nur eingeschränkt die Möglichkeit, an informellen Treffen außerhalb der Arbeitszeit teilzunehmen.

Das Verweigern der Solidarität durch die Nichtbeteiligung schließt Frauen aus der Gruppe der männlichen Führungskräfte und damit vom Zugang zu wichtigen Informationen oder sogar von der Teilnahme an Entscheidungen aus. Diskriminierungsmechanismen werden dadurch verstärkt und wirken gleichzeitig darauf hin, dass die Frauen in Führungspositionen eine Minderheit sind und bleiben.

Während Männer es völlig normal finden, alte Kommilitonen oder neue Tennispartner um Gefälligkeiten zu bitten, investieren Frauen den größten Teil ihrer Arbeitskraft in Leistung. Allerdings macht die nach amerikanischen Studien allenfalls 10 % des beruflichen Fortkommens aus.

Ausblick

Männer führen die Städte und ihr Wirtschaftsleben. Das hat eine lange Tradition. In den westlichen Industriegesellschaften ist Autorität synonym mit Männlichkeit. Was bleibt zu tun? Hier kann man auf drei wesentliche Aktionsfelder verweisen:

Im Rahmen der Personalentwicklung ist die planmäßige Erweiterung der fachlichen, methodischen, sozialen und persönlichen Qualifikation der Mitarbeiterinnen erforderlich. Ein notwendiger Bestandteil moderner Personalentwicklung in den Kommunen ist positive Frauenförderung und die Überprüfung unseres täglichen Verwaltungslebens auf geschlechtsspezifische Auswirkungen (Gender Mainstreaming).

Dazu gehört vor allem aber, dass die Frauen, die bereits Führungspositionen innehaben, sich ihrer Vorbildfunktion bewusst werden. Frauen in hochqualifizierten Berufen, an exponierter Stelle haben Vorbild- und Modellfunktion. Ihre zunehmende Sichtbarkeit, auch in der Öffentlichkeit, kann eine weitere Integration qualifizierter Erwerbstätigkeit in weibliche Lebensentwürfe bewirken.

Frauen sollten den Nutzen eigener beruflicher Netzwerke für die Festigung ihre Machtstellung und für die Förderung der eigene Karriere erkennen. Innerhalb von Netzwerken und Berufsverbänden können Informationen, Wissen und Kenntnisse gebündelt und anderen Frauen zugänglich gemacht werden. Berufliche Qualifikation wird auch zukünftig nicht zwangsläufig einen beruflichen Aufstieg von Frauen zur Folge haben. Erst das Bilden weiblicher „Seilschaften" kann hier weiterhelfen.

Marlies Malmendier

Vom harten Schraubengeschäft: Unternehmerin in einer Männerbranche

Wie wurde ich Unternehmerin?

Eigentlich wurde ich nicht lange von meinem Eltern gefragt.
Mein Vater hatte eine kleine Firma, eine Schraubenfabrik, und da nach mir kein Bruder sondern eine Schwester kam, war für meine Eltern klar, dass ich die Firma schon weiterführen würde.
Nach einer kaufmännischen Ausbildung wurde mein Wunsch, ein halbes Jahr eine Sprachenschule in England zu besuchen, genehmigt - 1962 war das nicht unbedingt eine Selbstverständlichkeit. Zurück in Deutschland besuchte ich abends weitere Sprachkurse in Französisch und Spanisch. Tagsüber arbeitete ich in einer Werkzeugfabrik in Hagen als Exportsachbearbeiterin. Zum Glück konnte ich meine Eltern noch zu einem Besuch einer Sprachenschule in der französischen Schweiz überreden, allerdings nur für ein Vierteljahr, für ein halbes Jahr fehlten die finanziellen Mittel. Danach bekam ich eine Stelle als kaufmännische Angestellte bei Ford in Köln. Bis dahin war ich mit meinem Lebensstil durchaus zufrieden. Dann lief es in der Firma meines Vaters nicht gut, der Mitarbeiter im Büro hatte gekündigt, und im Februar 1966 wurde ich daher „gebeten", nach Hause zu kommen und in der Firma meines Vaters zu arbeiten. Zurück in unser kleines Dorf Priorei – wir gehörten noch nicht zu Hagen – allein im Büro, finanzielle Probleme mit der Bank, 6 Mitarbeiter im Betrieb – Schrauben, Technik und Produktion - und außer Sprachen und einer kaufmännischen Ausbildung – keine Ahnung. Mit 23 Jahren absolut beste Voraussetzungen, um sich wohl zu fühlen.

Wie habe ich es geschafft, diese Probleme zu meistern und durchzuhalten?

Nachdem ich ein Jahr wieder im Haus meiner Eltern gewohnt hatte, wurde mir klar, dass ich Abstand brauchte. Die Firma verlassen konnte ich im Interesse meiner Eltern nicht. Sie waren finanziell davon abhängig, dass ich die Firma fortführen würde.

Ich mietete in Düsseldorf ein kleines Appartement und pendelte zwischen Düsseldorf und Priorei hin und her. Dann lernte ich dort meinen Mann kennen, wir heirateten und nahmen eine gemeinsame Wohnung. 1974 kam unser Sohn Jan zur Welt, danach wurde es schwierig mit der Fahrerei. 1976 bezogen wir ein Haus in Hagen-Dahl; nun musste jedoch mein Mann jeden Tag nach Düsseldorf fahren. Er war dort Studienrat an einem Kolleg. Eine Zusammenarbeit mit mir in der Firma hatten wir von Anfang an ausgeschlossen.

1970 hatte ich die Geschäftsführung in der Firma übernommen, wir waren finanziell konsolidiert, wir konnten investieren, neue Mitarbeiter einstellen. Mein Vater ließ mich schalten und walten, obwohl er die Firma aufgebaut und keine anderen Interessen als die Firma hatte. Bis ins hohe Alter von über 80 Jahren war er aber noch jeden Tag aktiv im Geschäft. Als er dann aus gesundheitlichen Gründen mehr Zeit zu Hause verbringen musste, war diese Umstellung sehr schwer für ihn.
Neben der Führung der Firma, nahm ich laufend an Seminaren teil, um mich weiterzubilden. Mit meinen Sprachkenntnissen baute ich das Exportgeschäft, vor allem mit Frankreich, aus. Mit 30% Exportanteil haben wir ein gesundes zweites Standbein. In den 90ern war die Firma so expandiert, dass wir 1998 ein neues Betriebsgebäude in Breckerfeld bauen konnten, und heute beschäftigen wir 32 Mitarbeiter.

Zum Abschluss zur Frage: Wie bewährt man sich als Unternehmerin im harten Schraubengeschäft – einer Männerbranche?

Wie in allen Berufen, muss man seine Leistung unter Beweis stellen. Meine Gesprächspartner – Kunden, Lieferanten, Kollegen – waren fast immer Männer, aber Probleme gab es selten. Ich habe als Frau nie versucht, wie ein Mann aufzutreten. Im Gegenteil, ich habe zwar sehr konsequent meine Meinung vertreten und meine Ideen durchgesetzt, aber ich habe immer vermieden, mich im Gespräch als harte „Emanze" darzustellen. Man ist Frau und sollte Frau bleiben, aber man erntet nur dann Anerkennung als Frau, wenn die Qualifikation überzeugt. Ich glaube, dass der Erfolg als Unternehmerin nicht davon abhängig ist, rechtlich gleichgestellt zu sein; man ist Einzelkämpferin.

Eines ist sicher: Geschäftsleben, Familie und Ehe erfordern ein großes Organisationsgeschick, viel Kraft und Energie, Durchhaltevermögen und immer wieder das Talent, Kompromisse einzugehen.

Ursula Matthiessen-Kreuder

Als Frau in einer Männerkultur

Wann ist eine Unternehmenskultur männlich? Nun, das ist schwer zu sagen. Denn was ist eine weibliche Unternehmenskultur? Wenn Frauen die Mehrheit der Arbeitnehmerinnen stellen? Oder wenn der Unternehmensgegenstand „weiblich" ist? Oder wenn Wert auf „soft skills" gelegt wird?

Gehen wir von dem offensichtlichen Merkmal aus: Eine Unternehmenskultur ist vermutlich dann immer sehr männlich, wenn die Positionen, mit denen Unternehmen geführt werden, wenig oder gar nicht an Frauen vergeben sind. Das kommt vor in Unternehmen, die durchaus „weiblich" sind wie Organisationen im Gesundheitswesen oder im Dienstleistungsbereich, und das kommt vor in Unternehmen, die ausgefeilte Führungsgrundsätze haben und sich zu „soften" Managementkompetenzen bekennen.

Auf jeden Fall kommt es in allen Dax 30-Unternehmen vor: Schering hat im Juli 2004 erstmals seit langem wieder eine Frau in seinen Vorstand berufen.

Schauen wir uns also deshalb einmal Leben und Arbeiten als Frau in einer solchen Männerkultur der Führungspositionen in großen Unternehmen an.

Zunächst bieten sich Frauen viele interessante Chancen: Die jungen Frauen werden gerne als Teilnehmerinnen in den Nachwuchsprogrammen oder für die Programme der Hochschulabsolventen eingestellt, haben sie doch in der Regel die besseren Abschlussnoten und erfreuliche Lebensläufe.

Weil sie diese Programme dann in der Regel gut oder sehr gut abschließen, können sich junge Frauen häufig auch auf interessante Anschlusspositionen freuen.

Und da sie sich nun so ausgezeichnet mit Verve auf die neuen Aufgaben stürzen, in ihrem Leben deutlich berufliche Schwerpunkte setzen, Karrierepläne entwickeln und auch ehrgeizig erscheinen, geht es bei vielen immer noch ganz gut voran.

Und dann stockt es. Die zu vergebenden Positionen werden weniger. Der Druck darauf, die besser dotierte Stellung zu erreichen, steigt. Weniger gut eingestufte Männer ziehen an den Frauen vorbei. Es machen sich bei einigen Frauen Erschöpfungszustände breit, weil sie in den letzten Jahren weder mit Zeit noch mit Kraft gegeizt haben.

Und dann stockt und hakt es, Jahr für Jahr, so dass am Ende mittlere Führungspositionen in Deutschland mit einem Frauenanteil von ca. 13 %, obere Managementpositionen von Frauen mit einem Anteil von ca. 3 % besetzt und TOP-Managementpositionen im wesentlichen frauenfrei sind.

Was ist passiert? Nun, sicherlich sind einige hoffnungsvolle junge Frauen komplett aus dem Beruf ausgestiegen, weil sie sich dem späten Familienglück widmen. Aber die neuesten Statistiken sagen, dass mehr als die Hälfte der Akademikerinnen zwischen 30 und 40 Jahren vollständig auf Kinder verzichten. Diese Frauen müssten also noch da sein. Also müssten sie auch, wenn alles mit rechten Dingen zuginge, zu wachsenden Anteilen in den dann höheren Führungspositionen vertreten sein.

Sie sind es aber nicht, weil sie viele Spielregeln des Karrieremachens verkannt haben. Sie haben verkannt, dass ihre individuelle Karriereplanung allein nicht ausreicht, Akzeptanz in einer Männerkultur zu finden. Sie haben sich zu spät damit auseinander gesetzt, dass auf viele freudige Fraueneinsteller in den folgenden Jahren unfreundliche Entscheider folgen. Denn es ist doch nun wirklich

enorm lästig, den harten Kampf des Aufsteigens nicht nur gegen die männlichen Kollegen, sondern auch noch die Frauen kämpfen zu müssen.

Und ist es nicht viel angenehmer, Frauen zu Hause zu haben als sie als Kollegin verstehen zu müssen? Ist es nicht einfacher und konfliktfreier, diese Rollen zu trennen und abends nur mit Männern auszugehen, um die wesentlichen beruflichen Dinge ungestört besprechen zu können? Ist es nicht auch netter, statt wie die Frauen ständig über die Notwendigkeit des Aufbaus eines eigenen Netzwerkes zu reden das aus Sport und Bekanntschaft bestehende Männernetzwerk still zu nutzen? Und alle Zweifel, ob Frauen vielleicht hier und da anders erfolgreicher wären als man selbst, sind wie weggeflogen!

Weniger Frauen in Führungspositionen bedeutet auch weniger Auseinandersetzung mit familiären Pflichten. Denn wenn eine der wenigen Führungsfrauen denn dann doch auch einmal ein Kind oder sogar mehrere hat, dann dringt dieses private Thema ja plötzlich störend in die abendlichen Meetings oder ausgedehnten Dienstreisen ein! Die Männer in Führungspositionen, zu 90 % mit Familie gesegnet, haben gerade das ja in der Vergangenheit vermieden!

Frausein in einer Männerkultur heißt, dies zu ändern. Es heißt einzufordern, dass auch hohe Erwerbseinkommen Frauen zustehen. Vor allem, wenn eine Familie zu ernähren ist. Es bedeutet, die Zahl der Frauen in Führungspositionen auch deshalb zu erhöhen, damit der Verhaltensspielraum für Frauen größer wird. Es bedeutet, in mühsamen täglichen Kleinigkeiten Männer daran zu gewöhnen, dass es auch Frauen gibt und zwar nicht nur als Vertreterinnen eines anderen Geschlechts, sondern als Individuen.

Als Frau in einer Männerkultur zu leben und zu arbeiten, heißt aber vor allem, nicht nur über eigene Karrierestrategien und Netzwerke nachzudenken, sondern auch ein Thema zu verfolgen, für das ein Einsatz sich lohnt. Frauen müssen Rückgrat entwickeln können für ein neues Produkt, ein Konzept, eine Unternehmensidee oder ein Führungsverständnis. Sie werden gut und erfolgreich, wenn sie sich Unternehmertum zutrauen. Sie können Unternehmen verändern.

Und dann werden sie staunen: Sie werden sehen, dass nicht nur Männer von Frauen lernen können, sondern dass Männer durchaus manches gut und besser als Frauen können: Frauen haben dabei die Chance, andere Teamregeln und männliche Umsetzungsstrategien zu lernen und wertzuschätzen. Und sie treffen Männer, mit denen sie sich verbünden können, um innovative unternehmerische Ziele zu erreichen.

Dann entsteht eine neue Kultur der partnerschaftlichen Zusammenarbeit, in der Männer Kolleginnen wertschätzen und akzeptieren lernen und Frauen ihren Anteil an unternehmerischen Erfolg deutlich machen können. Erst in einer solchen Kultur werden sich männliche und weibliche Verhaltensweisen ergänzen und mischen können. Sie werden den Unternehmenserfolg der Zukunft sichern.

Mentoring und KIM – Kompetenz im Management

Begabte und leistungsbereite Menschen zu fördern und ihre Potentiale optimal zu entwickeln, ist eine zukunftssichernde Strategie für alle Organisationen und Unternehmen. Obwohl Frauen fachlich mindestens ebenso gut wie ihre männlichen Kollegen sind, gelingt es ihnen häufig nicht, konsequent ihre Karriereplanung umzusetzen. Trotz hervorragender Qualifikationen und Aufstiegswillen stoßen sie irgendwann an „gläserne Decken". Frauen geraten bei der Personalentwicklung wesentlich seltener in den Blick als Männer. Ihre Karrieren verlaufen langsamer und weniger steil und enden auf niedrigeren Hierarchiestufen. Weniger Unterstützung durch Vorgesetzte, weniger persönliche Vorbilder und geringer ausgeprägte berufliche Beziehungen und Kontakte erweisen sich als Hemmnis auf dem Weg von Frauen in die Chefetagen.
Daher benötigen Frauen ebenso wie Männer in ihren „old boys-networks" zielgerichtete Bündnisse, die ihnen Karrierezugänge erleichtern.

Erfahrungen aus europäischen Ländern und den USA belegen, dass Mentoring dazu beiträgt, das Potenzial von weiblichen Führungskräften besser zu entfalten. Mentoring ist ein Personalentwicklungsinstrument, eine Strategie zur Entschlüsselung von Unternehmens- und Branchenkulturen. In einer partnerschaftlichen Beratungsbeziehung stellt eine Führungskraft dem Führungsnachwuchs ihre beruflichen Erfahrungen zur Verfügung.

War Mentoring bis vor wenigen Jahren noch ein Fachbegriff für Personal-Insider, so hat sich dies mittlerweile rasant verändert. In den verschiedensten Zusammenhängen ist Mentoring als interessanter Ansatz entdeckt worden. Der Bogen spannt sich von Universitäten, wo Mentoring-Programme für den Übergang vom Studium in den Beruf, speziell auch für Frauen mit untypischen Studiengängen entwickelt worden sind, über junge selbstständige Frauen, denen eine erfahrene Unternehmerin als Mentorin vermittelt wird, zu Parteien und Gewerkschaften, die so weiblichen Nachwuchs gewinnen und fördern.

Eine Reihe von großen deutschen Unternehmen führt für ihren weiblichen Führungsnachwuchs Mentoring-Programme durch. Dabei werden sowohl innerhalb eines Unternehmens Beratungsbeziehungen zwischen nicht direkt in beruflichen Zusammenhängen stehenden Personen gestaltet wie auch als Cross-Mentoring mit Personen anderer Unternehmen, die zu diesem Zweck zusammenarbeiten. Bei den betrieblichen Mentorings sind die Paare, auch Tandems genannt, häufig cross-gender-zusammengesetzt, so dass auch eine männliche Führungskraft, ein Mentor, eine Mentee auf die Übernahme neuer Aufgaben vorbereitet und ihre Position innerhalb des Unternehmens stärkt.

In Nordrhein-Westfalen bietet die Landesregierung als einziges Bundesland mit dem Personal-Partnership der Agentur KIM – Kompetenz im Management weiblichem Führungsnachwuchs aus kleinen und mittelständischen Unternehmen ein Mentoring außerhalb des eigenen Unternehmens. Erfahrene Führungsfrauen der nordrhein-westfälischen Wirtschaft stehen für die Dauer eines Jahres für weibliche Mentees, die sich bewusst für die Übernahme einer verantwortungsvollen Aufgabe entschieden haben, mit einer gezielten Beratung zur Verfügung.

Die Vermittlung zwischen Mentorin und Mentee übernimmt die Agentur KIM, bei der sich interessierte junge Potentials bewerben. Die Agentur stellt die Eignung der Bewerberin fest und entwirft mit ihr gemeinsam das Profil einer passenden Mentorin. Vorausgesetzt, eine Mentee hat – gemessen an ihren fachlichen Kompetenzen – realistische Berufswünsche, ist es zudem

erforderlich, dass sie die nächsten Karriereschritte klar angeben kann (Zielorientiertheit), über die notwendigen fachlichen Qualifikationen und erste berufliche Vorerfahrungen im Umgang mit komplexen Aufgabenstellungen verfügt (Fachkompetenz) und ihr bisheriger Berufsweg den erforderlich Willen und den Mut zu Karriere verdeutlicht (Motivation).

Mentorinnen gewinnt die Agentur über direkte und gezielte Ansprache von Managerinnen, die trotz ihrer knappen Zeitressourcen stets gern mitwirken.
Denn Mentorin und Mentee sollten in gleichen oder vergleichbaren Aufgabenfeldern arbeiten bzw. gearbeitet haben und die Mentorin sollte mit den Karrierehemmnissen der Mentee vertraut sein. Gleiche Branchen sind wünschenswert, denn vergleichbare berufliche (Branchen-)Erfahrungen erleichtern die Verständigung über Betriebsstrukturen, Unternehmenstraditionen und -kulturen.

Für die Dauer eines Jahres treffen sich Mentorin und Mentee regelmäßig, zumeist einmal im Monat zu einem ein- bis zweistündigen Gespräch. Die Zielsetzung und die organisatorischen Bedingungen werden zu Beginn des Mentoringjahres vereinbart. Für die einzelnen Gesprächstermine bereitet die Mentee Fragestellungen und Themenbereiche vor, zu denen die Mentorin aufgrund ihrer persönlichen Erfahrungen Impulse und Anregungen bietet und ihre Sichtweisen einbringt. Auf die besondere, gestaltende Rolle, die der Mentee in der Beratungsbeziehung zukommt, wird sie in einem Seminar vor Beginn des Mentorships vorbereitet.

Ebenso wie Inhalte und Regeln der Beratungsbeziehung von den beiden Partnerinnen gestaltet werden, ist der Erfolg des Mentoring individuell anhand der Zielvereinbarung zu messen. Im wesentlichen sind es konkrete Karriereschritte, die zum großen Teil schon während des Mentoringjahres erreicht werden, aber auch Festigungen der jeweiligen Positionen, besonders wenn diese erst mit Beginn des Mentoring übernommen wurde.

Eine wichtige Voraussetzung für ein erfolgreiches Mentoring ist ein durchdachtes Begleitprogramm, das die Agentur KIM gruppenbezogen je nach Starttermin organisiert und durchführt.

Neben dem vorgenannten Vorbereitungsseminar für Mentees, dem Auftakt, also der Zusammenführung der Paare, und der gemeinsamen Abschlussveranstaltung treffen sich die Paare zur Hälfte des Beratungsjahres zu einem längeren Workshop. Die Agentur hält durch Telefoninterviews Kontakt zu den Teilnehmerinnen und stellt den Paaren Informationen zur Verfügung.

Neben der individuellen Karriereförderung kommt auch die Vernetzung von Führungsfrauen nicht zu kurz. Sowohl Mentorinnen als auch Mentees aus allen Gruppen treffen sich regelmäßig zum Erfahrungsaustausch und zu ausgewählten Fachthemen.

Der Start für den nächsten Mentoringjahrgang ist der 29. April 2005. Interessierte können ab sofort die Bewerbungsunterlagen anfordern.

Kontakte www.kim.nrw.de
oder Fon 0 23 05 / 9 21 50 -16 und -21

Dascha Klingenberg

Zur Ally McBeal-isierung der Arbeitswelt

Subjektivität und Bilder von Weiblichkeit in postfordistischen Arbeitsverhältnissen

Alles ein wenig verdreht heutzutage: Wo beginne Ich, wo mein Job?
Ist mein Job mein Leben, wo bin ich in meinem Job, wo bin ich außerhalb von ihm?
Wie lebt und arbeitet es sich zu Beginn des 21. Jahrhunderts?
Mit etwas Glück findet sich auch für mich ein Job, in dem ich mich verwirklichen kann, genug zum Leben verdiene. Mit dem Laptop schreibe ich mittags schnell noch ein Projekt fertig und gehe dann mit meiner besten Freundin shoppen. Beim Mittagessen kommt mir dann der entscheidende Einfall für ein neues Projekt und während ich meine Tochter vom Tanzunterricht abhole, verabrede ich mich mit meiner Chefin zum Wein, um ihr meine Idee vorzustellen.
So oder so ähnlich könnten heute die Zukunftsträume von 22jährigen Studentinnen aussehen.

In den 70ern waren die Kämpfe der Frauenbewegungen noch getragen von Forderungen nach bezahlter Hausarbeit, nach gleichen Zugängen zu Bildung und Erwerbstätigkeit und nach anderen Modi, die Reproduktionsarbeit zu erledigen. Wie aber sehen diese Organisationsformen heute aus, wie sind die Verhältnisse zwischen Arbeit und Zuhause, zwischen den Menschen und ihrer Arbeit, welche Bilder von „Weiblichkeit", von „Männlichkeit" bestimmen die Arbeitsverhältnisse?
Seit der Krise der fordistischen[1] Produktions- und Organisationsweise bildeten sich in unterschiedlichsten Bereichen neue Arbeitsweisen heraus. Die Veränderungen durchziehen Arbeitsverhältnisse, die Bilder, Selbstbilder und Identitäten der Angestellten und die Beziehungen von Arbeit, Zuhause und Selbst.

The times, they are a-changing...

Noch vor wenigen Jahren sicherten Unternehmen ihre Wettbewerbsfähigkeit nach dem sogenannten fordistischen Modell. Es wurde möglichst billig und in möglichst großen Mengen produziert. Heute liegt in den westlichen Industrienationen der Schwerpunkt auf flexibler Produktion von möglichst vielfältigen, „neuen", sich von der Konkurrenz durch eigenes „Image" unterscheidenden Produkten, in möglichst kurzer Zeit und in kleinen Mengen. Die Unternehmen müssen also vor allem „Mobilität, Anpassungsfähigkeit, und Geschwindigkeit beim Entwerfen von Neuheiten" (Gorz 2000, 41) beweisen. Um in der gesteigerten Wettbewerbssituation mithalten zu können, muss der Kunde durch Innovation und beständige Qualitätssteigerung bei sinkenden Kosten gewonnen werden.
Die veränderten Produktionstechniken führen natürlich auch zu veränderten Anforderungen an die ArbeitnehmerInnen. An die Stelle einer repressiven Beziehung der ArbeitgeberInnen zu den ArbeitnehmerInnen tritt der gemeinsame Kampf ums Überleben im Wettbewerb, das Werben um die Zufriedenheit der Kunden und Kundinnen durch permanente Qualitätssteigerung.
Die zur Koordinierung und Synchronisierung der Arbeiterinnen und Arbeiter angewandte strenge Hierarchie und Kontrolle weicht in vielen Bereichen einer Arbeitsorganisation in horizontalen Netzwerken. Die disziplinierenden, minutiösen Vorgaben von Bewegungsabläufen, die Kontrolle der Lebensrhythmen und des Verhaltens der ArbeiterInnen und Angestellten, durch die die stupide

[1] *Der Begriff Fordismus bezieht sich auf das Konzept Henry Fords Autos zu bauen, die sich Arbeiter leisten können. Die massenhafte Beteiligung der Arbeiter am Wohlstand soll massenhaften Absatz sichern. Fordismus basiert auf stark standardisierter Massenproduktion von Konsumgütern in wissenschaftlich optimierter Fließbandarbeit, dem Taylorismus. Auf der Makroebene wird Fordismus flankiert vom sogenannten Keynsianismus, der gekennzeichnet ist vom Ziel der Vollbeschäftigung und damit einhergehend dem Ausbau von sozialen Sicherungssystemen und lebenslanger Anstellung bei einem Arbeitgeber.*

fordistische Fließbandarbeit bestimmt wurde, werden von einem Konzept der Selbstverantwortung der Einzelnen abgelöst. (Gorz 2000, 46)
Arbeit verändert sich hin zu einer „Arbeit der Reflexion, der Abstimmung und des Informationsaustausches, einer Arbeit der Zusammensetzung von Beobachtungen und Wissen". (Gorz 2000, 46)
Der Ruf nach permanenter Innovation im neoliberalen, globalisierten Wettbewerb weitet also die Vorstellung von Arbeit über die konkrete Produktion hinaus aus auf Sprache, Kreativität, Ausdruck, Affekte, Spontaneität und Kooperation des Individuums. Die Individualität der Arbeiter und Arbeiterinnen wird nicht mehr als Kosten- und Störfaktor der Produktion gesehen, sondern als „Freiheitsspielraum und damit als Ressource, die es zu erschließen gilt." (Bröckling 2000, 133) Diese Veränderungen durchziehen unsere Vorstellungen von Glück und Selbstverwirklichung, sie zeigen sich in den Anforderungen, die wir und andere an uns stellen, in den Bildern und Filmen, die unser Leben kreieren und spiegeln.
Phänomene wie Teamarbeit, Mobilität, lebenslanges Lernen, Flexibilität, corporate identiy und das massive Nachfragen nach sozialen, kreativen und kommunikativen Kompetenzen schafft einen neuen Typus der ArbeiterIn. Er oder Sie ist risikofreudig, partizipativ, veränderungsorientiert, flexibel, vor allem aber besitzt er oder sie soziale Fähigkeiten wie Kommunikationskompetenz.

(Im)material Girl oder Ich als AG

Waren Arbeit und Privates noch vor einigen Jahrzehnten voneinander weitestgehend getrennte Bereiche, zerfließt der Begriff von Arbeit heute in vielen Bereichen. Das Selbstverständnis, mit dem der oder die Einzelne klar begrenzte Teile ihrer oder seiner Persönlichkeit über einen bestimmten, ebenfalls begrenzten Zeitraum dem Arbeitsmarkt für Lohn zur Verfügung stellt, verschwindet. Die Aufteilung in einen selbst bestimmten privaten Bereich und einen fremdbestimmten, monetären, öffentlichen Raum verschwimmt. Die neuen Arbeitsverhältnisse verlangen nicht nur die Arbeitskraft der Einzelnen zu einem bestimmten Zeitpunkt, sondern fordern ihre gesamte Persönlichkeit, ihr Wissen, ihre Intuition, ihre Kreativität, ihr Lächeln, ihr geschlechtspezifisches Verhalten, ihre Spleens. Das Einfließen der Persönlichkeit, die Entgrenzung von Arbeit und Zuhause findet sich in allen Formen der heutigen Arbeitsverhältnisse, wobei auf der einen Seite sehr gut bezahlte, deregulierte flexible Jobs in der Hochtechnologie stehen und auf der anderen Seite unterbezahlte, deregulierte prekäre Arbeitsverhältnisse in den unteren Bereichen der Dienstleistung. Klassische, tariflich geregelte 9 bis 5 Uhr Jobs werden immer seltener. Vor allem in den sogenannten new-economy-jobs, aber auch in den Bereichen Werbung, Marketing, Journalismus etc. entspricht die ArbeitnehmerIn mehr und mehr dem Klischee von Ally McBeal, der Heldin einer populären, amerikanischen Anwaltsserie. Für Ally McBeal sind die meisten ihrer Arbeitskollegen Freunde, es gibt kein privates „außerhalb der Arbeit" mehr. Ally´s Leben findet in ihrem Büro, im Meeting-Raum, in der Unisex-Toilette, in der hauseigenen Bar und im Gerichtssaal statt. Dort werden Verhandlungen geführt, Liebeskummer geheilt, Neurosen verarbeitet und ausgelebt, Fälle gelöst, Bekanntschaften geschlossen, Freunde gefunden. Die Angestellten leben in, um und für den Job. In den Fällen werden die persönlichen Überzeugungen und Ängste der Anwälte ebenso verhandelt wie das finanzielle Interesse der MandantInnen und allgemeine oder gesellschaftliche Fragen um Gleichstellung, Sexualität, soziale Gerechtigkeit und Glück. Die Arbeit erscheint nicht als entfremdet, sie ist im Gegenteil der Ort, an dem Wünsche erfüllt werden, hier findet Selbstverwirklichung statt. Der Arbeitsplatz ist Bühne der Selbstentfaltung und Ort, an dem Fähigkeiten realisiert werden.
Die klassischen Grenzen zwischen Produktion und Reproduktion erscheinen den „modernen" Menschen lästig und antiquiert, da sie Job und Freizeit problemlos in ihr Leben integrieren können. So genannter immaterieller Arbeit sind klassische Unterscheidungen, etwa von geistiger und körperlicher Arbeit oder von individueller und kollektiver Arbeit, nicht länger angemessen. Sprache, Kreativität, Kommunikation, Wissen und Affekte sind grundlegende Momente der gesellschaftlichen Reproduktion und zugleich entscheidende Elemente der Produktion. (Atzert und Müller)
Es ist das erklärte Ziel der Kanzleibesitzer bei Ally McBeal, dass die MitarbeiterInnen sich im Büro

wie zu Hause fühlen, das Büro soll ein Ort zum Leben werden. Ein Artikel der Rubrik „woman and work" der Zeitschrift Allegra heißt folgerichtig „Welcher Job macht mich glücklich? – Zur Frage aller Fragen im Berufsleben: Vier Frauen ziehen Bilanz, dazu die wichtigsten (Neu-)Orientierungshilfen und ein Test „Wie verkaufe ich mich selbst?" (Allegra 04/2004, 153)

Hier zeigen sich die verschobenen Vorstellungen von Arbeit und Leben. Glück ist nicht primär im „privaten Bereich", z.B. in der Liebe, angesiedelt, sondern findet sich im Job. Es wird ermöglicht durch die Selbstverwirklichung in einem guten Arbeitsverhältnis.

Die Vorstellung der vom Kapital ausgebeuteten ArbeiterIn wird abgelöst von der eines win/win-Verhältnisses zwischen Unternehmen und ArbeiterIn. Die ArbeitnehmerIn steht dem Unternehmen als Marke, als Ich-AG, als Manager ihrer eigenen Arbeitskraft gegenüber. Statt Disziplin und Loyalität wird von ihr Flexibilität und Innovation gefordert. Sie oder er ist nicht mehr in lebenslangen oder zumindest längerfristigen Arbeitsverhältnissen beschäftigt, sondern verkauft sich, d.h. ihr Know-How, ihr Wissen, ihre Kontakte, ihre Eigenarten als „Marke" auf dem Arbeitsmarkt an wechselnde Unternehmen. (Deck 2001, 61)

Die Weiterentwicklung der eigenen „Marke" bedeutet aber nicht nur sich regelmäßig weiterzubilden, sondern auch die Persönlichkeit, die Biographie bewusst zu planen und zu „promoten". Wie die Unternehmen gerät auch das Subjekt unter den Zwang der permanenten Leistungssteigerung, wobei potentiell alle Lebensbereiche unter diesem pausenlosen Qualifizierungsdruck stehen. (Bröckling 2000, 161) Das Schicksal der Einzelnen erscheint als Resultat des ‚richtigen' Gebrauchs ihrer Freiheit, ihr Leben als Zeichen des Maßes an Unternehmungsbereitschaft. Das Leben selbst zu bestimmen, selbst zu gestalten ist mehr als ein Appell, es wird allen abverlangt und ist in dieser Funktion als ein grundlegendes Element der gegenwärtigen sozial und wirtschaftspolitischen Veränderungen zu betrachten.

Die eigene Persönlichkeit, mit ihrer Geschichte, ihren spezifischen Voraussetzungen und Problemen erscheint nicht mehr als Festes, Fixiertes, sie ist veränderbar, neu konstruierbar. Persönlichkeitsprobleme und „Schicksalsschläge" erscheinen managebar. Der oder die Einzelne muss nur erkennen was er oder sie will. Ratgeber empfehlen „die eigenen Grabreden aus der Perspektive der Menschen zu schreiben, die einem wichtig sind. Oder man lässt sich zum Tagträumen hinreißen – wo will man in 5, 10 oder 15 Jahren sein? Oder man entwirft die eigene Wunschpersönlichkeit per drop down-Menü im Internet". (Sutter) Mit dem richtigen Selbstmanagement ist jeder Mensch optimierbar, jedes Problem lösbar. Die Verantwortung für unbefriedigende Arbeitssituationen, unglückliche Beziehungen und Versagen liegt nicht bei anderen oder in äußeren Umständen, sondern bei uns selbst.

Die Vorstellung einer veränderbaren, also konstruierten Persönlichkeit eröffnet dem Individuum zunächst scheinbar Freiräume. Lebensformen und Milieus pluralisieren sich zusehends, (Geschlechter)Rollen scheinen nicht mehr fixiert, Werte ändern sich, verlieren gar ihre Allgemeingültigkeit. Das Subjekt rückt sich und seine Bedürfnisse stärker in den Mittelpunkt. So verweist Allegra bei der Antwort auf die Frage ob man eine gute Marke sei: „Mir macht mein Job Spaß - ich finde es zwar nett, wenn mein Chef mich lobt, aber motiviert bin ich auch so" auf das Potential von Selbstverwirklichung. Die Energie wird in die Tätigkeit, den Job und nicht mehr in das Verhältnis zu den Vorgesetzten investiert. Die eigene Zufriedenheit im Leben und damit im Arbeitsverhältnis wird zum scheinbaren Maß der Dinge erhoben.

Anderseits tritt uns die an sich emanzipatorische Vorstellung der Selbstverwirklichung im Job gleichzeitig als Anregung und Befehl entgegen. Menschen werden aufgefordert sich im Unternehmen zu entfalten, einen Job zu wählen, der glücklich macht, die Verantwortung für sich zu übernehmen und nicht unglücklich zu sein. „Machen Sie nicht andere verantwortlich für Ihre Situation und lassen Sie sich nicht von Ja-aber-Freunden bequatschen!" schreibt die Motivationsberatung in der Allegra, wobei unklar bleibt was mit Ja-aber-Freunden gemeint ist. Eventuell könnte dieses „ja aber" auf 4,5 Millionen Arbeitslose verweisen, sexistische oder rassistische Einstellungspolitik, eventuell sagt es, dass viele Berufssparten nicht unbedingt glücklich machen, eventuell ruft es auch nur in Erinnerung, dass viele Menschen nicht arbeiten, um sich selbst zu verwirklichen, sondern weil sie dazu gezwungen sind.

Die Figur „Ich als Arbeitskraft" (Boudry, Kuster, Lorenz 1999, 22) birgt noch weitere Schwierigkeiten in sich. Wenn die oder der Einzelne ihre Persönlichkeit verstärkt in das Arbeitsverhältnis einbringen, treffen berufliche Schwierigkeiten und Probleme unmittelbar die eigene Person. Das hohe Maß an Eigenverantwortung und Selbstmanagement, das diese Beschäftigungen kennzeichnet, benötigt keine kontrollierende ArbeitgeberIn mehr, da sich das Subjekt selbst diszipliniert. Konnte die Arbeiterin am Fließband ihrem schlechten Tag gerecht werden, in dem sie an den Augen der Vorarbeiterin vorbei langsamer arbeitete oder die Sekretärin im Büro eine längere Kaffeepause machte, so ist die Journalistin oder Stewardess selbst ihre schärfste Kritikerin.
Die beruflich geforderten Kompetenzen entspringen dem, was als Eigenschaften der individuellen Person, der individuellen Frau wahrgenommen wird. So entspricht die Kritik an einer Flugbegleiterin die einen schlechten Tag hat, der Kritik an ihrer Person. Die starke Identifikation führt zu Loyalitätsproblemen. Belastungen und Hindernisse werden nicht auf schlechte Arbeitsverhältnisse, Druck, Stress etc. geschoben sondern stellen die gesamte Person in Frage. Die Behauptung, etwas nicht zu können, fällt schwer, wenn damit zugleich die eigene Person abgewertet wird. (Boudry, Kuster, Lorenz 1999, 22)
Besonders problematisch wird dieses Verhältnis, wenn man postfordistische Arbeitsverhältnisse aus feministischer Sicht betrachtet, da von Frauen ohnehin unausgesprochen angenommen wird, dass sie aufmerksam, einfühlsam und geduldig, eben „weiblich" sind und über eine hohe kommunikative Kompetenz verfügen. Der „Misserfolg" von Frauen in Berufen, in denen ihr Frausein unausgesprochen mitgefordert wird, trifft nicht nur die Persönlichkeit, sondern stellt auch die eigene „Weiblichkeit" in Frage. Für Frauen oder Menschen, die nicht nach der gesellschaftlichen Norm eines geschlechtskonformen Verhaltens leben können oder wollen, führt dies zu einem erhöhten Anpassungsdruck im Berufsleben, da trotz einer Pluralisierung von Anforderungen an die Geschlechter und einer Aufwertung von „weiblichen Kompetenzen" Geschlechtszuschreibungen weiter verfestigt werden.

Sex Works

Das verstärkte Einbringen der Individualität in Arbeitsverhältnisse gebiert spezifische Bilder von „Weiblichkeit". So genannte „weibliche" Fähigkeiten, wie angenehmes Auftreten, Motivationsfähigkeit, soziale Kompetenzen, die vormals nur im privaten Bereich von Bedeutung waren, gewinnen nunmehr auch auf dem Markt an Stellenwert.
Die „neuen" Arbeitsverhältnisse ermöglichen es nicht nur Individualität, sondern auch das geschlechtsspezifische Verhalten eines Menschen produktiv zu machen.
Die hohe Identifikation mit den Tätigkeiten, wie sie im Dienstleistungssektor und kreativen Berufen gefordert wird, weist viele Parallelen mit klassischer Reproduktionsarbeit auf. Auch im Haushalt und bei der Erziehung von Kindern genügt es nicht, mit einem aufgesetzten Lächeln das Essen zu bereiten und den Kindern Gute-Nacht Geschichten vorzulesen. Neben der körperlichen und geistigen Arbeit bedarf es der unsichtbaren emotionalen Arbeit, (Hochschild 1990, 103) die eine Frau zu einer „guten Mutter" oder einer liebevollen „Frau" macht.
Hausarbeit und Arbeit in Dienstleistungsberufen leben vom Einsatz der gesamten Persönlichkeit. Eine gute Kundenbetreuerin verkauft neben ihrem fachlichen Wissen, ihrer Anwesenheit und ihrem Auftreten, kurz gesagt ihrer körperlichen und kognitiven Arbeit, das Gefühl, eine persönliche Beziehung zu dem Kunden oder der Kundin aufzubauen. Dieses individuelle Verhältnis zum Kunden ist eng mit ihrer Persönlichkeit verknüpft.
Problematisch dabei ist, dass die emotionale Arbeit Zuhause und am Arbeitsplatz schwer als produktive Arbeit wahrnehmbar ist. Der persönliche Einsatz wird von der Dienstleisterin, der IT-Spezialistin oder Call-Center-Telefonistin zwar informell erwartet, aber nicht entlohnt.
Die Dienstleisterin bietet hier also neben ihrer konkreten Arbeitskraft auch ihre Persönlichkeit an. Damit ist sie nicht nur ein Individuum, das seine Arbeitskraft verkauft, sie wird zugleich zur Ware, die mit angeboten wird. Die freundliche Flugbegleiterin, die den Gast wie einen langjährigen

Freund oder lang erwarteten Besuch behandelt, die kompetente Bankberaterin, die kurz über ihre eigenen studentischen Geldprobleme oder ihren Hauskauf erzählt, erscheinen als konkrete Individuen, als Menschen, die eine bestimmte Tätigkeit vollbringen (Essen servieren oder beraten), und als individuelle Ausprägung einer Unternehmensstrategie, die auf persönliche Kundenbeziehungen angewiesen ist.
Das Einbringen der Persönlichkeit in das Arbeitsverhältnis beruht vor allem darauf, dass es nicht gekauft, nicht aufgesetzt wirken darf. Emotionale Arbeit ist laut Arlie Russel Hochschild (1990, 103) eben deshalb so wirksam, weil sie so persönlich erscheint, da der Zusammenhang zwischen Kauf und Verkauf von Arbeitskraft verdeckt bleibt. „Unpersönliche Beziehungen erscheinen so, als wären sie persönlich, Beziehungen die auf einem Lohnarbeitsprinzip beruhen, als wären sie frei davon und unentgeltlich." (Hochschild 1990, 103)

Die Bilder der schönen neuen Arbeitswelt und Ihrer ArbeiterInnen bestechen durch das Versprechen auf ein Leben mit mehr Selbstbestimmung und Selbstentfaltung. Die Aufwertung von „kommunikativ-koordinierender" Arbeit, also einer Arbeit, die meist Frauen zugeschrieben wird, schafft Bilder von privat und beruflich erfolgreichen, starken Frauen. Die Aufweichung der Grenze von Arbeit und Zuhause, die Möglichkeit flexibler Zeiteinteilung ermöglicht es Frauen scheinbar, das ewige Problem von Kind und Karriere zu lösen. Sie oder er kann von zu Hause arbeiten, eventuell mal kurz den nächsten Urlaub vom Büro aus buchen oder nachdem ein Projekt abgegeben ist, zum nachmittäglichen Fußballspiel der Tochter gehen. Gleichzeitig klagen viele über die Schwierigkeit abzuschalten, Privates und Berufliches zu trennen und während des entscheidenden Tores beim Kinderfußball nicht noch an der Lösung von Problem X zu feilen. So verstärkt die Flexibilisierung die Belastung von Frauen und Männern, denn auch wenn es heute leichter ist, Familien- und Berufsleben erfolgreich zu „managen", gibt es Belastbarkeitsgrenzen und der Tag hat nur 24 Stunden.

Zur „schmutzigen" Arbeit

Die Entgrenzung von Arbeit zu Hause und im Büro führt dazu, dass Menschen, die es sich leisten können, den schmutzigen, repetitiven, langweiligen Teil der Arbeit Zuhause outsourcen. So leisten sich erfolgreiche MangerInnen billige Putz- oder Kinderfrauen, um die hohen Belastungen im Job aufzufangen. Die Aufwertung des kommunikativen und sozialen Aspekts der Reproduktionsarbeit lässt den schmutzigen und langweiligen Teil aus dem öffentlichen Bild von weiblicher Arbeit verschwinden. Die relativ hohe Bewertung bestimmter Tätigkeiten zu Hause kann zu einer Abspaltung unattraktiver Tätigkeiten führen, die dann von anderen Frauen erledigt werden müssen. Darüber stellt sich eine Hierarchie zwischen verschiedenen Formen von Weiblichkeit her, die unter anderem nach rassistischen Kriterien verläuft. (Boudry, Kuster, Lorenz 1999, 18) Die dank berufstätigen Frauen vakant gewordene Stelle für´s „Grobe" wird von Frauen besetzt, die bereit sind, in diesen oft unterbezahlten, prekären Jobs zu arbeiten.
So ist die eigene Persönlichkeit, das Produkt Subjektivität, zwar in besser bezahlten und höher bewerteten Arbeitsbereichen sehr gefragt, die meisten Menschen arbeiten aber noch immer in repressiven Arbeitsverhältnissen. Nicht nur in Bezug auf die Art, wie erfolgreiche mitteleuropäische Frauen für ihr Zuhause sorgen, stellt sich also die Frage der schmutzigen, langweiligen Arbeit, ohne Erfolgserlebnisse und ohne Anerkennung. So lebt der Reinigungs- und Pflegebereich, ein Großteil des boomenden Dienstleistungssektors, von Frauen, die bereit sind, flexibel und ohne gewerkschaftlichen oder gesetzlichen Schutz zu arbeiten. Dass dies meist sozial schwache und oder migrantische Frauen sind, liegt auf der Hand.
Es muss bei der Beschreibung der sich wandelnden Arbeitsverhältnisse also differenziert werden, wie weit diese Entwicklungen in den einzelnen Branchen und Hierarchieebenen verbreitet sind. So ist die deregulierte, flexibilisierte, kreative „Arbeit", z.B. in den „new -economy-jobs" nur denkbar durch Zuarbeit von Menschen in prekären, „schmutzigen" und/ oder illegalen Arbeitsverhältnissen. Man denke nur an die Arbeitsverhältnisse in ausgelagerten Produktionsstellen von großen Unter-

nehmen in der dritten Welt, den sogenannten sweat-jobs. Auf dem Feld zwischen „sweat" und „new-economy-Jobs" finden sich also viele Abstufungen.
Besonders prekär ist die Lage von Frauen im Reinigungs, Pflege- und Servicebereich. Hier bedeutete Flexiblisierung vor allem flexibler Umgang mit Arbeitnehmerinnenschutz. So sind in der Reinigungsindustrie bei Niedrigstlöhnen weit unter Tarifvertrag und einem harten, stressigen, langen Arbeitstag bis zu 80% Migrantinnen tätig. (Boudry, Kuster, Lorenz 1999, 18)
Diese Arbeitsverhältnisse werden von anderen Bildern des „Weiblichen" getragen, von Bildern, die in der westlichen Welt nur noch geflüstert werden, die scheinbar überholt, gar frauenfeindlich sind. Sie beruhen auf der Vorstellung, dass Frauen genügsam und fügsam sind, gut und monoton, schnell und exakt arbeiten können und mit wenig Lohn und Anerkennung zufrieden sind.

Die Geringschätzung von Hausarbeit, gegen die in den 70er und 80er Jahren von Feministinnen gekämpft wurde, bleibt damit bestehen, es besteht nur zusätzlich für die erfolgreiche weiße Frau die Möglichkeit, diesen „schmutzigen" Teil ihrer weiblichen Identität abzulegen.
Die Entwicklungen postfordistischer Arbeitsverhältnisse bergen also unterschiedlichste Folgen für den oder die Einzelne. Neben den von mir aufgezeigten „Risiken und Nebenwirkungen" bringen sie auch befreiende Momente mit sich. Die Kritik an entfremdeten Arbeitsverhältnissen, die von Repression und Ausbeutung bestimmt waren, ist scheinbar erhört worden, die Grenzen zwischen Arbeit und Zuhause, zwischen Freiheit und Ausbeutung haben sich verändert. Auch wenn die oder der Einzelne mit neuen Formen der Ausbeutung konfrontiert sind, ist es heute für manche Menschen leichter geworden, persönliches Glück, Familienleben, Selbstbestimmung, Selbstverwirklichung und die Notwendigkeit zur Lohnarbeit zu vereinbaren.

Es erscheint daher wichtig, die Tendenzen der sich ändernden Arbeitswelt in ihrer Vielschichtigkeit zu betrachten und damit die Möglichkeiten und Gefahren, die sie für die oder den Einzelne in sich tragen, darzulegen. Erst wenn die neu entstandenen Probleme aufgezeigt und erkannt sind, lassen sie sich gesellschaftlich verhandeln, nur dann ist es möglich, neue Strategien für ein gutes, selbst bestimmtes Leben zu entwickeln.

Literatur

Allegra *(04/2004), S. 152- 161*

Boudry, Pauline; Kuster, Brigitte und Lorenz, Renate *(Hrsg.) (1999): Reproduktionskonten fälschen!: Heterosexualität, Arbeit & Zuhause, Berlin*

Bröckling, Ulrich *(2000): Totale Mobilmachung. Menschenführung im Qualitäts- und Selbstmanagement, in Bröckling, Krassman, Lemke (Hrsg.): Gouvernementalität der Gegenwart, Frankfurt am Main, S. 131-167*

Deck, Jan *(2001): Subjektivität und Macht im Zeitalter der new economy oder Warum Foucault für Gesellschaftstheorie unvermeidlich ist, in Deck, Dellmann, Loick, Müller (Hrsg.): Ich schau dir in die Augen, gesellschaftlicher Verblendungszusammenhang, Mainz, S. 51- 65*

Gorz, André *(2000): Arbeit zwischen Utopie und Misere, Frankfurt am Main*

Hochschild, Arlie Russel *(1990): Das gekaufte Herz: zur Kommerzialisierung der Gefühle, Frankfurt/ New York*

Internetquellen:

Atzert, Thomas und Jost Müller*: Biopolitische Produktion und staatliche Macht, http://www.sofo-ev.org/pdf/Jost-Thomas-FouMarx.pdf*

Sutter, Barbara *: Dieses Buch wird Ihr Leben verändern! Zur politischen Rationalität aktueller Lebensführungskonzepte, http://www.transforma-online.net/transforma2003/papers/sutter.html*

Barbara Thiessen

Die andere Seite der Vereinbarkeit: Von „Perlen" und anderen Frauen

„Schatz, bringst du bitte den Müll runter?" „Aber ja, gerne"... und sehr viel mehr darf's leider immer noch nicht sein, was die männliche Beteiligung an der Haushaltsarbeit anbelangt. Dies belegt die jüngste Zeitbudgetstudie des Bundesamtes für Statistik von 2003 aufs Neue. „Das bisschen Haushalt" bleibt auch noch im 21. Jahrhundert fest in Frauenhand, ebenso wie Kindererziehung und Altenpflege. Dieses leidige Alltagsthema kann jedoch nicht nur auf individuelle Beziehungsdramen reduziert werden. Es bildet sich ebenso institutionell und auf der Ebene von Werten und Traditionen ab. Deshalb sind Änderungen so schwierig.

Die individuelle Seite kennen wir alle aus der Praxis (natürlich sind Ausnahmemänner und -frauen ausgenommen). Wie sieht die institutionelle Seite aus? Ein harmonisches Ineinandergreifen des privat-familialen Systems mit der marktwirtschaftlich organisierten Lohnarbeit gelingt keineswegs. Die Passungsschwierigkeiten werden Frauen als individuelles „Vereinbarkeitsproblem" zugemutet. Das soziale Strukturproblem wird personalisiert. Damit einher geht eine Marginalisierung und Trivialisierung alltäglicher Versorgungs- und Betreuungsarbeit. Und wie steht es mit der Ebene der Tradition? Haushaltsarbeit ist eine der wesentlichen Folien, auf der die Geschlechterdifferenz festgemacht wird – und sie steht somit in Konkurrenz zum Gleichheitsideal. Dieses System wird von allen Beteiligten aufrecht erhalten.

Die zunehmende Erwerbsintegration von Frauen führt nun allerdings zu Engpässen in der alltäglichen privaten Versorgung. Da Kinderbetreuungs- und Dienstleistungsangebote nicht ausreichend zur Verfügung stehen, wird zunehmend durch eine Umverteilung der Alltagsarbeit zwischen Frauen die weibliche Erwerbsarbeit abgefedert. Neben Großmüttern, Nachbarinnen und Freundinnen kommen dabei mehr und mehr bezahlte Kinderfrauen, Au-Pair-Mädchen und Haushaltshilfen zum Einsatz: Es zeichnet sich eine Fülle von Variationsmöglichkeiten eines weiblichen, zumeist informellen Netzwerkes ab. (Friese 1995, Thiessen 1997, 2004) Hier zeigt sich eine neue „internationale Arbeitsteilung zwischen Frauen". (Rerrich 1993) Bezahlte Haushaltsarbeit durch Migrantinnen ist keineswegs ein typisch deutsches Phänomen. Domestic Worker sind in den reichen Dienstleistungsgesellschaften dieser Welt zunehmend gefragt. Überall dort, wo die Einkommensschere auseinander geht - und dies betrifft nicht nur Europa, die USA, Kanada und Australien, sondern ebenso Schwellenländer wie beispielsweise Saudi-Arabien, Brasilien oder Singapur, entwickelt sich die Nachfrage nach Haushaltshilfen, Kinderbetreuerinnen und Au-Pairs. Der Privathaushalt als internationaler Arbeitsplatz wird zum Pull-Faktor einer zunehmend feminisierten weltweiten Migration. (Lutz 2002) Wenn dabei die Beschäftigten in privaten Haushalten in ihren Heimatländern ebenfalls Haushaltshilfen einstellen, lassen sich kontinent- und mitunter weltumspannende „Betreuungsketten" (Hochschild 2001) rekonstruieren. Die Globalisierung ist aus der Perspektive des Privathaushalts neu zu fassen.

Aus der Fülle an Fragestellungen, die sich hieraus ergeben, fokussiert der Beitrag erstens die Arbeit im Privaten: Schmutz, Körpererfahrungen und Arbeitsverhältnisse zwischen Frauen. In einem zweiten Teil werden die bundesdeutschen beschäftigungspolitischen Regelungen für Arbeitsverhältnisse im Privathaushalt, insbesondere hinsichtlich ihrer frauen- und familienpolitischen Wirkungen kritisch reflektiert.

Leid-Bilder: Arbeitgeberinnen und Beschäftigte im Haushalt

Wie sehen die Arbeitsbeziehungen im Privaten aus? Welche Selbst- und Fremdbilder stehen zur Verfügung? Reinigungstätigkeiten lösen spontan eher unangenehme Gefühle aus. Es handelt sich um eine Arbeit, die mühevoll ist und die eine Konfrontation mit Abgewertetem beinhaltet. Die Aufgabe der Reinigung besteht darin, Schmutz zu lokalisieren und zu entfernen. Die Beschäftigung mit Schmutz ist verknüpft mit Abwertung und Scham. Gleichwohl haben diese Tätigkeiten nicht nur individuellen Nutzen, in ihnen bilden sich gesellschaftliche Ordnung und kulturelle Systeme ab. Die Vergesellschaftung beruht auf der Differenzierung von Rein und Unrein. Schmutz wird von Douglas definiert als „etwas, das fehl am Platz ist". (Douglas 1988, 52)

Hier beginnt der „Tanz der Sauberkeit" (Kaufmann 1999) als ununterbrochene Wiederholung der Unterscheidung von Rein und Unrein durch die alltäglichen Gesten des Säuberns, Ordnens und Kategorisierens. Die Körperzeit gibt die Wiederholungen vor. Entscheidend für diese Choreographie ist es, dass es Spuren des Lebens sind, die entfernt und beseitigt werden: Ausscheidungen, Reste, Müll. Mithin werden diejenigen, die sich mit den Spuren des Lebens beschäftigen, ebenso verdrängt. Sie müssen selbst unsichtbar sein. Hier sind Strategien der Haushalte zu beobachten, die dazu dienen, das Eindringen der Haushaltshilfe ungeschehen zu machen und damit gleichsam den Schmutz zu verdrängen. Es lassen sich zwei Strategien erkennen: die Distanzierung und die Vereinnahmung.

Die Strategie der Distanzierung wird einerseits möglich durch ethnische Differenz. Denn mit der Beschäftigung einer Putzfrau wird privater Schmutz öffentlich: intime Lebensgewohnheiten, die Verschmutzung nach sich ziehen, werden einer Fremden bekannt. Wie wird sie damit umgehen, wem könnte sie darüber berichten? Nicht wenige Arbeitgeberinnen erklärten in Interviews[1], dass genau hierin der Grund liege, warum sie lieber eine Migrantin beschäftigen: Die Gefahr, sich außerhalb des Haushalts zu begegnen, ist geringer. Eine weitere Strategie der Distanzierung zeigt sich in der Vereinbarung, die Reinigungstätigkeiten in Abwesenheit der ArbeitgeberInnen auszuführen. Erwartet wird hier eine unpersönliche Professionalität. Die Kommunikation findet überwiegend per „Zettel" statt, auf dem die gewünschten Reinigungsarbeiten notiert sind und unter dem der vereinbarte Lohn liegt. Mit dem Verlassen der Beschäftigten soll die Wohnung vom Schmutz befreit sein.
Auch die Strategie der Vereinnahmung dient dem Ignorieren der Beschäftigten in ihrer fremden körperlichen Präsenz. Dabei wird die Haushaltshilfe selbst geleugnet, indem sie zum Familienmitglied wird: „unsere Perle". Dies funktioniert in besonderer Weise mit jungen Frauen sowie etwa mit illegalen ausländischen Beschäftigten, denen Betreuungsbedarf (z.B. in rechtlicher Hinsicht) unterstellt werden kann. In diesem Fall wird die Unprofessionalität der Beschäftigten – unabhängig von ihrem tatsächlichen Können – hervorgehoben.

Ein entscheidendes Kriterium für die Charakterisierung der Arbeitsbeziehung im Privaten ist, dass es sich hierbei um ein hierarchisches Arbeitsverhältnis zwischen Frauen handelt. Hinsichtlich traditioneller geschlechtlicher Arbeitsteilung und Segregation von öffentlich und privat gibt es kaum kulturelle Vorbilder für solche Beziehungen zwischen Frauen. Daher besteht gerade hier zwischen den Beteiligten große Unsicherheit. Dies macht das folgende Zitat aus dem Interview mit einer Beschäftigten deutlich: „Deswegen, also zu jungen Leuten geh ich sowieso nie putzen. Die, das mein ich immer, das ist manchmal auch so, äh, wenn man zu jungen Leuten kommt, die sitzt dann in ihrem Sofa und raucht sich eins und ich putze ihr hier die Zimmer, ja?"
An diesem Beispiel lassen sich zumindest vier Anhaltspunkte für die schwierige Beziehungskonstellation am Arbeitsplatz Privathaushalt ableiten. Erstens handelt es sich hier um das Beispiel eines Arbeitsverhältnisses zwischen Frauen: aus „den jungen Leuten" wird „die ... raucht sich eins". Ein

[1] *Zur Erhebung und Auswertung meiner empirischen Daten im Feld der bezahlten Haushaltsarbeit vgl. Thiessen 1997, 2004.*

Mann rauchend im Wohnzimmer wäre sicher auf weniger Unbehagen gestoßen. Zweitens würde dieselbe Situation in einem Büro – rauchende Arbeitgeberin und Reinigungskraft, die zum selben Zeitpunkt dort arbeitet – die Reinigungskraft weit weniger stören, denn grundsätzlich sind beide im Büro beim Arbeiten. Drittens zeigt sich hier, dass es zwischen Frauen wesentlich schwieriger scheint, Arbeitsaufträge zu übernehmen, als zwischen Frauen und Männern, es sei denn, die Arbeitgeberin wäre alt oder krank und gehörte eben nicht zu den „jungen Leuten", wie in der zitierten Interviewpassage. Es ist – viertens – für die Arbeitgeberin längst nicht so selbstverständlich, sich vor den Augen der Haushaltshilfe von ihrem Arbeitstag zu erholen und auszuruhen, was ihr im Falle des Handwerkers wesentlich weniger Schwierigkeiten bereiten würde.

Das Arbeitsverhältnis ist gekennzeichnet von einer schwierigen Balance von Nähe und Distanz, einer Spannung zwischen Auflösung und Grenzziehung entlang den hierarchischen Verwerfungen. Das Betreten fremder privater Räume verführt zu Phantasien und dem Wunsch nach Verschmelzung. Die Beschäftigten schildern in den Interviews häufig emphatisch die Räumlichkeiten der Arbeitgeberinnen und phantasieren sich selbst als Besitzerin: „...da war alles mit weißen Kacheln und das Badezimmer war ganz groß, ei so, für eine Königin...". Und wie im Märchen könnte ja auch aus „der Dienstmagd" „die Königin" werden. Diese Annäherung steht auch hinter dem heimlichen Benutzen eines Parfüms bei der Reinigung der sanitären Glasablage.

Aber auch die Arbeitgeberin trägt zur Auflösung der Grenzen bei. In der Bilanzierung „...es ist schon schwierig, wenn du jemanden hast, der für dich den Dreck wegmacht...", zeigt sich das ungute Gefühl, eine Hilfe für Hausarbeit zu bezahlen. Häufig berichten Arbeitgeberinnen, dass sie für die Beschäftigte das Radio anstellen, Getränke, Obst oder Knabbereien bereithalten. In diesen Gesten findet sich ein Moment von Entlastung oder Beschwichtigung, als hätten sie sich zu entschuldigen. Auch erinnert dies eher an den Umgang mit Gästen als mit Angestellten. Eine Auflösung von Grenzen zeigt sich auch in der Geste, der Haushaltshilfe eigene, abgetragene Kleider anzubieten.

Arbeitsverhältnisse im Privaten erweisen sich in der Mikroperspektive als äußerst komplexe Gebilde in der Verwobenheit des Umgangs mit Schmutz, Körpererfahrungen und Geschlechtsattributierung sowie hinsichtlich dem Beziehungsgefüge im Arbeitsverhältnis zwischen Frauen. Zufriedenstellende Fremd- und Selbstbilder lassen sich bislang noch nicht finden. Geändert werden könnte dies durch eine Normalisierung und Professionalisierung der Arbeitsverhältnisse. Doch davon sind wir noch weit entfernt.

Erwerbsarbeit im Privathaushalt: arbeits- und familienpolitische Fragen

Über 4 Millionen Haushalte in Deutschland beschäftigen nach Angaben des sozio-ökonomischen Panels von 1994 regelmäßig oder gelegentlich eine Haushaltshilfe. Davon sind ca. 37.000 sozialversicherungspflichtig beschäftigt. (Schupp 2002) Hier handelt es sich neben Haushälterinnen auch um Chauffeure, Gärtner und Butler. Deutlich wird, dass der überwiegende Anteil der Beschäftigten dem Schattenarbeitsmarkt zuzurechnen ist. Hier gibt es keine genauen Zahlen: Das Institut für Sozialforschung und Gesellschaftspolitik kam 1997 auf 1,4 Millionen geringfügig Beschäftigte in Privathaushalten (ISG 1997), das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung errechnete für den selben Zeitraum 2,8 Millionen. (DIW 1997) Die Minijobzentrale meldet für Juni 2004 67.401 geringfügig Beschäftigte in Privathaushalten. Neben dem Baugewerbe sind also die privaten Haushalte die zweitgrößten Schwarzarbeitgeber.
Die Ermittlung der Arbeitsbedingungen ist ebenfalls durch das Schattendasein dieses Arbeitsmarktsegments erschwert. Die Ergebnisse erster Studien (Thiessen 2004) bestätigen jedoch die Annahme deregulierter, prekärer Arbeitsverhältnisse. Demnach variiert der Stundenlohn von 5 bis 15 Euro,

hier spielen regionale Unterschiede, das Gefälle zwischen Stadt und Land sowie die Herkunft der Beschäftigten eine große Rolle. In den städtischen Ballungszentren hat sich der Lohn auffallend häufig bei zehn Euro eingependelt. Allerdings sind bei Asylbewerberinnen und Migrantinnen ohne Aufenthaltsberechtigung Stundenlöhne auch unter zwei Euro keine Ausnahmen. Urlaubs- und Weihnachtszuschläge sowie Lohnfortzahlung im Krankheitsfall werden nach Gutdünken bezahlt. Die Arbeitgeberinnen orientieren sich im Zweifel eher an der Nachbarin denn an der Gesetzeslage. Den meisten Haushalten ist unbekannt, dass sie verpflichtet sind, ihren Haushalt der gesetzlichen Unfallversicherung zu melden. Die Arbeitszeit bei den einzelnen Beschäftigungsverhältnissen variiert zwischen ein- bis zweimal wöchentlich jeweils zwei bis acht Stunden. Üblich ist bei Beschäftigten eine Häufung mehrerer Beschäftigungsverhältnisse, nicht selten bis zu einer Wochenarbeitszeit von über 40 Stunden, abhängig meist von der eigenen familiären Situation. (vgl. Odierna 2000) Der Arbeitsmarkt Privathaushalt ist – wenig überraschend – ein Markt, der von Frauen dominiert wird. Nicht nur die Beschäftigten sind fast ausschließlich Frauen, auch auf Arbeitgeberseite fällt die Ausgestaltung der Beschäftigung in weibliche Zuständigkeit. Deutlich wird – dies zeigen die ersten empirischen Ergebnisse – ein hoher Regelungsbedarf.

Um aus dem grauen und prekären Markt neue geregelte und attraktive Beschäftigung zu entwickeln, wurden Mitte der 1990er Jahre eine Reihe von arbeitsmarktpolitischen und berufsbildungsbezogenen Modellprojekten gestartet. Im Mittelpunkt stand dabei die Idee, stundenweise Einsätze in Haushalten zu sozialversicherungspflichtigen Arbeitsverhältnissen zu bündeln und in Dienstleistungsagenturen zusammenzufassen, um der Vereinzelung von Beschäftigten entgegenzuwirken. Die zur selben Zeit verkündeten Erwartungen an die Marktentwicklung im haushaltsnahen Dienstleistungssektor – 1995 prognostizierte beispielsweise der damalige Präsident der Bundesanstalt für Arbeit, Bernhard Jagoda, eine Million neuer Arbeitsplätze für diesen Bereich[2] – konnten weder durch die Einführung des Haushaltsschecks noch durch die modellhafte Förderung von Dienstleistungsagenturen auch nur annähernd erreicht werden. Die Beschäftigtenzunahme kann hier nur im vierstelligen Bereich nachgewiesen werden.
Problematisch ist die Einschätzung haushaltsnaher Dienstleistung als Arbeitsbereich für ausschließlich gering Qualifizierte. Ebenso geht die Vorstellung, die legale Beschäftigungsperspektive werde die illegalen Arbeitsverhältnisse direkt umwandeln, unter anderem von der Voraussetzung aus, dass alle hier Beschäftigten eine Arbeitserlaubnis hätten. Dies ist jedoch zum großen Teil nicht der Fall. Es kann also allenfalls zu Verdrängungsprozessen kommen oder einer dramatischen Verschlechterung der Arbeitsbedingungen und des Entgelts für illegal Beschäftigte.

Haushaltsnahe Dienstleistungsagenturen haben gezeigt, dass der Markt enorm entwicklungsfähig ist. Wurde 1996 noch kaum der Versuch unternommen, für haushaltsnahe Dienstleistung über 20 DM (ca. 10 Euro) pro Stunde zu berechnen, werden nun fast überall nahezu 20 Euro realisiert. Damit erwirtschaften die Agenturen die Personalkosten der Servicekräfte. Die Kosten für Overhead und insbesondere Qualifizierung können damit jedoch noch nicht gedeckt werden. Für die Modellprojekte bedeutet dies derzeit nach Auslaufen der Förderzeit, dass sie gezwungen sind, stärker auf geringfügig Beschäftigte zurückzugreifen oder unter Umständen zu schließen. Seit dem 1. April 2003 wurde die geringfügige Beschäftigung neu geregelt. Die monatliche Verdienstgrenze für den „Mini-Job" wurde auf 400 Euro aufgestockt. Gleichzeitig ist die zeitliche Begrenzung von wöchentlich 15 Stunden entfallen. Arbeitgeber/-innen zahlen eine Pauschalabgabe in Höhe von 25 Prozent, davon 12 Prozent für die Rentenversicherung und 11 Prozent für die Krankenversicherung sowie eine einheitliche Pauschalsteuer von 2 Prozent.

---

[2] *Die Zeit vom 24.2.1995: Nicht sauber, aber billig. Dienstmädchenprivileg: Steuervorteile für die Beschäftigung von Haushaltshilfen haben kaum Arbeitsplätze gebracht. In Familien boomt die Schwarzarbeit, o.V., 21*

Versicherungsfreie Minijobs in Privathaushalten werden besonders gefördert. Die Pauschalabgaben liegen hier bei 12% (mit Umlage für Lohnfortzahlung 13,3%). Zudem können Arbeitgeber/-innen 10% ihrer Aufwendungen, 510 Euro höchstens, jährlich von der Steuer absetzen. Ihre Aufwendungen liegen somit kaum höher als der Schwarzmarktpreis. Mit der Errichtung der Minijob-Zentrale ist die Abwicklung der Meldungen, Beitragsnachweise und Pauschalabgaben vereinfacht worden. Arbeitgeber müssen nur mit einer einzigen Stelle abrechnen; zuvor waren hierfür rund 350 Krankenkassen und rund 700 Finanzämter zuständig. Für den Minijob im Privathaushalt gelten die allgemeinen arbeitsrechtlichen Bestimmungen wie Lohnfortzahlung im Krankheitsfall und Urlaubsregelung.

Zwar haben sich bis Juni 2004 67.400 Haushalte für das legale Minijob-Modell entschieden (Bundesknappschaft 2004), der überwiegende Anteil der Beschäftigungsverhältnisse im Haushalt verbleibt jedoch im Graubereich des Arbeitsmarktes. Die Bundesknappschaft geht davon aus, dass nur etwa drei von hundert Stellen angemeldet sind. Es sind vor allem die Beschäftigten, die bei dem Modell brutto gleich netto bleiben wollen. Entweder arbeiten sie schon irgendwo in einem Minijob und möchten der Steuern wegen keinen zweiten anmelden. Viele bekommen Arbeitslosen- oder Sozialhilfe und verdienen „nebenbei", und ein ebenso nicht zu beziffernder Anteil der Beschäftigten verfügt über keine Aufenthaltsgenehmigung. Hier bleibt nur Schwarzarbeit. Viele sehen keinen Sinn in den neuen Reformen. Selbst die öffentliche Diskussion um Strafverfolgung führte nicht zum Erfolg. Drei Prozent legale Beschäftigte in Deutschlands Wohnstuben sind eine magere Bilanz. Der Minijob für Privathaushalte scheint dringend eine „Maxi-Reform" zu benötigen.

Keine Zukunft haben Konzepte, die den Haushalt als Feld für „einfache Dienstleistungen" nutzen wollen. Diese Position wird seit Mitte der 1990er Jahre von diversen arbeitsmarktpolitischen Kommissionen vertreten. (vgl. Zukunftskommission 1997, Bullinger 1999, Hartzkommission 2002) Die Erfahrungen der Dienstleistungsagenturen zeigen, dass personenbezogene, haushaltsnahe Dienste keine „einfache" Tätigkeiten sind, sondern Qualifizierung benötigen. Die Hartz-Kommission sieht dagegen Minijobs als geeigneten Rahmen für die Erbringung von einfachen Dienstleistungen, für Menschen, die „ein Recht auf einfache Arbeit" haben: „Viele Menschen wollen oder können nicht weiter qualifiziert werden." (Hartzkommission 2002, 41) Die Haushalte werden sich darauf kaum einlassen.

Dass für Haushaltstätigkeit, Kinderbetreuung oder Altenversorgung scheinbar keine Qualifikationen benötigt werden, macht überdeutlich, welche Geringschätzung diesen Tätigkeiten unterliegt. Klar ist auch, dass es Bereiche sind, die für Frauen vorgesehen sind, denen qua Geschlecht Fertigkeiten und Kenntnisse unterstellt werden. Hier besteht die Gefahr, dass bezogen auf künftige Arbeitsmarktpolitik, alte geschlechtliche Zuweisungen übernommen werden und gleichzeitig neue Erwerbschancen unberücksichtigt bleiben. Diese Ungereimtheiten lassen darüber hinaus einen Mangel an Kenntnissen über personenbezogene Dienstleistungsarbeit erkennen.

Für eine Professionalisierung haushaltsnaher Tätigkeitsfelder ist das Private neu zu konturieren. Wesentliche Voraussetzungen hierfür betreffen eine Entideologisierung: Erwerbsarbeit im Privaten muss nicht prekär sein, entscheidend sind die Arbeitsbedingungen, die in diesem Feld entstehen.

Die mit der Professionalisierung und Vermarktung von Haushaltsarbeit einhergehende Infragestellung der Haushaltsarbeit als „Arbeit aus Liebe" eröffnet die Chance, Haushaltstätigkeiten nicht notwendigerweise einem Geschlecht zuzuordnen. Ebenso können familiale Beziehungen von Versorgungsarbeit entlastet werden. Entscheidend wird sein, welche Arbeitsbedingungen sich im Zeitalter der Dienstleistung in diesem Arbeitssegment etablieren werden.

Literatur

Bullinger, Hans-Jörg *(Hg.) (1999): Dienstleistungen – Innovationen für Wachstum und Beschäftigung. Herausforderungen des internationalen Wettbewerbs, Wiesbaden: Gabler*

Bundesknappschaft 2004*: Aktuelle Entwicklungen im Bereich der geringfügigen Beschäftigung, Essen*

Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung *(DIW) (1997): Globalisierung: Falle oder Wohlstandsquelle? In: DIW-Wochenbericht, 64.Jg., H. 23, 413-419*

Douglas, Mary *(1988): Reinheit und Gefährdung. Eine Studie zu Vorstellungen von Verunreinigung und Tabu, Frankfurt a.M.: Suhrkamp*

Friese, Marianne *(1995): Modernisierungsfallen im historischen Prozess. Zur Entwicklung der Frauenerwerbsarbeit in einem gewandelten Europa. In: Berliner Journal für Soziologie, H.2, 149-162*

Hartz, Peter et al*. (2002): Moderne Dienstleistungen am Arbeitsmarkt. Vorschläge der Kommission zum Abbau der Arbeitslosigkeit und zur Umstrukturierung der Bundesanstalt für Arbeit (Hartz-Kommission), Berlin: BMA*

Hochschild, Arlie Russel *(2001): Globale Betreuungsketten und emotionaler Mehrwert. In: Will Hutton, Anthony Giddens (Hg.), Die Zukunft des globalen Kapitalismus, Frankfurt a.M., New York: Campus, 157-176*

Institut für Sozialforschung und Gesellschaftspolitik *(ISG) (1997): Sozialversicherungsfreie Beschäftigung. 2. Wiederholungsuntersuchung, Köln: ISG*

Kaufmann, Jean-Claude *(1999): Mit Leib und Seele. Theorie der Haushaltstätigkeit, Konstanz: Universitätsverlag*

Kommission für Zukunftsfragen der Freistaaten Bayern und Sachsen *(Zukunftskommission) (1996/1997): Erwerbstätigkeit und Arbeitslosigkeit in Deutschland. Entwicklung, Ursachen und Maßnahmen, Teil I-III: Entwicklung von Erwerbstätigkeit und Arbeitslosigkeit in Deutschland und anderen frühindustrialisierten Ländern, Bonn: Kommission für Zukunftsfragen*

Lutz, Helma *(2002): Transnationalität im Haushalt. In: Claudia Gather, Birgit Geissler, Maria Rerrich (Hg.), Weltmarkt Privathaushalt. Bezahlte Haushaltsarbeit im globalen Wandel, Münster: Westfälisches Dampfboot, 86-102*

Odierna, Simone *(2000): Die heimliche Rückkehr der Dienstmädchen. Bezahlte Arbeit im privaten Haushalt, Opladen: Leske und Budrich*

Rerrich, Maria S. *(1993): Auf dem Weg zu einer neuen internationalen Arbeitsteilung der Frauen in Europa? Beharrungs- und Veränderungstendenzen in der Verteilung von Reproduktionsarbeit. In: Bernhard Schäfers (Hg.), Lebensverhältnisse und soziale Konflikte im neuen Europa. Verhandlungen des 26. Deutschen Soziologentages in Düsseldorf 1992. Frankfurt/New York: Campus, 93-102*

Schupp, Jürgen *(2002): Quantitative Veränderung von Erwerbstätigkeit in privaten Haushalten Deutschlands. In: Claudia Gather, Birgit Geissler, Maria Rerrich (Hg.), Weltmarkt Privathaushalt. Bezahlte Haushaltsarbeit im globalen Wandel, Münster: Westfälisches Dampfboot, 50-70*

Statistisches Bundesamt *(2003): Wo bleibt die Zeit? Die Zeitverwendung der Bevölkerung in Deutschland 2001/02, Wiesbaden*

Thiessen, Barbara *(1997): Individualisierung und Reproduktion. Analyse prekärer Arbeitsverhältnisse im Privathaushalt. Werkstattberichte des IBL, Bd. 5, Universität Bremen, Bremen*

Thiessen, Barbara *(2004): Re-Formulierung des Privaten. Professionalisierung personenbezogener, haushaltsnaher Dienstleitung, Wiesbaden: VS-Verlag*

Kirsten Scheiwe

Geschlechterkonstruktionen im Sozialversicherungsrecht

Über formale Gleichheit, (Un-)Abhängigkeit und faktische Ungleichheiten

Welche Risiken sichert das Sozialversicherungsrecht ab? – Die Anfänge der Sozialversicherung und die Entstehung des 'Familienernährer-Modells'

Die Sozialversicherung in der BRD umfasst folgende Versicherungszweige:
• Krankenversicherung (1883 verabschiedet)
• Unfallversicherung (1884 verabschiedet)
• Invaliditäts- und Altersversicherung (1889 verabschiedet)
• Arbeitslosenversicherung (seit 1927)
• soziale Pflegeversicherung (1994 verabschiedet).

Seit Gründung der ersten Sozialversicherungszweige ab 1883 unter Bismarck sind charakteristische Merkmale der Sozialversicherung die Versicherungspflicht der abhängig Beschäftigten, die Beitragsfinanzierung (ergänzt durch staatliche Zuschüsse), die Gewährung von Rechtsansprüchen auf Leistungen bei Eintritt des ‚Versicherungsfalls' unabhängig von einer Überprüfung der Bedürftigkeit des Versicherten sowie die Selbstverwaltung der Sozialversicherungen. Abgesichert wurden zunächst die ‚klassischen' Risiken Krankheit, Arbeitsunfall und Invalidität, Einkommensverlust im Alter und Arbeitslosigkeit. Um 1900 waren nur Kernschichten der Arbeiterklasse von der Sozialversicherung erfasst (18% der Gesamtbevölkerung), während Beschäftigte in Hausgewerbe, Land- und Forstwirtschaft und im häuslichen Dienst (Bereiche, in denen Frauen überwiegend beschäftigt waren) zunächst ausgeschlossen blieben.

Merkmale der Geschlechterdimensionen der Sozialversicherung

Dass Sozialversicherung – von ihren Anfängen bis heute – eher spezifisch ‚männliche' Risiken abdeckt und spezifisch ‚weibliche' Risiken weitgehend ausgeklammert bleiben (und in bedarfsabhängige Bereiche wie die Sozialhilfe verwiesen werden), ist von mehreren Faktoren beeinflusst:

- Durch die Erwerbszentriertheit des Sozialversicherungsrechts und die Bestimmung der Gruppe der ‚Pflichtversicherten' sowie die Erwerbsformen, die am besten abgesichert sind (das ‚männliche' Normalarbeitsverhältnis) sind Frauen häufiger benachteiligt.

- Sozialversicherungsrechtlich abgesichert sind ‚erwerbsbezogene Risiken', andere ‚Risiken', die häufiger Frauen treffen, werden der Privatsphäre zugewiesen.

- Niedrigere Frauenlöhne führen zu geringeren Geldleistungen der Sozialversicherung, so dass sich die Arbeitsmarktsegregation und geringere Entlohnung bei der Leistungshöhe fortsetzen.

- Ein konservatives Leitmodell (das Modell des verheirateten ‚männlichen Familienernährers' und der Ehefrau als ‚abhängig', als Hausfrau oder nur ‚Zuverdienerin') perpetuiert sich im Zusammenwirken von Sozialversicherungsrechts mit anderen Bereichen der sozialen Sicherung (Steuerrecht, Eherecht und Scheidungsfolgenregelungen, bedarfsabhängige Sozialleistungen u.a.), wenn nicht koordiniert auf höchster Ebene der Sozialpolitik ein modernes partnerschaftliches und gleichberechtigtes Modell von geteilter Erwerbs- und Familienarbeit implementiert wird und wenn die Sorgearbeit weitgehend ‚privat' und sozialrechtlich nicht anerkannt bleibt.

Die Auswirkungen des Sozialversicherungsrechts hängen auch vom Verhalten der Individuen ab: Würden alle Frauen in demselben Umfang erwerbstätig sein wie Männer, ließen sich kaum geschlechtsspezifische Unterschiede beim Leistungsniveau und bei der Inanspruchnahme unterschiedlicher Sozialversicherungsleistungen feststellen. Dies ist aber bekanntlich aus mehreren Gründen nicht der Fall (fehlende Arbeitsplätze, geringere Entlohnung von Frauen, Zeitmuster der Erwerbsarbeit, fehlende Infrastrukturen der Kinderbetreuung, unzureichende Öffnungszeiten öffentlicher Einrichtungen). Und da Menschen nicht nur ‚Arbeitsmarktbürger' sind, sondern auch Familien haben und (überwiegend Frauen) auch unbezahlte Sorgearbeit leisten und Verantwortung für andere tragen, beeinflussen diese Rahmenbedingungen das Verhalten und die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, was wiederum auf den unterschiedlichen Zugang zu Sozialversicherungsleistungen zurück wirkt. Aber das Sozialrecht hat einen Einfluss darauf, welche Leitbilder und normativen Modelle dominant sind, ob eher auf typisch männliche Biographien bezogene ‚Risiken' oder ob auch auf typisch weibliche Biographien bezogene ‚Risiken' vom Sozialversicherungsrecht berücksichtigt oder ausgeschlossen werden - wie der jahrzehntelange Kampf um einen angemessenen Mutterschutz seit Mitte des 19. Jahrhunderts zeigt.

Sozialversicherte Personen, abgesicherte Risiken – Inklusion und Exklusion

Die ‚Risiken', die mit Sorgearbeit zusammenhängen, wurden vom Sozialversicherungsrecht in den Anfängen der 1880er Jahre fast vollständig der Privatsphäre zugewiesen. Sie scheinen erst später auf, indem *Angehörige des männlichen ‚Familienernährers' als ‚Abhängige'* durch abgeleitete Ansprüche in den sozialen Schutz einbezogen werden. Einige Leistungen haben Unterhaltsersatzfunktion; dadurch wird das Risiko ‚Wegfall des Erwerbseinkommens des Versicherten' abgesichert (Krankengeld; Hinterbliebenenrenten); in der Krankenversicherung, erhalten mitversicherte Familienangehörige Zugang zu Sachleistungen. Arbeitende Frauen selbst waren zu Anfang jedoch weitgehend außerhalb des Sozialversicherungsschutzes. So kritisierte Lily Braun 1902 die „ganze Halbheit" eines Sozialversicherungswesens, das Frauen in vielen Fällen von seinen Leistungen ausklammerte durch den Ausschluss wichtiger Bereiche der Frauenerwerbsarbeit (Dienstmädchen, Heimarbeiterinnen, Landarbeiterinnen – sie wurden erst 1911 einbezogen).

Die soziale Absicherung spezifischer *Risiken von Frauen aufgrund von Schwangerschaft und Wochenbett*, die 1883 in die Krankenversicherung integriert worden waren, war äußerst unzureichend; erst 1914 wurde im Ersten Weltkrieg ein weitergehender Mutterschutz aus kriegs- und bevölkerungspolitischen Gründen eingeführt. Das *traditionelle ‚Ernährermodell' des (männlichen)* Versicherten, dessen Ehefrau und abhängige Familienmitglieder durch abgeleitete Rechte in den Sozialversicherungsschutz mit einbezogen werden (Mitversicherung in der Krankenversicherung, Hinterbliebenenrenten für Witwen und Waisen) hat sich erst schrittweise entwickelt.[1] Wichtige Etappen dabei waren die Einführung der Witwen- und Waisenrenten für die Hinterbliebenen von Arbeitern durch die Reichsversicherungsordnung 1911 und das Angestelltenversicherungsgesetz 1911. Dieses Muster von Geschlechterkonstruktionen ist typisch für die Sozialversicherung: es wird nicht direkt am Geschlecht angeknüpft (auch die Frau konnte als Versicherte ‚Hauptverdienerin' sein), sondern es werden Kriterien verwendet, die aufgrund der tatsächlichen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung Frauen häufiger benachteiligen als Männer. In einigen Normen knüpfte die Ungleichbehandlung jedoch direkt am Geschlecht an (z.B. geschlechtsspezifisch unterschiedliche Altersgrenzen beim Rentenzugang).

[1] *Rust (1990) zeichnet detailliert die Entwicklung des Familienlastenausgleichs in der gesetzlichen Kranken- Unfall- und Rentenversicherung nach.*

Der Einfluss des bürgerlich-patriarchalischen Ehemodells des BGB von 1900 auf das Sozialversicherungsrecht

Die Arbeitsteilung innerhalb der Ehe war im Familienrecht eindeutig geschlechtsspezifisch geregelt: das 1896 verabschiedete Bürgerliche Gesetzbuch, das am 1.1.1900 in Kraft trat, kodifizierte das Familienmodell der bürgerlichen Klasse,[2] die sog. ‚Hausfrauenehe' oder ‚Versorgerehe': der Ehemann war zum Barunterhalt der Familie verpflichtet, die Ehefrau war berechtigt und verpflichtet, „das gemeinschaftliche Hauswesen zu leiten" (§ 1356 Abs. 1 BGB); einer eigenen Erwerbstätigkeit der Ehefrau konnte der Ehemann widersprechen, wenn sie nicht mit den Interessen der Familie vereinbar war – ein Eherecht, das von Vertreterinnen der Frauenbewegung als ‚ehelicher Patriarchalismus' (Marianne Weber)[3] attackiert wurde. Der Frau wird die Sphäre des ‚Privaten', der Haushaltsführung, Kindererziehung und Sorgearbeit zugewiesen, dem Mann die öffentliche Sphäre und die Sicherung des Barunterhalts der Familie durch Erwerbsarbeit oder Vermögen.

Die Ausweitung des Kreises der Anspruchsberechtigten durch abgeleitete Ansprüche von Ehepartnern und Familienangehörigen von Versicherten war zweifelsohne ein Fortschritt für die soziale Absicherung der unteren Schichten und Klassen; dass dabei an der Ehe angeknüpft wurde, verlängerte jedoch den ‚bürgerlichen Ehepatriarchalismus' in das Sozialversicherungsrecht hinein und verstärkte ihn ideologisch. Dies hatte Ausschlusswirkungen: ledige Mütter hatten keine abgeleiteten Rechte als Mitversicherte in der Krankenversicherung oder als Hinterbliebene (dies gilt bis heute), so dass sie sozialrechtlich nicht abgesichert waren, wenn sie nicht als Arbeiterin oder Angestellte selbst versichert waren. Das Leistungsniveau war damals jedoch sehr gering und nicht existenzsichernd: so erhielten ‚Kriegerwitwen' mit Kind nach dem 1. Weltkrieg nur ein ‚Pflegschaftsgeld' von 33 Mark für die Frau und 14 Mark für ein Kind monatlich (Hering 1998:36). Erst 1957 wurde durch die Rentenreform das Prinzip der ‚Lebensstandardsicherung' eingeführt.

Historische Kontinuität und Wandel: die erstaunliche Überlebensfähigkeit des ehezentrierten ‚Familienernährer-Hausfrauen-Modells'

Die Grundprinzipien der Sozialversicherung und auch die Geschlechterdimensionen haben eine erstaunliche Überlebensfähigkeit bewiesen, auch wenn das ehezentrierte ‚Familienernährer'-Modell etwas modernisiert und geschlechtsneutral ausgestaltet wurde. In der Interpretation des Gleichberechtigungsgrundsatzes des Art. 3 Abs. 2 GG ging das Bundesverfassungsgericht in den 50er und 60er Jahren von einer Anerkennung der ‚natürlichen Andersartigkeit' und von ‚biologischen und funktionalen Unterschieden' von Frauen und Männern aus, die jedoch als ‚gleichwertig' betrachtet wurden. Die erste ‚Witwerrentenentscheidung' des BVerfG von 1963[4] verdeutlicht das konservative ‚Familienernährer-Modell':

„Immer also bleibt die Haushaltsführung Beruf der Frau – und von Notsituationen abgesehen – ihr wesentlichster Unterhaltsbeitrag. Um aber diesen erbringen zu können, ist sie auf den Geldbeitrag des Mannes angewiesen. Hier (...) liegt der richtige Kern der häufig gebrauchten Bezeichnung des Mannes als Ernährer. Ist die Hausfrauenleistung auch seiner Geldleistung gleichwertig, so ist sie doch von ihm abhängig; erst die Geldleistung des Mannes ermöglicht die Entfaltung des Berufes als Hausfrau" (BVerfGE 17, 1 (20)).

---

[2] *„Der Hauptberuf der Ehefrau bezieht sich auf das Innere des Hauses und wird in den wohlhabenden Klassen der Bevölkerung sich regelmäßig darauf beschränken." (Motive zu dem Entwurfe eines BGB für das Deutsche Reich Bd. 4, 1896, S. 107).*

[3] *Marianne Weber erklärte den ‚zeitgenössischen Ehepatriarchalismus' im BGB von 1896 aus den politischen Kräfteverhältnissen im Kaiserreich: „Für den allgemeinen Charakter des Gesetzbuchs war ... maßgebend der dynastisch-militärische Charakter des neuen Staatswesens, die zur Zeit des Beginns der Beratung noch geringe Bedeutung der deutschen Frauenbewegung, und der Respekt, welchen die Erfolge Bismarcks dem deutschen Bürgertum vor allem ‚Autoritären' und in diesem Sinn ‚Männlichen' beigebracht hatten." (Weber 1907:411).*

[4] *BVerfGE 17,1.*

Erst infolge des zweiten ‚Witwerrentenurteils'[5] des Bundesverfassungsgerichts von 1975 können Witwer seit 1986 unter den gleichen Voraussetzungen eine Hinterbliebenenrente beziehen wie Witwen (vorher war Anspruchsvoraussetzung für eine Witwerrente, dass die versicherte Frau ‚Hauptverdienerin' des Familienunterhalts war), auch das ungleiche Rentenzugangsalter für Altersrenten von Frauen und Männern wurde durch das Rentenreformgesetz 1992 für beide Geschlechter einheitlich auf 65 Jahre festgesetzt – formale Gleichheit durch eine Anpassung ‚nach oben' für Frauen.

Eine weitere *Modernisierung des ‚Familienernährer-Modells*' in der Familienversicherung der gesetzlichen Krankenversicherung (§ 10 SGB V) verbesserte den *Rechtsstatus von kostenfrei mitversicherten Familienangehörigen* (Ehepartner und Kinder): Standen ihnen vorher nur abgeleitete, aber keine eigenen Rechte zu, so erhielten sie durch das Gesundheitsreformgesetz 1992 den Status von Mitgliedern mit eigenen Rechten. Die vorherige *Konstruktion der Abhängigkeit* durch abgeleitete Rechte konnte – besonders in Konfliktsituationen – zu entwürdigenden Folgen für die Frau führen, etwa bei Getrenntleben, denn der Versicherte erhielt die Leistungen für den unterhaltsberechtigten Ehegatten, musste Anträge unterschreiben u.ä. - Unverändert blieb jedoch, dass nur die Ehepartnerin mit geringem Einkommen, aber nicht der Partner einer eheähnlichen Lebensgemeinschaft Zugang zur Familienversicherung in der gesetzlichen Krankenversicherung hat. Die kostenfreie Mitversicherung ist auch unabhängig davon, ob die Ehepartnerin Kinder der Familie versorgt oder nicht. Die Umverteilung zugunsten von Versicherten mit einer ökonomisch abhängigen Ehepartnerin begünstigt die ‚Hausfrauenehe', während berufstätige Frauen Krankenversicherungsbeiträge zahlen müssen – dies wurde häufig kritisiert und gefordert, dass für einen nicht beitragspflichtigen Ehepartner Mindestbeiträge vom unterhaltspflichtigen Ehepartner gezahlt werden sollten (die in Phasen der Kindererziehung durch staatliche Beitragsleistungen ersetzt werden sollten).

Diese Kritik hatte jedoch bisher keinen Erfolg: so wurde bei Einführung der sozialen Pflegeversicherung 1995 auch hier eine kostenfreie Mitversicherung der Ehepartnerin, die nicht mehr als geringfügig verdient, nach dem Modell der gesetzlichen Krankenversicherung eingeführt (§ 25 I SGB XI). Auch bei der letzten *Rentenreform von 2002*, die zu wichtigen Änderungen im Bereich der Hinterbliebenenrenten führte, blieb es bei der Konstruktion der Absicherung von Witwen und Witwern von Versicherten aufgrund der Ehe, die jedoch etwas eingeschränkt wurde (Mindestdauer der Ehe von einem Jahr ab 2001, Beschränkung der ‚kleinen Witwenrente' auf 24 Monate[6]). Das traditionelle Modell der ‚Versorger- und Hausfrauenehe' bleibt daher auch zukünftigen Generationen von Versicherten erhalten und gilt nicht nur für ältere Jahrgänge, deren Berufs- und Lebensplanung nicht mehr reversibel ist. Forderungen nach der Einführung der Möglichkeit eines generellen Rentensplittings von Rentenanwartschaften zwischen Partnern[7] – ein ‚Teilen' bereits während bestehender Beziehung, wie es seit 1977 für den Fall der Ehescheidung im Rahmen des Versorgungsausgleichs vorgesehen ist – an Stelle von Witwen-/Witwerrenten konnte sich als Regelfall jedoch nicht durchsetzen; ein freiwilliges Rentensplitting wurde jedoch seit 1.1.2002 ermöglicht. Die Rentenreform gilt jedoch nur für Ehen, die ab 2002 geschlossen wurden und für Versicherte, die am 1.1.2002 noch nicht 40 Jahre alt waren.

Während das allgemeine Niveau von Witwen-/Witwerrenten durch die Rentenreform 2001 von 60% auf 55% der Rente des verstorbenen Versicherten abgesenkt wurde (§ 67 Nr. 6 SGB VI), sind Kindererziehungszeiten in der Regel im Rahmen von Witwen-/Witwerrenten durch Zuschläge zu den Entgeltpunkten in ihrer Bedeutung aufgewertet worden,[8] so dass Witwen mit zwei oder mehr Kin-

---

[5] *BVerfG-Entscheidung vom 12.3.1975, BVerfGE 39, 169.*
[6] *§§ 46, 47, 97, 242a, 243 SGB VI i.d.F. vom 19.2.2002 (BGBl. I S. 754, III 860-6).*
[7] *So die Forderung des Deutschen Juristinnenbundes (djb); vgl. die ausführliche Tagungsdokumentation in Zeitschrift für Sozialreform (ZSR) 2000, S. 674ff.*
[8] *Zu Einzelheiten vgl. Ruland, FamRZ 2004, 494.*

dern im Vergleich zum früheren Recht besser gestellt worden sind. Zwar wurden durch die Reform auch eigene Rentenanwartschaften von Versicherten aufgewertet, die wegen Kindererziehung nur teilzeitbeschäftigt sind (§ 70 III a SGB VI), so dass nicht nur verheiratete Personen, die Kinder erziehen, besser gestellt wurden. Insgesamt wurde durch die genannten Reformen die Bedeutung der Ehe für die Alterssicherung von Frauen durch abgeleitete Ansprüche (Witwen-/Witwerrenten) jedoch auch für die Zukunft erhalten.

Von einer stärkeren Individualisierung im Sinne der Entkoppelung der Anspruchsberechtigung vom Status der Ehe und Gewährung eigenständiger sozialer Rechte kann in Bereich der Witwen-/Witwerrenten auch nach der jüngsten Reform 2001 daher nicht gesprochen werden. Das traditionelle „Versorger-Hausfrauen-Ehemodell" hat – trotz der Eherechtsreform von 1977, die ein partnerschaftliches gleichberechtigtes Ehemodell und das Recht beider Ehepartner auf Erwerbstätigkeit (§ 1356 BGB) normiert – in Teilbereichen des Sozialversicherungsrecht weiterhin Konjunktur und wird noch verstärkt durch andere Rechtsbereiche, vor allem durch das sog. ‚Ehegatten-Splitting' im Steuerrecht, dessen Beseitigung bzw. Reform immer wieder gefordert und auch verfassungsrechtlich begründet wurde, woran sich aber auch die SPD/Grünen-Koalition trotz anfänglicher Absichtserklärungen nicht herantraut. In der internationalen vergleichenden Wohlfahrtsstaatsforschung wird das Sozialstaatsmodell der BRD wegen der starken Position der Ehe als ‚Versorgungsinstanz' im Sozial- und Steuerrecht als *‚starkes Brotverdienermodell'* bezeichnet (siehe unten).

Die 1970er Jahre – Arbeitsförderungsgesetz, Eherechtsreform und der Grundsatz der Gleichbehandlung der Geschlechter im Sozialrecht der EG

Spätestens in den 1970er Jahren wurden bedeutende Veränderungen in Geschlechterverhältnissen und Familienbeziehungen deutlich: die Erwerbstätigkeit von Frauen, vor allem von verheirateten Frauen, nahm zu. Die Scheidungshäufigkeit stieg an, und die Geburtenrate sank. Das 1. Eherechtsänderungsgesetz, das am 1. Juli 1977 in Kraft trat, normierte ein partnerschaftliches und gleichberechtigtes Modell der Arbeitsteilung in der Ehe (§ 1356 BGB) und ersetzte das Prinzip der Scheidung aufgrund von Verschulden durch das ‚Zerrüttungsprinzip' (§ 1565 BGB) und regelte die Scheidungsfolgen neu. Dabei wurde im Scheidungsfolgenrecht der *‚Versorgungsausgleich'* (§§ 1587 a) ff. BGB) eingeführt – ein Eingriff in das Sozialversicherungsrecht durch Ausgleich der während der Ehezeit erworbenen Rechte des Versicherten auf Alterssicherung durch Teilung (‚Ehegattensplitting'). Die enge Verschränkung von Familien- und Sozialrecht bei der sozialen Absicherung ist hier augenfällig; das Scheidungsfolgenrecht als Teil des Eherechts verteilt sozialrechtliche Anwartschaften auf Alterssicherung um, um die wirtschaftlich schwächere Partei für ihre geringere Alterssicherung aufgrund der ‚Familienarbeit' zu kompensieren. Auch dies ist *eine Form der ‚abgeleiteten sozialen Sicherung' von ‚Abhängigen' auf der Grundlage der Ehe* (wenn auch erst im Moment des Scheiterns), auch wenn der Versorgungsausgleich rechtstechnisch im BGB und nicht im Sozialrecht geregelt ist.

1969 wurde auch das *Arbeitsförderungsgesetz* (AFG) verabschiedet – eine aktive *Arbeitsmarktpolitik* sollte Vollbeschäftigung, (Weiter-)Qualifikation, berufliche Bildung und Integration in den Arbeitsmarkt fördern, wobei ‚Berufsrückkehrerinnen' (vor allem verheiratete Frauen nach Unterbrechungszeiten) eine spezielle Zielgruppe waren. In diesem Bereich der Sozialversicherung wurden Frauen als *‚aktive Arbeitsmarktbürgerinnen'* definiert, individualisiert und unabhängig von ihrem Status als Ehepartnerin. Die Familienzuschläge in der Arbeitslosenversicherung für verheiratete Arbeitslose wurden 1975 aufgehoben (stattdessen wurde aber die Berücksichtigung der Lohnsteuerklasse eingeführt und die Höhe von Arbeitslosengeld und –hilfe mit dem Nettolohn verkoppelt, so dass Verheiratete, v.a. Ehemänner insgesamt besser abschneiden – eine dringend reformbedürftige Regelung). Anfangs enthielt das AFG auch Rechtsansprüche auf Förderung und Qualifikation unabhängig von vorher erworbenen versicherungsrechtlichen Anwartschaften, was vor allem für Frauen nach Unterbrechungszeiten interessant war. Das Arbeitsförderungsrecht kann ein wichtiges

Instrument zur Arbeitsmarktintegration von Frauen sein. Die positiven Ansätze wurden in den 45 Jahren seit Verabschiedung des AFG 1969 jedoch partiell wieder zurückgenommen; die Reformen folgen einer ‚Zick-Zack-Bewegung' von Eingliedern, Ausgliedern und Wieder-Eingliedern[9] bis hin zu ‚Hartz IV' (näheres dazu weiter unten).

Geschlechterkonstruktionen im Sozialversicherungsrecht sind insofern nicht einheitlich und widersprüchlich. Jeder Sozialversicherungszweig ist näher zu untersuchen und zu analysieren, was hier nicht geleistet werden kann – ein idealtypisches ‚Geschlechtermodell' oder ‚Frauenbild' der Sozialversicherung lässt sich jedoch als *dominantes normatives Modell im Sozialrecht* bestimmen, das durch empirische Untersuchungen der ungleichen sozialen Auswirkungen (z.B. bei geschlechtsspezifisch unterschiedlichem Leistungsbezug, Leistungshöhe etc.) zu überprüfen ist. Dabei sind *Zusammenspiel und Wechselwirkungen* zwischen verschiedenen Bereichen des Sozialrechts (Sozialversicherungsrecht und bedarfsabhängige Sozialleistungen), des *Familienrechts* (Eherecht und Unterhaltsrecht) sowie des *Steuerrechts* bei der sozialen Absicherung zu berücksichtigen, um die Geschlechterdimensionen zu erschließen[10]. Dies gilt erst recht für einen internationalen Vergleich.

Da die Sozialrechtsnormen geschlechtsneutral ausgestaltet wurden (auch unter dem Einfluss der EG-Richtlinie 79/7[11]) und formale Gleichheit besteht, steht die Frage nach *indirekter oder mittelbarer Diskriminierung*[12] im Vordergrund. Mittelbare Diskriminierung bedeutet, dass eine Regelung zwar nicht ausdrücklich am Geschlecht anknüpft, aber ‚neutrale' Kriterien enthält (z.B. ‚Hauptverdiener', ‚Haushaltsvorstand', ‚Teilzeitbeschäftigte' o.ä.), die zu Benachteiligungen führen, welche überwiegend ein Geschlecht betreffen und die nicht durch objektive, geschlechtsneutrale Gründe gerechtfertigt werden können. Um diese benachteiligenden Auswirkungen festzustellen, sind also immer auch empirische Daten erforderlich. Wieweit abgeleitete Ansprüche für Familienmitglieder oder die Anrechnung von Einkommen und Leistungen des Partners auf eigene Leistungen mittelbar diskriminierend sein können, ist rechtlich noch nicht abschließend geklärt (dazu Bieback 1997) – hier sind noch wichtige Fragen des Antidiskriminierungsrechts offen.

Die Hierarchie der arbeits- und sozialrechtlichen Absicherung – die Privilegierung des ‚Normalarbeitsverhältnisses' und die Geschlechterordnung der Zeit

Das sog. ‚Normalarbeitsverhältnis', das lebenslange kontinuierliche Vollzeiterwerbsarbeit auf dem Niveau des Durchschnittsverdienstes voraussetzt, ist im Arbeits- und Sozialrecht weiterhin das normative Modell, das am besten sozial abgesichert ist. Es hat geschlechtsspezifische Auswirkungen, weil es mit gleichzeitiger Sorgearbeit und Haushaltsführung kaum vereinbar ist, vor allem wenn Kindererziehung oder Pflege angesagt sind (erst recht, wenn Infrastrukturen und Betreuungsangebote unzureichend sind) und setzt voraus, dass der ‚männliche' Normalarbeitnehmer eine Frau im Rücken hat, die diese unbezahlte Arbeit übernimmt. Zwar verliert das ‚Normalarbeitsverhältnis' insgesamt an Terrain auf dem Arbeitsmarkt durch zunehmende Arbeitslosigkeit und prekäre Beschäftigungsformen (befristete Arbeitsverhältnisse, neue Selbständigkeit, Werkverträge, kurze Teilzeitarbeit, geringfügige Beschäftigungsverhältnisse), von der auch immer mehr Männer betroffen sind. Frauen sind jedoch in Beschäftigungsverhältnissen unterhalb des sozialrechtlichen Schutzniveaus des ‚Normalarbeitsverhältnisses' immer noch überrepräsentiert. Vereinfacht ausgedrückt,

---

[9] *Zur Geschlechterdimension des Arbeitsförderungsrechts und der Arbeitslosenversicherung vgl. Lorenz (1998), Jäger (1994) und Scheiwe (2000).*

[10] *Dazu Scheiwe (1994; 1999) mit internationalem Vergleich.*

[11] *Richtlinie (EWG) 79/7 vom 19.12.1978 zur schrittweisen Verwirklichung des Grundsatzes der Gleichbehandlung von Männern und Frauen im Bereich der sozialen Sicherheit (ABl. 1986, L 225/40).*

[12] *Zum Rechtsbegriff der mittelbaren Geschlechtsdiskriminierung vgl. Fuchsloch (1995) und Biebach (1997), der die Auswirkungen der EG-Richtlinie 79/7auf das Sozialrecht vergleichend untersucht.*

sind ‚Männerzeiten' sozial- und arbeitsrechtlich besser abgesichert als ‚Frauenzeiten'[13]. Die Hierarchie der arbeits- und sozialrechtlichen Zeiten lässt sich skizzenhaft folgendermaßen darstellen:

Zeitflexibilität ‚nach oben'	**Überstunden, Nacht- und Schichtarbeit**
Privilegiertes Normalarbeitsverhältnis	***Kontinuierliche Vollzeitbeschäftigung***
Zeitflexibilität ‚nach unten'	**Teilzeitbeschäftigung oberhalb der Geringfügigkeitsgrenze**
	Geringfügige Beschäftigung

Zeitflexibilität ‚nach oben' bringt zusätzliche arbeits- und sozialrechtliche Vorteile mit sich, Zeitflexibilität ‚nach unten' wirkt sich auf sozialversicherungsrechtliche Anwartschaften und die Leistungshöhe bei Geldleistungen negativ aus. Eine Domäne des ‚Normalarbeitsverhältnisses' ist nach wie vor das Rentenrecht, denn das Leistungsniveau des idealtypischen ‚Eckrentners', dessen Altersrente lebensstandardsichernd sein soll, kann nur erreicht werden durch 45 Jahre versicherungspflichtige Beschäftigung auf dem durchschnittlichen Lohnniveau. Frauentypische Risiken wie Erwerbsunterbrechungen oder Phasen von Teilzeitbeschäftigung wegen Kindererziehung werden erst seit 1986 durch die Anrechnung von Kindererziehungszeiten in der Rentenversicherung und seit der Rentenreform von 2001 durch die Möglichkeit der Anhebung von Rentenpunkten auf das Niveau der Durchschnittsverdienste kompensiert. Durch die strikte Verkoppelung der Leistungshöhe von Geldleistungen wie Renten oder Arbeitslosengeld mit der Höhe der gezahlten Beiträge (‚Äquivalenzprinzip') und das weitgehende Fehlen von Elementen der Mindestsicherung oder von ‚Sockelbeträgen' schlagen geringere Erwerbseinkommen von Frauen aufgrund von Teilzeitarbeit oder auch aufgrund der geringeren Frauenlöhne direkt auf die Höhe von Sozialversicherungsleistungen durch.

‚Geringfügige Beschäftigung', *‚Mini-, und auch ‚Midijobs'* bilden ein wachsendes Segment des Arbeitsmarktes, in dem Frauen deutlich überrepräsentiert sind; geringfügige Beschäftigung wird – ergänzend zum Modell des verheirateten ‚Familienernährers' – sozialstaatlich gefördert. Eine verbesserte soziale Absicherung geringfügig Beschäftigter, die bis 1999 nicht sozialversicherungspflichtig waren, wurde frauenpolitisch seit langem gefordert. Die Neuregelung zum 1.4.1999 führte eine Beitragspflicht in der Krankenversicherung sowie (reduziert) in der Rentenversicherung ein, aber der Ausschluss von der Arbeitslosenversicherung blieb bestehen. Während die Einnahmen der Kranken- und Rentenversicherung gestiegen sind, stehen auf der Leistungsseite den pauschalen Rentenversicherungsbeiträgen nur eingeschränkte Leistungen gegenüber, wenn keine freiwillige Höherversicherung erfolgt (kein Anspruch auf Reha-Leistungen, auf Erwerbsminderungsrenten, auf Rente nach Mindesteinkommen, eingeschränkte Anrechnung als Versicherungszeit) – ein *„Zwei-Klassen-System" von sozialem Schutz.* Auch die Steuerrechtssystematik hat gelitten, nachdem das Einkommen geringfügig Beschäftigter unter bestimmten Voraussetzungen steuerfrei gestellt wird (§ 39 Nr. 3 EStG) und das Einkommen geringfügig Beschäftigter bei Zusammenveranlagung von Ehegatten nicht als Einkommen angerechnet wird. Diese steuerrechtliche Ungleichbehandlung von Einkommen aus geringfügiger Beschäftigung bei der Zusammenveranlagung von Ehepartnern ist verfassungsrechtlich bedenklich,[14] beweist aber einmal mehr, dass das konservative ‚Brotverdiener-

[13] *Eine ausführliche Untersuchung der ungleichen Behandlung von 'Männerzeiten' und ‚Frauenzeiten' im Arbeits-, Sozial- und Familienrecht enthält Scheiwe (1993).*

[14] *Vgl. dazu Boecken, NZA 1999, 393ff.*

Hausfrauen-Modell' der Ehe in etwas abgewandelter Variante *(‚Hauptverdiener mit geringfügig nebenbeschäftigter Hausfrau')* im Zusammenwirken von Sozialversicherungs- und Steuerrecht gefördert wird.

Veränderungen der ‚Risikodefinitionen' seit Mitte der 1980er Jahre: ‚weibliche' Risiken wie Erwerbsunterbrechung wegen Kindererziehung oder Pflege werden in einigen Sozialversicherungsbereichen salonfähig

1986 wurde zusammen mit der Einführung des ‚Erziehungsurlaubs' (jetzt ‚Elternzeit') die Berücksichtigung von Kindererziehungszeiten (§ 56 SGB VI) in der Rentenversicherung eingeführt (ein Jahr pro Kind, für Geburten ab 1.1.1992 drei Jahre). Erst ‚im Schatten des Bundesverfassungsgerichts' wurden frauenbenachteiligende Details beseitigt (1999 wurde die Bewertung von Kindererziehungszeiten von 75% des Durchschnittseinkommens auf 100% angehoben, und Rentenanwartschaften durch Kindererziehungszeiten sind mit Anwartschaften aufgrund eigener Erwerbstätigkeit kumulierbar). Auch als Berücksichtigungszeiten und Anrechnungszeiten (§§ 57, 58 SGB VI) können Kindererziehungszeiten in der Rentenversicherung eine Rolle spielen; im Arbeitsförderungsrecht ist ihre (wechselnde) Bewertung als Beitragszeiten oder bei der Berechnung der Rahmenfrist für die Anwartschaftszeit für Arbeitslosengeld (§§ 123, 124 SGB III) von Bedeutung.[15] Seit der Rentenreform 2001 können geringe niedrige Rentenanwartschaften (bei Teilzeitarbeit oder unterdurchschnittlichem Verdienst) um 50% bis zu max. 100% des Durchschnittsverdienstes aufgewertet werden durch eine Gutschrift von Entgeltpunkten, wenn die oder der Versicherte ein Kind von drei bis zehn Jahren betreut (§ 70 Abs. 3a SGB VI).[16] Dies begünstigt teilzeitarbeitende Mütter (Väter). Im Recht der gesetzlichen Rentenversicherung wird also seit der Einführung 1986, verstärkt durch die Reform 2001, eine deutliche Tendenz zur Aufwertung von Kindererziehungszeiten für die eigenständige Alterssicherung, sichtbar.

Auch für Zeiten *unbezahlter Pflegetätigkeit* von pflegebedürftigen Personen, die Leistungen der am 1.1.1995 in Kraft getretenen Pflegeversicherung (SGB XI) beziehen, können die ‚nichtprofessionellen' Pflegenden Leistungen zur sozialen Sicherungen erhalten (§ 44 SGB XI) und dadurch Rentenanwartschaften erwerben, wenn die Pflegeperson gleichzeitig nicht mehr als 30 Stunden wöchentlich erwerbstätig ist. Dafür werden – ohne zeitliche Begrenzung – während der Dauer der Pflege Rentenversicherungsbeiträge entrichtet.

Beide Entwicklungen markieren einen *Einschnitt* und einen *gewissen ‚Systembruch'* im Sozialversicherungsrecht: mit der Einführung der Pflegeversicherung wurde das Risiko ‚Pflegebedürftigkeit', das bisher der privaten Verantwortung (und nachrangig der Sozialhilfe) zugewiesen war, als ‚sozialversichertes Risiko' definiert, und durch die Berücksichtigung von Kindererziehungs- und Pflegezeiten in der Rentenversicherung wurden diese (unbezahlten) Sorgearbeiten als 'Risiken' anerkannt, welche die eigenständige soziale Absicherung durch versicherungspflichtige Erwerbsarbeit einschränken und die deshalb in gewissem Umfang sozialversicherungsrechtlich abgesichert werden. – Ist das die *‚Erosion des männlichen Familienernährer-Modells'*? Haben ‚Risiken', die aufgrund der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung überwiegend Frauen treffen, und die Sorgearbeit (*„care"* in der englischsprachigen Diskussion) eine angemessene Anerkennung und soziale Absicherung erfahren?

---

[15] *Näheres zur wechselnden Bewertung im Arbeitsförderungsrecht bei Scheiwe (2000:148ff.) und in der Kommentierung von § 8 SGB III von Fuchsloch in Gagel, SGB III – Arbeitsförderung, Kommentar, o. J., 1999 – Loseblattsammlung, München.*

[16] *Für Geburten ab 1.1.1992; es müssen mindestens 25 Jahre mit rentenrechtlichen Zeiten vorliegen. Dazu zählen auch Kinderberücksichtigungszeiten.*

Die lange geforderte und auch vom Bundesverfassungsgericht angemahnte sozialversicherungsrechtliche Aufwertung von Kindererziehungs- und Pflegezeiten in der Rentenversicherung ist eindeutig ein Fortschritt. Doch dies sind Teilreformen in einzelnen Sozialversicherungszweigen, die grundlegende Strukturmerkmale nicht ändern. Denn das sozialpolitische Geschlechtermodell als Ergebnis des Zusammenwirkens verschiedener Bereiche, zu denen Sozialhilferecht, Steuerrecht und Familienrecht gehören ebenso wie die Arbeitsmarktpolitik und Arbeitsrecht – hat sich dadurch nicht grundlegend verändert, sondern wurde nur modifiziert – angepasst als ‚modernisierte Variante' des konservativen Modells der ‚Brotverdiener-Hausfrauen-Ehe', das sich zunehmend in ein *‚Hauptverdiener-Zuverdiener-Modell'* oder in den *‚1 ½ - Einkommen-Haushalt'* verwandelt, in dem die Frau – zumindest in Lebensphasen, in denen jüngere Kinder im Haushalt leben oder pflegebedürftige Angehörige zu versorgen sind – die Erwerbstätigkeit unterbricht, teilzeit arbeitet oder nur geringfügig beschäftigt ist. Dies ist weit entfernt vom Modell einer *eigenständigen sozialen Absicherung* unabhängig von der Ehe, von partnerschaftlicher Teilung von Erwerbsarbeit und Elternverantwortung oder vom Modell der ‚erwerbstätigen Mutter' (Leira 1992).

Eine grundlegende Veränderung erfordert sowohl eine koordinierte Reform des arbeits- und sozialrechtlichen Modells des ‚Normalarbeitsverhältnisses' als lebenslanger Vollzeitarbeit, eine verbesserte Absicherung ‚langer' Teilzeitarbeit auf dem Niveau von 25- bis 30-Wochenstunden als Standardmodell, die Absicherung von flexiblen Übergängen und des Wechsels zwischen verschiedenen Arbeitszeitformen im Rahmen des ‚lebenslangen Lernens' und *gleichzeitig* eine verbesserte soziale Absicherung von Sorgearbeit und Kinderkosten auf der Grundlage eines partnerschaftlichen Modells von Ehe und Elternschaft. Dazu gehört auch die längst überfällige Reform des Steuerrechts und des ‚Ehegattensplittings'. – Eine koordinierte Reform von Arbeitsmarkt-, Sozial-, Familien- und Geschlechterpolitik fehlt jedoch in der BRD. Während die Komplexität des Sozialrechts zunimmt und zahlreiche ‚Baustellen' nebeneinander bestehen (siehe Hartz IV und das neue SGB II), ist das Ziel der Gleichstellung der Geschlechter nur eines unter vielen, dem nur untergeordnete Bedeutung zugewiesen wird und das immer mehr ‚absinkt' (Scheiwe 2000), weil auch kleine Verbesserungen gegen strukturelle Benachteiligungen des ‚Basismodells' nicht ankommen. Hier besteht also kaum Grund für Optimismus. Wichtig wäre dagegen eine flexible Koordination, welche die Geschlechter- und Familiendimensionen der Sozialpolitik auf der höchsten Politikebene integriert. Davon sind wir jedoch weit entfernt trotz aller Lippenbekenntnisse zum ‚gender mainstreaming'.

Der Umbau des Sozialstaats, Hartz III und IV: fast alle sind ‚erwerbsfähige' Individuen - welche Erwerbsarbeit wird Frauen zugemutet werden?

Durch die Hartz III und IV genannten Reformen sind das Recht der Arbeitsförderung (SGB III) mit Wirkung zum 1.1.2004 und das Sozialhilferecht mit Wirkung zum 1.1.2005 (SGB II) weitgehend geändert worden. Hartz II hatte durch Änderungen des Sozialversicherungsrechts bereits zum 1.4.2003 die sog. Minijobs ausgeweitet und deren sozialversicherungsrechtliche Privilegierung weiter ausgebaut, ohne dass dies zu einer eigenständigen ausreichenden sozialen Sicherung (überwiegend von Frauen) führen kann. Durch Hartz III wurden die der Frauenförderung dienenden Ansprüche von Berufsrückkehrerinnen eingeschränkt. Das neue SGB II schafft mit Wirkung zum 1.1.2005 die bisherige Arbeitslosenhilfe (eine Sozialversicherungsleistung, die jedoch bedarfsabhängig ausgestaltet war) ganz ab und legt diese mit der Sozialhilfe zusammen in einer sog. ‚Grundsicherung für Arbeitssuchende', die auch Leistungen für die mit der ‚erwerbsfähigen Personen' in einer Bedarfsgemeinschaft lebenden Personen umfasst. Die Reform wird zu erheblichen Einkommenseinbußen bei zahlreichen bisherigen Arbeitslosenhilfe-EmpfängerInnen führen und auch bei vielen bisherigen SozialhilfeempfängerInnen durch die weitgehende Abschaffung der ‚einmaligen Leistungen' und deren zu niedrige Pauschalierung ein geringeres Leistungsniveau als früher in der Sozialhilfe zur Folge haben. Bereits früher fielen Frauen häufiger aus dem Bezug von Arbeitslosenhilfe heraus als Männer, weil die Einkommensanrechnung des Partnereinkommens von (meist besserverdienenden ‚Versorger'-)Partnern Frauen überproportional benachteiligte. Jetzt werden die Anrechnungsregeln

von Partnereinkommen verschärft und ungünstiger als früher in der Arbeitslosenhilfe – so wird auch die ‚Zuverdiener-Ehefrau' mit einem Einkommen von € 400 monatlich zur ‚Miternährerin' des arbeitslosen Partners, wenn sein Arbeitslosengeld I-Anspruch ausläuft und ihr Erwerbseinkommen bis auf einen Freibetrag in Höhe von 60 € auf den Anspruch auf ‚Arbeitslosengeld II' angerechnet wird.[17]

Die Verpflichtung zur Annahme fast ‚jeder' Arbeit erhöht sich durch das SGB II für alle Erwerbsfähigen – dazu werden auch die meisten Frauen gehören, denn erwerbsfähig ist, wer mindestens drei Stunden täglich arbeiten kann (§ 8 SGB II). ‚Unzumutbar' wird eine Arbeit nur unter sehr eingeschränkten Bedingungen sein (§ 10 SGB II). Nur die Gefährdung der Erziehung eines Kindes durch die Ausübung der Arbeit (die besteht in der Regeln aber nicht, wenn ein Kind ab drei Jahren in Tagesstätte oder Tagespflege betreut werden kann) wird im Gesetz ausdrücklich erwähnt; auch Pflege kann nur noch eingeschränkt zur Unzumutbarkeit führen (wenn die Pflege nicht auf andere Weise sichergestellt werden kann). – Hier erfährt das privilegierte ‚Versorger-Hausfrauen-Modell', das im bedarfsabhängigen Sozialhilferecht ohnehin eingeschränkt war, eine weitere Schwächung; die soziale Absicherung von Sorgearbeit kann hier weiter abgebaut werden (was ist z.B. mit einer Mutter von mehreren Kindern über drei Jahren – muss sie eine geringfügige Beschäftigung annehmen? – hier wird es auch um die Auslegung eines ‚sonstigen wichtigen Grundes' für die Unzumutbarkeit gehen).

Dass Frauen möglicherweise verstärkt in die ‚Zuverdienerinnen-Rolle' abgedrängt werden, hängt auch mit den verfolgten *‚Niedriglohnstrategien'* zusammen, mit dem fehlenden Berufs- und Qualifizierungsschutz und mit der Tatsache, dass das ‚Fördern' (§ 14 SGB II) – im Gegensatz zum sanktionenbewehrten ‚Fordern' – nicht durch Rechtsansprüche abgesichert ist, sondern eine Ermessensleistung darstellt: Leistungen zur Eingliederung, wie Fortbildungs- und Umschulungsmaßnahmen nach dem SGB III oder die Vermittlung eines Betreuungsplatzes für minderjährige Kinder, von psychosozialer Beratung oder Schuldnerberatung u.ä. (§ 16), sind reine ‚Kann-Bestimmungen'. Es ist als Tendenz zu befürchten, dass die ‚Case-Manager' (die persönlichen Ansprechpartner) der Agenturen für Arbeit (oder die entsprechenden Stellen der Kommunen, die für die kommunale Trägerschaft optiert haben) in den Jobcentern viele Frauen eher in Niedriglohnbereiche oder geringfügige Beschäftigung vermitteln werden (nach dem Motto ‚work first') statt in kostenaufwändige Qualifizierungsmaßnahmen und sich hier das traditionelle ‚Familienernährer-Hausfrauen-Modell' in seiner *modernisierten Variante als 'Hauptverdiener-Zuverdienerin'*-Modell verfestigt.

In purer Form präsentierte sich ein überholtes ‚Vertretungs-Modell' in den bereits viel kritisierten Bestimmungen über Eingliederungsvereinbarungen im SGB II, wonach ein erwerbsfähiger Hilfsbedürftiger darin auch regeln kann, welche Leistungen die in einer Bedarfsgemeinschaft mit ihm lebenden Personen erhalten (§ 15 Abs. 2 SGB II). Nach zahlreichen Protesten mit dem Inhalt, dass jede Person der Bedarfsgemeinschaft - ob Partnerin oder erwerbsfähige Kinder der hilfesuchenden Person - derartige Vereinbarungen über Leistungen nur höchstpersönlich treffen kann, wurde die Formulierung durch den Gesetzgeber im Juni 2004 ergänzt durch die Verpflichtung, diese Personen an der Vereinbarung zu beteiligen.

Soweit Frauen z.B. als Alleinerziehende ohnehin selbst erwerbstätige ‚Familienernährerinnen' sind, besteht die Gefahr dass das Armutsrisiko zunimmt (vor allem wegen der niedrigen Pauschalierung der bisherigen ‚einmaligen Leistungen' der Sozialhilfe im SGB II), die auch durch den neu eingeführten ‚Kindergeldzuschlag' nicht immer ausgeglichen werden können.

---

[17] *Vgl. ausführlich Spindler (2004) sowie Degen/Fuchsloch/Kirschner (2003) zur Problematik der Auswirkungen des SGB II auf Frauen.*

Sozialstaatliche Geschlechtermodelle im internationalen Vergleich – Unterschiede der Bedeutung von Erwerbsarbeit, Ehe und Sozialleistungen für die soziale Absicherung

Die Frage nach Geschlechterordnungen des Sozialstaats im internationalen Vergleich hat bisher eher feministische Wissenschaftlerinnen im Bereich der sozialwissenschaftlichen Wohlfahrtsstaatforschung interessiert und weniger die Rechtsvergleichung. Anfang der 90er Jahre wurde in Arbeiten von Jane Lewis, Ilona Ostner und Mary Langan die Unterscheidung von Wohlfahrtsstaaten nach einem *‚starken', einem ‚moderaten' und einem ‚schwachen' ‚Ernährermodell'*[18] vorgenommen. Entscheidendes Kriterium für die Zuordnung war dabei, ob und in welchem Umfang Frauen in einzelnen Ländern individuelle soziale Rechte als Erwerbstätige oder abgeleitete Rechte als Abhängige von (männlichen) ‚Familienernährern', als Ehefrauen oder Mütter, erwerben konnten. Individuelle soziale Rechte in Abhängigkeit vom Arbeitnehmer-Status waren dabei ein Indikator. Einerseits wurden institutionelle Regeln analysiert (etwa aus Sozial- oder Steuerrecht), andererseits auch empirische Daten herangezogen (z.B. der Umfang der Frauenerwerbstätigkeit, Vollzeit- und Teilzeitquoten, Einkommensverteilung in Haushalten), wobei die beiden Analyse-Ebenen – die normative und die empirische – vermischt wurden, so dass die Indikatoren nicht immer trennscharf waren. Die BRD folgte danach einem ‚starken' Ernährer-Modell, während die skandinavischen Ländern in die Gruppe mit dem ‚schwachen' Ernährermodell fielen und Wohlfahrtstaaten mit stärker familialistischen Sozialleistungen (z.B. Frankreich und Belgien) dem ‚moderaten Ernährermodell' zugeordnet wurden.

In der weiteren feministischen Diskussion wurde neben der Bedeutung des ‚Familienernährer-Modells' im internationalen Vergleich näher untersucht, in welchem Ausmaß Sozialstaaten die Sorgearbeit („care") durch arbeits- und sozialrechtliche Absicherung anerkennen (Sainsbury 1996). Außerdem wurde untersucht, wie sich das Angebot an personalen Dienstleistungen im Bereich der Versorgung von Kindern und von Pflegebedürftigen unterscheidet und inwieweit unbezahlte Sorgearbeit in bezahlte Arbeitsplätze verwandelt wurde. Die sozialstaatliche Verteilung von Sorgearbeit und ‚care' zwischen privater Verantwortung (überwiegend auf Kosten von Frauen) und sozialstaatlicher Anerkennung und Organisation oder marktförmigen Angebotsstrukturen wurden dann ebenfalls zum Gegenstand des Vergleichs der Geschlechtermodelle von Wohlfahrtstaaten. Sainsbury schlug die Unterscheidung zwischen zwei Idealtypen, einem *‚Familienernährer'-Modell'* und einem *individualisierten Modell* vor. Das ‚individualisierte Modell' beruht auf einer symmetrischen Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern und einer individualisierten, eigenständigen sozialen Sicherung mit partieller Bezahlung und sozialrechtlicher Anerkennung von Sorgearbeit. Sainsburys vergleichende Länderanalyse (Vereinigtes Königreich, Niederland, die USA und Schweden) mit differenzierten Indikatoren zeigte, dass eine eindeutige Zuordnung zu diesen Idealtypen bei keinem Land möglich war, sondern dass es Unterschiede zwischen Teilbereichen der sozialen Sicherung und widersprüchliche Tendenzen gibt. Daly (2000) hat in ihrer vergleichenden Untersuchung der geschlechtsspezifischen Dimensionen des britischen und des deutschen Wohlfahrtstaats die Verteilung von *‚male' und ‚female risks'* zwischen Arbeitsmarkt, Ehe, Sozialversicherung und bedarfsabhängigen Sozialleistungen einbezogen und kommt zu sehr differenzierten Ergebnissen; z.B. sind die Geschlechterungleichheiten im Vereinigten Königreich im Niveau der Sozialleistungen geringer, und in der BRD ist die Abhängigkeit von der Ehe für die Einkommenssicherung von Frauen höher, aber die Armutsquoten im Vereinigten Königreich (z.B. für Alleinerziehende oder Witwen) sind deutlich höher als in der BRD. Schließlich ist bei einem internationalen Vergleich auch zu berücksichtigen, wie die *Verteilung von Kinderkosten, Dienstleistungen und Sorgearbeit* durch Sozial- und Familienrecht sich auf Geschlechterungleichheiten auswirken.[19] Nicht nur Arbeitsmarktbeziehun-

[18] *Einen Überblick gibt Ostner (1995).*

[19] *Dies hat Scheiwe (1999) rechtsvergleichend für vier Ländern (BRD, Vereinigtes Königreich, Belgien, Schweden) untersucht.*

gen, Sozial- und Steuerrecht prägen die ‚Geschlechterbeziehungen' und ihre normativen Modelle, sondern auch Familienrecht, vor allem Eherecht, Scheidungsfolgenrecht und Unterhaltsrecht – die Entwicklung einer koordinierten Sozial-, Familien- und Geschlechterpolitik bleibt eine Herausforderung für die Frauenbewegung.

Literatur

Bieback, K.-J. *(1997). Die mittelbare Diskriminierung wegen des Geschlechts. Ihre Grundlagen im Recht der EU und ihre Auswirkungen auf das Sozialrecht der Mitgliedstaaten. Baden-Baden.*

Daly, Mary *(2000). The Gender Division of Welfare. Cambridge.*

Degen, Christel/Fuchsloch, Christine/Kirschner, Karin *(2003). „Die Frauen nicht vergessen – Forderungen für das Vermittlungsverfahren der Hartzgesetze III und IV", FR vom 26.11.2003*

Fuchsloch, C. *(1995). Das Verbot der mittelbaren Geschlechtsdiskriminierung. Ableitung, Analyse und exemplarische Anwendung auf staatliche Berufsausbildungsförderung. Baden-Baden.*

Gerhard, Ute *(Hrsg.) (1997). Frauen in der Geschichte des Rechts: Von der frühen Neuzeit bis zur Gegenwart. München.*

Hausen, Karin *(1997). Arbeiterinnenschutz, Mutterschutz und gesetzliche Krankenversicherung im Deutschen Kaiserreich und in der Weimarer Republik. Zur Funktion von Arbeits- und Sozialrecht für die Normierung und Stabilisierung der Geschlechterverhältnisse. In: Gerhard (Hrsg.) S. 713-743*

Hering, Sabine *(1998). Makel, Mühsal, Privileg? Eine hundertjährige Geschichte des Alleinerziehens. Frankfurt a.M.*

Ostner, Ilona *(1995). Arm ohne Ehemann? Sozialpolitische Regulierung von Lebenschancen für Frauen im internationalen Vergleich, Aus Politik und Zeitgeschichte B 36-37/95, S. 3-12.*

Ruland, Franz *(2004). Familie und Alterssicherung, FamRZ 51. Jg. Nr. 4, 493-500.*

Rust, Ursula *(1990). Familienlastenausgleich in der gesetzlichen Kranken-, Unfall- und Rentenversicherung. Berlin.*

Sainsbury Diane *(1996). Gender, equality, and welfare states. Cambridge.*

Scheiwe, Kirsten *(1993). Männerzeiten und Frauenzeiten im Recht – Normative Modelle von Zeit im Arbeits-, Sozial- und Familienrecht und ihre Auswirkungen auf die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung. Berlin.*

Scheiwe, Kirsten *(1999). Kinderkosten und Sorgearbeit im Recht – eine rechtsvergleichende Studie. Frankfurt a.M.*

Scheiwe, Kirsten *(2000). Geht die Gleichstellungspolitik im „Regelungsgestrüpp" des Arbeits- und Sozialrechts unter?, Streit 18. Jg. Nr. 4, 147-151.*

Spindler, Helga *(2004). Was wird Hartz IV den Frauen in Not bringen? In: Gehartzte Zeiten für Frauen in Not. Materialien zum Fachgespräch vom 5. März 2004, Hrsg. Die Grünen im Landtag NRW, Düsseldorf, S. 6-9.*

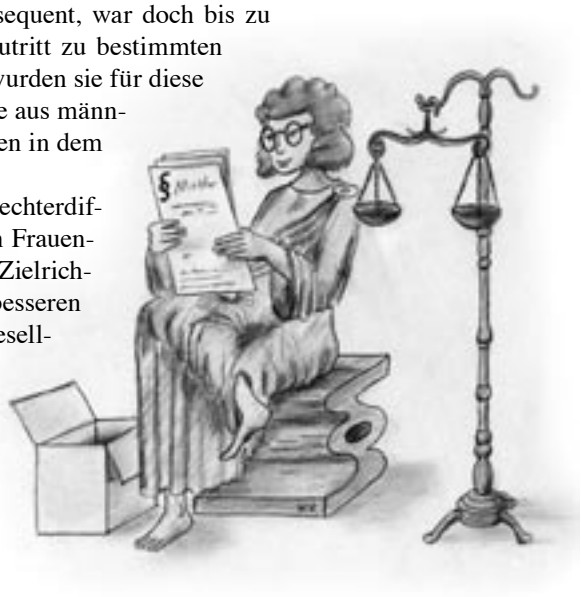
Weber, Marianne *(1907). Ehefrau und Mutter in der Rechtsentwicklung. Tübingen (Reprint von 1969).*

Ulrike Schultz

Richten Richterinnen richtiger?

Zur Frage, ob Frauen die juristische Berufspraxis verändern

Bei den Berufen, die traditionell männlich dominiert waren, stellte sich in den letzten Jahrzehnten die Frage, ob sich durch das Hinzukommen einer größeren Zahl von Frauen die Berufspraxis ändern würde. Diese Frage war aus männlicher Sicht konsequent, war doch bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts Frauen in Deutschland der Zutritt zu bestimmten Berufen verwehrt. Aufgrund ihrer Geschlechtercharaktere wurden sie für diese als nicht geeignet befunden. Ein höherer Frauenanteil musste aus männlicher Perspektive zumindest Status, Prestige und Einkommen in dem Beruf gefährden.
In den achtziger Jahren gewann die Frage von der Geschlechterdifferenz neue Aktualität: Sie wurde von einem Teil der neuen Frauenbewegung wieder aufgegriffen, nunmehr mit einer anderen Zielrichtung, nämlich zugespitzt auf die Frage, ob Frauen nicht die besseren (friedfertigeren) Menschen seien, deren Teilhabe an der gesellschaftlichen Macht die Weltordnung positiv verändern würde.



Ob und inwieweit die Beteiligung von Frauen berufliche Tätigkeiten verändert, sich das Frauenbild auf das Berufsbild auswirkt, will ich hier exemplarisch am Beispiel der Juristinnen behandeln.

Das Vordringen von Frauen in die juristischen Berufe

Vorab noch einmal ein Blick zurück: Ab 1900 ergaben sich die ersten Möglichkeiten für Frauen zur Immatrikulation ins Jurastudium in Deutschland, 1912 nahmen sie erstmals an juristischen Staatsexamina teil, erst 1919 wurden sie zum juristischen Vorbereitungsdienst zugelassen. Es folgten heftige Auseinandersetzungen darüber, ob Frauen Recht praktizieren könnten und sollten. Dabei wurde argumentiert:

- dass Frauen aufgrund ihrer Emotionalität und biologisch bedingten Stimmungsschwankungen zu objektiven Urteilen nicht in der Lage seien und es daher undenkbar sei, sie über andere zu Gericht sitzen zu lassen, aber auch
- dass Frauen für das harte juristische Geschäft zu schade seien und davor bewahrt werden müssten.

Nachdem 1919 die Weimarer Reichsverfassung verabschiedet worden war, die die rechtsgrundsätzliche Gleichstellung von Frau und Mann brachte, bedurfte es trotzdem noch eines ausdrücklichen Gesetzes „über die Zulassung der Frauen zu den Ämtern und Berufen der Rechtspflege" im Jahr 1922, um Frauen den Weg in die juristischen Berufe zu öffnen. Geebnet wurde er dadurch nicht. Die Zahlen stiegen langsam, Juristinnen verschwanden im Dritten Reich fast wieder von der Bildfläche. 1960 praktizierten weniger als 4 % Frauen in den juristischen Berufen: Erst die Bildungsoffensive der 60er und 70er ließ die Studentinnenzahlen und dann auch die Zahlen die Jurastudentinnen steigen. Heute studieren etwa gleich viel Frauen und Männer Rechtswissenschaften. Jura ist zu einem

bevorzugten Studienfach von Frauen geworden, eine Entwicklung, die in anderen traditionell männlich dominierten Fächern, z.B. in den Naturwissenschaften so nicht nachvollzogen worden ist. Mit Phasenverzögerung ist auch der Frauenanteil in den juristischen Berufen gestiegen. Die Prozentwerte geben allerdings nicht ihren tatsächlichen Anteil am Arbeitsvolumen wieder, da erheblich mehr Frauen als Männer Teilzeit arbeiten.

Anteil Frauen in juristischen Berufen

	Anwaltschaft %	Richterschaft %	Staatsanwaltschaft %
1960	>2,0	2,6	
1970	4,5	6,0	5,0
1980	8,0	13,0	11,0
1989	14,7 = 7.960 von 54.108	17,6 = 3.109 von 17.627	17,6 = 661 von 3.759
2001	25,3 = 27.924 von 110.367	27,7 = 5.780 von 20.880	30,9 = 1.559 von 5.044
2003	26,8 = 32.595 von 121.420	30,1 = 6.291 von 20.901	33 = 1.699 von 5.150

Daten: Justizstatistik, Statistik der Bundesrechtsanwaltskammer
Der Anstieg um rd. 3.000 RichterInnen und StaatsanwältInnen nach 1989 ist durch die Wiedervereinigung bedingt.

Immerhin ist der Drittelanteil, der von der Frauenbewegung als „kritische Masse" für die wirksame Partizipation von Frauen in Berufen definiert worden war, fast erreicht.

Theoretische Grundlagen einer Forschungshypothese

In den 80er Jahren gab ich den Anstoß zu einem großen internationalen vergleichenden Projekt „Women in the World´s Legal Profession".(Schultz 2003 a-c) Die Frage, ob der wachsende Frauenanteil die juristische Berufspraxis verändert, stand im Raum.
Als Forschungshypothese für unser Projekt formulierten wir daher:
„Will women change the legal profession? Will the profession change women?" (Menkel-Meadow 1985, 1987, 1989)[1]
Ein Teil der Frauenbewegung war zu der Zeit stark beeinflusst von Carol Gilligan´s Buch: Die andere Stimme. (1984) Gilligan ist Entwicklungspsychologin, Schülerin von Kohlberg. Dieser hatte in Weiterführung von Arbeiten von Jean Piaget, der seinerseits auf Freud´schen Erkenntnissen aufbaute, sich mit der Entwicklung des moralischen Selbst bei jungen Menschen befasst. Kohlberg hatte eine differenzierte Stufenskala zur Klassifikation des moralischen Urteilens nach Entwicklungsebenen und –stufen aufgestellt. Seine Befunde, wie auch zuvor schon die von Piaget und Freud, basierten auf empirischen Untersuchungen mit männlichen Kindern und Jugendlichen. Im Vergleich erreichten Mädchen häufig nicht die Entwicklungsstufe wie Jungen, waren also „zurückgeblieben". Dieses Unwerturteil versuchte Gilligan zu widerlegen. Sie kommt in ihrem Buch zu dem Schluss, dass Piaget und Kohlberg ein Modell der Moralentwicklung entworfen haben, das vorrangig das männliche moralische Denken rekonstruiert, angewandt auf das moralische Denken von Frauen aber zu kurz greift, da es das spezifische „Weibliche" des moralischen Denkens nicht oder nur unzureichend

[1] *Vgl. auch Jack und Jack 1989 und Harrington 1994*

erfasst. Sie stellt fest, dass Männer eher einer Gerechtigkeitsmoral (logic of justice) folgen, sich auf das Bild der „blinden Gerechtigkeit" berufen, einem Regel-Norm-Denken verhaftet sind, und sich auf abstrakte Gesetze und universelle Prinzipien verlassen, um Konflikte unpersönlich und unparteiisch zu schlichten. Für Frauen ist eher eine Fürsorgemoral (logic of care) typisch, ihr moralisches Denken und Handeln ist mehr auf die Übernahme von Verantwortung und Fürsorge ausgerichtet, die Verbundenheit (relatedness) mit anderen. Deutlich wird, dass Gilligan die „andere Stimme" für die menschlichere, lebens- und liebenswertere hält.

Die weibliche Orientierung an Beziehungen ist auch das Leitthema eines einige Jahre später erschienenen anderen Meilensteines feministischer Literatur, des Buches der Linguistin Deborah Tannen: Du kannst mich einfach nicht verstehen. Warum Männer und Frauen aneinander vorbeireden. (1991) Sie stellte anhand empirischer Untersuchungen fest, dass der männliche Sprachstil einer Berichtssprache entspricht, die auf die Bewahrung eigener Unabhängigkeit zielt und in der Gespräche in erster Linie ein Mittel zur Statusaushandlung in einer hierarchischen sozialen Ordnung sind. Der Sprachstil von Frauen wird charakterisiert als Beziehungssprache, die darauf gerichtet ist, Bindungen zu knüpfen, Gemeinschaft herzustellen, Intimität zu bewahren und Isolation zu vermeiden. Diese Befunde legen das Gegensatzpaar kalt (unmenschlich) und warm (menschlich) nahe.
Die Arbeiten von Gilligan und Tannen sind für die Beurteilung der Auswirkungen, die die Feminisierung der juristischen Berufe hat, insofern von besonderer Bedeutung, als Juristen erstens als Hüter des Rechts in besonderer Weise für die Moral und die Wertordnung der Gesellschaft zuständig sind und zweitens ihr Arbeitsinstrument die Sprache ist. Wenn Frauen „anders" sind, kann das nicht ohne Folgen auf die juristische Praxis bleiben.

Im deutschen feministischen Mainstream wurden die genannten Werke, die durch einige andere von sog. Differenztheoretikerinnen (Field-Belenky 1984 u.a.) ergänzt wurden, als essentialistisch kritisiert, weil sie den Frauen geschlechtsspezifische Eigenschaften zuweisen.[2] Der deutsche Feminismus hatte sich in den 90er Jahren dem Strukturalismus und der Dekonstruktion von Geschlecht verschrieben. Sein Anliegen war, das patriarchal konstruierte soziale Geschlecht (gender) mit traditionellen Geschlechterrollen zu überwinden. (Ben-Habbib 1993) Im Widerspruch dazu stand allerdings eine auch bei Konstruktivistinnen häufig verwandte „Wir-Frauen-Rhetorik", bei der die Vorstellung von „uns Frauen" als etwas Besonderem mitschwang.
Richtig ist, dass man mit der Erforschung oder Betonung von Differenz in das „patriarchale Dilemma" gerät und in Gefahr ist, Männern, die immer schon wussten, dass Frauen anders („schwächer") sind, argumentativ zuzuarbeiten. In Deutschland habe ich mich daher mit meinen Untersuchungen zu den Auswirkungen der Feminisierung der juristischen Berufe durchaus nicht nur beliebt gemacht.

Immerhin hatte ich eine prominente Bundesgenossin:
In einem Vortrag auf dem deutschen Richtertag 1995, der dem Thema „Justiz im Wandel" gewidmet war, setzte sich Jutta Limbach, die Präsidentin des Bundesverfassungsgerichts, mit den „Trends des Wandels in der Justiz" auseinander und damit auch der steigenden Zahl der Richterinnen und Staatsanwältinnen. Sie stellte die Frage: *Verändern die Frauen die dritte Gewalt? Kommt ein weibliches Element in Gestalt von Empathie und Nachsicht in der Rechtsprechung zum Tragen? Etwa in einer milderen Strafpraxis? – Oder ziehen das juristische Studium und die Justiz vorzugsweise solche Frauen an, die den Männern ähnlich autoritär strukturiert sind?*

Für denselben Richtertag war Renate Jaeger, Richterin am Bundesverfassungsgericht, gebeten worden, sich ausführlicher mit dem Thema „Frauen verändern die Justiz – Verändern Frauen die

[2] *Nunner-Winkler 1991 hat Gilligan auch methodisch heftig kritisiert.*

Justiz?" auseinanderzusetzen. Sie kritisierte die Fragestellung, weil sie fürchtete, dass dahinter dieselbe Erwartung stehen könnte, die zu Beginn des Jahrhunderts den Frauen den Zugang zu den juristischen Berufen verwehrt hatte und alte Geschlechtszuschreibungen wieder fröhliche Urständ feiern könnten. Sie trug vor, dass bei JuristInnen eine spezifischen Berufswahl aufgrund spezifischer individueller Eigenschaften (Logik, Abstraktionsfähigkeit, Sprachvermögen) erfolge und dass sowohl Männer wie Frauen einem starken Sozialisationseinfluss der männlich dominierten Justiz ausgesetzt seien. Juristinnen und Juristen in der Justiz seien daher im Zweifel gar nicht so unterschiedlich, wie es die Themenstellung nahe lege.

Verändern Frauen die juristische Berufspraxis?

Die Berufspraxis verändert Frauen

In einem hat Renate Jaeger auf jeden Fall Recht: Juristinnen werden eingepasst: Sie durchlaufen in ihrer 7 – 10 Jahre dauernden Ausbildung nachhaltig prägende Prozesse (Schultz 2003, S. 301), die nach wie vor von Männern organisiert und durchgeführt werden, – bis heute gibt es nicht mehr als 6 % Juraprofessorinnen – und die sich an traditionellen Mustern und Idealen orientieren. (Schultz 2003 b) Neben dem notwendigen Erwerb von Wissen und berufspraktischen Fähigkeiten führen diese Anpassungsprozesse – bei Männern wie bei Frauen – zu einer Homogenisierung der Einstellungen und Haltungen, hinterlassen also zwangsläufig tiefe Spuren.
Auch äußerlich haben sich Juristinnen wie Frauen in anderen männlich dominierten Berufsfeldern angepasst. Frauen im Beruf sprechen heute tiefer als ihre Mütter, demonstrieren in ihrer Kleidung Einreihung ins Glied: Röcke haben fast ausgedient, dezente Hosenanzüge dominieren. Sie zeigen insgesamt andere Verhaltensmuster als Frauengenerationen vor ihnen, einen anderen „Habitus".
Trotzdem sind nicht alle Unterschiede verwischt, wie immer man sie quantifizieren will. Besonders augenfällig sind sie nach wie vor im Sprachstil und der Körpersprache.

Welche Auswirkungen der Feminisierung der juristischen Berufspraxis lassen sich also erfassen?

Die subjektive Perspektive

Für meine Arbeiten dazu wertete ich biografische Berichte von Juristinnen (Fabricius-Brand 1986; Deutscher Juristinnenbund 1984) aus, führte Befragungen mit Fragebögen durch, nahm als „teilnehmende Beobachterin" an Juristinnentreffen teil und notierte Wahrnehmungen bei Lehrveranstaltungen sowie bei „informellen" Gesprächen. (Schultz 1990, 1994, 2003) In den Selbstdarstellungen von Juristinnen aus den 80er Jahren zeigte sich, dass **Rechtsanwältinnen** sich in ihrer Berufspraxis anders empfanden als Männer, dass sie insbesondere meinten, in ihrer Arbeit flexibler, geduldiger, konfliktnäher und weniger formaljuristisch vorzugehen. (Schultz 1990, S. 346) Entsprechendes äußerten Anwältinnen, mit denen ich in den 90er Jahren sprach und diskutierte. Sie nannten zusätzlich als Eigenschaften: Sensibilität, Mitgefühl, Verständnis, Kompromissbereitschaft, Nachgiebigkeit, soziale Fähigkeiten, Charme, Perfektion, Verlässlichkeit. (Schultz 2002, 2003 c) Eine amerikanische Untersuchung zur Selbsteinschätzung des Verhaltens bei ScheidungsanwältInnen erbrachte im übrigen eine vergleichbare Auflistung. (Mather 2003)

Eine Anwältin bei einem Gründungstreffen für ein Anwältinnennetzwerk in NRW im Juli 1999: *Mein Arbeitsstil unterscheidet sich total von dem meiner männlichen Kollegen. Mir ist die Qualität der Arbeit wichtig, erst dann denke ich an die Gebühren. Nachdem ich meine Praxis eröffnet hatte, gab es eine lange finanzielle Durststrecke. Inzwischen wissen die Leute, dass ich mir besonders Mühe gebe, jetzt habe ich eine treue Klientel und mein Bankkonto ist in Ordnung.*
Eine auf die Verteidigung von Jugendlichen spezialisierte Kölner Strafverteidigern betonte bei einem Treffen des Juristinnenbundes in Köln 1995 in einem Vortrag über ihre Berufspraxis, wie unterschiedlich sie sich in ihrer Arbeit im Vergleich zu ihren männlichen Kollegen wahrnehme. Wich-

tig sei ihr, so hob sie hervor, im Gerichtssaal eine gute Atmosphäre zu schaffen, sich allen gegenüber fair zu verhalten. Sie fühle sich für den Ablauf und das Ergebnis einer Verhandlung verantwortlich, versuche ihren Mandanten menschlich zu helfen, bemuttere sie, verfolge das moralische Ziel, ihre Mandanten auf den richtigen Weg zurückzubringen.
In einer Befragung von Teilnehmerinnen an einer Anwaltsfortbildung 1997 äußerten die meisten die Überzeugung, dass ihre männlichen Kollegen Mandanten anders als sie behandelten, häufig z.B. weibliche Mandantinnen nicht ernst nähmen, ihnen gegenüber dominant, patriarchal oder väterlich aufträten.

Auch **Justizjuristinnen** meinten, sich im Stil ihrer Arbeit von Männern zu unterscheiden. Anhaltspunkte ergaben sich aus einer kleinen Untersuchung hessischer Justizjuristinnen unter Kolleginnen aus dem Jahr 1988. Sie spezifizierten als weibliche Elemente, die in den Justizbetrieb eingebracht werden sollten: Verbesserung des emotionalen Klimas, Stärkung der Kommunikation und Kooperation mit den Prozessbeteiligten, Abbau von Autorität gegenüber den Parteien, Abbau von Konkurrenz gegenüber den Kollegen.

Erstaunlich deckungsgleich waren Angaben von Richtern und Staatsanwälten bei einer Fortbildung in der Richterakademie in Trier im Juni 1993 in einem Fragebogen auf die Frage, was spezifisch weibliche Eigenschaften (ihrer Kolleginnen) seien. Sie nannten vor allem: Emotionalität, besondere Sensibilität, Einfühlungsvermögen, größere Bereitschaft, die Gefühlsebene zur Problemerfassung zu nutzen, geringere Gefahr, sich in Rechtsdogmatismen einengen zu lassen.

Die hessischen Juristinnen gaben im übrigen an, dass einerseits geschlechtsspezifische Verhaltenserwartungen an sie gerichtet würden, wie Verständnis, Einfühlungsvermögen, Charme, vermehrte Kollegialität, weibliche Zurückhaltung und dass andererseits negative Vorurteile bestünden wie: Inkompetenz, Überforderung, angepasstes Verhalten, leichtere Unterordnung, weniger Durchsetzungsvermögen, Verzicht auf Beförderungschancen.

Spiegelbildlich äußerten sich die männlichen Teilnehmer der Tagung in Trier auf die Frage, welchen Einschätzungen und Vorurteilen über Justizjuristinnen sie begegnet seien. Sie ergänzten die Verhaltenserwartungen um fleißig und ehrgeizig, wollten diese Erwartungen aber eher nicht auf sich und ihre Kollegen beziehen sondern auf Anwälte, das nichtjuristische Personal und sonstige Verfahrensbeteiligte. Ein Teilnehmer, der erkennbar Frustrationserlebnisse hatte, schrieb: häufig Verhärtung, besonders bei Karriere, Adaption männlicher Negativhaltungen.
Bei Fortbildungen in den Richterakademien Wustrau und Trier in den Jahren 2003 und 2004 stellte ich fest, dass solche Wahrnehmungen immer noch vorhanden sind, dass es aber eher schwieriger geworden ist, darüber zu sprechen.

Objektive Wahrnehmungen

Die subjektiven Wahrnehmungen werden z.B. durch israelische soziolinguistische Analysen von juristischer beruflicher Kommunikation bestätigt. (Bogoch 2003) Anwältinnen waren bei Verhandlungen eher als ihre männlichen Kollegen bereit, sich um die emotionalen Bedürfnisse ihre Mandanten zu kümmern.[3] Staatsanwältinnen hatten einen angenehmeren Stil bei Vernehmungen und Verhören. Bei Scheidungsverfahren und -mediation zeigte sich, dass Anwältinnen eher Nachteile für Frauen erkannten und benannten. (Bogoch 2005)

Die Frage war auch, ob Anwältinnen eine bessere „Standesmoral" als Anwälte haben, d.h. weniger häufig mit den Regeln des Standes- oder Berufsrechts in Konflikt kommen. Daten aus den Nieder-

[3] *Mandanten bestätigten auch, dass sie von Anwältinnen mehr Respekt, Anteilnahme und Verständnis erfuhren.*

landen belegten, dass Anwältinnen in der Tat zu geringerem Maße von Disziplinarverfahren der Berufsorganisation betroffen waren. Dies könnte zu den allgemeinen Ergebnissen der Kriminalstatistik passen. Danach beträgt der Frauenanteil an Verurteilungen für Straftaten weniger als 20%.[4] Eine eindeutige Interpretation der Ergebnisse ist aber nicht möglich.

Nicht ohne weiteres bestätigt wurde die von amerikanischen Rechtssoziologen formulierte Hypothese, dass Anwältinnen stärker Rechtsstreit vermeidend agieren. In der genannten Studie von Mather (2003) bevorzugten Anwälte in gleichem Umfang wie Anwältinnen einvernehmliche Lösungen. In Deutschland hat sich allerdings gezeigt, dass Juristinnen in erheblich größerem Maße an Ausbildungen in Mediation für außergerichtliche Streitschlichtung interessiert sind als ihre männlichen Kollegen. Inwieweit sich das auf ihre beruflichen Handlungsstrategien tatsächlich auswirkt, lässt sich wiederum nicht schlüssig sagen.

Sprechen Richterinnen andere Urteile als Richter?

Der Frage, ob Frauen die besseren Richter sind, ging Regine Drewniak nach und führte ganz im Gilligan geprägten Zeitgeist Ende der 80er eine empirische Untersuchung zu geschlechtsbezogenen Einstellungen in der Richterschaft und entsprechend unterschiedlichem Urteilsverhalten von weiblichen im Vergleich zu männlichen Richtern durch. Als Forschungshypothese legte sie zugrunde, dass Frauen im Richteramt mehr Verständnis und Sensibilität für die besondere Situation des Täters zeigen würden, weniger an der Anwendung und Durchsetzung von Rechtsprinzipien orientiert seien.

Ihre Untersuchung führte zu dem Ergebnis, dass Richterinnen zwar eine deutlich negativere Einstellung gegenüber der Strafrichtertätigkeit als Richter haben, dass bei ihnen aber keine grundsätzlich höhere Bereitschaft erkennbar wurde, Täterbelange bei den Strafüberlegungen zu berücksichtigen.[5] Regine Drewniak ließ dabei im Raum stehen, ob sich durch eine spezifische Berufswahl eine entsprechende Auswahl von Richterpersönlichkeiten ergibt oder ob hier die juristische Sozialisation nachhaltig prägend wirkt.
Ganz im Gegensatz dazu hatte Alice Schwarzer 1977 in einer Auswertung von Strafgerichtsurteilen bei Mord und Totschlag im Geschlechterverhältnis festgestellt, dass es „Männerjustiz" gebe[6], dass geschlechtsspezifische Wahrnehmungen zumindest bei der Beurteilung der Täter- oder Täterinnenpersönlichkeit eine Rolle spielen können und hat dies auch in späteren Urteilsbesprechungen in der EMMA wiederholt kritisiert. Zitat: *So ist in der BRD das Risiko einer Frau, von ihrem Mann ermordet zu werden, 10x so hoch, wie das Risiko des Mannes, von seiner Frau ermordet zu werden. Auch vor Gericht ist in einem solchen Fall das Risiko der Frauen größer. Die Mörderin bekommt fast immer lebenslänglich oder zehn, fünfzehn Jahre, der Mörder nicht selten einen Freispruch oder ein paar Jährchen mit Bewährung.*
Mit den Auswirkungen einer Beteiligung von Frauen als Akteurinnen in der Strafjustiz, ob es also eine „Frauenjustiz" gibt, hat sie sich nicht ausdrücklich auseinandergesetzt. Aussagen dazu finden sich bei Dagmar Oberlies (1995), die auf Anregung von Alice Schwarzer eine Analyse von 177 Strafurteilen gegen Männer und Frauen bei Mord und Totschlag durchgeführt hat. Dagmar Oberlies stellte fest, dass *ein Einfluss weiblicher Verfahrensbeteiligter auf die rechtliche Bewertung und die Strafhöhe nachgewiesen werden kann: Die Beteiligung einer Verteidigerin korreliert mit der*

---

[4] *Feministische Kriminologinnen meinen allerdings, dass dies nicht zwangsläufig daran liegt, dass Frauen „bessere" Menschen sind, sondern dass eher die spezifischen Formen weiblichen Fehlverhaltens vom Strafrecht nicht als Unrecht erfasst werden.*

[5] *Außerdem stellte sie fest, dass Strafrichter und –richterinnen sich insgesamt in ihrer Täter-Gesellschafts-Orientierung und ihrer Strafabsicht von der übrigen Richterschaft unterschieden.*

[6] *Vgl. auch Raab, Monika (1993). Männliche Richter – weibliche Angeklagte. Einstellungen und Alltagstheorien von Strafrichtern. Bonn: Forum Verlag.*

Verurteilung wegen Mordes (statt z.B. Totschlag, kann sich also nachteilig für den Täter/die Täterin auswirken), *die Beteiligung von Staatsanwältinnen und Schöffinnen hat einen mäßigenden Einfluss auf die Strafe, während die Beteiligung von Berufsrichterinnen ohne Einfluss bleibt*. (S. 188 ff)
Etwas abweichend sind Ergebnisse, die sowohl aus Polen (Fuszara 2003) als auch aus Brasilien (Junqueira 2003) berichtet wurden. Dort sind Unterschiede im Entscheidungsverhalten in zwei Bereichen beobachtet worden: Richterinnen zeigten eher Empathie mit männlichen Tätern, z.B. bei der Beurteilung der Persönlichkeit, die in das Strafmaß einfließt. Nur bei Gewalttätern neigten Richterinnen zu einer rigideren Einstellung als ihre männlichen Kollegen, wohl weil sie sich mit dem Opfer identifizieren konnten.
In Unterhaltsprozessen waren Richterinnen - als selbst berufstätige Frauen - geneigt, Hausfrauen bei der Geltendmachung von Unterhaltsansprüchen weniger gewogen zu sein als männliche Richter. Hier spielen bei den Richterinnen erkennbar geschlechtsspezifische Einstellungen eine Rolle, die durch ihre eigenen persönlichen Erfahrungen und die Lebensumstände beeinflusst sind.[7]
Deutsche Familienrichter und –richterinnen berichteten bei Fortbildungen in der Richterakademie (2003 und 2004), dass sie Ähnliches bei sich und KollegInnen beobachtet hätten, meinten aber, dass sich geschlechterstereotype Wahrnehmungen und Reaktionen nur im Verhandlungsstil bemerkbar machten, letztlich nicht das Ergebnis beeinflussen würden.[8]

Sehr eingehend und differenziert hat Bryna Bogoch die Interaktionen von RichterInnen, StaatsanwältInnen und ZeugInnen in israelischen Gerichten aus soziolinguistischer Perspektive untersucht. (Bogoch 2003) Sie stellte fest, dass in den untersuchten Gerichtsverfahren jede Art männlicher Äußerung gegenüber weiblichen Verfahrensbeteiligten darauf ausgerichtet war, männliche Macht und hierarchischen Status herzustellen. Interessanterweise waren auch Äußerungen von Frauen (Zeuginnen und Richterinnen) gegenüber anderen Frauen (Staatsanwältinnen und Anwältinnen) weniger respektvoll als die gegenüber Männern.[9] Äußerungen von Frauen fanden insgesamt weniger Beachtung.
Diese Kommunikationsstrukturen hatten fühlbare Ergebnisse: Urteilssprüche fielen höher aus, wenn Angeklagte von einer Frau verteidigt wurden, aber niedriger, wenn eine Staatsanwältin eingesetzt war. Das heißt, dass im Hinblick auf die Repräsentanz und Durchsetzung von Macht im Verfahren Frauen schwächer waren. (Bogoch, 2003, S. 265; Schultz 2003 a, S. 41) RichterInnen verhängten tendenziell niedrigere Strafen und behandelten sowohl Anwälte wie Anwältinnen nachsichtiger, zeigten aber keine besondere Anteilnahme für weibliche Opfer. Dahinter kann man das Bemühen sehen, nicht parteilich und nicht anders erscheinen zu wollen als ihre Kollegen, um sich nicht den Vorwurf unprofessionellen Verhaltens zuziehen zu können.

Bogoch folgert, dass aus den Ergebnissen sich die nach wie vor zwiespältige Position von Frauen in der Gesellschaft ablesen lässt, in der ihre Kompetenz immer noch hinterfragt und ihr Selbstbewusstsein unterminiert wird.

Veränderungen

Die dargestellten Untersuchungen sind nicht im statistischen Sinne repräsentativ. Die gesammelten Stellungnahmen und Ergebnisse lassen sich nicht quantifizieren. Dazu sind die meisten Untersuchungen zu begrenzt. Es muss auch der zeitliche Bezug gesehen werden, in den sie eingebettet sind. Das mindert ihre Aussagekraft aber kaum. Man sollte den Einfluss der Frauen im Recht nicht

[7] *Dies passt zu der allgemeinen Beobachtung, dass insbesondere Frauen Angehörige des eigenen Geschlechts kritischer betrachten als die des anderen, bzw. dass idR Angehörige des anderen Geschlechts nachsichtiger behandelt werden.*
[8] *Unterschiede im Verhalten wurden im übrigen in vielen Berichten meines Projekts erwähnt (Schultz 2003)*
[9] *Dies könnte für eine Imitation von Verhaltensmuster sprechen.*

unterschätzen, auch wenn er nicht regelrecht messbar ist. Hierfür sprechen die frappierenden Übereinstimmungen, die sich in Staaten mit sehr unterschiedlicher Gesellschaftsstruktur und Kultur gefunden haben.

Die Schlussfolgerung liegt nahe, dass bei Juristinnen weniger die Ergebnisse beruflichen Handelns unterschiedlich sind als das Verhalten. Sie fühlen sich natürlich in erster Linie verpflichtet, die erlernte Tätigkeit gut auszuüben und sich den vorhandenen Standards und Normen anzupassen. Männer brauchen daher nicht zu befürchten, dass sie von Richterinnen weniger Gerechtigkeit erfahren, eher – wie gezeigt – im Gegenteil.

Die Kultur in der Justiz und der Anwaltschaft hat sich wie auch in anderen Berufen geändert. Es ist eine „Entformalisierung" der juristischen Arbeit zu beobachten, eine größere „Service"-Orientierung; männliche Ernährer-Lebensmodelle sind aufgeweicht, in der Anwaltschaft verändern sich die Organisationsstrukturen rapide. Inwieweit sich dies insgesamt auf die Zunahme des Frauenanteils zurückführen lässt, kann nicht verlässlich bewertet werden. Es wäre daher auch spekulativ, die Auswirkungen des gewachsenen Frauenanteils auf Status, Prestige und Ansehen des Berufs gewichten zu wollen. Zu viele Faktoren wirken mit. Insbesondere auf die Anwaltschaft üben Europäisierung und Globalisierung einen nie da gewesenen Veränderungsdruck aus - aber ebenso die Feminisierung. (Schultz 2003, 2004)

Die Frauen in den juristischen Berufen sprechen auch nicht mit einer Stimme. Man kann nicht von einer „Juristinnenbewegung" sprechen, es gibt keine klar beschreibbare und lokalisierbare weibliche Kultur in der Rechtspraxis. Es gibt frauenbewegte Juristinnen und solche, denen Frauenfragen völlig gleichgültig sind. Juristinnen sind kaum als homogene Gruppe wahrzunehmen, sondern fragmentiert. Es gibt sehr unterschiedliche Muster beruflicher Identität, von der in den juristischen Hochglanzillustrierten der international vernetzten Anwaltsbüros präsentierten schneidigen Anwältin bis zur mütterlichen, am individuellen Wohl ihrer „Schäfchen" orientierten Richterin, beides allerdings auch mit eher umgekehrten Attributen, und viele unterschiedliche Typen dazwischen.
Man könnte bedauern, dass es bei Juristinnen keine „Juristinnenbewegung" gibt. Die Frauen der zweiten Frauenbewegung waren sich einig, dass sie einen anderen, besseren Weg aus der traditionell männlich geprägten Welt heraus suchen wollten. Frauen sollten als Frauen in der Gesellschaft sichtbar werden, männliche Machtmonopole gebrochen und weibliche Gegenentwürfe zu männlichen Lebenswelten umgesetzt werden. Dieses Ziel ist zum Teil erreicht, zum Teil scheint es mit der Zeit aus den Augen verloren gegangen zu sein, vielleicht hat es sich auch überlebt. Im Vordergrund steht bei Juristinnen wie bei Juristen, dass sie sich durch ihre Berufstätigkeit finanzielle Unabhängigkeit sichern und an Prestige und Macht der juristischen Berufe teilhaben wollen. Eine an Moral orientierte Reform der Berufe und der ausgeübten Tätigkeiten ist kaum noch im Gespräch. Mit einer verstärkten Orientierung vor allem der Anwaltstätigkeit an kommerziellen Interessen (Schultz 2003 d, 2004) ist eher das Gegenteil feministischer Visionen eingetreten. Immerhin gibt es in der Justiz eine – von Männern und Frauen gleichermaßen geführte – lebhafte Diskussion über Qualitätssicherung und Bürgerorientierung.

In einem Punkt haben Juristinnen ganz klar und nachhaltig Einfluss genommen: Sie haben das Recht verändert. Verfassungsrichterinnen haben wichtige Rechtsänderungen zugunsten von Frauen veranlasst, die den modernen Vorstellungen von Gleichberechtigung Rechnung tragen (Jaeger 1996, S. 123 ff), Rechtspolitikerinnen haben Fraueninteressen und -bedürfnisse in das Gesetzgebungsverfahren eingebracht und bewirkt, dass gesetzliche Voraussetzungen für Umverteilungen zugunsten von Frauen und ihre Teilhabe an gesellschaftlichen Funktionen und Macht geschaffen werden konnten. Voraussetzung dafür war die Arbeit an der Basis: dass die steigende Zahl von Juristinnen die Vielzahl der Frauen betreffenden Rechtsfragen in der täglichen Praxis aufgegriffen und behandelt hat.

Was ist also das Fazit?

Renate Jaeger hat in ihrem Beitrag zum Richtertag 1995 die Schlussfolgerung gezogen: *Eine veränderte Justiz werden wir daran erkennen, dass wir aufhören, uns über den Frauenanteil zu vergewissern und über den Frauenanteil zu spekulieren. Die Justiz wird sich verändert haben, wenn Rechtsanwälte und Rechtsanwältinnen gemeinsam mit Richtern und Richterinnen für eine menschliche Justiz sorgen*. (1996, S. 125) Wünschen wir uns und arbeiten wir dafür, dass sich Menschlichkeit in der Rechtspraxis insgesamt verwirklichen lässt.

Literatur

Benhabbib, Seyla / Judith Butler / Drucilla Cornell / Nancy Fraser (1993). *Der Streit um Differenz, Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart. Frankfurt: Fischer*

Bogoch, Bryna (2003). *Lawyers in the Courtroom: Gender, Trials and Professional Performance in Israel. In: Women in the World´s Legal Professions, hrsg. von Ulrike Schultz und Gisela Shaw. Oxford: Hart, S. 247*

Bogoch, Bryna (2005). *The Voice is the Voice of Mediation but the Arms are the Arms of Law. Erscheint in Law and Society Review*

Deutscher Juristinnenbund, Hrsg. (1984). *Juristinnen in Deutschland. Eine Dokumentation (1900 - 1984). München: Schweitzer 1984*

Drewniak, Regine (1991). *Sind Frauen die besseren Richter? Kriminologisches Journal 23, S. 112*

Drewniak, Regine (1993). *Strafrichterinnen als Hoffnungsträgerinnen? Eine vergleichende Analyse strafrechtlicher Orientierungen von Richterinnen und Richtern. Baden-Baden: Nomos*

Fabricius-Brand, Margarete / Sabine Berghahn / Kristine Sudhölter, Hrsg. (1986). *Juristinnen. Berichte, Fakten, Interviews. Berlin: Elefanten-Press, 2. Aufl.*

Field-Belenky, Mary / Blythe Mc Vicker-Clinchy / Nancy Ruke-Goldberger /Jill Mattuck-Tarulle (1989). *Das andere Denken. Persönlichkeit, Moral und Intellekt der Frau. Frankfurt a.M.: Campus*

Fuszara, Malgorzata (2003). *Women Lawyers in Poland under the Impact of Post 1989 Transformation. In: Women in the World´s Legal Professions, hrsg. von Ulrike Schultz und Gisela Shaw. Oxford: Hart, S. 371*

Gilligan, Carol (1984). *Die andere Stimme: Lebenskonflikte und Moral der Frau. München: Piper 1984*

de Groot-van Leuwen, Leny (2003). *Women in the Dutch Legal Profession (1950 – 2000). In: Women in the World´s Legal Professions, hrsg. von Ulrike Schultz und Gisela Shaw. Oxford: Hart, S. 341*

Harrington, Mona (1994). *Women Lawyers. Rewriting the Rules. New York: Alfred A. Knopf*

Jack, Rand / Dana Crowley Jack (1989). *Moral Vision and Professional Decisions. The changing values of women and men lawyers. New York: Cambridge University Press*

Jaeger, Renate (1996). *Frauen verändern die Justiz – Verändern Frauen die Justiz? DRiZ, S. 121 – 125*

Junqueira, Eliane (2003). *Women in the Judiciary. A Perspective from Brazil. In: Women in the World´s Legal Professions, hrsg. von Ulrike Schultz und Gisela Shaw. Oxford: Hart, S. 437*

Limbach, Jutta (1995). *Im Namen des Volkes – Richterethos in der Demokratie. DRiZ, S. 425 – 430*

Mather, Lynn (2003). *Gender in Context: Women in Family Law. In: Women in the World´s Legal Professions, hrsg. von Ulrike Schultz und Gisela Shaw. Oxford: Hart, S. 33*

Menkel-Meadow, Carrie (1985). *Portia In A Different Voice: Speculation on a Women's Lawyering Process. In: 1 Berkeley Women's Law Journal, S. 39*

Menkel-Meadow, Carrie (1987). *Excluded Voices: New Voices in the Legal Profession. Making New Voices in the Law. In: 42 University of Miami Law Review, S. 701*

Menkel-Meadow, Carrie (1989). *Feminization of the Legal Profession: The Comparative Sociology of Women Lawyers. In: Lawyers in Society. Vol. 3: Comparative Theories, hrsg. von Richard L. Abel und Philip S. C. Lewis. Berkeley, Los Angeles, London: University of California Press*

Nunner-Winkler, Gertrud (1991). *Weibliche Moral. Die Kontroverse um eine geschlechtsspezifische Ethik*

Oberlies, Dagmar (1995). *Tötungsdelikte zwischen Männern und Frauen. Pfaffenweiler: Zentaurus*

Schultz, Ulrike (1990). *Wie männlich ist die Juristenschaft? In: Frauen im Recht, hrsg. von Ulrich Battis und Ulrike Schultz. Heidelberg: C.F. Müller, S. 319*

Schultz, Ulrike (1994 a). *Women in Law - The Masculinity of the Legal Profession in Germany. In: European Yearbook in the Sociology of Law 1993, hrsg. von Alberto Febbrajo und David Nelken. Milano: Giuffrè, S. 229*

Schultz, Ulrike (1994 b). *Erwartungen und Erwartungs-Erwartungen von und an Juristinnen. Frauen mit Recht als Beruf. In: Mitt. des Juristinnenbundes, I-III*

Schultz, Ulrike (2002). *Der aufhaltsame Aufstieg der Juristinnen in Deutschland. In: Bewährungshilfe, S. 153-163*

Schultz, Ulrike (2003 a). *Women in the World´s Legal Professions: Overview and Synthesis. In: Women in the World´s Legal Professions, hrsg. von Ulrike Schultz und Gisela Shaw. Oxford: Hart, S. XXV*

Schultz, Ulrike (2003 b). *The Status of Women Lawyers in Germany. In: Women in the World´s Legal Professions, hrsg. von Ulrike Schultz und Gisela Shaw. Oxford: Hart, S. 271*

Schultz, Ulrike (2003 c). *Women Lawyers in Germany - Perception and Construction of Femininity. In: Women in the World´s Legal Professions, hrsg. von Ulrike Schultz und Gisela Shaw. Oxford: Hart, S. 295*

Schultz, Ulrike (2003 d). *Die deutsche Anwaltschaft zwischen staatlicher Gebundenheit und freiem Markt. In: Festschrift für Prof. Dr. Klaus Röhl, hrsg. von Stefan Machura. Baden-Baden: Nomos, S. 103*

Schultz, Ulrike (2004). *Regulated Deregulation – The Case of the German Legal Profession. Erscheint in: Reorganization and Resistance: Legal Professions Confront a Changing World, hrsg. von William Felstiner. Oxford: Hart*

Schwarzer, Alice (1982). *Männerjustiz. (aus Emma 2/77) In Mit Leidenschaft. Texte 1968 – 1982. Hamburg: Rowohlt*

Tannen, Deborah (1991). *Du kannst mich einfach nicht verstehen. Warum Männer und Frauen aneinander vorbeireden. Hamburg: Kabel Verlag*

Mögliche Aktionen

- **Infotag für Schülerinnen zur Berufswahlorientierung (zusammen mit Agentur für Arbeit)**
- **Ausbildungs-/Berufsbörse**
- **Initiierung von Projektwochen in Schulen zur Berufswahlorientierung, Betriebsbesuche**
- **Mädchen-Techniktage in Zusammenarbeit mit Agentur für Arbeit**
- **Workshops zur Berufswahlorientierung und Lebensplanung von jungen Frauen**
- **Ausstellung: Mädchen in Handwerk und Technik**
- **Diskussionsrunden mit weiblichen Auszubildenden in frauenuntypischen Berufen**
- **Pro- und Contra-Diskussionen zum Thema „Frauen in untypischen Berufen“**
- **Vorstellung von Frauen in untypischen Berufen in Lokalpresse, im Schulunterricht**
- **Bewerbungstraining, Selbstbehauptungstraining**
- **Initiierung von Schnupperkursen an der Universität im Bereich Ingenieur- und Naturwissenschaften.**
- **Führungsfrauenversammlung**

Kapitel 3

Politikerinnen

- *Sabine Weiß* Frauen Mut machen - als Bürgermeisterin in einer Mittelstadt
- *Sonja Leidemann* Chancen nutzen und gestalten – Als Bürgermeister-Kandidatin im Wahlkampf
- *Irmingard Schewe-Gerigk* Frauen-Mentoring in der Politik – ein Grünes Rezept für mehr weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchs
- Mögliche Aktionen

Sabine Weiß

„Frauen Mut machen - als Bürgermeisterin in einer Mittelstadt"

Erst als ich am Wahlabend 1999 vor den jubelnden Menschen im Rathaus stand, habe ich realisiert, wie sehr die Entscheidung, für die CDU und die GRÜNEN ins Rennen um das Bürgermeisteramt zu ziehen, mein Leben verändern würde. Ich hatte bislang gern und erfolgreich als Anwältin gearbeitet. Die Parteiarbeit in Duisburg und Dinslaken spielte sich in der machtpolitischen Diaspora ab, in beiden Städten hatten die Sozialdemokraten jahrzehntelange absolute Mehrheiten. Mein privates Entwicklungshilfeprojekt in einem philippinischen Dorf verlangte viel Aufmerksamkeit, gab aber auch eine Menge Erfüllung.

Und nun also erste gewählte Bürgermeisterin der Stadt Dinslaken. 73.000 Einwohner, eine Stadtverwaltung von 1.000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, einen ungeheuren Erwartungsdruck im Rücken und die vielen Probleme der Stadt auf der Agenda.
Vor mir lag eine große Herausforderung. Ich hatte zwar jede Menge Motivation und die Erfahrung eines bis dahin erfolgreich verlaufenen Lebens, aber mit dem Leben vor dem Wahltag würden die kommenden Jahre wohl nicht zu vergleichen sein.

Nun sind fünf Jahre herum, und ich hatte in der Tat viel zu lernen. Rund um die Uhr im Dienst, nicht mehr allein Herrin meiner Zeit und der plötzliche Verlust der Privatsphäre, das war wohl die schwierigste Umstellung. Neue Sachgebiete mussten in kürzester Zeit erschlossen werden. Es galt, die Behördenstruktur und die Verwaltungsabläufe zu erlernen, zu durchschauen und aktiv zu nutzen. Jeden Tag traf ich neue Menschen und musste die Namen und Gesichter mit Inhalten verbinden und in das große Gefüge der Stadt einordnen können. Die Probleme der Stadt kamen täglich kiloweise in Schriftform auf den Schreibtisch, und es galt, die Aktenlage immer wieder an der Realität außerhalb des Rathauses zu überprüfen. Und, das Wichtigste zum Schluss: Über dem vielschichtigen Alltag wollte und durfte ich weder die einzelnen Menschen noch meine Grundsätze vergessen.

Heute, nach den ersten fünf Jahren als Bürgermeisterin, sehe ich mich immer noch als „Anwältin der Bürgerinnen und Bürger", muss aber auch feststellen, dass viele der erwünschten Veränderungen mehr Zeit benötigen, als ich dies in den Jahren davor gewöhnt war. Eine Bürgermeisterin ist eben nicht „die oberste Bestimmerin", die mit ihrem Machtwort alles und jedes in der Stadt richten kann, auch wenn sich viele Menschen dies so vorstellen und mir oft genug dementsprechend begegnen.

Als Repräsentantin unserer Stadt bin ich anerkannt, die örtliche Tageszeitung attestierte in einer repräsentativen Umfrage auch eine hohe Beliebtheit, ich werde als Bürgermeisterin von den Vereinen, Firmen, Organisationen und den Menschen selbst oft und gern in Anspruch genommen.
Als Verwaltungschefin pflege ich meinen eigenen Führungsstil, der allerdings in diesem männerdominierten und hierarchiebetonten Biotop auch immer wieder kritisch beäugt wird. Es ist mein Ziel, Freiheiten zu lassen, Entscheidungen zu delegieren, die Selbstverantwortung der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu stärken und dabei auch immer wieder Raum für die speziellen persönlichen Eigenheiten der Kolleginnen und Kollegen zu lassen.
Als Politikerin hat mein Wort unbestritten Gewicht. Ich bin um Ausgleich bemüht, ohne dies wäre die knappe Mehrheit von CDU und GRÜNEN im Rat nicht zu halten gewesen. Es galt aber auch, in bestimmten Punkten klar Flagge zu zeigen, damit wichtige Sachentscheidungen nicht zum Spielball der parteipolitischen Auseinandersetzung werden konnten.

Als Frau im Amt musste ich die einschlägig bekannten typisch männlichen Gegenreaktionen hinnehmen. Natürlich wird die Frau in der Männerunde zunächst einmal unterschätzt. In der Repräsentanz wird sie als Beweis für praktizierte Gleichberechtigung noch hingenommen, auf der Arbeitsebene stellt sich allerdings schnell heraus, dass man(n) ihr eigentlich erst mal nicht so viel zutraut wie den männlichen Kollegen.
Sachkenntnis, Verhandlungsgeschick und Durchsetzungsfähigkeit der wenigen Frauen in der Runde stehen bei vielen Arbeitsbesprechungen unausgesprochen mit auf dem Prüfstand.

Distanzlosigkeit ist gleichfalls eine männliche Reaktion auf Frauen im Amt. Dies erfahren ich und meine weiblichen Bürgermeisterkolleginnen immer wieder bei der öffentlichen Auseinandersetzung. Der politische Angriff wird sehr schnell persönlich, mancher Leserbrief des politischen Gegners bedient sich eines Stils, wie er einem Mann im Amt nicht zugedacht würde. Und selbst die Sprache der Lokaljournalisten wäre es ab und zu wert, von einer Sprachwissenschaftlerin unter die geschlechtsspezifische Lupe genommen zu werden.

Und dann gibt es noch die eher lästige männliche Angewohnheit, gegenüber der „Frau als solcher" immer mal wieder wahlweise den Beschützer- oder den Oberlehrerinstinkt zu aktivieren. Damit lernt man aber im Laufe eines aktiven Berufslebens recht schnell fertig zu werden.

Mein Fazit der vergangenen fünf Jahre lautet jedenfalls: Ich bin gern Bürgermeisterin. Vor allem da, wo ich mit meinem Beispiel anderen Frauen und Mädchen Mut machen kann. Mut, ihren eigenen Weg zu entdecken und zu gehen, auch wenn sich die Männerwelt immer wieder als dominant erweist. Denn immer noch sind es zu wenig Frauen, die sich ihren Platz in der Öffentlichkeit unserer Städte nehmen. Viel zu oft bin ich in den Besprechungen, Verhandlungen und Meetings allein unter Männern, fast immer jedoch sind die Frauen deutlich in der Unterzahl.

Beim ersten Neujahrsempfang der Stadt im Jahr 2000 waren gerade einmal 10 Prozent Frauen unter den Eingeladenen. Während sie im gesellschaftlichen Alltag eine große und wichtige Rolle spielen, sind sie auf „Honoratioren"ebene plötzlich verschwunden, und von praktizierter Gleichberechtigung ist weit und breit nichts zu verspüren. Dies sieht bei uns mittlerweile anders aus. Zusammen mit der Gleichstellungsstelle habe ich die Gästeliste ganz gezielt um die vielen Frauen erweitert, die sich beruflich, ehrenamtlich oder künstlerisch im gesellschaftlichen Alltag unserer Stadt engagieren.

Auch 27 Jahre nach der ersten Ausgabe der „EMMA" ist also immer noch viel Mut zu machen. Hier kann ich als Bürgermeisterin kräftig dazu beitragen, den Frauen die Plattform in der Öffentlichkeit zu geben, die ihnen zukommt. Nicht als Einzelkämpferin, sondern zusammen mit der städtischen Gleichstellungsstelle und den vielen Frauen, die in unserer Stadt aktiv sind.

Sonja Leidemann

Chancen nutzen und gestalten – Als Bürgermeister-Kandidatin im Wahlkampf

Der Einstieg

Chancen nutzen und gestalten – dies ist eigentlich immer schon mein Lebensmotto gewesen. Mein beruflicher Werdegang ist dementsprechend geprägt, und den Leitspruch habe ich auch beherzigt, als ich zur Direktorin der Volkshochschule Witten-Wetter-Herdecke berufen wurde. 1998 habe ich den Zweckverband als gut positionierte Weiterbildungseinrichtung übernommen, die nach klassischem Muster mit Kursen und Veranstaltungen rund 160.000 Einwohnerinnen und Einwohner versorgt. Als sich die Möglichkeit bot, arbeitsmarktpolitische Projekte durchzuführen, habe ich diese zunächst gegen den Widerstand einiger Mitarbeiter ergriffen. Damit übernahm die Volkshochschule Witten-Wetter-Herdecke zunehmend eine wichtige arbeitsmarkt- und sozialpolitische Funktion für ihre drei Mitgliedsstädte, konnte ihren Haushalt nahezu verdoppeln, Rücklagen bilden und die kommunalen Zuschüsse seit 1998 trotz steigender Personal- und Sachkosten und reduzierter Landesförderung halten.

2002 wurde ich gefragt, ob ich Interesse hätte, für das Amt des Bürgermeisters in Witten, einer Großstadt mit ca. 103.000 Einwohnerinnen und Einwohnern im mittleren Ruhrgebiet, zu kandidieren. Aus einer weiteren Stadt kam ebenfalls eine entsprechende Nachfrage. Nach einem Wochenende der Beratungen mit meiner Familie war ich entschlossen, diese einmalige Chance zu ergreifen. Politische Theorie – ich habe Geschichte und Politische Wissenschaften studiert – in die Praxis umzusetzen, mich für die Kommune als kleinste Einheit der Demokratie zu engagieren und eine Verwaltung mit über 1.300 Beschäftigten zu leiten, ist eine Aufgabe, die ich als Herausforderung bewältigen möchte.

Als Mutter zweier Kinder, die fast 14 und 16 Jahre alt sind und mich immer berufstätig erlebt haben, ist es mir zudem sehr wichtig, Vorbild zu sein. Das Engagement für den Beruf und die Politik bedeutet (natürlich), dass wenig Zeit für die Familie bleibt. Als unsere Kinder jünger waren und in einer Kindertagesstätte betreut wurden, – übrigens hervorragend – hatte ich viele Anfeindungen als „Rabenmutter", die ihre Kinder vernachlässigt, zu überstehen. Heute kostet die Organisation von Hilfen wie Hausaufgabenbetreuung o.ä. zwar Zeit, jedoch wird meine Berufstätigkeit und Kandidatur in Kombination mit meinen Kindern nicht mehr als problematisch betrachtet.

Mein Mann hat mich immer sehr unterstützt und sich für unsere Kinder eingesetzt. Wenn sie krank waren, ist er früher nach Hause gefahren und ich habe weiter gearbeitet – auch heute noch mit Sicherheit keine Selbstverständlichkeit. Für die Hausaufgaben(betreuung) war er Ansprechpartner, nicht ich. Ohne diesen Rückhalt und sein Coaching wäre so manche Entscheidung schwerer bzw. unmöglich gewesen.

Die Nominierung

Ab Frühjahr 2003 begannen meine Vorstellungsrunden in den SPD-Ortsvereinen und verschiedenen Parteigremien. Meine Herkunft als Arbeiterkind aus dem Ruhrgebiet – meine Mutter Altenpflegerin, mein Vater Bergmann – haben mir den Zugang zu den Mitgliedern erleichtert. Ich kann jeden verstehen und mit jedem reden – auch im besten Ruhrgebietsdeutsch.
Während der durchschnittlich zwei bis drei wöchentlichen Vorstellungstermine hatte ich Gelegenheit,

ein breites Feld politischer Themen zu diskutieren und dabei mein eigenes Wahlprogramm auszuformulieren. Ich habe auf diesen Abenden viele interessante und nette Menschen getroffen, die mich auch heute im Wahlkampf unterstützen. Im Sommer 2003 wurde ich schließlich mit über 90 Prozent der Stimmen von den Delegierten nominiert – ein Ergebnis, das ich in der Höhe nicht erwartet hatte. Natürlich gab es im Vorfeld der Nominierung immer wieder Spekulationen über andere Kandidaturen, die sich dann aber als nichtig erwiesen. Meine etwa einstündige Rede vor den Delegierten war übrigens meine erste längere Rede, die ich gehalten habe.

Meine Nominierung bzw. Kandidatur stellte für einige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ein richtiges Problem dar. Sie fühlten sich von mir im Stich gelassen und sind auch heute noch ein wenig verunsichert. Zwei Monate vor den Wahlen ist ja nicht klar, ob ich tatsächlich gewählt werde und wie im Falle der Wahl die Direktorenstelle neu zu besetzen wäre. Es kostet mich immer wieder viel Überzeugungsarbeit, deutlich zu machen, dass die VHS nicht zusammen brechen wird, wenn ich gehen sollte. Schon jetzt muss ich aber auch organisatorische Vorkehrungen dafür treffen, dass die Einrichtung nach der Wahl auch ohne mich funktioniert – keine leichte Aufgabe.

Der Wahlkampf

Als Direktorin der VHS war ich immer schon viel unterwegs. Seit September 2003 habe ich noch viel mehr offizielle Termine wahr zu nehmen. Ohne die vermehrte Unterstützung meiner Familie und insbesondere meiner Eltern hätte ich nicht jeden Abend und jedes Wochenende Zeit in den Wahlkampf investieren können. Absolute Disziplin und eine starke Motivation sind für ein solches Engagement unumgänglich. Um Bürgermeisterin für alle Bürgerinnen und Bürger sein zu können, will ich Witten gut kennen. Ich war beim Kaninchenzüchterverein wie auch bei Veranstaltungen der Universität Witten/Herdecke – um die Kontraste deutlich zu machen. Da ich Spaß daran habe, Menschen kennen zu lernen und mich mit ihnen zu unterhalten, habe ich die Breite ehrenamtlichen Engagements in Witten erkundet. Lernen für das Leben kann man beim Vogelzuchtverein ebenso wie bei Veranstaltungen der Volkshochschule oder der Universität.

Positiv zu denken und die Chancen und das Interessante beim Besuch von Veranstaltungen und im Kontakt mit Menschen zu entdecken, habe ich im Laufe der letzten Jahre gelernt. Da Kommunalpolitik für mich unmittelbar vor Ort anfängt, ist es mir außerordentlich wichtig, die Sorgen und Nöte, aber auch die größeren und kleineren Freuden der Bürgerinnen und Bürger zu kennen. Kommunalpolitik zu gestalten, heißt dabei nicht unbedingt, große Entwürfe zu haben, sondern konkrete Strategien zu entwickeln, Dinge in Gang zu setzen und zu bewegen.

Wahlkampf heißt für mich, an Veranstaltungen teilzunehmen und sie zu organisieren, mich mit Themen inhaltlich auseinanderzusetzen und Wahlmaterialien und Programme zu schreiben. Aufeinander einschlagen und polemisch agieren, um der jeweils anderen Partei Stimmen weg zu nehmen, ist nicht mein Stil. Ich möchte den Menschen ehrlich sagen, welche Politik sie von mir erwarten können. Als ich diese Einstellung während eines Seminars erzählte, wurde mir Naivität unterstellt. Es ist nicht immer einfach, eine solche nichtkonfrontative Politik in den eigenen Reihen durchzusetzen. Erschwert wird sie durch Verhalten anderer Parteien, die gern die Gelegenheit ergreifen, die Kandidatin in den Schmutz zu ziehen.

Das eigene äußere Erscheinungsbild spielt auch in der Kommunalpolitik eine wichtige Rolle. Es ist schon manchmal amüsant, wenn mich Menschen darauf ansprechen, ob ich denn belastbar sei und Erfahrungen hätte. Ich – 44 Jahre alt – sei ja noch so jung und so schlank. Ich antworte darauf immer sehr sachlich und weise auf meine langjährigen Erfahrungen und meine Zähigkeit hin. Andererseits signalisieren mir viele – vor allem Frauen – wie toll sie es finden, dass ich als Frau kandidiere. Chancen nutzen und gestalten – damit will ich auch anderen Frauen Mut machen.

Irmingard Schewe-Gerigk

Frauen-Mentoring in der Politik – ein Grünes Rezept für mehr weiblichen „Nachwuchs"

Als ich 1975 in die Politik einstieg, waren Frauen dort eher eine besondere Spezies: Gerade mal sechs Prozent im Deutschen Bundestag. Zwar gab es einige herausragende Politikerinnen, die durchaus eine Vorbildfunktion für politisch interessierte Frauen hatten – für mich war das z.B. Hildegard Hamm-Brücher. Wie der weibliche Politiknachwuchs allerdings den erfolgreichen Marsch durch die Parteien vollziehen konnte, das blieb ein Geheimnis. Und Frauen in der Politik sollten Solitäre bleiben. Ging eine Ältere, ersetzte Mann sie durch eine Jüngere. So war die Welt in Ordnung. Es gab ja immerhin eine Frau – und der Bessere setzt sich eben durch.
Erst als 1983 die GRÜNEN erstmals in den Bundestag einzogen, erhöhte sich der Frauenanteil. Zunächst auch nur marginal. Die Idee, dass zur Herstellung der Geschlechterdemokratie neue Instrumente genutzt werden mussten, mündete erst 1987 in den Quotenbeschluss der Grünen Bundestagsfraktion. Von nun an standen mindestens 50% ihrer Parlamentssitze Frauen zu.
Zehn Jahre später zogen junge grüne Frauen Bilanz. Was hat sich tatsächlich verändert durch die formale Gleichberechtigung, wollten sie wissen. Viel zu wenig, fanden sie. Und damit hatten sie Recht. Das war die Geburtsstunde des Frauen-Mentorings.

Vorgeschichte des Frauen-Mentoring

Mit dem Start des „Mentoring-Projekts für junge Frauen" waren Bündnis 90/Die Grünen 1999 die erste politische Partei, die sich das bis dahin vor allem auf wirtschaftlicher Ebene genutzte personalpolitische Konzept des „Mentoring für Frauen" für die Förderung des politischen Nachwuchses nutzbar machte.

Vor allem in den USA hatte man im Rahmen von „equal-opportunity"-Gesetzen und „affirmative-action-programs" lange nach Mitteln gesucht, um die unternehmensinternen Barrieren, die sich Frauen bei ihren Aufstiegsmöglichkeiten in den Weg stellen, zu beseitigen. „Mentoring für Frauen" hatte sich dabei als eine sinnvolle positive Maßnahme zur Beseitigung des weiblichen Führungskräftemangels erwiesen. Auch in Deutschland wurde das „Frauenmentoring" vor allem in international orientierten Unternehmen (Schering AG, Deutsche Telekom AG, Deutsche Bank AG etc.) zu diesem Zeitpunkt bereits angewendet.

Dabei liegt doch schon der Ursprung des Begriffs eigentlich im politischen Bereich, zumindest im weiteren Sinne: Als Odysseus seine Reisevorbereitungen traf, soll er seinen engen Freund Mentor gebeten haben, sich während seiner Abwesenheit um seinen Sohn Telemach zu kümmern, ihm ein Vorbild zu sein und ihn auf seine künftige Rolle als König von Ithaka vorzubereiten. „Mentoring" steht heute für eine Situation, in der eine in einem bestimmten Bereich erfahrene und angesehene Persönlichkeit, eine Mentorin, noch junge und unerfahrene Nachwuchskräfte, die Mentees, unter ihre Fittiche nimmt und berät.

In allen Bereichen sind informelle Netzwerke, in denen ältere und erfahrene Arbeitnehmer/innen Jüngere unterstützen, für das Hineinwachsen in die Berufswelt und die Förderung des weiteren Karriereverlaufs heute fast unverzichtbar. In der Wirtschaft, an den Universitäten, aber eben auch und gerade in der Politik, funktionieren inoffizielle Beziehungsgeflechte schon lange hervorragend als Kaderschmieden für den männlichen Nachwuchs: Mit ihrem Eintritt in die berufliche Laufbahn

werden junge Männer durch ihre älteren Ratgeber in die ungeschriebenen Gesetze ihrer Arbeit eingewiesen. Sie werden über Aufstiegsmöglichkeiten informiert und es werden nützliche Kontakte hergestellt. Nicht grundlos hat sich aus dem Amerikanischen für diese Netzwerke der Begriff der „Old-Boys-Networks" eingebürgert. In der deutschen Sprache existieren Begriffe, die exakt die Netzwerke, die von Männern in der Politik gesponnen werden, charakterisieren. So ist der Begriff der politischen Seilschaften männlich konnotiert. Dasselbe gilt für das Bild des „Aktenträgers" – den jungen Mann, der dem Alten solange mit unbedingter Loyalität dient, bis er selber in seine Position nachrückt. Beides Begriffe, die eher den negativen Blick auf die Intransparenz dieser Netzwerke widerspiegeln.

Ein grüner Aufbruch

Bündnis 90/Die Grünen wollen mit ihrem „Mentoring für Frauen" natürlich keine Aktenträgerinnen heranziehen – aber eigene „(Old-)Ladies-Networks" sind ganz in unserem Sinne. Frauen haben bisher keine eigenen inoffiziellen Netzwerke zur Verfügung – und die ihrer männlichen Kollegen wirken sich auf sie oftmals eher Karriere hemmend aus.

Als sich junge grüne Frauen deshalb 1998 dafür stark machten, dass ihnen der Einstieg in die Politik als Mentees erleichtert werden sollte, waren die grünen Akteurinnen leicht zu begeistern – Gründe, dieses Instrument auszuprobieren, gab es für Bündnis 90/Die Grünen genug.
Denn der Weg in die Politik ist für junge Frauen auch heute noch steinig. Und das, obwohl Bündnis 90/Die Grünen mit ihrem Frauenstatut über das beste Förderprogramm für Frauen verfügen. Immer umstritten, nie geliebt, aber extrem erfolgreich wurde es zum Vorbild für die anderen Parteien. Nirgends sonst gibt es so viele mächtige Frauen wie bei den Grünen. Und 57% Prozent weibliche Abgeordnete.

Doch trotz dieser Erfolge muss jede Frau wieder dieselben Erfahrungen machen, dieselben Diskussionen führen. Das Mentoringprogramm erschien uns hier als eine gute Möglichkeit, Abhilfe zu schaffen. Alte Häsinnen, gewiefte Taktikerinnen, Fraktionsvorsitzende, Parteisprecherinnen, Ministerinnen – sie alle können ihre Erfahrungen, Kniffe und Tricks damit an Neue weitergeben. Daneben erschien es uns auch als eine Chance, eine Brücke über den „Generationengraben" zu bauen. Es war die Zeit von „Girlpower", und Altfeministinnen waren sehr „unsexy". Aber politisch und taktisch wussten sie eben, wo es lang ging. Die Idee, dieses Wissen nicht über lange Papiere oder schlecht besuchte Veranstaltungen, sondern über direkten und persönlichen Austausch weiter zu geben, war zündend.

Was wollen wir mit dem Mentoring für Frauen erreichen?

Die nächstliegenden Ziele des Mentoring-Programms für Frauen sind eigentlich längst genannt: Die Weitergabe von Wissen und Erfahrungen von den politisch erfahrenen „Ladies" an den weiblichen politischen Nachwuchs. Gerade in der Politik gibt es doch eine Menge von informellem Wissen, aber auch von unsichtbaren Stolperfallen, auf die nicht früh genug vorbereitet werden kann. Ein weiteres Ziel ist die frühzeitige Herstellung wichtiger Kontakte und das Knüpfen von weiblichen Netzwerken. Nicht nur die Männer sollen fähig sein, mit Hilfe von (unsichtbaren) Netzen den Jüngeren den Weg auf der brüchigen Karriereleiter zu sichern – auch wir Frauen müssen uns daran ein Beispiel nehmen. Mit dem Mentoring für Frauen schaffen wir dabei aber Transparenz – denn es ist völlig klar, wer wen unter die Fittiche nimmt und warum. Alle Teilnehmerinnen sind bekannt, jede kann sich bewerben und die Auswahlkriterien sind nachvollziehbar.

Mentoring ist aber keine Beziehung mit nur einseitigem Gewinn – auch die Politikerinnen profitieren. Sie erhalten durch den Austausch mit der Mentee die Möglichkeit zur Reflektion, die ihnen in ihrem Berufsalltag längst abhanden gekommen ist. Mentorin und Mentee sollen sich gegenseitig unterstützen und auch Freude an dem Projekt haben.
Für den Erfolg eines Mentoring-Tandems ist es deshalb unabdingbar, dass die beiden zueinander passen.

Wie funktioniert es?

Das Mentoring für Frauen in der Politik besteht aus drei Seiten: Dem „Tandem", bestehend aus Mentorin und Mentee, sowie dem Projektteam. Ein Mentoringprogramm benötigt einen Rahmen um die Tandembeziehung herum. Dafür ist das Projektteam zuständig. Zu dessen Arbeit gehört zunächst die Auswahl der Tandems – möglichst konkrete Bewerbungen sind dafür wichtig. Auch sollte das Projektteam regelmäßige Kontakte zu den Mentees herstellen – um ihnen Tipps zu geben, wie sie die Beziehung gestalten können, um die Vernetzung der Gruppe und den Erfahrungsaustausch sicherzustellen sowie – wenn nötig – bei Problemen zu helfen. Ein gutes Mentoring-Programm sieht daneben gemeinsame Fortbildungen für die Mentees vor, bei denen sie Handwerkszeug erlernen können, für das in der Tandembeziehung zumeist keine Zeit bleibt, wie z.B. Rhetorik- oder Projektorganisationskurse.

Das Tandem

In der Theorie wird von einer gleichen Augenhöhe zwischen Mentorin und Mentee ausgegangen. Das ist auch richtig, die Beziehung soll beide weiter bringen. In der Praxis kommt es aber sehr stark auf die Mentee an: Ihre Mentorin ist in der Regel eine viel beschäftigte Frau. Deshalb ist die Mentee diejenige, die sich um die Termine kümmern muss. Sie ist diejenige, die darauf dringen muss, dass sie auch eingehalten werden. Und ganz wichtig: Sie ist diejenige, die wissen muss, was sie mit der Teilnahme an dem Programm will. Je konkreter ihre Ziele sind, umso erfolgreicher wird das Projekt verlaufen. Das ist der wohl schwierigste Punkt des Projekts und unterscheidet das politische Mentoring häufig von Mentoring-Programmen in der Wirtschaft, wo die Ziele klarer sind. Oft sind die Erwartungen der Mentees an das Programm zu hoch. Sie werden weder durch das Projektteam, noch durch die Mentorin kontinuierlich betreut. Das Mentoring lebt von der Beziehung zwischen Mentorin und Mentee, und setzt hundertprozentig auf Eigenverantwortung. Anders als bei informellem Mentoring müssen Mentorin und Mentee sich vorher darüber einig werden, was ihre Ziele sind und wie sie diese erreichen wollen – die Mentee muss diesen formellen oder informellen Vertrag dann immer wieder „einfordern".
Im Idealfall lernt die Mentee viel mehr als nachlesbare Handwerksmethoden und Sachinformationen: Der eigentliche Schatz besteht in der konkreten Teilhabe an dem Erfahrungsschatz der Mentorin, in der Möglichkeit, aus ihrem Verhalten zu lernen, in der Erkenntnis der eigenen Kompetenzen und der Schöpfung von neuem Selbstvertrauen der Mentee.

Wie erfolgreich ist Mentoring?

Den Erfolg der politischen Mentoring-Projekte zu messen, ist unmöglich. Schließlich können die Ziele der Tandems höchst unterschiedlich sein. Es wäre ein großer Fehler, ein Mentoring-Programm nur dann als Erfolg zu werten, wenn es möglichst vielen Frauen als direktes Sprungbrett in die politische Karriere gedient hat. Mentoring ist schließlich keine Jobgarantie, es enthält nicht einmal ein Jobangebot.

Dennoch: Ich könnte einige Mentees nennen, bei denen das Mentoring-Programm der Beginn einer politischen Karriere war. Das ist aber nur ein Element. Wichtig ist, dass beide Seiten ihre Ziele erreichen. Und dass es danach eine Reihe Frauen mehr gibt, die in die Welt der Politik hineingeschnuppert haben, verstehen, wie sie funktioniert und was man bei Einsatz der richtigen Mittel erreichen kann.
Aus grüner Erfahrung kann man das Fazit ziehen: Frauen-Mentoring ist erfolgreich. Es ist eine hervorragende Strategie zur Nutzung und Weitergabe der Kompetenzen von Frauen. So, wie Frauen in der Politik an der richtigen Stelle sind, so ist Mentoring genau das richtige Konzept, um Frauen zu bestärken.
Deshalb machen wir weiter: Was im Bund begonnen wurde, wird nun in den Ländern fortgeführt.

Mögliche Aktionen

- **Talkrunden / Foren mit Politikerinnen zu Werdegang, Erfahrungen, Perspektiven**
- **Anregung von Mentoring-Projekten**
- **Diskussion mit jungen Frauen sowie mit Vertreterinnen von politischen Nachwuchsorganisationen über politisches Engagement**

Kapitel 4

Lebensentwürfe – Frauen zwischen Beruf und Familie

Demografie

- *Sibylle Meyer / Eva Schulze / Andrea Budnick* Wie Frauen den Wandel von Ehe, Familie und Partnerschaft beeinflussen
- *Sonja Menning* Frauen und Familie – Tradition und Veränderung in den Ländern der Europäischen Union

Zusammenleben

- *Barbara Keddi* Projekt Liebe: Zwischen Leitbild und subjektiver Bedeutung
- *Ulrike Hänsch* Normative Grenzen und individualisierte Freiheiten zugleich: Lesbische Frauen heute

Behinderte Frauen

- *Mathilde Niehaus* Frauen mit Behinderung: behindert sein – behindert werden

Zugewanderte Frauen

- *Renan Demirkan* Töchter
- *Iris Bednarz-Braun* Fremd- und Selbstbilder: Wie sich deutsche und zugewanderte Frauen sehen
- Mögliche Aktionen

Sibylle Meyer / Eva Schulze / Andrea Budnick

Wie Frauen den Wandel von Ehe, Familie und Partnerschaft beeinflussen

Ein Blick auf die alten Bundesländer[1]

Einleitung

Seit der Nachkriegszeit hat sich die Einstellung der Frauen gegenüber Ehe, Familie und Partnerschaft grundlegend verändert: Nach dem Krieg und in den späteren Wirtschaftswunderjahren war es für die meisten Frauen – und auch für die meisten Männer – völlig selbstverständlich, dass Heirat und Familie oberste Priorität hatten. Dies ist mittlerweile nicht mehr so eindeutig. Nicht nur die Einstellung, auch das Verhalten der Frauen hat sich verändert. Derartige Veränderungen beruhen auf einer Vielzahl von Gründen. Hierzu zählen z.B. das gestiegene Wohlstandsniveau, Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt, Anstieg des Bildungsniveaus, liberalisierte Sexualmoral, und es ist eine Frage der Blickrichtung und des theoretischen Interesses, welche Faktoren man in den Vordergrund stellt. Wir gehen davon aus, dass der Wandel im Bereich von Ehe, Familie und Partnerschaft in den alten Bundesländern sehr stark durch die Veränderungen im Leben der Frauen begründet ist.

Trotz dieser Veränderungen im Leben und in den Einstellungen der Frauen hat sich bislang am Verhalten und an den Einstellungen der Männer wenig geändert. Auch heute noch erwarten die meisten Männer, dass Frauen für den reibungslosen Alltagsablauf in Haushalt und Familie alleine verantwortlich sind. Diese Ansprüche treffen berufstätige Frauen genauso wie „Nur"-Hausfrauen. Mit solch einer traditionellen Arbeitsteilung in Haushalt und Familie können – insbesondere junge Frauen – aber nicht mehr einverstanden sein. Ihre eigenen Bedürfnisse nach physischer und psychischer Regeneration haben sich durch berufliche Belastungen erhöht, ebenso der Anspruch auf Verständnis für berufliche Probleme und Entlastung von der Hausarbeit. Der zumindest ansatzweise Abbau der materiellen und rechtlichen Benachteiligungen von Frauen und die Verringerung ihrer Unterlegenheitsgefühle gegenüber Männern führt zu nachdrücklichen Forderungen nach Egalität in der Beziehung[2], auch dann, wenn Kinder geplant oder vorhanden sind. Für junge Frauen geht es heute darum, eine individuelle Berufskarriere und das Familienleben zu vereinbaren.

Im Folgenden werden wir in drei Abschnitten dem Wandel von Ehe und Familie und den veränderten Lebensbedingungen und Handlungsmöglichkeiten von Frauen nachgehen.

Der daran anschließende Abschnitt widmet sich ebenfalls den veränderten Handlungsoptionen von Frauen, diesmal aber im Hinblick auf die von ihnen gewählten Lebens- und Familienformen.

Ein letzter Abschnitt geht auf die Veränderungen des Alltags von Müttern ein. Es wird gezeigt, dass der Familienalltag seit der Nachkriegszeit nicht einfacher, sondern komplizierter geworden ist.

---

1 *Gekürzte und überarbeitete Fassung des Beitrags S. Meyer/ E. Schulze, Frauen in der Modernisierungsfalle – Wandel von Ehe, Familie und Partnerschaft in der Bundesrepublik Deutschland, in: G. Helwig und H. M. Nickel (Hrsg.), Frauen in Deutschland 1945 – 1992, Berlin, 1993, S. 166-189.*

2 *vgl. G. Busch/D. Hess-Diebäcker/M. Stein-Hilbers, Den Männern die Hälfte der Familie, den Frauen mehr Chancen im Beruf, Weinheim 1988.*

Demographische Entwicklung in den alten Bundesländern

Eheschließung und Heiratsalter

Die Bedeutung von Ehe und Familie als einer auf lebenslange Dauer konzipierten Lebensform ist seit den fünfziger Jahren erheblich zurückgegangen. Zwar heiraten immer noch rund drei Viertel aller Frauen in ihrem Leben wenigstens einmal, der Anteil der Ehepaare an der Gesamtzahl der Haushalte sinkt jedoch. Dies ist sowohl auf den Rückgang der Heiratsneigung und auf steigende Scheidungsraten als auch auf die zunehmende Zahl derer zurückzuführen, die in ihrem Leben gar nicht heiraten wollen.

Nach dem Krieg war die Anzahl der (Erst-)Eheschließungen relativ hoch (10,7 je 1000 Einwohner). Seit den sechziger Jahren nahm sie kontinuierlich ab und lag 1998 nur noch bei 5,4 je 1000 Einwohner.[3] Seit 1950 hat sich also die Anzahl der Eheschließungen halbiert. In demselben Zeitraum, in dem im früheren Bundesgebiet die Heiratsquoten sanken, stieg auch das Heiratsalter von Frauen und Männern kontinuierlich an. 1960 heirateten ledige Männer durchschnittlich mit 25,9 Jahren, ledige Frauen mit 23,7 Jahren. Im Jahre 2000 lag das Erstheiratsalter bei Männern durchschnittlich bei 31,3 Jahren und bei Frauen bei 28,5 Jahren[4]. Die Tendenz ist also weiter steigend und demzufolge haben es die Jugendlichen heute mit der Heirat nicht mehr eilig.

Bedeutung von Heirat

Parallel zur Veränderung des familialen Verhaltens hat sich die Bedeutung der Heirat gewandelt. Ende der vierziger Jahre hielten 89 Prozent der Westdeutschen die Ehe für notwendig und nur vier Prozent für überlebt. Während Anfang der siebziger Jahre noch 78 Prozent die Ehe für notwendig hielten und neun Prozent für überlebt, waren es 2001 nur noch 56 Prozent, die die Ehe für notwendig hielten und sogar 25 Prozent für überlebt. Demzufolge bezeichnen immer mehr junge Leute die Ehe als nicht nötig für ihre Lebenspläne[5].

Kohortenbefragungen zeigen, dass 1950 und mit einigen Einschränkungen auch noch 1970 eine Vielzahl von Hoffnungen und Wünschen an die Ehe geknüpft waren, die heute nicht mehr in diesem Maße gelten. Paare, die 1950 heirateten, verbanden damit Werte wie Pflicht- und Normerfüllung und formulierten Ziele, die sich auf die Gemeinschaft und Gemeinsamkeit der Familie bezogen. Sie definierten ihre Ehe in starkem Maße als einen Zweck- und Solidaritätsverband. Geborgenheit und das Bewusstsein, einen Partner zu haben, mit dem man „etwas schaffen will", waren wichtig. Seit Mitte der 70er Jahre setzte sich die heutige „kindorientierte Ehegründung" und „kindzentrierte Familie" durch[6].

---

3 *Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.), Die Lebenssituation alleinstehender Frauen, Berlin, 2004, S 19.*

4 *H. Engstler/S. Menning, Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik, Berlin 2003, S. 65.*

5 *E. Noelle-Neumann/R. Köcher (Hrsg.), Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie 1998-2002, Band 11, München, 2002, S. 116.*

6 *R. Nave-Herz, Familiäre Veränderungen seit 1950. Eine empirische Studie, Projektabschlussbericht Teil I, Oldenburg 1984, S. 125f; siehe auch R. Nave-Herz (Hrsg.), Kontinuität und Wandel der Familie in Deutschland. Eine zeitgeschichtliche Analyse, Stuttgart, 2002, S. 49f.*

Die zurückgehende Selbstverständlichkeit der Heirat und die Veränderung der Heiratsgründe könnte als Entkopplung von Liebe, Ehe und Elternschaft bezeichnet werden. Während früher auf jeden Fall geheiratet wurde, scheint Ehe heute nicht erforderlich, solange keine Kinder vorhanden sind. Nur wenige ziehen es hingegen vor, auch als Eltern weiterhin unverheiratet zusammenzuleben. Ein Grund für diese Entwicklung ist sicherlich die Liberalisierung gegenüber außerehelicher Sexualität, ein anderer liegt in der Abnahme struktureller Zwänge zur Eheschließung, wie z.B. der Wohnungsvergabepolitik. Bis in die siebziger Jahre war es für unverheiratete Paare schwierig, eine eigene Wohnung zu bekommen. Heute fragen Vermieter kaum noch nach Trauschein oder Aufgebot. Auch Diskriminierungen müssen nicht mehr befürchtet werden, wenn Partner ohne Trauschein zusammenleben.

Fertilität

Nach dem „Babyboom" der sechziger Jahre ging die Geburtenrate im früheren Bundesgebiet stark zurück und sank weit unter das Niveau der „Bestandserhaltung der Bevölkerung". Der Stand der Geburten lag 1960 bei 17,4 Geburten pro 1000 Einwohner. Er erreichte 1980 einen ersten Tiefpunkt von 10,1 und stieg dann wieder etwas an. Im Jahre 2000 fällt der Geburtenstand allerdings auf 9,8 je 1000 Einwohner[7]. Eine wichtige Ursache für diese demographischen Trends liegt in der Veränderung der Altersstruktur von Frauen bei der Geburt von Kindern. In den ersten Nachkriegskohorten wurden Frauen in sehr jungen Jahren Mutter. Heute sind die Mütter bei der Geburt ihres ersten Kindes häufig 30 Jahre alt oder älter. Insgesamt ist das Durchschnittsalter der Mutter bei Geburt ihres ersten Kindes seit Mitte der sechziger Jahre kontinuierlich gestiegen. Lag es 1970 noch bei 24,3 Jahren, so stieg es im Jahre 2000 auf 29 Jahre an[8]. Die Tendenz von Frauen, die Geburt von Kindern zeitlich hinauszuschieben, korrespondiert ebenso wie das Heiratsalter mit der Höhe des Bildungsabschlusses: je höher das Bildungsniveau, desto später die Mutterschaft. Zwischen 41 und 44 Prozent der 35 bis 39-jährigen deutschen Akademikerinnen leben ohne Kinder im Haushalt[9] und es ist davon auszugehen, dass sie kinderlos bleiben. Eine genaue Feststellung dieses Anteils ist jedoch auf Grundlage der amtlichen Statistik nicht möglich, so dass man auf Schätzungen angewiesen ist, die z.B. für den Frauengeburtsjahrgang 1965 von 31,2 Prozent ausgehen[10].

Scheidung

Die Scheidungsstatistik zeigt, dass auch die Scheidungshäufigkeit in den letzten 25 Jahren kontinuierlich zugenommen hat. Zwar war die Scheidungsrate im Westen Deutschlands bereits nach dem Zweiten Weltkrieg – infolge der kriegsbedingten Probleme der Familien[11] – sehr hoch: 1950 wurden 84740 Ehen geschieden (das sind 6,75 von 1000 bestehenden Ehen). Die Scheidungen gingen jedoch bis Mitte der fünfziger Jahre drastisch zurück; 1960 wurden 48878 Ehen geschieden (3,5 Promille). Seitdem stieg die Zahl der Ehescheidungen jedoch wieder. 1990 wurden 122869 (8,1 Promille) und im Jahre 2000 sogar 164971 Ehen geschieden; dies entspricht 10,4 pro 1000 bestehenden Ehen[12].

---

7 *Statistisches Bundesamt (Hrsg.), Datenreport 2004. Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland, Bonn, 2004, S. 39.*

8 *H. Engstler/S. Menning, Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik, Berlin, 2003, S. 77.*

9 *Ebd. S. 75.*

10 *Ebd. S. 74.*

11 *S. Meyer/E. Schulze, Auswirkungen des Zweiten Weltkriegs auf Familien. Zum Wandel der Familie in Deutschland, Berlin, 1989, S. 95-109, 256-325.*

12 *H. Engstler/S. Menning, Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik, Berlin 2003, S. 81.*

Bemerkenswert ist, dass seit der Einführung des neuen Scheidungsrechts 1976 auch ältere Ehen häufiger geschieden werden. Vorher wurden die meisten Scheidungen nach zwei- bis fünfjähriger Ehedauer ausgesprochen, danach verlagerte sich das größte Scheidungsrisiko auf Ehen mit fünf- bis sechsjähriger Dauer. Dies bedeutet auch, dass zunehmend mehr Kinder von Scheidungen betroffen sind. Im Jahre 2003 waren 147117 minderjährige Kinder von Ehescheidungen betroffen, während es 1975 107216 minderjährige Kinder waren und im Jahre 1960 sogar nur 45067[13].

Als Gründe für die zunehmende Scheidungsbereitschaft kommen verschiedene Faktoren in Frage: Zum einen könnte die angesprochene Konzentration der Heiratsgründe auf die emotionale Beziehung zum Partner und auf den Kinderwunsch den Verbindlichkeitscharakter der Ehe reduzieren; dadurch wird ein Infragestellen der Ehe erleichtert, zum anderen ist das Auseinandergehen zerstrittener Paare durch die Reform des Scheidungsrechts leichter geworden. Hinzu kommt, dass Frauen aufgrund zunehmender eigener finanzieller Absicherung leichter den Schritt zur Scheidung wagen – obwohl für viele dadurch finanzielle Einbußen entstehen und gerade geschiedene Mütter große Belastungen auf sich nehmen müssen, wenn sie als Alleinerziehende Beruf, Haushalt und Kindererziehung vereinbaren wollen.

Familien- und Lebensformen in den alten Bundesländern

Die Veränderungen im Leben von Frauen werden nicht nur anhand von Heiratsbereitschaft, Fertilität oder Scheidungsneigungen deutlich, sondern äußern sich auch in den Lebensformen, die Frauen wählen. Nicht nur hat die Bedeutung der Ehe abgenommen, wie im letzten Abschnitt gezeigt wurde, sondern auch die Spielräume, verschiedene Lebens- und Beziehungsformen vor, nach oder anstelle der Ehe auszuprobieren, haben zugenommen. Insbesondere Eineltern-Familien, Nichteheliche Lebensgemeinschaften (mit und ohne Kinder) und Alleinlebende werden neben Ehe und Familie immer bedeutender.

Um vorab eine Einschätzung der quantitativen Relevanz der einzelnen Haushaltstypen in den alten Bundesländern zu ermöglichen, wollen wir kurz einige statistische Daten über die Verteilung der wichtigsten Haushaltstypen aufführen: Im früheren Bundesgebiet gab es 2003 31,7 Millionen Privathaushalte. Traditionelle Familien, d.h. Ehepaare mit ledigen Kindern und Eineltern-Familien mit ledigen Kindern (einschl. allein erziehende Väter und Mütter mit Lebenspartner/in) lebten in knapp einem Drittel aller Haushalte (9,8 Mill. Haushalte bzw. 31,0 Prozent). Ein weiterer Teil der Ehepaare lebte ohne ledige Kinder (7,8 Mill. Haushalte bzw. 24,6 Prozent aller Haushalte). Die Ein-Personen-Haushalte hatten deutlich über ein Drittel Anteil an allen Haushalten (11,8 Mill. Haushalte bzw. 37,2 Prozent). Nur in wenigen Haushalten lebten drei und mehr Generationen unter einem Dach (244.000 Haushalte bzw. 0,8 Prozent aller Haushalte). Im Mai 2003 lebten in 5,7 Prozent (1,8 Mill. Nichteheliche Lebensgemeinschaften) aller Haushalte Nichteheliche Lebensgemeinschaften[14].

Ehepaare mit Kindern

Die Familiengröße ist in den letzten Jahrzehnten kontinuierlich zurückgegangen: 1972 hatten im früheren Bundesgebiet 43,3 Prozent der Ehepaare mit Kindern unter 18 Jahren ein Kind, 34,9 Prozent hatten zwei und 21,8 Prozent drei und mehr Kinder. Von den Ehepaaren mit Kindern unter 18 Jahren hatten im Jahre 2000 hingegen 44,7 Prozent ein Kind, 41,2 Prozent zwei Kinder und 14,2 Prozent drei und mehr Kinder[15].

---

[13] *Statistisches Bundesamt -VI B-, Wiesbaden, 2004.*
[14] *Statistisches Bundesamt: Sonderauswertungen, Wiesbaden, 2004.*
[15] *H. Engstler/S. Menning, Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik, Berlin 2003, S. 218.*

In Familien sind Männer in der Regel ganztägig erwerbstätig, wohingegen die Erwerbstätigkeit der Frauen von der Anzahl und dem Alter der Kinder abhängt. Im April 2002 waren 57,5 Prozent der verheirateten Mütter erwerbstätig. Die Teilzeitquote betrug rund zwei Fünftel (39 Prozent). Je mehr Kinder zu betreuen sind, desto seltener sind Mütter aktiv erwerbstätig[16]. Väter mit Teilzeitarbeit gibt es hingegen so gut wie gar nicht. Schon diese Zahlen zeigen, dass die Mehrheit der jungen Mütter in der alten Bundesrepublik Deutschland die Verantwortung für Haushalt und Familie auch weiterhin allein trägt.

Familien mit Kindern haben überwiegend ein niedrigeres Einkommen als kinderlose Paare oder Alleinlebende. Dies liegt in erster Linie daran, dass junge Mütter mit Kindern in geringerem Maße erwerbstätig sind als Frauen ohne Kinder. Bei Familien bleibt von daher das Haushalts-Nettoeinkommen trotz Kindergeld und steuerlicher Vorteile unter dem von kinderlosen Paaren. In Zahlen ausgedrückt: 2003 verfügten 23 Prozent der Familien im früheren Bundesgebiet mit ledigen Kindern (ohne Altersbegrenzung) über ein durchschnittliches monatliches Nettoeinkommen unter 2000 Euro und 71 Prozent hatten mehr als 2000 Euro im Monat zur Verfügung[17]. Ein Vergleich zwischen Paarhaushalten ohne Kinder und Paarhaushalten mit Kindern zeigt deutlich, dass Paare ohne Kinder finanziell besser gestellt sind. Paare ohne Kinder verdienten 2002 durchschnittlich 1391 Euro, während Paare mit minderjährigen Kindern nur 1012 Euro zur Verfügung hatten[18].

Für die Einkommensdifferenzen sind verschiedene Ursachen verantwortlich. Einmal sind die Einkommensbezieher in jungen Familien häufig Berufsanfänger mit vergleichsweise niedrigem Einkommen, manche befinden sich noch in der Ausbildung. Des weiteren ist bei jungen Paaren mit Kleinkindern der finanzielle Beitrag, den Frauen zum Familieneinkommen leisten, erheblich niedriger als bei kinderlosen Paaren.

Eineltern-Familien

Im Jahre 1972 bestanden 7,7 Prozent aller Familien (mit Kindern unter 18 Jahren) aus einem Elternteil[19]. In den folgenden Jahren stieg ihr Anteil und erreichte im früheren Bundesgebiet im Jahre 2002 einen Stand von 2,4 Mill., d.h. 18 Prozent aller Eltern-Kind-Gemeinschaften im früheren Bundesgebiet sind Eineltern-Familien[20].

Im Jahre 2000 betrug der Frauenanteil an den Alleinerziehenden im früheren Bundesgebiet 83,9 Prozent[21]. Die Gesamtzahl der Kinder, die von alleinerziehenden Müttern versorgt wurden, stieg von 1,4 Millionen im April 1996 auf 1,6 Millionen im Mai 2003, d.h. jedes fünfte Kind wuchs in einer Eineltern-Familie auf[22].

---

16 *Statistisches Bundesamt (Hrsg.), Leben und Arbeiten in Deutschland – Ergebnisse des Mikrozensus 2002, Wiesbaden 2003, S. 43-44.*

17 *Eigene Berechnungen basierend auf: Statistisches Bundesamt: Leben in Deutschland 2003, Gruppe VIII C, Wiesbaden, 2004.*

18 *Sonderauswertung des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung von P. Krause basierend auf: Statistisches Bundesamt (Hrsg.), Datenreport 2004. Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland, Bonn, 2004.*

19 *H. Engstler/S. Menning, Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik, Berlin 2003, S. 218.*

20 *Datenreport 2004. Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland, Bonn, 2004, S. 42.*

21 *H. Bayer/R. Bauereiss, Haushalt und Familie in der amtlichen Statistik, in: W. Bien/J.H. Marbach (Hrsg.), Partnerschaft und Familiengründung. Ergebnisse der dritten Welle des Familien-Survey, Opladen 2003, S. 293.*

22 *Statistisches Bundesamt (Hrsg.), Leben und Arbeiten in Deutschland – Mikrozensus 2003, Tabellenanhang zur Pressebroschüre, Tabelle 7, Wiesbaden 2004 siehe auch St. Lüdtke, „2003 wuchs jedes fünfte Kind in einer Ein-Eltern-Familie auf", in: Das Parlament; Nr. 33/34, 2004, S. 3.*

Die Gründe, weshalb Frauen ihre Kinder alleine erziehen, haben sich in den letzten Jahrzehnten gewandelt. Während in der Nachkriegszeit alleinerziehende Mütter überwiegend verwitwet waren, sind heute die meisten alleinerziehenden Mütter mit Kindern unter 27 Jahre verheiratet, getrennt bzw. geschieden (64,5 Prozent). Der Anteil der ledigen Mütter beträgt heute 22,2 Prozent[23]. Aus diesen Zahlen lässt sich natürlich nicht schließen, dass alle Alleinerziehenden diese Lebensform freiwillig wählen, doch hat in den letzten Jahrzehnten die Anzahl derer zugenommen, die sich bewusst dafür entschieden haben, ihr Kind alleine großzuziehen und der Ehe den Rücken zuzukehren. Zu dieser Gruppe gehören Frauen, die schon in der Schwangerschaft wussten, dass ihr Partner nicht bereit sein würde, sich an der Erziehung zu beteiligen oder Frauen, die sich – aufgrund welcher Motivation auch immer – bewusst aus einer ehelichen oder nichtehelichen Partnerschaft lösten und das Kind bei sich behielten. Zu den Gründen hierfür zählen beispielsweise persönliche Unabhängigkeit, sich nur nach den Bedürfnissen des Kindes richten zu müssen oder möglichen Erwartungen des Partners nicht mehr ausgesetzt zu sein[24].

Die Mehrzahl der Alleinerziehenden bestreitet ihren Lebensunterhalt durch Erwerbstätigkeit (30 Prozent Vollzeit, 26 Prozent Teilzeit[25]), hinzu kommen Kindergeld vom Vater und teilweise staatliche Unterstützungsleistungen (Wohngeld etc.). Die Nicht-Berufstätigen beziehen entweder Unterhalt und Kindergeld vom ehemaligen Partner, Arbeitslosengeld, Arbeitslosen- oder Sozialhilfe. Einige wenige erhalten darüber hinaus finanzielle Unterstützung durch ihre Eltern. Im April 2002 finanzierten z.B. 12 Prozent der Alleinerziehenden mit minderjährigen Kindern ihren Lebensunterhalt vornehmlich durch Sozialhilfe[26].

Allein Erziehende weisen neben Familien mit Kindern die höchsten Armutsquoten auf[27]. Während im Jahr 2002 Alleinerziehende mit einem Kind ein durchschnittliches Haushalts-Nettoeinkommen von 853 Euro hatten, stand Alleinerziehenden mit zwei und mehr Kindern ein durchschnittliches Haushalts-Nettoeinkommen von 669 Euro zur Verfügung[28]. Erschwerend kommt hinzu, dass erwerbstätige Alleinerziehende einen erheblich höheren Bedarf an Betreuungsleistungen für die Kinder und von daher auch höhere Unkosten für z. B. Tagesmutter, Krippe, Kindertagesstätte etc. haben. Die wirtschaftliche Stellung der Alleinerziehenden ist von daher – gemessen am Bevölkerungsdurchschnitt – sehr schlecht.

Nichteheliche Lebensgemeinschaften

Eine andere Lebensform, die in den letzten Jahrzehnten ebenfalls zunehmend von Frauen bevorzugt wird, ist das Zusammenleben mit einem Partner ohne Trauschein. Dies gilt vor allem für Frauen ohne Kinder. Nach den Daten des Mikrozensus betrug im April 2002 die Zahl der Nichtehelichen Lebensgemeinschaften 1,7 Millionen und 25 Prozent lebten mit Kindern[29]. Von den Nichtehelichen Lebensgemeinschaften hatten 72,6 Prozent ein Kind, 22,2 Prozent zwei Kinder und 5,2 Prozent drei und mehr Kinder[30].

---

23 *H. Engstler/S. Menning, Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik, Berlin 2003, S. 219.*

24 *S. Meyer/ E. Schulze, Balancen des Glücks. Neue Lebensformen: Paare ohne Trauschein, Alleinerziehende und Singles, München, 1989.*

25 *Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.), Die Lebenssituation alleinstehender Frauen, Berlin, 2004, S.45.*

26 *Statistisches Bundesamt (Hrsg.), Leben und Arbeiten in Deutschland – Mikrozensus 2002, Wiesbaden 2003, S. 28.*

27 *Datenreport 2004. Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland, Bonn, 2004, S. 634.*

28 *Sonderauswertung des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung von P. Krause basierend auf: Statistisches Bundesamt (Hrsg.), Datenreport 2004. Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland, Bonn, 2004.*

29 *Statistisches Bundesamt (Hrsg.), Leben und Arbeiten in Deutschland – Mikrozensus 2002, Wiesbaden, 2003, S. 19, 21-22.*

30 *H. Engstler/S. Menning, Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik, Berlin, 2003, S. 218.*

Die Entscheidung, nicht zu heiraten und statt dessen unverheiratet zusammenzuleben, wird aus unterschiedlichen Gründen getroffen: Nichteheliche Lebensgemeinschaften werden im Hinblick auf eine zukünftige Eheschließung eingegangen – oder, um sich gerade davon abzugrenzen, aus ökonomischen Gründen aufrechterhalten (z.B. um nicht Versorgungsansprüche aus früheren Ehen zu verlieren) oder weil man meint, dass die Qualität einer Partnerschaft ohne Trauschein höher sei. Für Frauen ist diese Beziehungsform offensichtlich deshalb attraktiv, weil sie sich davon eine größere Chance für eine gleichberechtigte Partnerschaft und eine ausgewogenere Verteilung der Alltagsorganisation und Hausarbeit versprechen. Da traditionelle Rollenvorstellungen in nicht-institutionalisierten Beziehungsformen schwerer einklagbar sind als in der Ehe, bestehen hierfür gute Voraussetzungen. Eine Untersuchung belegt, dass der Verheiratetenstatus tatsächlich signifikanten Einfluss darauf hat, wie traditionell die Hausarbeit verteilt wird; d.h. in nichtehelichen Paargemeinschaften ist die Verteilung der Hausarbeit in der Tendenz weniger traditionell[31].

Typisch für Frauen in Nichtehelichen Lebensgemeinschaften ist, dass sie berufstätig sind und ihre Berufstätigkeit als langfristige Perspektive auffassen. Über die Hälfte (57 Prozent) der Frauen sind Vollzeit erwerbstätig und 17 Prozent Teilzeit erwerbstätig[32]. Die finanzielle Unabhängigkeit, die bei den Frauen sicherlich auch darauf zurück zu führen ist, dass sie überwiegend keine Kinder haben und von daher meist problemloser berufstätig sein können, gehört zum Konzept Nichtehelicher Lebensgemeinschaften. Trotz der höheren Erwerbsquote der Frauen ist das Einkommen Nichtehelicher Lebensgemeinschaften niedriger als das von Ehepaaren. Dies ergibt sich aus dem jugendlichen Alter und dem entsprechend niedrigeren beruflichen Status der Nichtehelichen Lebensgemeinschaften. 2003 verdienten im Durchschnitt monatlich 31 Prozent der unverheiratet Zusammenlebenden mit mindestens einem ledigen Kind (ohne Altersbegrenzung) unter 2000 Euro, während 63 Prozent dieser Gruppe über 2000 Euro zur Verfügung hatten[33] (zum Vergleich siehe Ehepaare mit Kindern).

Alleinlebende

Ein-Personen-Haushalte haben zwischen 1950 und 2003 von 19,4 auf 37,2 Prozent aller Haushalte in den alten Bundesländern zugenommen[34]. In manchen Städten, wie z.B. Berlin, liegt ihr Anteil sogar bei 52,8 Prozent[35]. Für jüngere Frauen wird das Alleinleben zunehmend relevanter, da die heutige gesellschaftliche Stellung der Frau einen eigenständigen ökonomischen und sozialen Status unabhängig von Ehemann und Herkunftsfamilie ermöglicht[36].

Die Motive für das Alleinleben differieren natürlich sehr. Für Ältere können der Verlust des Partners, Trennung, Scheidung etc. ausschlaggebend gewesen sein. Manche junge Alleinlebende befinden sich in einer biographischen Übergangsphase zwischen Auszug aus dem Elternhaus und Zusammenleben mit einem Partner. Das Alleinleben kann jedoch auch auf einer freiwilligen und längerfristigen Entscheidung beruhen. Die freiwillig allein lebenden Frauen scheinen sich darin einig zu sein, dass ein gemeinsamer Haushalt mit einem (Ehe)Mann oder einer Familie für sie

---

31 *H. Röhler/A. Steinbach/J. Huinink, Hausarbeit in Partnerschaften, in: Zeitschrift für Familienforschung: Beiträge zu Haushalt, Verwandtschaft und Lebenslauf, Jg. 12, Heft 2/2000, S. 24.*

32 *Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.), Die Lebenssituation alleinstehender Frauen, Berlin, 2004, S.45.*

33 *Eigene Berechnungen basierend auf: Statistisches Bundesamt: Leben in Deutschland 2003, Gruppe VIII C, Wiesbaden, 2004.*

34 *Statistisches Bundesamt, Lange Reihen, Tab. L101, Wiesbaden, 2004.*

35 *Statistisches Landesamt Berlin, 2004 (Anm.: Dabei ist zu beachten, dass in diese Zahl, aufgrund der Zählweise der offiziellen Statistik, auch Partner einer Nichtehelichen Lebensgemeinschaft oder Mitglieder von Wohngemeinschaften eingehen, sofern sie sich nicht selbst als Mehrpersonenhaushalt definieren.)*

36 *St. Hradil, Die „Single-Gesellschaft", München, 1995, S. 77.*

nicht in Frage kommt. Sie verweigern sich gegenüber den Ansprüchen, die ein Partner an sie stellen könnte und rücken statt dessen individuelle Ziele in den Mittelpunkt ihres Lebens.

Insbesondere in den jüngeren Altersgruppen hat die Tendenz zugenommen, freiwillig alleine zu leben. In der Altersgruppe der 25- bis 45-jährigen ist in den letzten Jahren eine überproportionale Zunahme aller Ein-Personen-Haushalte zu verzeichnen. Von Beginn der siebziger Jahre bis zum Beginn der neunziger Jahre hat sich die Zahl der Alleinlebenden in dieser Altersgruppe in Westdeutschland nahezu verdreifacht, wobei die Frauen daran einen wesentlichen Anteil haben[37]. Im früheren Bundesgebiet wohnten 1999 in 58 Prozent der Ein-Personen-Haushalte Frauen[38].

Noch vor dem Zweiten Weltkrieg wäre es undenkbar gewesen, dass junge Erwerbstätige allein einen Haushalt führten; sie lebten entweder bei ihren Eltern, Verwandten oder zur Untermiete. Während es früher eher junge Männer waren, die allein lebten, hat sich in den letzten Jahrzehnten die Zusammensetzung der Gruppen gewandelt: Es sind zunehmend auch jüngere, aufgrund eigener Berufstätigkeit finanziell unabhängige Frauen, die als Singles leben.

Alleinlebende Frauen haben eine deutlich höhere Bildung als verheiratete und haben das Bildungsniveau männlicher Vergleichsgruppen sogar übertroffen. Dies gilt für den Durchschnitt der Alleinlebenden[39], zeigt sich aber am deutlichsten bei den Jüngeren (unter 40 Jahre). 1999 verfügten 41 Prozent über die Fachhochschulreife oder über das Abitur. 1999 waren 74 Prozent (6 Prozent) der ledigen Frauen unter 40 Jahren, 40 Prozent (3 Prozent) der Ledigen über 40 Jahre und 46 Prozent (5 Prozent) der Geschiedenen/getrennt Lebenden im früheren Bundesgebiet Vollzeit erwerbstätig (Teilzeit erwerbstätig)[40].

Die Alleinlebenden verfügen über ein überproportional gutes Einkommen. Ein Ein-Personen-Haushalt verfügte 2002 über durchschnittlich 1.377,22 Euro Haushalts-Nettoeinkommen[41].

Familienalltag in den alten Bundesländern

In diesem Abschnitt werden wir Veränderungen beschreiben, die das Großziehen von Kindern für Frauen mit sich bringt, und darauf eingehen, wie sich die Lebensverhältnisse von Familien seit der Nachkriegszeit gewandelt haben.

Veränderungen von Hausarbeit und Kinderbetreuung

Der Wandel der Kindererziehung und der Tätigkeiten, die damit verbunden sind, hat zu einer Ausdehnung aller Arbeiten geführt, die mit der Betreuung und Sozialisation von Kindern zusammenhängen. Im Erziehungsbereich ist seit den 60er Jahren ein Rückgang konventioneller Normen der Einordnung, wie z.B. Disziplin und Achtung, zu verzeichnen. Persönliche Selbstständigkeit, eigene Urteilsfähigkeit, Selbstbewusstsein etc. sind Werte, die an Bedeutung zuge-

37 *Ebd., S. 20.*
38 *K. Schwarz, Bericht 2000 über die demographische Lage in Deutschland, in: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, Jg. 26, Heft 1/2001, S. 35.*
39 *Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.), Die Lebenssituation alleinstehender Frauen, Berlin, 2004, S.35,37.*
40 *Ebd., S. 45.*
41 *Sonderauswertung des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung von P. Krause basierend auf: Statis-tisches Bundesamt (Hrsg.), Datenreport 2004. Zahlen und Fakten über die Bundesrepublik Deutschland, Bonn, 2004.*

nommen haben. Dabei schwindet die Autorität der Erziehenden und entwickelt sich eher zu einer partnerschaftlichen Beziehung. Die logische Konsequenz dessen ist, dass Erziehung anspruchsvoller und aufwendiger wird[42].

War es in den fünfziger und sechziger Jahren noch möglich, Kinder am Nachmittag unbeaufsichtigt draußen (Straße, Hof) spielen zu lassen, so führte die wachsende Gefährdung von Kindern in der Wohnumwelt dazu, dass Kinder seit den siebziger und achtziger Jahren kaum noch allein draußen spielen können, sondern die Nachmittage häufig in der Wohnung verbringen müssen. Die Präsenz der Kinder in der Wohnung wiederum bedeutet für die Mütter, dass der Betreuungsaufwand zunimmt.

Bei den Müttern nimmt heutzutage die Freizeitgestaltung ihrer Kinder einen breiten Stellenwert ein. Wegen des Mangels an Spielgefährten – sei es wegen nicht vorhandener Geschwister oder mangels Kindern in der Nachbarschaft – ergibt sich das Spielen nicht mehr spontan, sondern muss von den Eltern zunehmend aktiv organisiert werden. Bei der Organisation der Freizeit nehmen Frauen häufig mehr Rücksicht auf die Bedürfnisse der Kinder (und der Ehemänner) als auf ihre eigenen Bedürfnisse[43]. Solche Tätigkeiten waren für die Mütter aus den fünfziger Jahren kaum von Bedeutung. Die kontinuierlich gestiegenen Leistungs- und Bildungsansprüche für Kinder und Jugendliche führen darüber hinaus dazu, dass die Eltern für ihre Kinder leistungs- und bildungsorientierte Beschäftigungen auswählen, wie z.B. Teilnahme an Sportgruppen oder musischen Aktivitäten. Damit wurden Mütter zu Organisatorinnen und Transporteurinnen ihrer Kinder, die sie zu Sportveranstaltungen und anderen Kursen chauffieren.

Die Erhöhung der Ansprüche an Sozialisation und Betreuungsaufwand für Kinder geht nicht parallel mit einer Entlastung bei anderen Hausarbeiten einher. Der zeitliche Umfang der hauswirtschaftlichen Tätigkeiten, der vor allem von Frauen geleistet wird, hat trotz umfassender Technisierung der Haushalte nicht abgenommen. Im Jahre 1999 wurden von Frauen durchschnittlich 61 Stunden wöchentlich für Hausarbeiten, Besorgungen, Kinderbetreuung und Reparaturen/ Gartenarbeiten aufgewendet, von Männern nur etwa 24 Stunden[44]. Die Ursachen für diesen, auf den ersten Blick paradoxen Effekt – relative Konstanz der Zeit für Hausarbeit trotz weitgehender Technisierung – liegen vor allem darin, dass die durch Technik erzielten Zeiteinsparungen wettgemacht werden durch eine Erhöhung des Zeitumfangs für andere Tätigkeiten und durch die Erhöhung der Qualitätsmerkmale für das tägliche Wohlbefinden. In heutigen Haushalten werden früher sehr aufwendige Arbeiten minimiert, bestimmte Arbeiten gar nicht mehr selbst erledigt: hierzu gehören z.B. das Heizen mit Holz und Kohlen oder die regelmäßige Eigenproduktion von Güter (Stricken, Marmelade einkochen etc.). Andererseits nehmen Tätigkeiten, die durch den Einsatz von technischen Geräten zwar schneller erledigt werden können, insgesamt trotzdem an Umfang zu. Die Arbeitsersparnis durch den Einsatz einer Waschmaschine ist gering, da heute umso häufiger gewaschen wird, da die Haushalte mit mehr Wäsche und Kleidung ausgestattet sind und sich Hygienemaßstäbe grundlegend verändert haben.
Zusammenfassend lässt sich für den Bereich der Hausarbeit festhalten, dass die Zeit, die durch den Wegfall oder die Minimierung einzelner Arbeiten durch Technik gewonnen wurde, in andere häusliche Tätigkeiten investiert wird.

---

42 *W. Herzog/E. Böni/J. Guldimann, Partnerschaft und Elternschaft – Die Modernisierung der Familie, Bern, Stuttgart, Wien 1997, S.61.*

43 *St. Fries, Familie und Freizeit, in: M: Hofer/ E. Wild/P. Noack, Lehrbuch Familienbeziehungen – Eltern und Kinder in der Entwicklung, Göttingen 2002, S. 124-142.*

44 *J. Huinink/A. Röhler, Hausarbeit in Partnerschaften – Zur Erklärung geschlechtstypischer Arbeitsteilung in nichtehelichen und ehelichen Lebensgemeinschaften. DFG-Abschlussbericht, 2002, S. 62.*

Entlastung der Mütter durch Väter und Staat

Noch heute wird Frauen die Hausarbeit und Kindererziehung als Wesensmerkmal zugeschrieben, da in dieser Arbeit die „weibliche" Natur angeblich ihren Ausdruck findet. Der Sozialisationsprozess von Mädchen ist auf die Vermittlung und Internalisierung der für diese Arbeit notwendigen Qualifikationen angelegt. Gleichzeitig wird mit dieser spezifisch weiblichen Sozialisation der Mythos von der wesensmäßigen Bestimmung der Frau zur Hausfrau, Gattin und Mutter über Generationen reproduziert; dementsprechend soll Hausarbeit auch weiterhin aus Liebe, d.h. unbezahlt geleistet werden. Ein Überblick über Untersuchungen zum Thema Hausarbeit zeigt, dass sich nach wie vor an der traditionellen Zuweisung der Frauen zur Hausarbeit und Kindererziehung wenig geändert hat[45]. Auch die Erwerbstätigkeit befreit Frauen nicht von der Verpflichtung zur Hausarbeit; von dieser Zuständigkeit wird das Leben aller Frauen geprägt.

In den alten Bundesländern beteiligen sich Männer nur wenig an der Hausarbeit. Ihre Mithilfe im Haushalt hat seit den fünfziger Jahren kaum zugenommen. Zwar wird ein Mann heute, wenn er jung ist und eine höhere Schulbildung genossen hat, etwas mehr einkaufen, aufräumen und Wäsche waschen als noch vor 15 Jahren – bei den anderen anfallenden Hausarbeiten beteiligt er sich jedoch weiterhin nicht. Eine 2001/02 durchgeführte Studie belegt die auch heute noch mangelnde Bereitschaft der Männer zur Hausarbeit. 2001/02 sind 2,3mal so viele Frauen für Haus- und Gartenarbeit zuständig wie Männer; ebenso ist es bei der Unterstützung, Pflege und Betreuung von anderen Haushaltsmitgliedern (dazu gehören auch die Kinder). Das Verhältnis in Bezug auf das Einkaufen und die Haushaltsorganisation ist in etwa ausgeglichen; nur 1,2mal so viele Frauen wie Männer erledigen diese Arbeit. Bauen und handwerkliche Tätigkeiten sind nach wie vor Sache der Männer. Bei der Haushaltsführung insgesamt übernehmen Männer 37 Prozent der anfallenden Arbeiten, Frauen entsprechend 63 Prozent. In Paarhaushalten mit Kindern, in denen nur der Partner erwerbstätig ist, beteiligen sich Männer zu 34 Prozent an den Einkäufen, sind beide erwerbstätig, werden 39 Prozent der Einkäufe von Männer erledigt. Das Kochen übernehmen weit überwiegend die Frauen. Am stärksten halten sich die Männer bei der Wäschepflege raus.[46]

Nur bei der Kinderbetreuung hat die Mithilfe der Männer zugenommen. Allerdings ergibt sich auch hier eine Rangfolge der Tätigkeiten, die Väter ausüben. Die Männer übernehmen am liebsten Sport und Spiel. Sie kommen bei diesen Aktivitäten auf 81 Prozent der Zeit, die Frauen dafür aufwenden. Bei der Körperpflege und Betreuung der Kinder bleiben Männer gerade bei einem Drittel dessen, was ihre Partnerinnen leisten[47]. Insgesamt betrachtet, hat die Beschäftigung der Väter mit ihren Kindern zugenommen.
Öffentliche Betreuungseinrichtungen stehen in der alten Bundesrepublik noch immer in viel geringerem Umfang zur Verfügung als in anderen europäischen Ländern. Insbesondere für Kinder unter drei Jahren ist das öffentliche Betreuungsangebot außerordentlich gering. Säuglings- oder Kleinkinderbetreuung ist Sache der Mütter. Drei Viertel aller Westdeutschen glauben, dass es für die Entwicklung eines Kleinkindes am besten sei, zu Hause bei der Mutter zu sein[48].

---

[45] *H. Röhler/A. Steinbach/J. Huinink, Hausarbeit in Partnerschaften, in: Zeitschrift für Familienforschung: Beiträge zu Haushalt, Verwandtschaft und Lebenslauf, Jg. 12, Heft 2/2000, S. 23.*

[46] *Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Statistisches Bundesamt (Hrsg.), Wo bleibt die Zeit? Die Zeitverwendung der Bevölkerung in Deutschland 2001/02, Wiesbaden 2003, S. 14, 16 (Anm.: Die Angaben für die Haushaltsführung beziehen sich auf die Bundesrepublik Deutschland insgesamt.)*

[47] *Ebd., S. 22 (Anm.: Die Angaben beziehen sich auf die Bundesrepublik Deutschland.)*

[48] *A. Dürr/C. Voigt, „Wie schafft ihr das bloß?", in: DER SPIEGEL, Nr.2/5.1.04, S.49-53.*

1998 wurden 2,8 Prozent der Kinder unter drei Jahren in einer Krippe betreut[49]; da aber zunehmend mehr Frauen auch kleiner Kinder erwerbstätig sein wollen (oder müssen), werden immer mehr Kinder von professionellen „Tagesmüttern" betreut werden. Im Jahr 2000 wurden drei Prozent der null bis unter dreijährigen Kinder und 1,3 Prozent der drei bis unter sechsjährigen Kinder von Tagesmüttern betreut[50].

Auch die Betreuung der Kinder zwischen drei bis sechs Jahren ist bei weitem nicht für alle Kinder gewährleistet. 1999 besuchten 50,3 Prozent der dreijährigen Kinder, 82,7 Prozent der vierjährigen und 88,8 Prozent der fünfjährigen Kinder eine Tageseinrichtung[51]. Dies bedeutet jedoch nicht, dass die Kinder auch den ganzen Tag in diesen Einrichtungen untergebracht wären: In der Altersgruppe der drei- bis fünfjährigen Kinder fehlen in Westdeutschland vor allem Ganztagsplätze: Der Anteil an Ganztagsplätzen in Kindergärten lag Ende 1998 im früheren Bundesgebiet bei lediglich 18,8 Prozent, bundesweit bei 29,4 Prozent[52], alle anderen werden nur halbtags betreut und müssen zu festgelegten Zeiten abgeholt werden.

Charakteristisch für die alten Bundesländer ist, dass es kein allgemein praktiziertes Muster gibt, nach dem Erwerbstätigkeit und Kinderbetreuung vereinbar wären. Jede Frau muss individuell eine Lösung finden.

Schlussbetrachtung

In den letzten 40 Jahren hat sich in der alten Bundesrepublik die Rolle der Frau weitgehend gewandelt. Ehe und Familie sind nicht mehr die einzige Option im Leben für Frauen. Zunehmend mehr Frauen entscheiden sich auch für andere Lebens- und Beziehungsformen. Grundlage für die Abkehr von der traditionellen Versorgungsehe ist die gestiegene ökonomische Unabhängigkeit von Frauen, die vor allem durch eigene Berufstätigkeit oder andere Einkommensquellen, wie z. B. Ausbildungsbeihilfen, über eigenes Geld verfügen und so auf die finanzielle Versorgung durch einen Ehemann verzichten können.

Dies gilt vor allem für jüngere kinderlose Frauen. Frauen schieben den Zeitpunkt, zu dem sie Kinder bekommen, hinaus, einige verzichten sogar ganz auf Kinder. Ein Grund hierfür ist die in den alten Bundesländern nach wie vor bestehende Schwierigkeit, Familie und Beruf zu vereinbaren. Da bislang weder von seiten des Staates (Kinderkrippen, Kindergärten, Ganztagsschulen) noch von seiten der Wirtschaft (familienfreundliche Arbeitszeitregelungen) genügend Unterstützung für die Mütter geboten wird, sind diese größtenteils auf Hilfe von privater Seite angewiesen. Doch auch von seiten der Männer bzw. Väter ist nur wenig Bereitschaft vorhanden, Hausarbeit und Kinderbetreuung gleichberechtigt zu übernehmen.

Nicht zuletzt wegen der mangelnden Unterstützung durch die Männer kehren zunehmend mehr Frauen der Ehe den Rücken zu, indem sie sich scheiden lassen oder gar nicht erst heiraten. Statt dessen bevorzugen sie es, ihre Kinder ohne Partner großzuziehen oder mit einem Partner unverheiratet zusammenzuleben (sie versprechen sich von dieser nicht-traditionellen Lebensform größere Verhandlungsspielräume, gerade im Hinblick auf die Verteilung der Familienlasten).
Als alleinerziehende geraten Frauen jedoch in andere Zwickmühlen, die die Vereinbarkeit von Familie und Beruf erschweren: Alleinerziehende Mütter sind, obwohl häufig erwerbstätig, ökonomisch zumeist sehr schlecht gestellt und von daher nicht in der Lage, mangelnde Unterstützung durch Staat

[49] *Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.), Kinderbetreuung in Tagespflege, Berlin 2003, S.23 (in Druck).*
[50] *Ebd., S. 26.*
[51] *Deutsches Jugendinstitut e.V., Zahlenspiegel, Daten zu Tageseinrichtungen für Kinder, München, 2002, S. 81.*
[52] *H. Engstler/S. Menning, Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik, Berlin, 2003, S. 120.*

oder Betrieb durch bezahlte Dienstleistungen (private Kinderbetreuung, Nachmittagsbetreuung von Schulkindern) oder durch die Anschaffung von technischen Hilfen (Haushaltsautomaten, Pkw) zu kompensieren. Wegen des Dilemmas, Familie und Beruf nur schwer vereinbaren zu können, sind Frauen zunehmend seltener bereit, sich mit einer ausschließlichen Festlegung auf den häuslichen Bereich und mit der ökonomischen Abhängigkeit von einem Ehemann zufriedenzugeben. Neben individuellen Lösungen, die Frauen und Männer in ihren Beziehungen aushandeln und gestalten, sollte sich die Politik stärker der Familienförderung verpflichtet fühlen und günstigere Rahmenbedingungen für die Vereinbarkeit von Familie und Beruf schaffen.

Sonja Menning

Frauen und Familie - Tradition und Veränderung in den Ländern der Europäischen Union

Mancher Sommerloch-Beitrag aus den Reihen unserer Politiker ist ja fast zu hübsch, um sofort wieder dem Vergessen anheim zu fallen. So ließ sich der CSU-Bundestagsabgeordnete Johannes Singhammer im Juni 2004 in der «Bild»-Zeitung mit der Feststellung zitieren, dass die sinkende Zahl der Kinder „auch ein Armutszeugnis für viele Männer" sei und dass die Gefahr bestünde, „dass deutsche Männer im Ausland als Schlappschwänze verspottet" würden.

Die Sorge um die außergewöhnlich schlechte Reputation der deutschen Männer in Bezug auf ihre demographische Tüchtigkeit kann Herrn Singhammer genommen werden. Betrachtet man die Bevölkerungssituation der Staaten der Europäischen Union, so sind alle mit ähnlichen Problemen konfrontiert. In fast ausnahmslos allen europäischen Ländern werden heute deutlich weniger Kinder geboren als noch vor 10 Jahren und nicht nur das: Die Formen des familialen Zusammenlebens insgesamt haben sich gewandelt.

Dieser Beitrag möchte für die Länder der Europäischen Union Gemeinsamkeiten und Unterschiede aufzeigen in den demographischen Prozessen, die am Beginn der Entwicklung einer Familie stehen. Das umfasst die Aspekte: In welchen Partnerschaftsformen leben junge Frauen und Männer in Europa? In welchem Alter und unter welchen Voraussetzungen fassen junge Europäerinnen den Entschluss, eine Familie zu gründen und Kinder zu bekommen? Wie haben sich Geburtenhäufigkeit und Kinderlosigkeit in den vergangenen Jahren entwickelt? Das Beispiel einiger ausgewählter EU-Staaten soll unterschiedliche Bedingungen und Muster der Familiengründung in Europa deutlich machen. Nicht zuletzt soll auch gezeigt werden, wie weit sich Wunsch und Wirklichkeit in der Familienplanung junger Frauen in der Europäischen Union voneinander entfernen.

Weniger Andrang auf den Standesämtern...

In den meisten Staaten der EU hat die Ehe die alleinige Dominanz als Basis der Familie verloren. Das zeigt sich unter anderem in den Zahlen der Eheschließungen, die fast überall rückläufig sind (vgl. Abbildung 1). In den vergangenen 10 Jahren betraf dieser Rückgang vor allem die EU-Beitrittsländer. In den baltischen Staaten Litauen und Lettland z.B. gingen die Eheschließungen je 1000 Personen im Jahr 2001 auf etwa die Hälfte des Niveaus von 1991 zurück.

Aber auch in EU-Staaten wie Österreich, Belgien und Luxemburg sank die Heiratshäufigkeit um ein Drittel bis ein Viertel. Einen deutlichen Zuwachs der Heiratsneigung erlebte in diesem Zeitraum Zypern, das mit 15 Eheschließungen je 1000 Personen die Spitzenposition in der EU innehat. Aber

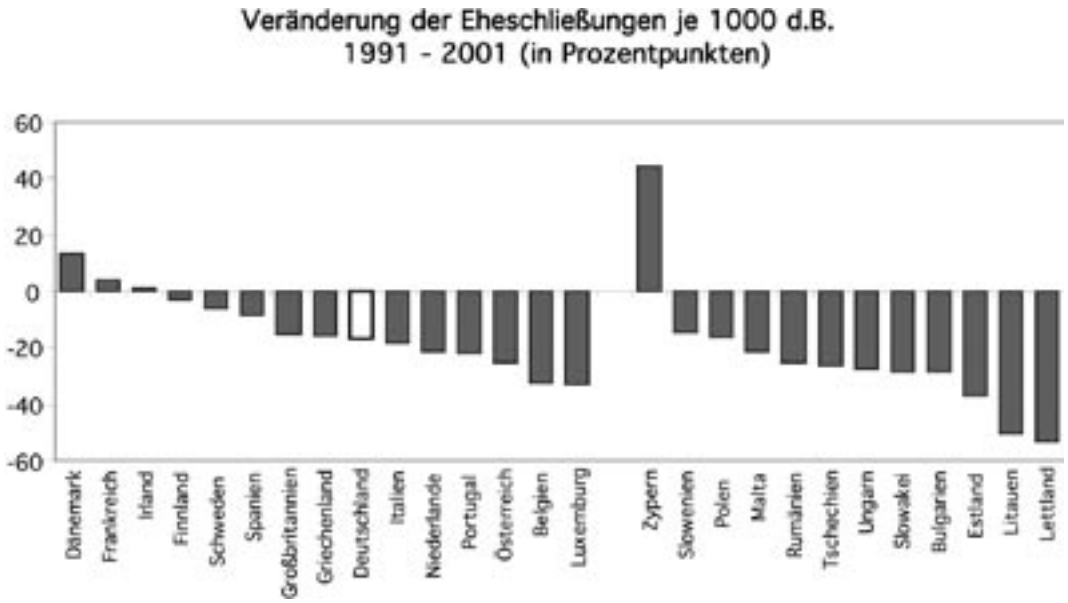


Abbildung 1:
Daten: Eurostat, Datenbank Newcronos

auch in Dänemark stieg die Heiratshäufigkeit in diesem Zeitraum und führte zum zweithöchsten Wert innerhalb der EU.

...dafür mehr Partnerschaften ohne Trauring

Es ist zu beobachten, dass immer mehr Paare in Europa unverheiratet zusammenleben. Dabei sind nichteheliche Lebensgemeinschaften vor allem ein Phänomen des jungen Erwachsenenalters. Dass die kulturellen Unterschiede im partnerschaftlichen Zusammenleben innerhalb Europas noch beträchtlich sind, lässt sich auch für die Verbreitung der nichtehelichen Lebensgemeinschaften feststellen. Während es unter den 16- bis 29-jährigen Paaren in den Mittelmeerländern Griechenland, Italien, Spanien und Portugal nur 8 bis 15 Prozent nichteheliche Lebensgemeinschaften gibt, liegt dieser Anteil in Großbritannien, den Niederlanden, Dänemark und Finnland weit über der Hälfte (53 bis 61%). In Schweden sind sogar 70 Prozent der zusammenlebenden Paare dieser Altersgruppe nicht verheiratet.[1]

Mutter werden ohne Trauschein

Diese Unterschiede zwischen den EU-Ländern lassen sich auch im Anteil der nichtehelichen Geburten ausmachen (vgl. Abbildung 2). Nichteheliche Geburten sind in Ländern wie Zypern und Griechenland mit 2,3 bzw. 4 Prozent aller Geburten (2001) eine Ausnahmeerscheinung geblieben. Auch in Italien (9,7%), Malta (12,9%) und Polen (13,1%) liegen diese Raten auf einem niedrigen Niveau. In diesen Ländern ist die Familiengründung noch eng mit einer Eheschließung verknüpft. Kulturelle Traditionen und religiöse Bindungen prägen auch den Start in das Familienleben. Ganz anders ist die Situation in Frankreich, Dänemark und Schweden. Hier kommt etwa die Hälfte (43,7%, 44,6% bzw. 55,5%) aller Neugeborenen außerhalb einer Ehe zur Welt. Aber auch in einigen EU-Beitrittsländern ist dieses Niveau bereits erreicht. Dazu zählen Slowenien, Bulgarien, Lettland und Estland (Anteile 2001 zwischen 39,4 und 56,2%). In diesen Ländern spiegelt sich im hohen Anteil der nichtehelich Geborenen in erster Linie der Rückgang der Eheschließungszahlen seit dem Beginn

[1] *Daten für 2001: Eurostat, Datenbank Newcronos*

der 1990er Jahre wider. Das heißt, dass die Zahl der Eheschließungen noch stärker gesunken ist als die Zahl der Geburten und damit anteilmäßig mehr Kinder außerhalb einer Ehe geboren wurden.

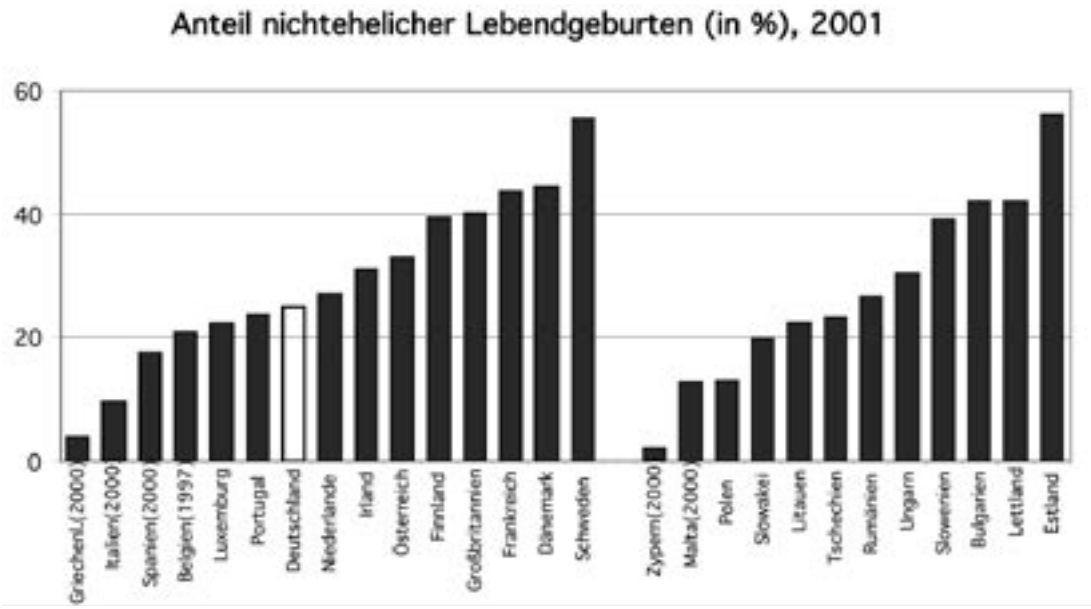


Abbildung 2:
Daten: Eurostat, Datenbank Newcronos

Der Anteil der Alleinerziehenden-Haushalte an allen Haushalten mit Kindern in der Europäischen Union liegt zwischen 3 und 22 Prozent (2001). Dieser Wert differiert stark für die einzelnen EU-Staaten. Niedrige Anteile an den Alleinerziehenden-Haushalten haben wiederum die südlichen EU-Staaten Griechenland, Spanien, Portugal und Italien mit jeweils 3 bzw. 4 Prozent. Großbritannien und Schweden liegen an der Spitze mit 17 bzw. 22 Prozent.

Familie - bitte später

Junge Frauen in der Europäischen Union gründen ihre Familien heute zu einem späteren Zeitpunkt in ihrer Biographie.
Wenn junge Europäerinnen zum ersten Mal heiraten, sind sie heute im Durchschnitt deutlich älter als das noch vor 10 Jahren der Fall war (vgl. Abbildung 3). Auch hier gibt es Unterschiede von Land zu Land: Sind junge Portugiesinnen im Durchschnitt noch 25,6 Jahre alt (2001), wenn sie zum ersten Mal eine Ehe schließen, so liegt das Durchschnittsalter bei Frauen aus Finnland, Dänemark und Schweden bereits zwischen 28,1 und 29,9 Jahren. In den EU-Beitrittsländern wird noch etwas früher geheiratet. Hier liegen die Altersdurchschnitte der Frauen zwischen 23,9 Jahren (Litauen) und 26,1 Jahren (Zypern). Allerdings hat in diesen Ländern das Ersteheschließungsalter in den Jahren zwischen 1991 und 2001 auch am stärksten zugenommen (zwischen 1,6 und 3,6 Jahren).

Eng mit dem Alter der Ersteheschließung verknüpft ist das Alter, in dem junge Europäerinnen ihr erstes Kind bekommen. In Schweden, Italien, den Niederlanden, Irland, Frankreich, Luxemburg, Deutschland und Spanien sind die Frauen bei diesem Ereignis im Durchschnitt bereits über 28 Jahre alt. Dagegen liegen fast alle EU-Beitrittsländer mit einem Erstgeburtsalter von unter 26 Jahren noch unter den Werten der EU-15-Länder. Ausnahmen sind Slowenien und Zypern mit 26,7 und 26,3 Jahren. Das geringste Erstgeburtsalter weisen Frauen in Litauen und Estland auf. Aber auch hier

sind Angleichungsprozesse zu beobachten. In den EU-Beitrittsländern hat sich zwischen 1991 und 2001 das Erstgeburtsalter deutlich erhöht.

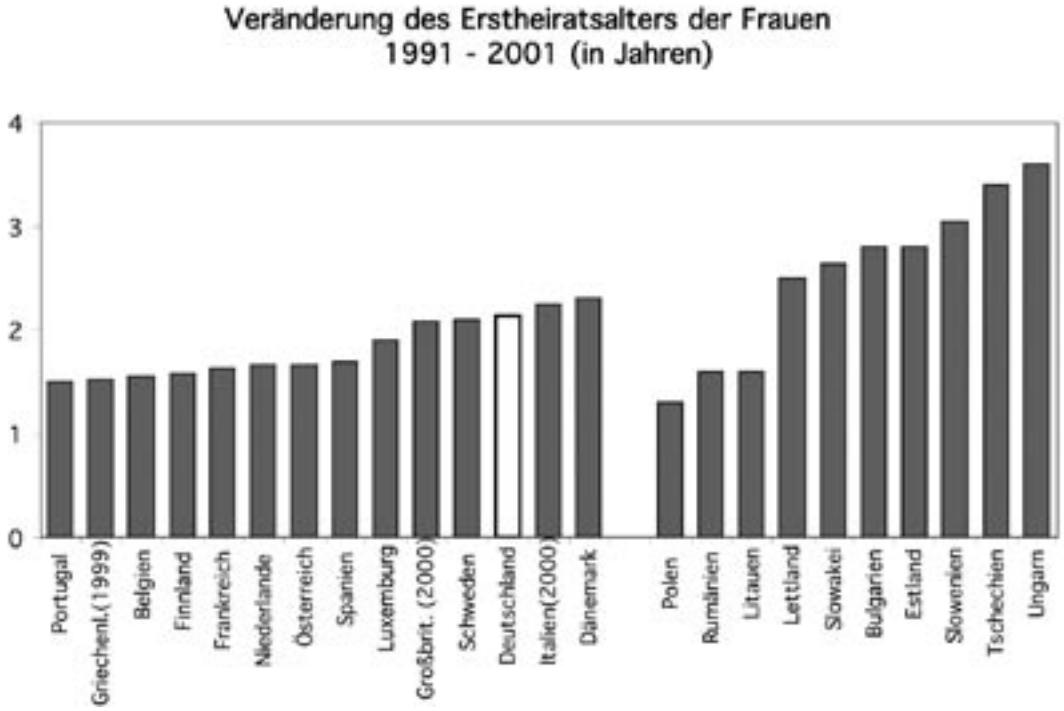


Abbildung 3:
Daten: Eurostat, Datenbank Newcronos

Kinder, Kinder...

Die Geburtenhäufigkeit hat sich seit Mitte der 60er Jahre in allen Ländern der Europäischen Union substanziell verändert: Das Niveau an Geburten, das einen stabilen Bestand der Bevölkerungsgröße garantieren würde, ist mittlerweile in allen Ländern unterschritten (vgl. Abbildung 4).
In Abbildung 4 sind zwei Gruppen von EU-Staaten mit sehr niedrigen Werten der Fertilität auszumachen – einige Länder der alten EU-15 und die osteuropäischen Staaten. Zur ersten Gruppe gehören Deutschland mit 1,31 Kindern je Frau, Griechenland (1,25 – 2001), Spanien (1,25) und auch Italien (1,23 - 2001).

Warum ist es gerade ein Land wie Italien, das so extrem niedrige Fertilitätswerte aufweist?

Beispiel Italien – Kein Comeback für die italienische Großfamilie

Italien erlebte wie eine Reihe anderer südeuropäischer Staaten seit der zweiten Hälfte der 1970er Jahre einen Rückgang der Geburtenhäufigkeit, der das Land zu einem der geburtenärmsten Staaten Europas gemacht hat. In der Mitte der 90er Jahre sank die Gesamtfruchtbarkeit Italiens auf unter 1,2 Kinder je Frau, ein europäisches Minimum. Seitdem ist die Fertilität in Italien zwar wieder leicht angestiegen (2001: 1,23 Kinder je Frau). Diese Werte gehören aber immer noch zu den geringsten in Europa. Junge italienische Frauen (und Männer) sehen sich in einem Lebensabschnitt, der für die Gründung einer Familie ideal wäre, zahlreichen Aufgaben gegenüber, die parallel zu bewältigen sind: die Beendigung der Ausbildung, die Suche nach Arbeit, der Einstieg in eine

berufliche Karriere, die Etablierung einer festen Partnerbeziehung und nicht zuletzt die Suche nach einer Wohnung. Mit diesen Anforderungen werden junge Menschen überall in Europa konfrontiert. Aber die Bedingungen, alle diese Aufgaben unter einen Hut zu bringen, sind in Italien besonders schwierig. Viele der jungen Erwachsenen in Italien leben lange Zeit bei ihren Eltern – 1998 wohnten weit über drei Viertel der italienischen Männer zwischen 25 und 29 Jahren und mehr als die Hälfte der gleichaltrigen italienischen Frauen noch im Elternhaus. Junge Menschen in Italien sehen sich mit einem schwer zugänglichen Wohnungsmarkt und den Folgen einer hohen Arbeitslosigkeit konfrontiert. Erwerbstätige Italienerinnen sind bei ihrer Entscheidung zum Kind auf ihr eigenes Organisationstalent im Alltag angewiesen und können kaum auf unterstützende familienpolitische Maßnahmen und Kinderbetreuungsangebote zählen.

In der zweiten in Abbildung 4 hervorgehobenen Gruppe der Staaten mit einer sehr niedrigen Geburtenhäufigkeit ist der Geburtenrückgang historisch anders bedingt.

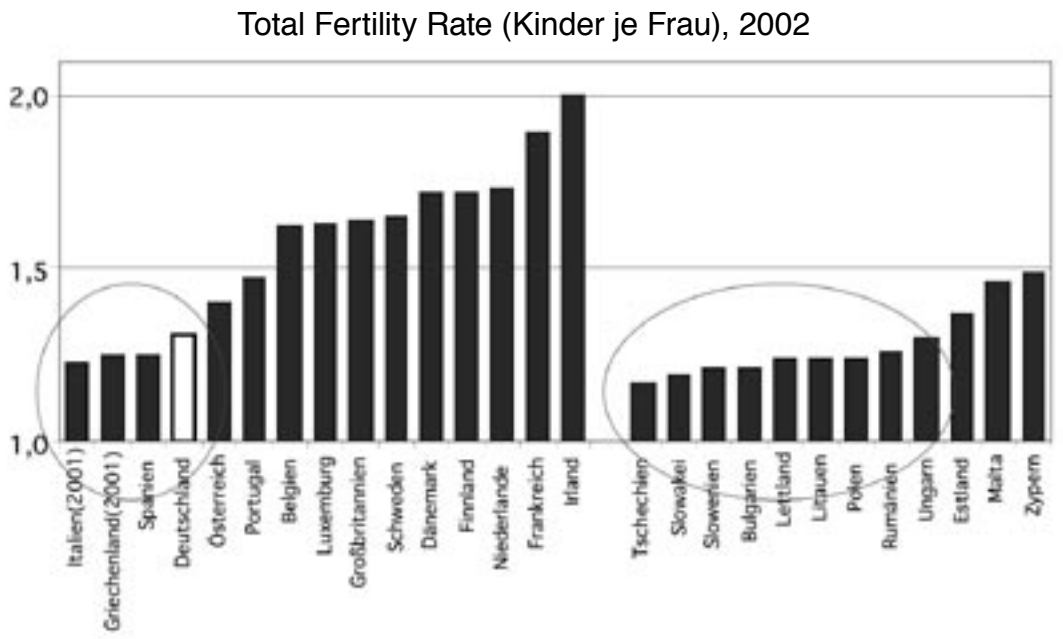


Abbildung 4:
Daten: Eurostat Jahrbuch 2003, Eurostat Data Shop, Council of Europe/Recent demographic developments 2003

Total Fertility Rate: Maß für die Geburtenhäufigkeit in einem bestimmten Kalenderjahr. Sie gibt an, wieviele Kinder von einer Frau im Verlauf ihres Lebens geboren worden wären, wenn während ihrer gesamten reproduktiven Phase (15-45 Jahre) die Geburtenverhältnisse dieses Jahres geherrscht hätten. Für den größenmäßigen Ersatz der Elterngeneration durch Kinder müssten durchschnittlich 2,1 Kinder je Frau geboren werden.

Beispiel Osteuropa – Folgen des Umbruchs

Die Werte der Geburtenhäufigkeit liegen für die osteuropäischen Staaten zwischen 1,17 Kindern je Frau (2002) in Tschechien und 1,37 in Estland. Das sind Werte, die überwiegend noch niedriger sind als die eines solchen Niedrigfertilitäts-Landes wie Deutschland. In den osteuropäischen EU-Beitrittsländern ist die Geburtenhäufigkeit in den Jahren zwischen 1990 und 2001 in dramatischer Weise zurückgegangen. Die Werte der Geburtenhäufigkeit waren in Litauen, Tschechien, Lettland, Polen und der Slowakei im Jahr 2002 zwischen 38 und 43 Prozent niedriger als 1990. Die meisten

osteuropäischen Staaten hatten noch bis zum Ende der 80er Jahre ein Geburtenniveau, das deutlich über dem europäischen Durchschnitt lag. Im Jahr 1990 war in den baltischen Staaten, in Polen und in der Slowakei ein Geburtenniveau knapp über 2 Kindern je Frau zu beobachten. Nach dem Zerfall der politischen Systeme in Osteuropa begann sich auch das Geburtenverhalten mit einer hohen Dynamik zu verändern. Die Prozesse, die sich dabei in Osteuropa beobachten ließen, hatten große Ähnlichkeit mit denen in Ostdeutschland.

Es gibt innerhalb Europas aber auch Länder, in denen heute mehr Kinder geboren werden als noch vor 12 Jahren. So hatten die Niederlande im Jahr 2002 eine um 6,8 Prozent höhere Fertilität als 1990; in Frankreich betrug der Zuwachs 6,2 Prozent, in Dänemark 3 Prozent und in Luxemburg 1,9 Prozent. Zu den EU-Staaten, die der „magischen" Grenze von 2,1 Kindern je Frau, die für einen Generationenersatz notwendig wären, ziemlich nahe kommen, gehören Irland und Frankreich.

Beispiel Frankreich – Ein demographischer Ausnahmefall in Europa

Frankreich gehört zu den wenigen Staaten in Europa, die dem allgemeinen europäischen Trend zu niedrigen Geburtenzahlen nicht folgten. Französische Frauen bekamen im vergangenen Jahr durchschnittlich fast 2 Kinder. Das ist ein Spitzenwert innerhalb der EU. Eine weitere Besonderheit: Seit 1990, in einem Zeitraum, in dem fast alle anderen europäischen Länder rückläufige Geburtenraten verzeichneten, sind die Geburtenziffern in Frankreich sogar noch gestiegen. Kinderlosigkeit blieb eine Randerscheinung. Lediglich 8 Prozent der Frauen des Geburtsjahrgangs 1955 blieben kinderlos, das ist etwa ein Drittel des Wertes der westdeutschen Frauen des gleichen Jahrgangs.

Der Geburtenanstieg in Frankreich in den letzten Jahren ist vor allem den Frauen über 30 zu verdanken. Die Familiengründung in Frankreich findet heute später statt als früher – das äußert sich in einem veränderte Erstgebärendenalter. Französinnen sind im Durchschnitt 28 Jahre alt, wenn sie ihr erstes Kind bekommen; 1980 lag dieses Alter noch bei 25 Jahren. Aber die Lebensphase, in der Französinnen Kinder bekommen, hat sich verlängert. Bekamen noch vor 10 Jahren Frauen unter 30 Jahren deutlich mehr Kinder als Frauen über 30, so ist heute dieses Verhältnis fast ausgeglichen. Das ist auch ein Zeichen dafür, dass die Bedingungen zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie für französische Frauen, die bereits mitten im Berufsleben stehen, besonders günstig sind.

Eine Besonderheit Frankreichs ist die hohe Frauenerwerbstätigkeit, die sich überwiegend in Vollzeitbeschäftigung manifestiert. Für französische Frauen gehört es zur Normalität, dass sie unabhängig davon, ob sie eine Familie haben oder nicht, kontinuierlich erwerbstätig bleiben. In diesen Bestrebungen werden sie wirkungsvoll unterstützt. Frankreich verfolgt bereits seit Jahrzehnten eine Familienpolitik, die geburtenfördernde Zielstellungen hat. Neben der finanziellen Entlastung von Familien zielt sie bereits seit langem auf eine Förderung der Vereinbarkeit von Familie und Beruf, z.B. durch den Ausbau der Kinderbetreuung. Ein Eckpunkt der jüngsten Zeit ist dabei die Kinderbetreuung der jüngsten Kinder. Die familienpolitischen Leistungen werden z.T. einkommensabhängig gewährt, so dass Alleinerziehende und Familien mit geringem Einkommen davon stärker profitieren als einkommensstarke Familien. Im System der Kinderbetreuung werden unterschiedliche Betreuungsarrangements gefördert, z.B. auch Tagesmütter, Kinderfrauen und Angebote privater Einrichtungen zur Kleinkindbetreuung.

Leben ohne Kinder

Eine wesentliche Ursache für die sinkenden Geburtenzahlen in den europäischen Staaten ist der zunehmende Anteil von Frauen, die keine Kinder haben. Kinderlosigkeit ist mittlerweile europaweit ein Phänomen, das weit über den Kreis der Frauen hinausreicht, die aus medizinischen Gründen keine Kinder bekommen können. Die ungewollte Kinderlosigkeit beträgt nach wissenschaftlichen Schätzungen in Deutschland zwischen 5 und 10 Prozent. Ohne Kinder zu leben ist nicht unbedingt

eine Entscheidung, die bewusst zu Beginn des Erwachsenenlebens getroffen wird. Sie ist eine Option, die häufig in Lebensabschnitten manifest wird, in denen unterschiedliche biographische Anforderungen und Ziele miteinander konkurrieren.
Angaben zur Kinderlosigkeit können für diejenigen Frauen berechnet werden, die ihre reproduktive Phase bereits beendet haben. Im europäischen Vergleich sind das die Frauen des Jahrgangs 1955. Westdeutsche Frauen dieses Jahrgangs sind mit einem Anteil der Kinderlosigkeit von 22 Prozent innerhalb der EU-Staaten am häufigsten kinderlos, gefolgt von Finnland, den Niederlanden und dem Vereinigten Königreich. Vergleichsweise geringe Verbreitung fand Kinderlosigkeit dagegen bei den Frauen des Jahrgangs 1955 in Portugal und Frankreich.

Zwischen Wunsch und Wirklichkeit: die „ideale Familiengröße"

Familiengründungen sind die Folge von Entscheidungsprozessen, die von einem ganzen Komplex von Faktoren beeinflusst werden, darunter auch von Idealvorstellungen darüber, wie groß die eigene Familie einmal sein sollte. Diese Vorstellungen zur idealen Kinderzahl sind im jungen Erwachsenenalter ausgebildet und werden dann in der reproduktiven Phase des Lebens in unterschiedlichem Maße realisiert.

Die folgenden Ausführungen beziehen sich auf eine Studie zur Lebensqualität in Europa, die von der „European Foundation for the Improvement of Living and Working Conditions"[2] in diesem Jahr veröffentlicht wurde. Gefragt wurden Frauen und Männer unterschiedlicher Altersgruppen nach der für sie persönlich idealen Kinderzahl, die sie haben möchten bzw. einmal haben wollten.
Die Differenzen zwischen den Angaben der ältesten und jüngsten Befragten zeigen, dass die ideale Familiengröße bei Männern und Frauen in allen Ländern der EU (mit Ausnahme der französischen Frauen) rückläufig ist. In den EU-15-Ländern betrug die ideale Kinderzahl bei den über 55-jährigen Frauen 2,49 Kinder und bei den unter 35-Jährigen 2,17 Kinder. In den EU-Beitrittsländern geht die ideale Kinderzahl von 2,46 Kindern bei den über 55-Jährigen auf 2,08 bei den unter 35-Jährigen zurück. Deutschland befindet sich mit den Kinderwünschen der unter 35-jährigen Frauen (1,74 Kinder) und Männer (1,31 Kinder) am untersten Ende der angegebenen Werte.
Auffallend ist, dass nur ein geringer Prozentsatz der 18- bis 34-jährigen Frauen „kein Kind" als ideale Familiengröße angab. 5,5 Prozent waren es in den EU-15-Ländern und nur 1,7 Prozent in den EU-Beitrittsländern. Aus diesem Wertebereich ragen die Angaben der jungen Frauen aus Deutschland (16,6 %), Österreich (12,6%) und den Niederlanden (12,2%) deutlich heraus.

In den meisten EU-Staaten ist die Zahl der im Verlauf des Lebens tatsächlich geborenen Kinder kleiner als die ideale Kinderzahl. Die ideale Kinderzahl der 40- bis 64-jährigen Frauen (also der Frauen, die ihre reproduktive Phase zum überwiegenden Teil bereits beendet haben) lag im Durchschnitt aller EU-15-Staaten bei 2,33. Tatsächlich brachten sie aber nur durchschnittlich 2,08 Kinder zur Welt. In den Beitrittsländern (zuzüglich Bulgarien und Rumänien) lag das Verhältnis bei 2,23 zu 2,04. Besonders groß war die Differenz zwischen der idealen und der realisierten Kinderzahl bei den Griechinnen: Sie wünschten sich ursprünglich 2,84 Kinder, bekamen aber lediglich 2 Kinder im Durchschnitt. Ähnlich war das Verhältnis in Zypern (3,2 zu 2,61 Kindern).

Von allen über 25-jährigen Frauen und Männern in den EU-Beitrittsländern, die ihre Familienplanung für abgeschlossen erklärten, gab knapp die Hälfte (48%) an, dass sie genau so viele Kinder bekommen haben, wie sie sich mit 20 Jahren wünschten. 15 Prozent haben mehr Kinder bekommen, als sie ursprünglich wollten. Mehr als ein Drittel (36%) allerdings konnten ihre ideale Kinderzahl

[2] *European Foundation for the Improvement of Living and Working Conditions (2004): Fertility and family issues in an enlarged Europe. Dublin. Daten: CC Eurobarometer 2002 und Eurobarometer 54.2*

nicht realisieren. In diesem hohen Anteil kommen die folgenschweren Veränderungen in der Familiengründung in den osteuropäischen EU-Beitrittsländern nach 1990 zum Ausdruck.
Befragt, warum sie ihren ursprünglichen Kinderwunsch nicht (voll) erfüllten, gaben die betreffenden Frauen folgende Gründe am häufigsten an: Gesundheitsprobleme, finanzielle Probleme, Partnerschaftsprobleme, Wohnungsprobleme, zu hohe Kinderkosten. Von den betreffenden Männern wurde ein nahezu identisches Problemspektrum angegeben, nur dass bei ihnen nicht eigene, sondern die Gesundheitsprobleme der Partnerin eine Rolle spielten.

Sinkende Geburtenzahlen – Fortschritt und Probleme

Bei allen Problemen, die aus dem rückläufigen Geburtenniveau für die europäischen Staaten entstehen, sollte eines nicht vergessen werden: Es war ein historisch langer Weg bis hin zu Lebensverhältnissen, die ein Funktionieren der Gesellschaft auch mit kleineren Familien ermöglichten. Dieser historische Prozess des langfristigen Rückgangs der Geburtenzahlen wird von den Demographen mit dem Modell des demographischen Übergangs beschrieben. Der demographische Übergang ist gekennzeichnet durch langfristige Veränderungen im Niveau der Sterblichkeit und durch eine Anpassung des Niveaus der Geburtenhäufigkeit an veränderte demographische und gesellschaftliche Bedingungen. Ein erster demographischer Übergang setzte beispielsweise in Deutschland mit der Jahrhundertwende vom 19. zum 20. Jahrhundert ein. Die Verringerung der Familiengröße zu dieser Zeit resultierte aus einer sinkenden Sterblichkeit, auch der Kinder. Eine entscheidende Rolle spielte auch die Veränderung der Funktion der Kinder innerhalb der Familie. Kinder trugen nicht mehr die Last einer ökonomischen Absicherung ihrer Eltern, jedenfalls nicht unmittelbar, sondern „nur" vermittelt über ihre Generation.

Der zweite demographische Übergang (in Deutschland und anderen westeuropäischen und skandinavischen Staaten) beendete den Babyboom der 1950er Jahre und sorgte dafür, dass ab etwa 1965 die Geburtenzahlen auf ein Niveau fielen, das für den Generationenersatz nicht mehr ausreichend ist. Sie standen in enger Verbindung mit einer veränderten Rolle der Frau in der Gesellschaft, ihrem steigenden Bildungsniveau, zunehmender Frauenerwerbstätigkeit, einem veränderten Selbstverständnis der Frauen und nicht zuletzt dem Zugriff auf verlässliche Methoden der Familienplanung. Es ist also durchaus als ein ökonomischer und sozialer Fortschritt zu werten, wenn die Großfamilie in der Europäischen Union heute nicht mehr der Regelfall ist.

Dennoch ist das gegenwärtige deutliche Unterschreiten des Generationenersatzniveaus die Basis für eine Reihe von Problemen, die sich aus den Veränderungen der Bevölkerungsgröße und –strukturen in den Staaten der EU ergeben. Nach jahrelanger Ignoranz der Politik den demographischen Entwicklungen gegenüber ist dieses Thema im gesellschaftlichen Diskurs angekommen und die Abkehr von dem alten Adenauer-Spruch „Kinder bekommen die Leute immer" ist unübersehbar. Das gilt nicht nur für Deutschland, sondern europaweit. Die Staaten der Europäischen Union betreiben – in unterschiedlicher Ausprägung und Intensität – Familienpolitiken, die darauf abzielen, den Familien die Entscheidung für Kinder zu erleichtern. Die Vereinbarkeit zwischen Familie und Beruf ist nicht der einzige, aber ein wesentlicher Faktor für die Entscheidung für oder gegen eine Familiengründung. Folgerichtig ähneln sich die Schwerpunkte der Familienpolitik europäischer Staaten: In erster Linie geht es darum, die Bedingungen dieser Vereinbarkeit durch den Ausbau einer qualitativ hochwertigen Kinderbetreuung zu verbessern. Das Beispiel Frankreichs zeigt, dass diejenigen Staaten, denen es gelungen ist, Familien den schwierigen Balanceakt zwischen Beruf und dem Leben mit Kindern zu erleichtern, die demographischen Herausforderungen besser bewältigen als Staaten, die dieses Thema vor allem in die Verantwortung der Familien legen.

Barbara Keddi

Projekt Liebe: Zwischen Leitbild und subjektiver Bedeutung

Was ist jungen Frauen heute wichtig? Wo setzen sie die Prioritäten? Kind oder Karriere, Alleinleben oder Partnerschaft? Und was bedeuten Liebe und Partnerschaft für sie? Auf diese Fragen gibt es keine allgemeingültigen Antworten, denn die jungen Frauen gibt es nicht. Aktuelle Frauen- und Genderstudien zeichnen ein komplexes, facettenreiches und widersprüchliches Bild, das sich nicht auf einen Nenner bringen lässt.

Widersprüchliche Leitbilder

Die Leitbilder für junge Frauen geben widersprüchliche Signale: Traditionelle Bilder der „Hausfrau, Ehefrau und Mutter" oder „guten Mutter" sind in modernisierter Form ebenso existent wie moderne Leitbilder der „gleichberechtigten Partnerin", der modernen, individualisierten oder „autonomen" Frau, der „berufstätigen Mutter" oder der „Karrierefrau". Das Leitbild der selbstständigen Frau und gleichberechtigten Partnerin widerspricht aber einem Liebesideal, das die Bedingungslosigkeit und die Nichtrechenhaftigkeit von Liebesbeziehungen betont und weibliche Liebe immer noch mit „Hingabe und Fürsorge, mit Selbstzurücknahme und Selbstlosigkeit verbindet". (Oechsle 1998:196)

Doch trotz der Auffächerung von Leitbildern und Lebensformen, der Entkoppelung von Paarbeziehung und Elternschaft, den im Vergleich zu früher häufigeren Partnerwechseln sowie den Veränderungen im Paarbeziehungs- und Eheschließungsverhalten, haben Beziehungen für junge Frauen nicht an Bedeutung verloren. Sie nehmen zwar tendenziell Abschied von der frühen Festlegung auf einen Partner „für immer" (Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung 2000), messen jedoch einer dauerhaften und glücklichen Paarbeziehung mit einem Partner neben dem Aufbau des eigenen Lebens und der beruflichen Existenz einen sehr hohen Stellenwert bei – mit Vorrang vor materiellen Gütern und Geld. (Gille 2000; Hopf/Hartwig 2001; Jugendwerk der Deutschen Shell 2000; Keddi 2003) Die Sehnsucht, als Paar zu leben, formulieren übrigens nicht nur Frauen, sondern in gleicher Weise auch Männer – unabhängig vom Alter, dem sozialen Milieu, dem Bildungsniveau und der regionalen Herkunft. „Der individualisierte Mensch lebt nicht allein, sondern paarweise." (Burkart 1994:127) Mit dem Wunsch nach einer dauerhaften Beziehung konkurriert der Wunsch nach einer guten Beziehung. Beziehungen sollen Nähe, Austausch und Zufriedenheit bieten und basieren im Alltagsverständnis vor allem auf Affekten und Emotionen. Entsprechen sie diesen Erwartungen nicht, werden sie beendet – von Frauen häufiger als von Männern.

Individuelle Projekte statt Lebensentwürfe

In den letzten Jahrzehnten hat sich die Lebensphase „junge Frau" verlängert, umstrukturiert und individualisiert. Sie reicht als Statuspassage zunehmend bis in das vierte Lebensjahrzehnt und markiert für junge Frauen nicht mehr den Beginn eines planbaren Erwachsenenlebens. Die Familiengründungsphase wird zunehmend zeitlich nach hinten verlagert; junge Frauen bleiben länger im Bildungs- und Ausbildungssystem und konzentrieren sich zunächst auf einen erfolgreichen Berufseinstieg und den Aufbau einer unabhängigen Existenz. Die Optionen haben vor allem an den Weggabelungen im Lebenslauf zugenommen. Die Wünsche und Perspektiven von jungen Frauen haben sich ausdifferenziert und im Lebenslauf flexibilisiert. Die Vorstellung, dass am Ende der Adoleszenz als Endprodukt ein fester Lebensentwurf vorliegt, an dem sich junge Frauen orientieren, trifft so nicht (mehr) zu. Vielmehr können sich Entwürfe im biografischen Verlauf verändern, ablösen, parallel nebeneinander laufen oder situativ zersplittern. Hierin spiegelt sich das alltägliche Flickwerk von Erfahrungen, Situationen und Biografien. In Abgrenzung zum Begriff des Lebensentwurfs,

der die biografische Gültigkeit eines Lebens-, Denk- und Verhaltensmusters betont und eine stabile Vorstellung über die eigene Zukunft voraussetzt (vergleiche Erikson 1973), erscheint deshalb das Konzept des Projekts angemessener. Es thematisiert die Auflösung von Normalbiografien, sieht Biografie als Folge von Projekten, die nie abgeschlossen ist, und greift Vielfalt konzeptionell auf.

So verfolgen junge Frauen in unterschiedlichen Zusammenhängen und Lebensphasen – bewusst oder unbewusst – unterschiedliche, auch widersprüchliche Projekte wie zum Beispiel Liebe, Partnerschaft, Beruf und Karriere, Kinder und Familie oder Selbstentwicklung. Wie sie diese Projekte kombinieren und welche Prioritäten sie dabei setzen, ist nicht ausschließlich geschlechtsspezifisch, bildungsabhängig oder strukturell zu erklären, nicht immer genau kalkuliert oder durchdacht, sondern häufig ohne Kenntnis der biografischen Sinnkonstruktionen der jungen Frauen in ihren scheinbaren Inkonsistenzen nicht zu rekonstruieren.

Lebensthemen als „versteckter Sinn" biografischer Projekte und Orientierungen

Um die Projekte von Frauen, die oftmals chaotisch und uneindeutig erscheinen, zu verstehen, führten wir ausführliche Interviews[1] über ihre Projekte, Prioritäten und deren Umsetzung. Die herausgearbeiteten Lebensthemen, die als roter Faden die Lebensgestaltung der befragten jungen Frauen strukturieren, bestätigen eine der Grundannahmen der Biografieforschung, dass Lebensentscheidungen nicht ad hoc getroffen werden, sondern als Lebenskonstruktionen in „biografische Horizonte" und individuelle Sinnstrukturen eingebunden sind; sie sind nicht immer intentional, bewusst und gewollt im Sinn von biografischen Plänen, sondern stehen als eine Art „versteckter Sinn" hinter der Dynamik, den Veränderungen und Verwerfungen sowie der Konstanz der Projekte der jungen Frauen (vergleiche Alheit 1992). Das individuelle Lebensthema zieht sich durch das Denken, Fühlen und Planen der jungen Frauen und lenkt ihre Handlungen und Entscheidungen über einen längeren Zeitraum. Dabei ist es den Frauen oftmals nicht bewusst und auch von außen nicht auf den ersten Blick erkennbar. Ein Lebensthema ist relativ konstant, es bleibt unverändert, auch wenn sich die Situation verändert, etwa durch eine neue Partnerschaft, Familiengründung, Arbeitslosigkeit oder andere gravierende Veränderungen.

Insgesamt wurden sieben Lebensthemen herausgearbeitet, die die biografischen Entscheidungen und Handlungen der jungen Frauen strukturierten. Während bei einem Teil von ihnen die klassischen Lebensbereiche Beruf und Familie oder deren Vereinbarkeit im Mittelpunkt standen, waren für einen anderen Teil ganz andere Schwerpunkte relevant:

Lebensthema „Familie"

Vorstellungen, Pläne und Handlungen sind explizit und auf allen Ebenen durch eine teils langfristig vorausgedachte und geplante Familiengründung strukturiert, für die ganz bewusst berufliche Möglichkeiten und Pläne aufgegeben werden. Die Partner werden auf die Ernährerrolle festgelegt – Berufstätigkeit bedeutet Existenzsicherung und nicht inhaltliche Erfüllung –, und die jungen Frauen sehen sich in der traditionellen Hausfrauen-, Ehefrau- und Mutterrolle. Sie orientieren sich in ihren

[1] *Die Studie „Entwicklungsprozesse familialer und beruflicher Lebenszusammenhänge junger Frauen" wurde zwischen 1991 und 1998 am Deutschen Jugendinstitut durchgeführt und vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Jugend und Frauen gefördert. Ausgangspunkt der Untersuchung war die Frage, wie junge Frauen ihr Dasein leben und erleben. Die Frauen wurden zwischen 1991 und 1996/97 in regelmäßigen Abständen befragt. Themen waren u.a. die Berufswünsche und -pläne der jungen Frauen, Fragen zur Familiengründung und -planung, ihren Vorstellungen zu einem Leben mit oder ohne Kinder, der Partnerschaft, der Lebensform, der Vereinbarkeit von Beruf und Familie, den Eltern und der Herkunftsfamilie, zu ihrem Leben, ihren Zielen, Wünschen und Vorstellungen, grundsätzlich zu dem, was den Frauen selbst wichtig erschien. Die Studie war als Längsschnitt angelegt: 125 junge Frauen aus verschiedenen großstädtischen, kleinstädtischen und ländlichen Regionen in Bayern und Sachsen im Alter zwischen 18 und 27 Jahren wurden über einen Zeitraum von sieben Jahren befragt. Zusätzlich wurde auch ein Teil ihrer Partner befragt. (Keddi 2003; Keddi u.a. 1999)*

Vorstellungen an der traditionellen weiblichen Normalbiografie. Das Geschlechterverhältnis ist hier durch komplementäre Arbeitsteilung strukturiert. Als Lebensform wird die Ehe mit Familie angestrebt.

Lebensthema „Doppelorientierung auf Familie und Beruf"
Bei diesen jungen Frauen besteht die klare Vorstellung, ein Gleichgewicht zwischen Beruf und Familie herzustellen und zu leben. Dieser Wunsch nach der Gleichwertigkeit von Beruf und Familie wird bei der Planung und Umsetzung im Blick gehalten. Der Beruf ist inhaltlich sehr wichtig, es besteht ein hoher Qualitätsanspruch an die Partnerschaft, und eine Familiengründung ist wichtiger Bestandteil des künftigen Lebens. Diese Balance ist für junge Frauen schwierig umzusetzen; strukturelle und normative Barrieren der Vereinbarkeit benennen sie deutlich. Sie wollen gleichverteilte Hausarbeit, versuchen sie umzusetzen und fordern die aktive und verantwortliche Beteiligung der Partner an der Kindererziehung bei gleichzeitiger Anerkennung ihrer eigenen beruflichen Ambitionen.

Lebensthema „Beruf"
Der Beruf, klassischer Strukturgeber in männlichen Biografien, und explizite Karrierevorstellungen strukturieren die Vorstellungen, Pläne und Handlungen der jungen Frauen mit diesem Lebensthema. Dem sind andere Lebensbereiche deutlich nachgeordnet. Dies bedeutet jedoch nicht, dass Partnerbeziehungen oder Kinder ausgeschlossen werden.

Lebensthema „Eigener Weg"
Im Vordergrund steht die Suche nach einem eigenständigen, nicht an normativen Biografievorgaben orientierten Leben. Entscheidungen werden daran immer wieder gemessen und relativiert, denn es besteht kein festgeschriebenes Lebensmodell. Im Zentrum steht die Entwicklung der eigenen Persönlichkeit. Diese jungen Frauen wollen ihren Weg finden, ihre ganz individuellen Vorstellungen verwirklichen und betonen die Bedeutung von Selbständigkeit, Unabhängigkeit und Freiräumen in der Partnerschaft. Sie sehen sich vor allem als Mensch. Partnerschaft, Beruf und auch die Gründung einer Familie werden als Möglichkeiten der Selbstentfaltung gesehen, aber nicht als feste und unbedingte Größen. In diesem Zusammenhang werden die Beziehungen zwischen Männern und Frauen individualisiert, also unabhängig von traditionellen Rollenvorgaben und klaren Zuständigkeiten als Frau oder Mann gesehen. Männer wie Frauen sind zuständig für ihren Lebensunterhalt; das Modell der Doppelverdienerschaft ist selbstverständlich.

Lebensthema „Gemeinsamer Weg"
Strukturierende Komponenten im Leben sind vor allem die Beziehungen zum Partner und dessen Vorstellungen und Pläne. Interessant ist, dass dieses Lebensthema, das ein spezifisch weibliches zu sein scheint, bei jungen Männern (befragt wurde auch ein Teil der Partner der jungen Frauen) in gleicher Weise zu finden ist.

Lebensthema „Aufrechterhalten des Status quo"
Die Vorstellungen der jungen Frauen beziehen sich vor allem darauf, dass ihr Leben so bleiben soll, wie es ist. Es besteht eine große Zufriedenheit mit der derzeitigen Situation; Veränderungswünsche und weitergehende Projekte, die über die Aufrechterhaltung dieses Status hinausgehen, werden selten geäußert. Die erreichte, auch materielle Situation wird genossen. Weder im beruflichen noch im familialen Bereich bestehen darüber hinaus gehende Vorstellungen.

Lebensthema „Suche nach Orientierung"
Es lassen sich keine klaren Projekte herausarbeiten, die die Vorstellungen, Pläne und Handlungen strukturieren. Aufgrund ungünstiger Lebenssituationen und -verläufe steht bei den jungen Frauen die Bewältigung ihrer persönlichen Situation im Vordergrund, allerdings nicht aktiv. Dabei bleibt wenig Spielraum, eigene Projekte zu entwickeln oder umzusetzen. Junge Frauen auf der „Suche

nach Orientierung" sind ständig damit beschäftigt, ihr Leben den Anforderungen entsprechend zu bewältigen. Wenn es an Ressourcen und Handlungskompetenzen mangelt, schließen sie Projekte häufig nicht ab.

Lebensthemen, Partnerschaft und Liebe

Liebe als Projekt zu verstehen und das Handeln in Paarbeziehungen aus dem Gefühlsmäßigen herauszuholen, erscheint zunächst desillusionierend und provozierend, wird doch Liebe als Gefühl (amour fou), Schicksal und Glück zu zweit idealisiert. Doch der Begriff „Projekt" deutet es an: Liebe ist nicht romantisch oder leidenschaftlich, sondern vor allem eine Frage der individuellen Sinndeutung und Gestaltung. Was das Projekt Liebe für die einzelne Frau bedeutet, was sie glücklich oder unglücklich macht, hängt mit ihrem Lebensthema zusammen – das bedeutet jedoch nicht, dass Liebe rational geplant wird oder keine Gefühle im Spiel sind. Nichtrationale Elemente sind ebenso einzubeziehen: Junge Frauen, und nicht nur sie, handeln vor dem Hintergrund biografischer Horizonte, der Lebensthemen, die auch Gefühle definieren und strukturieren.

Frauen mit dem gleichem Lebensthema weisen oft mehr Gemeinsamkeiten auf als Frauen mit ähnlichen soziokulturellen Merkmalen, auch in bezug auf ihre Vorstellungen von Liebe und ihre Anforderungen an Partnerschaft. So suchen Frauen mit dem Lebensthema „Familie" einen Partner, der ein traditionelles Familienmodell mit Ernährerrolle leben will. Das Gefühl von Liebe ist dann davon abhängig, ob diese Vorstellung erfüllt wird. Frauen mit dem Lebensthema „Beruf" erwarten von einer Partnerschaft dagegen Unterstützung, Teamwork und Entlastung. Eine weniger funktionale Rolle spielt der Partner bei Frauen mit dem Lebensthema „Doppelorientierung"; auch sie erhoffen sich praktische Unterstützung in der Umsetzung ihres Lebensentwurfs, betonen aber gleichzeitig den wichtigen und emotionalen Stellenwert einer Paarbeziehung. Während sich Frauen vom Typ „Eigener Weg" vorstellen, dass beide Partner trotz Partnerschaft eigenständig bleiben, ihre Projekte mit allen Konsequenzen verfolgen und sich eher trennen, orientieren sich Frauen mit dem Lebensthema „Gemeinsamer Weg" an den Projekten des Partners. Frauen mit dem Lebensthema „Status quo" betonen ihre Unabhängigkeit und Zufriedenheit mit ihrem Leben, auch ohne festen Partner; gehen sie eine Partnerschaft ein, darf sich ihr Leben dadurch nicht gravierend verändern. Die „Suche nach Orientierung" macht sich auch in den Paarbeziehungen bemerkbar: wo die eigene Zielsetzung fehlt und biografische Projekte unklar und widersprüchlich sind, können auch an den Partner keine konkreten Erwartungen formuliert werden. Diese Unentschiedenheit erschwert die aktive Gestaltung der Partnerschaft. Junge Frauen mit diesem Lebensthema kommunizieren wenig mit dem Partner über ihre Vorstellungen und Ziele, sind oft unzufrieden und fühlen sich wenig unterstützt. Trennungen sind häufig oder die Frauen arrangieren sich aus Angst vor dem Alleinsein mit Beziehungen, in denen sie sich nicht wohl fühlen.

Ordnungen der Liebe und Paarwelten

Liebes- und Paarbeziehungen sind also in umfassende biografische Konstruktionen eingebunden. Weder sind sie lediglich ein rationaler Entscheidungsprozess oder folgen einem Kosten-Nutzen-Kalkül, auch Finanzen sind nicht ausschlaggebend, noch „passieren sie einfach so". Sie folgen vielmehr der Logik der individuellen Lebensthemen. Deutung und Konstruktion des Projekts Liebe finden auf der Basis der Lebensthemen statt. So bestehen unterschiedliche Codes von Liebe, und zwar nicht nach Geschlecht, Regionen oder Milieus, sondern nach Lebensthemen. Auf der Basis der individuellen Lebensthemen wird in Beziehungen die Umsetzung von Projekten verhandelt. Die individuellen Lebensthemen gehen dabei nicht in einem gemeinsamen Paarthema auf, sondern die Individualwelten bleiben getrennte Welten und werden auch nicht dem Partner zuliebe „aufgegeben", zumindest nicht auf dieser Ebene des biografischen Horizonts.

In diesem Zusammenhang sind auch die Deutungen, Prioritäten, Vorstellungen, Erwartungen und Perspektiven der Partner zu berücksichtigen. Lebensentwürfe werden trotz tendenzieller Angleichungsprozesse der Geschlechter immer noch überwiegend mit Blick auf geschlechtsspezifische Differenzen interpretiert. Doch so einfach ist es nicht (mehr). Auch Männer sind keine homogene Gruppe (mehr). Sie haben von der Schwerpunktsetzung her Lebensthemen, die den Lebensthemen junger Frauen direkt vergleichbar sind. (Keddi 2003) Dies bedeutet beispielsweise, dass junge Frauen mit dem Lebensthema „Beruf" jungen Männern mit dem gleichen Lebensthema in ihren Vorstellungen, Plänen und Umsetzungsschritten ähnlicher sind, als sie es Frauen mit dem Lebensthema „Familie" sind. Dies führt zu einer neuen Sicht auf männliche Lebenskonstruktionen und die scheinbare männliche Berufszentriertheit und relativiert die Frauen und Männern geschlechtsspezifisch zugeschriebenen biografischen Projekte.

Bei Paaren mit gleichem Lebensthema kam es in der Studie bis auf eine Ausnahme nicht zur Trennung. Paarbeziehungen mit unterschiedlichen Lebensthemen verliefen dagegen oft konfliktreich und bestanden bei den untersuchten Paaren nur selten über mehrere Erhebungszeitpunkte. Die Paare blieben „fremde Fremde", die nicht zueinander fanden, während es Paaren mit gleichem Lebensthema gelingen konnte, „vertraute Fremde" zu werden. Oder nach Luhmann (1994:217): „Intimverhältnisse müssen dem gerecht werden, was die Person von ihnen erwartet – oder sie geraten als soziale Systeme in Schwierigkeiten." Die männlichen Partner unterstützen jeweils dann ihre Partnerin, wenn das gleiche Lebensthema vorliegt oder sie ein ergänzendes Lebensthema wie den Gemeinsamen Weg haben. Die Unterstützungsformen variieren sehr stark entsprechend den Lebensthemen. Dieses Ergebnis macht nachvollziehbar, warum in Paarbeziehungen Liebe als „ganz normale Unwahrscheinlichkeit" Bestand haben kann.

Lebensthemen und Geschlecht

Was bedeutet dies nun für die Selbstverortung der jungen Frauen im Geschlechterverhältnis und dessen Ausgestaltung? Hat Geschlecht bezogen auf die Lebensthemen keine Relevanz mehr? Die Antwort muss differenziert werden, denn je nach Lebensthema bestehen unterschiedliche Konstruktionen von Geschlecht, beispielsweise in der Charakterisierung und der Selbstverortung im Geschlechterverhältnis. Bei einzelnen Lebensthemen sind durchaus Tendenzen zu Veränderungen und egalitäre Aufgabenteilungen erkennbar oder das Geschlecht ist wie beim „Eigenen Weg" für die biografische Konstruktion nicht relevant. Beim Lebensthema „Beruf" deutet sich ein Rollentausch an, wenn Arrangements in Beziehungen bestehen, in denen das berufliche Engagement der Frauen größer ist, und dies von ihren Partnern mitgetragen bzw. unterstützt wird. Äußerlich gleichen aber auch viele Muster der Lebensführung der befragten Frauen einem traditionellen Geschlechterarrangement. Frauen mit Lebensthema „Eigener Weg" haben in der Kleinkindphase ihrer Kinder oberflächlich das gleiche Arrangement wie Frauen mit dem Lebensthema „Familie", wenn sie mit Kind zu hause bleiben. Doch bedeutet dies für sie, dass sie sich selbst verwirklichen, indem sie sich Zeit für ihr Kind nehmen und bewusst Freiräume austarieren – und nicht nur strukturelle Einschränkung.

Entsprechend muss die generelle Annahme über die Zähigkeit von Rollenzuschreibungen, die von vielen WissenschaftlerInnen, aber auch in der Öffentlichkeit konstatiert wird, differenziert werden.

Die Verflechtung von Geschlecht, Strukturen und Leitbildern

Auch wenn die Spielräume zur Gestaltung der eigenen Biografie gestiegen sind und eine große Bandbreite aufweisen, handeln und leben junge Frauen nicht in einem Vakuum, sondern sind in kulturelle und soziale Kontexte eingebunden, die sie als AkteurInnen gestalten, reproduzieren und verändern. Der Prozess der „Verindividualisierung" vollzieht sich im Rahmen gesellschaftlicher Strukturen. Hier ist ebenso auf die Bedeutsamkeit kultureller Muster und kollektiver Leitbilder hinzuweisen wie auf die Bedeutung der sozialen Rahmenbedingungen, die Chancen und Gelegenheiten beeinflussen. Je nach Kontext wirken sie als Ressourcen oder Barrieren, ermöglichen, erschweren oder verhindern ein bestimmtes Lebensmuster ebenso wie die Umsetzung von Projekten. Sie liegen im Geschlechterverhältnis, im soziokulturellen Milieu, im Bildungs- und Berufsbereich oder auch im regionalen Umfeld und können sich auf den regionalen Arbeitsmarkt und Qualifizierungsangebote ebenso beziehen wie auf Kinderbetreuungsmöglichkeiten, auf materielle Ressourcen, beratende oder emotionale Unterstützung durch nahe stehende Personen etc. Diese Strukturen wirken sich zudem in unterschiedlichen Biografien je nach Lebensthema auch unterschiedlich aus. (Schimank 2000) „Das ‚Ich' ist niemals nur ein Mann oder eine Frau; immer ist es eine besondere Frau oder ein besonderer Mann." (Cockburn/Ormrod 1997:24)

Geschlecht, Bildungsniveau, Milieu und Region verlieren damit nicht ihre Verbindlichkeit, aber die Zusammenhänge sind komplexer; Strukturen werden unterschiedlich relevant. Junge Frauen schlagen beispielsweise unter ähnlichen Bedingungen verschiedene Lebenswege ein und handeln biografisch in unterschiedlicher Weise. Weder soziostrukturelle Merkmale wie Geschlecht, Bildungsabschluss oder Berufsausbildung noch die regionale Herkunft sind alleine geeignet, dies zu erklären.

Ausblick

Die skizzierten Forschungsergebnisse machen Geschlechterpolitik nicht einfacher. Doch die Vorstellung eines ‚typisch' weiblichen (und auch eines ‚typisch' männlichen) Lebensentwurfs hält der Dynamik der Lebensläufe in einer individualisierten Gesellschaft nicht stand. Politik ist herausgefordert, ihre Konzepte zu überprüfen, denn mit diesen ist sie immer auch an der symbolischen Konstruktion von Frau- und Mannsein beteiligt. Sie muss sich davor hüten zu verallgemeinern. Es kann nicht die eine frauen- und geschlechterpolitische Strategie geben, sondern nur eine Vielfalt von Strategien, die weder die Differenzen zwischen den Geschlechtern zementiert noch bestehende Ungleichheiten verschleiert. Die daraus resultierende Forderung nach Offenheit und Akzeptanz von unterschiedlichen Lebensthemen, die womöglich nicht dem Mainstream entsprechen, erschwert homogenes Agieren, stellt scheinbare Selbstverständlichkeiten infrage und erfordert eine situative Ausdifferenzierung von Angeboten und Unterstützungsmaßnahmen für die individuelle Handlungskompetenz.
Besonders bei der biografischen Handlungsfähigkeit sollten Unterstützungs- und Beratungsangebote für junge Frauen, aber auch für junge Männer ansetzen. Das bedeutet auch, dass sich geschlechterbezogene Angebote von der Defizitperspektive verabschieden müssen, um akzeptiert zu werden. Mädchen und junge Frauen wollen nicht gefördert werden, weil sie Frauen sind, sondern weil sie ihr Leben leben wollen. In unseren Interviews zeigte sich ein hohes Bedürfnis, die eigene Biografie und das eigene Lebensthema zu verstehen, es auf bestehende Strukturen und Bedingungen zu beziehen und aus dieser bilanzierenden Analyse Sicherheit für künftiges Handeln zu gewinnen. Diese Kompetenz sollte bereits frühzeitig in Schule sowie Mädchen-, Jungen und Jugendarbeit gefördert werden. Aber auch Institutionen und Aktionen zur Berufseinmündung müssen diesem Bedürfnis Rechnung tragen, wenn sie nachhaltig wirken wollen. Gerade in Zeiten der Individualisierung stellen Selbstvergewisserung und Reflexionsfähigkeit wichtige Bezugspunkte dar.

Literatur

Alheit, Peter *(1992): Biografizität und Struktur. In: Alheit, P./Dausien, B./Hanses, A./Scheuermann, A.: Biografische Konstruktionen. Beiträge zur Biografieforschung. Bremen, S. 10-36*

Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung *(Hrsg.) (2000): Familienplanung und Lebensläufe von Frauen. Kontinuitäten und Wandel. Köln*

Burkart, Gerhard *(1994): Die Entscheidung zur Elternschaft. Eine empirische Kritik von Individualisierungs- und Rational-Choice-Theorien. Stuttgart*

Cockburn, Cynthia/Ormrod, Susan *(1997): Wie Geschlecht und Technologie in der sozialen Praxis „gemacht" werden. In: Dölling, I./Krais, B. (Hrsg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktionen in der sozialen Praxis. Frankfurt a. M., S. 17-47*

Erikson, Erik H. *(1973): Identität und Lebenszyklus. Frankfurt a. M.*

Gille, Martina *(2000): Werte, Rollenbilder und soziale Orientierung. In: Gille, M./Krüger, W. (Hrsg.): Unzufriedene Demokraten. Politische Orientierungen der 16- bis 29-jährigen im vereinigten Deutschland. Opladen, S. 143-203*

Hopf, Christel/Hartwig*, Myriam (Hrsg.) (2001): Liebe und Abhängigkeit. Partnerschaftsbeziehungen junger Frauen. Weinheim/München*

Jugendwerk der Deutschen Shell *(Hrsg.) (2000): Jugend 2000. Band 1. Opladen*

Keddi, Barbara *(2003): Projekt Liebe. Lebensthemen und biografisches Handeln junger Frauen in Paarbeziehungen. München*

Keddi, Barbara/Pfeil, Patricia/Strehmel, Petra/Wittmann, Svendy *(1999): Lebensthemen junger Frauen. Die andere Vielfalt weiblicher Lebensentwürfe. Opladen*

Luhmann, Niklas *(1994): Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität. Frankfurt a. M.*

Oechsle, Mechthild *(1998): Ungelöste Widersprüche: Leitbilder für die Lebensführung von Frauen. In: Oechsle, M./Geissler, B. (Hrsg.): Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis. Opladen, S. 185-200*

Ulrike Hänsch

Normative Grenzen und individualisierte Freiheiten zugleich: Lesbische Frauen heute

Vielfalt und Modernisierung

„Heute hat die Unabhängigkeit der Erotik, die Freiheit, das sexuelle Vergnügen um seiner selbst willen zu suchen, den Status einer kulturellen Norm erreicht (...) Ohne Gängelband, ungebunden, ungezügelt und losgelassen, kann postmoderne Erotik jede gewünschte Verbindung eingehen und wieder verlassen" – so charakterisiert Zygmunt Baumann, einer der bekanntesten Soziologen der Gegenwart, den aktuellen gesellschaftlichen Umgang mit Sexualität (Baumann 1998: 9). Baumann verleiht hier seiner Überzeugung Ausdruck, dass die „postmoderne erotische Revolution" eine Sexualität hervorgebracht habe, die vollkommen selbstbezüglich und frei aller Einbindungen und Verpflichtungen sei. Demnach haben Sexualität und Erotik eine Autonomie und Eigenständigkeit erlangt, die in der Gegenwart westlicher Kulturen nicht länger an reproduktive Funktionen und auch nicht an romantische Legitimationen der Liebe gebunden sind. Das sexuelle begehrende Individuum muss sich nicht mehr mit normativen Grenzen auseinandersetzen, nicht mehr vor Normen kapitulieren und eigene Wünsche verneinen oder verleugnen. Konflikte des begehrenden Individuums mit normativen Vorgaben sind Zygmunt Baumann zufolge für die Gegenwart postmoderner Gesellschaften nicht länger zu erkennen.

Diese hier kurz skizzierte Position Baumanns stellt eine durchaus typische Zeitdiagnose der Sozialwissenschaften dar. Für die gegenwärtige posttraditionale, spätmoderne oder postmoderne Gestalt der Gesellschaft gilt – so das überwiegende Urteil der theoretischen Ansätze zu diesem Thema – , dass ein hohes Maß an individueller Entscheidungsfreiheit die Handlungsspielräume der Menschen charakterisiert. Schon der Übergang zur Moderne ist gekennzeichnet durch einen zunehmenden Prozess der Herauslösung der Individuen aus traditionellen Bezügen und Einbindungen. So schildern Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim in ihrem Buch „Das ganz normale Chaos der Liebe" (1990) ebenfalls eine neue Ordnung im Zusammenleben der Menschen, die gerade darin bestehe, dass nichts mehr normativ gesichert, überschaubar und vorhersehbar sei:
„Noch in den sechziger Jahren besaßen Familie, Ehe und Beruf als Bündelung von Lebensplänen, Lebenslagen und Biographien weitgehend Verbindlichkeit. Inzwischen sind in allen Bezugspunkten Wahlmöglichkeiten aufgebrochen. Es ist nicht mehr klar, ob man heiratet und nicht zusammenlebt, ob man das Kind innerhalb oder außerhalb der Familie empfängt oder aufzieht, mit dem, mit dem man zusammenlebt, oder mit dem, den man liebt, der aber mit einer andern zusammenlebt, vor oder nach der Karriere oder mittendrin. (...) Die Einheitlichkeit und Konstanz der Begriffe – Familie, Ehe, Elternschaft, Mutter, Vater usw. – verschweigt und verdeckt die wachsende Vielfalt von Lagen und Situationen, die sich dahinter verbergen" (Beck/Beck-Gernsheim 1990: 25f).

Auffällig an diesen Erörterungen über individuelle Wahlfreiheiten in der (privaten) Lebensgestaltung ist allerdings das Fehlen bestimmter sozialer Gruppen, bestimmter Lebensformen und Lebensentwürfe. So sind Homosexualität, lesbische, schwule, bisexuelle, transgender Lebensformen kaum oder gar nicht in empirischen Untersuchungen und theoretischen Konzeptionen gegenwärtiger Sozialwissenschaften repräsentiert. Gemessen an ihrem Vorkommen in sozialwissenschaftlichen Texten scheint Homosexualität und insbesondere weibliche Homosexualität eine immer noch vor allem heimliche Erfahrung zu sein. Das Fehlen homosexueller Erfahrung stellt dabei keine markierte Ausgrenzung dar, ihr Fehlen bleibt im wesentlichen unsichtbar. Denn auch in Zeiten der Auflösung von Traditionen bleibt die normative Heterosexualität ein weitgehend unhinterfragtes

Phänomen. Entsprechend gehört auch die Frage, wie normative Heterosexualität das soziale Handeln beeinflusst und gesellschaftliche Strukturen mitkonstituiert, nicht zum Kanon anerkannter sozialwissenschaftlicher Gegenstände (vgl. Hark 2000: 1).

Neben den wissenschaftlichen Diagnosen zur Individualisierung und Pluralisierung der Lebensformen existiert parallel ein ebenfalls durchaus beredsamer alltagsweltlicher Diskurs, der Homosexualität als problemlos wählbare individuelle Option verhandelt. Es sind allerdings nicht zuletzt soziologische Erörterungen wie die folgende, die zu einer solch optimistischen Rede einladen. So formuliert Ulrich Beck (1986: 190) ganz allgemeingültig: *„Mit fortschreitender Modernisierung vermehren sich in allen gesellschaftlichen Handlungsfeldern die Entscheidungen und Entscheidungszwänge. Mit leichter Übertreibung kann man sagen: ‚anything goes'"*. Und es scheint auch zunächst nicht einsehbar, warum die Entscheidung für eine bestimmte Lebensform oder sexuelle Orientierung in diese Diagnose nicht eingeschlossen sein sollte. Die zunehmende mediale Präsenz von Lesben und Schwulen – von Vorabendserien bis zur Tagesschau – sowie ihr stark öffentlich diskutierter selbstbewusster Streit um und über ein Lebenspartnerschaftsgesetz unterstützen diesen Eindruck und werden zu Belegen für eine öffentliche Rede, in der Homosexualität als „gleiche" und inzwischen längst akzeptierte Lebensform verhandelt wird.

Wenn man jedoch ganz konkret mit lesbischen Frauen über ihre Lebensgeschichten und aktuellen Lebenssituationen spricht[1], zeigt sich ein differenzierteres Bild. In den Interviews mit lesbischen Frauen und insbesondere in ihren lebensgeschichtlichen Erzählungen, die den Fokus auf die Veränderungen des Lebens und auf das Gewordensein heutiger Lebenssituationen richten, wird zwar zunächst deutlich, dass sich gesellschaftliche Wirklichkeiten insoweit verändert haben, als lesbische Lebensentwürfe heute zumindest grundsätzlich lebbar sind. Lebensentwürfe, die noch vor wenigen Jahrzehnten mit Scham, Verstecken und Verleugnen verbunden waren, sind heute einfacher möglich geworden. In den weitgehend nicht gelenkten Interviews erzählen die Interviewpartnerinnen allerdings nicht nur von den Möglichkeiten, ein lesbisches Leben zu entwickeln und zu realisieren, sie berichten auch von Schwierigkeiten, die gleichwohl zu überwinden waren, von Orientierungslosigkeit, von Ängsten und Befürchtungen in Bezug auf die lesbische Lebensform. Die Interviews geben auf diese Weise Zeugnis von einem enormen Zugewinn an individueller Handlungsmacht in Bezug auf die Wahl der Lebensform und verdeutlichen gleichzeitig das ebenso enorme Beharrungsvermögen heterosexueller Normen, die die individuelle Gestaltungsmacht einschränken und begrenzen.

Dass ein lesbischer Lebensentwurf lebbar ist, erscheint in den meisten Biografien älterer lesbischer Frauen keineswegs selbstverständlich, vielmehr mußte dieser individuell erkämpft und errungen werden. In der Phase des Coming-outs und des Gewahrwerdens der lesbischen Identität hatten die meisten Frauen mit tiefgreifenden krisenhaft erlebten Identitätsverunsicherungen zu tun. Lesbische Lebensentwürfe waren jahrzehntelang für Mädchen und junge Frauen nicht wahrnehmbar, nicht vorstellbar und nicht artikulierbar.
Unaussprechlich zu sein, in der Sprache nicht existent zu sein, zeigte und zeigt deutlich, dass lesbisches Begehren, lesbische Beziehungen und Lebensformen in der kulturellen Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit, in der Heterosexualität als das scheinbar natürlich Vorgegebene bestimmt

[1] *Im Rahmen von zwei unterschiedlichen Studien habe ich biographische Interviews mit lesbischen Frauen geführt. Hierbei handelt es sich zum einen um eine dokumentarisch angelegte und mit Fotografien bereicherte Interviewstudie "Lebenswege lesbischer Frauen. 10 biographische Porträts" 2002 herausgegeben vom Ministerium für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit des Landes Nordrhein-Westfalen. Zum anderen und unabhängig davon habe ich eine größere Untersuchung durchgeführt, in der mit Methoden der Biographieforschung lebensgeschichtliche Erzählungen von Lesben ausführlich analysiert wurden: „Individuelle Freiheiten – heterosexuelle Normen in Lebensgeschichten lesbischer Frauen", Opladen 2003.*

ist, einen prekären Platz einnimmt. Es sind Theoretikerinnen der Queer Theory, wie Judith Butler[2] und Teresa de Lauretis, die darauf hinweisen, dass Heterosexualität als Heteronormativität in Kultur und Gesellschaft eingeschrieben ist und gerade dadurch ihre Wirkungsmächtigkeit entfalten kann. So erweist sich die heterosexuelle Zweigeschlechtlichkeit zunächst als Rahmen und Bedingung einer jeden Biografie:
„Selbst für diejenigen, deren Verhalten oder Begehren niemals heterosexuell gewesen ist, erweist sich die Heterosexualität als gewissermaßen unentrinnbar, wenn auch nicht als determinierend" (Lauretis 1996: 140).

Von der Entwertung zur Aufwertung

Ein von der Norm abweichendes Handeln bewegt sich immer auf einem schmalen Grat der Lebbarkeit. So bedeutet in einer Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit homosexuell zu sein zugleich auch, die eigene Geschlechtsidentität infrage gestellt zu sehen (vgl. hierzu Butler 1995). Aus diesem Grund ist die lesbische Geschichte über Jahrzehnte und Jahrhunderte als eine Geschichte des Verschweigens, des Verschweigenmüssens, des Verschwiegenwerdens und der Isolation zu betrachten[3]. Von einem grundsätzlichen Wandel in der Bewertung lesbischer Lebensformen berichten die Frauen erst durch die in den 1970er Jahren einsetzende Frauenbewegung. Zu jener Zeit begannen auch lesbische Frauen in großer Zahl sich selbst als Lesben zu artikulieren. Und so sind die Geschichte und die Aktivitäten der westdeutschen Frauenbewegung seit Ende der 1960er Jahre aufs Engste verwoben und verquickt mit der Geschichte, den Hoffnungen und dem Veränderungsbegehren lesbischer Frauen. Ohne das Engagement der vielen dort involvierten lesbischen Frauen ist die Frauenbewegung nicht zu denken. Und andersherum sind die heutigen Lebensmöglichkeiten lesbischer Frauen ohne die Frauenbewegung ebensowenig denkbar.

Gerade für die Frauen, die noch die in Bezug auf Homosexualität erstickende Atmosphäre der 1950er, 1960er und zum Teil auch noch 1970er Jahre selbst erlebt hatten, hatten die Gruppen, Kontaktnetze und Räume der Frauenbewegung eine subjektiv überaus große und befreiende Bedeutung (vgl. Münst 1998). Im Kontext der Frauenbewegung konnten sie sich neue Handlungspotenziale erschließen, neue Kommunikationsmöglichkeiten und ein gestärktes und verändertes Selbstbewusstsein entwickeln. Die Frauenbewegung hat die Vorstellung von weiblicher Identität verändert und die Verbindungen zwischen Frauen neu bewertet. Auch die lesbische Identität und Lebensweise wurde neu definiert und aus dem Kontext von Krankheit und Abnormität herausgeholt, von der Entwertung erfuhr die lesbische Identität eine Entwicklung hin zur Aufwertung. In diesem Zusammenhang formuliert Sigrid Metz-Göckel über die Bedeutung der Frauenbewegung: „Zum ersten Mal in der Geschichte gingen Frauen offensiv mit weiblicher Sexualität und heterosexuellen Dominanzregeln in der Öffentlichkeit um" (Metz-Göckel 1989: 43).

So haben feministische Ideen Heterosexualität als „naturgesetzliche Notwendigkeit" ins Wanken gebracht. Sie boten und bieten einen öffentlichen Deutungsrahmen, der Heterosexualität als biographisch veränderbare, spezifische – und nicht mehr allein mögliche – Lebensform versteht. Diese feministischen Neudeutungen von lesbischer Identität, verbunden mit sozialen Netzwerken lesbischer Frauen, tragen maßgeblich dazu bei, dass diese Lebensform öffentlich denkbar und damit auch für Einzelne lebbarer wird.

---

2 *Vgl. hierzu u.a. Butler, Judith: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a.M.1991 sowie Butler, Judith: Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Berlin 1995*

3 *So beschäftigt sich nicht zufällig eine der ersten deutschsprachigen empirischen Forschungen über lesbische Frauen mit dem Phänomen des Schweigens und der Unsichtbarkeit: Susanne von Paczensky: Verschwiegene Liebe. Zur Situation lesbischer Frauen in der Gesellschaft. München 1981*

Dieser feministische Diskurs über lesbische Frauen hat allerdings nicht nur Befreiungsimpulse sondern auch neue Normierungen hervorgebracht. In feministischen Debatten wurde auch der Versuch unternommen festzuschreiben, wie lesbische Identität zu verstehen sei, welches Selbstverständnis und welche konkrete Lebensform damit zu verbinden sei. In einer diskursanalytischen Arbeit über die Debatten der Lesbenbewegung in den 1980er Jahren zeichnet Sabine Hark (1996: 87) nach, wie in zahllosen Texten und Diskussionen darüber verhandelt wird, was lesbische Identität sei und wer den Namen „Lesbe" zu Recht tragen dürfe. In meinen Interviews allerdings zeigt sich, dass die Normen der „Szene" von jungen Frauen heute zumeist selbstbewusst und eher mit Distanz gehandhabt werden. „Lesbisch" zu sein, ist für viele Lesben heute zumeist nur ein Identitätsaspekt unter vielen, und eine Weltanschauung ist damit für sie nicht unbedingt verbunden. Denn während die erste feministisch-lesbische Generation noch für eigene Räume und Deutungsweisen streiten musste, konnte die zweite und dritte Generation lesbischer Frauen die Vielfalt von symbolischen und ganz konkreten Frauenräumen bereits selbstverständlich annehmen und auf diese Weise auch die Vorstellungen erweitern und vervielfältigen, was eine Lesbe ist oder sein könnte.

Neue Chancen – moderne Disziplinierungen

Der durch die Frauenbewegung initiierte Wandel in den Lebensbedingungen lesbischer Frauen wird auch durch gesamtgesellschaftliche Veränderungen beeinflusst. Traditionelle Vorgaben verlieren zunehmend an Bedeutung, und die einzelnen Menschen erscheinen mehr und mehr herausgelöst aus sozialen Kontrollen, allerdings auch aus sozialen Sicherheiten. Insgesamt ist eine zunehmende Pluralisierung von Lebens- und Liebesformen zu beobachten wie bereits zu Beginn am Beispiel der sozialwissenschaftlichen Diskurse zur Individualisierung konstatiert. Und mehr und mehr gilt, dass jedes Individuum in erster Linie und weiten Teilen seines Lebens auf sich selbst verwiesen ist, auf die eigenen Planungen, Entscheidungen und Aktivitäten. Jede und jeder muss sich selbst ein Leben entwerfen, ein Leben bauen oder aus den unterschiedlichen zur Verfügung stehenden Modellen und Gelegenheiten zusammenbasteln. Dabei ist nicht zu übersehen, dass das Brüchigwerden traditioneller Lebensformen neue Bedingungen auch für die Gestaltung homosexueller Biografien schafft. Denn in Gesellschaften, in denen die Lebensplanung und Lebensführung unabhängig von familiären Strukturen eine individuelle Aufgabe für jeden und jede Einzelne ist, können auch Biografieentwürfe jenseits traditioneller familiärer Ordnung auf neue Weise realisiert werden. Und in dem Maße, wie sich traditionelle Bindungen an Familie, Verwandtschaft und Nachbarschaft, in die man hineingeboren wird, auflösen, entstehen auch Freiheitsräume für das Knüpfen derjenigen sozialen Beziehungen, die einen eigenen, von der Norm abweichenden Lebensweg unterstützen. So deutet sich in der Tat eine Tendenz in der gesellschaftlichen Entwicklung an, die zeigt, dass sich Zwangsheterosexualität als übermächtige Norm aufzulösen beginnt und Handlungsräume in anderer Weise sichtbar werden als beispielsweise noch vor zwanzig oder dreissig Jahren.

Die Pluralisierung von Lebensstilen und Lebensformen hat insofern tatsächlich auch neue Möglichkeiten geschaffen, bisher tabuisierte Lebenswege einzuschlagen. Dies sollte jedoch nicht - und dies zeigen auch Biografien jüngerer Lesben sehr deutlich (Hänsch 2003: 205ff) - den Blick auf eine nach wie vor vorhandene Dominanz heterosexueller Lebensformen verstellen. Auch die Ergebnisse der Studie „Gewalt gegen lesbische Frauen" von Stein-Hilbers, Holzbecher et al. 1999 geben hierzu deutliche Hinweise. Trotz der Normalisierung von bisher als „abweichend" geltenden Lebensformen und Identitäten sind Lesben nach wie vor „von den nachteiligen Auswirkungen einer subtil bis offen homophoben Gesellschaft (...) alltäglich betroffen" (Stein-Hilbers et al. 1999: 3). Dabei sind es nicht nur offene und direkte Diskriminierungen und Erfahrungen von Missachtung und Gewalt, die sich auf das Selbstbewusstsein von Lesben auswirken, ebenso folgenreich erweist sich die Nicht-Existenz lesbischer Frauen in öffentlichen Räumen und demgegenüber die Allgegenwart

von heterosexueller Identität, heterosexuellen Beziehungen, Lebenskonzepten. Heterosexualität wird grundsätzlich unterstellt und ist eine das gesamte öffentliche Leben durchdringende Norm.

Insgesamt ist die Lebenssituation lesbischer Frauen heute vor allem durch eine nicht immer leicht zu durchschauende Ambivalenz gekennzeichnet: Die Gleichzeitigkeit von individueller Wahlfreiheit der Lebensform und von heteronormativer Begrenzung setzt die Rahmenbedingung für ihr biografisches Handeln. Dies zwingt Frauen, die einen lesbischen Lebensentwurf für sich gewählt haben, diese widersprüchlichen Voraussetzungen für das eigene Leben individuell immer wieder neu auszubalancieren. Dass Homosexualität in der gesellschaftlichen Rede inzwischen häufig und prinzipiell als scheinbar gleiche und anerkannte Lebensform verhandelt wird, stellt lesbische Frauen zudem vor die komplizierte Aufgabe, eine solche Rhetorik der Gleichheit und Individualisierung mit vielschichtigen auf normativer Heterosexualität beruhenden Ungleichheitserfahrungen zu vereinbaren. Sie müssen Lebensbedingungen verarbeiten, die komplexer und widersprüchlicher sind, als dies von einer Gleichheitsrhetorik versprochen wird. Die gesellschaftliche Rede von der „individuellen Freiheit" und dem bereits erreichten Ende der Diskriminierung von Homosexualität negiert alle Spuren der Unterdrückung, verleugnet Erfahrungen von Gewalt und Stigmatisierung, die Lesben (und Schwule) in einer individualisierten Gesellschaft dennoch erleben. Schwierigkeiten mit der eigenen lesbischen Identität, Angst vor Verletzungen und Angst vor Offenheit werden angesichts des propagierten Easy-Goings zu individuellen und selbst verantworteten Problemen. Wenn der Zugewinn an individueller biographischer Gestaltungsmacht hinsichtlich der Wahl der Lebensform zur Verleugnung nach wie vor bestehender Ungleichheiten führt, dann zeigt sich darin eine neue und höchst moderne Form der Disziplinierung.

Adresse
Landesarbeitsgemeinschaft Lesben in NRW. Geschäftsführerin: Gabriele Bischof. Tel. 0211/6910530
http://www.lesben-nrw.de/

Literatur

Beck, Ulrich*: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/M 1986*

Beck, Ulrich/Beck-Gernsheim, Elisabeth*: Das ganz normale Chaos der Liebe. Frankfurt/M 1990*

Butler, Judith*: Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a.M. 1991*

Baumann, Zygmunt*: Über den postmodernen Gebrauch der Sexualität. In: Zeitschrift für Sexualforschung, 11 (1998)*

Butler, Judith*: Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Berlin 1995*

Engel, Antke*: Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlecht im Fokus queerer Politik der Repräsentation. Frankfurt/M 2002*

Hänsch, Ulrike*: Ein erotisches Verhältnis? Lesbische Perspektiven und feministische Theoriebildung. In: Feministische Studien 16 (1998)*

Hänsch, Ulrike/Horn, Hanne*: Lebenswege lesbischer Frauen. 10 biographische Porträts. Hrsg. vom Ministerium für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit des Landes Nordrhein-Westfalen. Düsseldorf 2002*

Hänsch, Ulrike*: Individuelle Freiheiten – heterosexuelle Normen in Lebensgeschichten lesbischer Frauen. Opladen 2003*

Hark, Sabine*: Deviante Subjekte. Die paradoxe Politik der Identität. Opladen 1996*

***Hark, Sabine**: Kinder und Jugendliche an der Schwelle zum 21. Jahrhundert. Lesbische Mädchen – schwule Jungen: Neue Chancen – alte Zwänge? Expertise zum 7. Kinder- und Jugendbericht der Landesregierung NRW. Hrsg. vom Ministerium für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit des Landes NRW. Düsseldorf 2000*

***Hartmann, Jutta**: Vielfältige Lebensweisen. Dynamisierungen in der Triade Geschlecht – Sexualität – Lebensform. Opladen 2002*

***Metz-Göckel, Sigrid**: Die zwei (un)geliebten Schwestern. Zum Verhältnis von Frauenbewegung und Frauenforschung im Diskurs der neuen sozialen Bewegungen. In: Beer, Ursula (Hrsg.): Klasse Geschlecht. Bielefeld 1987*

***Münst, Senganata**: Der Beitrag lesbischer Frauen zur Öffentlichkeit der Autonomen Frauenbewegung am Beispiel einer Großstadt. Pfaffenweiler 1998*

***Opperman, Marlis**: Gleichgeschlechtliche Lebensweisen in NRW: Wahrnehmungen, Erfahrungen, Werthaltungen. Hrsg. vom Ministerium für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit des Landes Nordrhein-Westfalen. Düsseldorf 1999*

***Ott, Cornelia**: Die Spur der Lüste. Sexualität, Geschlecht und Macht. Opladen 1998*

***Paczensky, Susanne von**: Verschwiegene Liebe. Zur Situation lesbischer Frauen in der Gesellschaft. München 1981*

***Rosenthal, Gabriele**: Erlebte und erzählte Lebensgeschichte. Gestalt und Struktur biographischer Selbstbeschreibungen. Frankfurt/M 1995*

***Quaestio** (Beger, Nico/Hark, Sabine/Engel, Antke/Genschel, Corinna/Schäfer, Eva)(Hrsg.): Queering Demokratie – Sexuelle Politiken. Berlin 2000*

***Schäfer, Eva/Fritzsche, Bettina/Nagode, Claudia** (Hrsg.): Geschlechterverhältnisse im sozialen Wandel. Interdisziplinäre Analysen zu Geschlecht und Modernisierung. Opladen 2002*

***Stein-Hilbers, Marlene/Holzbecher, Monika/Klodwig, Bernadette/Kroder, Uta/Soine, Stefanie**: Gewalt gegen lesbische Frauen: Studie über Diskriminierungs- und Gewalterfahrungen. Hrsg. vom Ministerium für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit des Landes Nordrhein-Westfalen. Düsseldorf 1999*

Mathilde Niehaus

Frauen mit Behinderung: behindert sein - behindert werden

Unsere Bilder über Frauen mit Behinderung sind sowohl von unseren kulturellen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen als auch von unseren (fehlenden) persönlichen Erfahrungen geprägt. Wenn die Leserin und der Leser sich ihrer / seiner eigenen Bilder bewusst werden will, dann bieten folgende Fragen Anregungen:

- Wenn Sie an einen behinderten Menschen denken, welches Bild kommt Ihnen spontan in den Sinn?
- Wie viel Prozent der Bevölkerung sind behindert?
- Wenn Sie an Behinderungen denken, welche Arten von Behinderungen fallen Ihnen ein?
- Was meinen Sie, welche Ursachen gibt es für Behinderungen?
- Haben Sie persönlich einen Freund oder eine Freundin, die / der behindert ist?

Die imaginierten Antworten können nun kontrastiert werden mit empirischen Befunden. Als Kontrast bietet sich die amtliche Statistik an, in der die Personen mit einem Schwerbehindertenausweis gezählt werden. Hier gibt es keine Meldepflicht, sondern nur auf Antrag der betroffenen Person selbst kann ein Ausweis ausgestellt werden. In der Bundesrepublik Deutschland leben 6,7 Millionen Menschen mit einem gültigen Schwerbehindertenausweis, darunter waren am Jahresende 2001 rund 3,2 Millionen weibliche und 3,5 Millionen männliche Schwerbehinderte (Statistisches Bundesamt 2003). Die Schwerbehindertenquote, das heißt die Zahl der Schwerbehinderten bezogen auf 1.000 Einwohner, hängt sowohl von der Geschlechtszugehörigkeit und vom Alter als auch von der Zugehörigkeit zu den Bundesgebieten ab. Im gesamten Bundesgebiet sind nach den Berechnungen des Statistischen Bundesamtes 8,8 Prozent der männlichen und 7,5 Prozent der weiblichen Bevölkerung schwer behindert. In Nordrhein-Westfalen kann mit 95 Schwerbehinderten je 1.000 Einwohner von einer hohen Schwerbehindertenquote gesprochen werden. Die tatsächliche Zahl behinderter Menschen liegt aber wahrscheinlich sogar noch höher. Denn nicht alle, die beeinträchtigt oder gesundheitlich schwer eingeschränkt sind, lassen sich einen amtlichen Schwerbehindertenausweis ausstellen. Das trifft in besonderer Weise auf Frauen zu. Sie sind in der amtlichen Zählung unterrepräsentiert (vgl. Niehaus 1993).

Es wird geschätzt, dass in den europäischen Ländern mehr als zehn Prozent der Bevölkerung als behindert gelten. Eine Zahl, die groß ist und zunächst unseren alltäglichen Eindrücken zu widersprechen scheint. Denn immer dann, wenn von Schwerbehinderten die Rede ist, haben wir Bilder im Kopf von Rollstuhlfahrern, blinden oder gehbehinderten Personen, meist behinderten Männern oder von Gruppen so genannter geistig behinderter Kinder. Zu bedenken ist, dass mit Schwerbehinderungen nicht nur die „klassischen" Beeinträchtigungen gemeint sind, sondern auch Auswirkungen von Herz-Kreislauferkrankungen sowie Funktionseinschränkungen der Atemwege und der Wirbelsäule. Am häufigsten kommen Beeinträchtigungen der inneren Organe bzw. Organsysteme mit einem Anteil von rund 27 Prozent vor (Statistisches Bundesamt 2003), Einschränkungen und Beeinträchtigungen also, die für die Umwelt äußerlich kaum oder gar nicht erkennbar sind.

International zeichnet sich eine Abkehr von diesem medizinischen Behinderungsverständnis ab. Mit der „Internationalen Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit" (ICF) der Weltgesundheitsorganisation (2001) wird die Beeinträchtigung der Teilhabe (Partizipation) an unterschiedlichen Lebensbereichen infolge der negativen Wechselwirkung zwischen Personen- und Umweltfaktoren in den Mittelpunkt gestellt und damit eine „Generalisierung" des Verständnisses von

Behinderung vorangetrieben. Das ICF-System selbst nennt keine Schwellenwerte, um zu definieren, wer behindert ist und wer nicht; „statt dessen werden in der gesamten Bevölkerung Aspekte von Behinderung und Behinderungsgrade ausgemacht" (Europäische Kommission 2002).

Das medizinische Verständnis von Behinderung, wie es in der amtlichen Statistik zum Ausdruck kommt, schlägt sich auch in den Annahmen über die Ursachen nieder. Viele assoziieren mit Behinderungen die Verursachung durch Unfälle, Kriegseinwirkungen oder genetische Defekte. Je nach Annahmen über Selbstverschuldung oder Fremdverschuldung wird das Bild über die Person mit Behinderung emotional getönt. Auch das Rechtssystem spiegelt diese Prinzipien wieder. Erst seit 1974 hat sich das Schwerbehindertengesetz vom Kausal- zum Finalprinzip bekannt, also zur Auffassung, dass allein die Tatsache der Behinderung und nicht die Ursache Voraussetzung für die Hilfen der Gemeinschaft sein dürfen.

Tabelle: Schwerbehinderte Menschen nach Ursachen der Behinderung 2001

Ursache der Behinderung	insgesamt	weiblich	männlich
Angeborene Behinderung	312 410	141 693	170 717
Arbeitsunfall, Berufskrankheit	86 454	11 363	75 091
Verkehrsunfall	43 744	12 240	31 504
Häuslicher Unfall	9 143	3 440	5 703
Sonstiger Unfall	30 227	9 164	21 063
Kriegs-,Wehrdienst- oder Zividienstbeschädigung	146 635	7 149	139 486
Allgemeine Krankheit	5 728 353	2 824 940	2 903 413
Sonstige Ursachen	354 831	171 790	183 041
Insgesamt	6 711 797	3 181 779	3 530 018

Quelle: Statistisches Bundesamt 2003

Im Gegensatz zu diesen amtlichen Kategorien der Ursachen werden in der „Internationalen Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit" (ICF) behindernde Umweltfaktoren (z. B. Einstellungen und Werte, Rechtssystem, Gesundheits- und Bildungssystem, Technologien usw.), die die Beeinträchtigung der Teilhabe in Wechselwirkung mit den personalen Faktoren erst ausmachen, hervorgehoben. So wird deutlich, dass beispielsweise nicht nur Unfallschutzmaßnahmen präventiv sein können, sondern auch Sensibilisierungsmaßnahmen. Diskriminierende Haltungen, Einstellungen und Bilder gegenüber Frauen und Männern mit Behinderung verhindern ihre Teilhabe. Insofern ist hier ebenso ein Präventionsansatz – im Sinne von Barrieren in den Köpfen überwinden – zu sehen.

Die Anliegen von behinderten Frauen werden gesellschaftlich allerdings nicht immer sichtbar. Ein Grund dafür sind die beschriebenen gesellschaftlich vorherrschenden Bilder über Behinderte. Die in den letzten Jahren durchgeführten Studien und Gutachten zur Lebenssituation von Frauen und Mädchen mit Behinderungen ermöglichen andere Einblicke in die Lebenssituation von Frauen mit Behinderungen und in die vielfältigen Risikolagen von behinderten Frauen (vgl. BMFSFJ 2000, Niehaus 2002, www.weibernetz.de). Sie verdeutlichen insbesondere die sozialen Schwierigkeiten und Abwertungen, mit denen sich Frauen mit Behinderungen im Alltag auseinandersetzen müssen. Die negativen gesellschaftlichen Bewertungen des „Behindertenstatus" tragen dazu bei, dass viele Betroffene sich zurückziehen und sich als ein Einzelschicksal sehen. Das kann zu Begleiterscheinungen führen wie dem Verlust des Selbstwertgefühls, zu Hilflosigkeit und zur Verminderung sozialer Kontakte (Niehaus 1993). Der Verzicht einiger Frauen auf den amtlichen Schwerbehindertenausweis kann beispielsweise als eine Reaktion auf die damit verbundenen negativen sozialen Bewertungen angesehen werden. Man/frau will nicht zu einer Gruppe gehören, die sozial abgewertet wird.

Andererseits können die gesundheitlichen Einschränkungen oder Behinderungen nicht einfach (bzw. durch vielfältige Strategien) unsichtbar gemacht werden (Niehaus 2002). Welche Möglichkeiten gibt es, aus diesem Dilemma herauszukommen und dem negativen Image entgegenzutreten?
Positive Beispiele von selbstbewussten Frauen, die aus der Vereinzelung heraustreten und ihre Interessen öffentlich artikulieren, können Mut machen und Vorbild sein, aktiv zu werden. Um die Stärken und positiven Beispiele sichtbar zu machen, bedarf es einer Plattform, einer öffentlichen Bühne. Ein Netzwerk kann eine solche Plattform sein. Es ist daher vor einigen Jahren zu Netzwerksgründungen gekommen. Auf der Bundesebene gibt es das Weibernetz www.weibernetz.de und in Nordrhein-Westfalen das Netzwerk von Frauen und Mädchen mit Behinderungen NRW.[1] Das Netzwerkbüro „Frauen und Mädchen mit Behinderungen NRW" wurde 1995 gegründet und wird durch das Ministerium Gesundheit, Soziales, Frauen und Familie gefördert. Es ist zentrale Anlaufstelle für alle Interessierten, für Frauen und Mädchen mit Behinderungen, aber auch für Verbände, Einrichtungen, Schulen, Hochschulen und insbesondere für Kommunen. Die Aufgabenstellung ist die Herstellung von Kontakten zu Verbänden in NRW und im Bund, die Entwicklung gemeinsamer Kooperationen und die stetige Zusammenarbeit mit allen Behindertenverbänden. Seit 1997 werden durch periodische Veröffentlichungen Veranstaltungen dokumentiert, Informationen für Selbsthilfegruppen aufbereitet und über aktuelle gesellschaftspolitische Themen aus der Behindertenpolitik berichtet. Durch einen ständig aktualisierten Internetauftritt unter der Adresse: http://www.netzwerk-nrw-de/ wird mit dem Angebot der Verlinkung zu anderen Internetangeboten auch medial die Vernetzung vorangetrieben.
Es geht heute auch für Menschen mit Behinderungen nicht mehr nur um zielgruppenspezifische Arbeit, sondern insbesondere um eine interessengerechte Chancengleichheit und Partizipation in einer Gesellschaft, die sich durch Vielfältigkeit definiert.

Machen Sie sich Ihr eigenes Bild, Ihre eigenen Bilder[1]

Literatur:

Barwig, Gerlinde *(1993). „Ungleiche Schwestern?" Frauensolidarität – Frauenkonkurrenz zwischen behinderten und nichtbehinderten Frauen, in: Gerlinde Barwig/Christiane Busch (Hg.): „Unbeschreiblich weiblich!?" Frauen unterwegs zu einem selbstbewußten Leben mit Behinderung, München, 99-110.*

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend *(Hrsg.) (2000). Live. Leben und Interessen vertreten – Frauen mit Behinderung. Schriftenreihe des BMFSFJ Band 183. Stuttgart: Kohlhammer.*

Niehaus, Mathilde *(1993): Behinderung und sozialer Rückhalt. Zur sozialen Unterstützung behinderter Frauen. Trierer Schriften zu Sozialpolitik und Sozialverwaltung; Bd. 11. Frankfurt: Campus.*

Niehaus, Mathilde *(1997): Mittendrin oder außen vor? Zur Lebenssituation von Mädchen und Frauen mit Behinderungen in Nordrhein-Westfalen. Düsseldorf: Dokumente und Berichte 39, Schriftenreihe des Ministeriums für die Gleichstellung von Frau und Mann.*

Niehaus, Mathilde *(2002): Genderspezifische Differenzierung von Lebenslagen. Sisterhood, Konkurrenz oder weder Küsse noch Karriere für Frauen mit Behinderung? In C. Goldberg & S. Rosenberger (Hrsg.), KarriereFrauenKonkurrenz (S. 171-182). Innsbruck: Studienverlag.*

Europäische Kommission *(2002). Definitionen des Begriffs „Behinderung" in Europa: Eine vergleichende Analyse. Brüssel.*

Statistisches Bundesamt *(2003). Fachserie 13: Sozialleistungen, Reihe 5.1. Schwerbehinderte Menschen 2001. Wiesbaden.*

World Health Organization *(2001). International Classification of Functioning, Disability, and Health (ICF). Genf: World Health Organization.*

[1] *Kontakt über Netzwerkbüro organisierte und nicht organisierte Frauen und Mädchen mit Behinderungen in NRW, Neubrückenstrasse 12-14, 48143 Münster, Tel.: 0251-519138).*

Renan Demirkan

Töchter

Auszüge aus „Schwarzer Tee mit drei Stück Zucker",
Köln: Kiepenhauer & Witsch 2003 (S.13-14; 16-19; 50-51; 113-115)

[…] Zu plötzlich war sie aus dem morgendlichen Dösen herausgerissen worden. Sie wollte sich ganz allmählich, behutsam in die Situation einfinden, den lähmenden Schock der gestrigen Diagnose ausatmen. Statt dessen taumelte sie den Ereignissen wie hypnotisiert hinterher. Sie versuchte sich zu konzentrieren auf den – wie man sagt – das Leben verändernden Eingriff, auf die Trennung nach vierzig Wochen. Aber die wichtigste Veränderung für sie hatte schon nach 10 Monaten begonnen: Sie war endlich bereit gewesen, Verantwortung zu tragen – vor allem für sich selbst. Ein starkes, gleichzeitig helles, leichtes Gefühl, doch nicht austauschbar und überflüssig zu sein. Zum ersten mal fühlte sie sich zugehörig, »normal« , normal wie all die, die mit überzeugender Selbstverständlichkeit ihren Platz in dieser Welt benennen konnten und ihr durch ihr Selbstbewusstsein imponierten. Selbst wenn die Eltern ihren Entschluss nicht akzeptieren wollten, sie fühlte sich zum ersten Mal wichtig, wichtig für das Leben eines Wesens, das sie vierzig Wochen lang in sich gehütet, gepflegt und versorgt hatte. So, als ob sie ständig neben sich selbst gestanden und die Frau mit dem Kind wie Patienten einer Intensivstation beobachtet hätte. Wie zwei ihr anvertraute Freunde, auf die sie aufzupassen hatte, aufzupassen wie damals auf ihre jüngere Schwester, wenn Vater und Mutter mit den Worten das Haus verließen: »Pass auf, dass ihr nichts passiert!« Eine Aufgabe, der sie nicht gewachsen war, aber sie hatte genickt, ohne zu verstehen, wie tief sich Pflichtgefühle festkrallen können. Sie selber war erst neun Jahre alt gewesen. »Die ist ja so vernünftig«, hatte man sie gelobt. Aber in Wirklichkeit war sie noch ein Kind gewesen. Ein ganz »normales« Kind wie die Nachbarskinder auch, nur etwas ernster. Sie hatte kaum gelacht. So sollte ihre Tochter nicht werden, bitte nicht! Sie soll heiter, frech, neugierig sein, bloß nicht vernünftig! […]

[…] Ihre Eltern hatten ja auch keine Freunde. Sie hatten sie zurückgelassen, als sie sich damals entschlossen hatten, ihre Wohnung aufzulösen, die Möbel zu verkaufen oder zu verschenken, die Wäsche, das Geschirr, die Bücher, die Bilder, kurz alles, was ein vierköpfiger Haushalt braucht, vom Scheuertuch bis zur Deckenlampe. Damals hatten sie nicht nur ihre Freunde, Nachbarn, Verwandten und Kollegen verlassen, sie verließen Gerüche und Düfte, die zu jeder Tageszeit aus den offenen Wohnzimmer- und Küchenfenstern strömten und in den überfüllten Taxen und Minibussen hingen. […] Sie verließen Wortspielereien und Gesten, über die ganze Abende durchgelacht wurde. Mitgenommen haben sie sieben Koffer, gefüllt mit warmer Kleidung, mit Zeugnissen, Fotos und ein paar Gewürzen.
Trotz der guten Position des Vaters als staatlicher Ingenieur konnte er die Familie nicht mehr ernähren. Die Misswirtschaft des korrupten Staatspräsidenten, die hohe Inflationsrate, die unbezahlbar gewordenen Preise für Mehl, Butter, Fleisch, Schuhe und Bekleidung zwangen ihn, für seine Frau und die bald schulpflichtigen Mädchen ein besseres Leben zu suchen.
Ihre Reise ins Leben begann mit dem Abschied vom Vater. Flüchtig küsste er seine Frau, die mit geschwollenen Augen stumm an ihrem Taschentuch zerrte. Die verdutzten Kinder krallten sich an seinen Hosenbeinen fest, sie verstanden seine stille Umarmung nicht. Er sah durch das kaputte Glasdach des Bahnhofs zum Himmel, der sich an diesem Spätsommertag noch einmal zu einem gewaltigen Blau ausgestreckt hatte. »Als ich noch ein Kind war, erzählte mir mein Vater, Europa sei dort, wohin die großen Züge fahren. Und ich dachte, Europa muss ein großer Bahnhof sein, eine Art Endstation.« Mit einer ruckartigen Bewegung hatte er sich die Augen gewischt: »In einem Jahr habe ich das Nötigste vorbereitet. In einem Jahr!« schrie er in den Lärm der dampfenden Lokomotive.

[…]
Das Ankunftsfoto der Nachgereisten zeigte ein Jahr später in der Mitte die Mutter mit unsicherem Gesichtsausdruck in schlichter, selbst genähter heller Bluse. Rechts und links von ihr die beiden Töchter in ebenfalls von ihr selbst angefertigten, roten Kleidern. Die jüngere mit staunendem, wachen Blick, schmal und blass und mit melancholischen Augen und schwarzem Pagenkopf die ältere. Vorsichtig folgten sie dem Vater durch die breiten staubfreien Straßen, entlang den gepflegten Häusern mit Balkonblumen, den eingezeichneten Parkplätzen und den Abfallkörben an jeder zweiten Laterne. »Wie schön«, staunte die Mutter mit offenem Mund, als ein quietschendes Auto sie erschreckte. »Du nix sehen? Ampel rot!« brüllte ein Gesicht aus dem heruntergelassenen Fenster. […]
Die Schwestern streichelten den grünen, gleichmäßig geschnittenen Rasen des Zweifamilienhauses mit den Händen. Das rote, dreieckige Schild mit weißen Buchstaben verbot Betreten und Ballspielen. Um den Vorgarten zu schonen, verlegten sie ihre Spiele in die Zweizimmerwohnung im ersten Stock. Dem ungewohnten Lärm im Haus der kinderlosen Besitzer folgte nach drei Monaten eine fristlose Kündigung. […]

[…] Die Mädchen fühlten sich zwar von ihren Eltern mehr umsorgt und aufgehoben als ihre Mitschüler – das lose Miteinander in deutschen Familien interpretierten sie als Gleichgültigkeit -, aber während ihre Mitschülerinnen offenherzig über alles sprechen konnten, saßen die Kinder der Emigranten in der Pubertät stumm da, den Blick auf die vor Scham feuchten Hände gerichtet. Sie schämten sich ihrer Unwissenheit, denn weder die Mutter noch Vater konnten ihnen in dieser gewaltigen Verwirrung helfen. Wenn Schamhaare wuchsen, mussten sie entfernt werden, die kleinen Brüste mussten in unbequemen Haltern versteckt werden, und über die monatlichen Blutungen wurde erst gar nicht geredet. Die Mutter sagte nur: »Ihr seid jetzt Frauen.« Darin steckte etwas Bedrohliches. Sie durften nicht mehr mit den Nachbarjungen herumtoben, mussten beim Baden die Tür verschließen, die kurzen Röcke wurden verlängert, und sie durften auch nicht mehr ungeniert in die Umarmung des Vaters kriechen, wie sie es bisher gewohnt waren. Die Mitschülerinnen liefen lachend und flirtend mit noch kürzeren Röcken, ohne sich zu schämen, mit den Jungen auf den Schulhöfen und auf der Straße umher, während die beiden zunehmend verschlossener und schüchterner wurden, nur noch gemeinsam kleinere Radtouren in die nächste Umgebung machten. […]

[…] Wie Brautjungfern – die Geschenkpäckchen vor sich hertragend – schritten sie im Gleichschritt zum Tannenbaum. »Frohes Fest, Mama. Frohes Fest, Papa.« »Was macht ihr da? Und was heißt hier frohes Fest? Wessen Fest?« schoss es aus dem Mund der verärgerten Mutter. Obschon sie damit einverstanden war, dass die Kinder am christlichen Religionsunterricht teilnahmen, wollte sie nicht diese Konsequenz. Tannenbaum ja, aber kein frohes Fest. Sie hatten andere Feste! »Aber es ist Weihnachten, da schenkt man sich doch was«, stammelten die beiden heulend. »Wer ist man? Die Christen tun das. Wir sind Moslems!« versuchte die Mutter zu klären. Aber für die Mädchen hatte sich innerhalb von zwei Jahren die Grenze zwischen »wir« und den »anderen« so verwischt, dass sie die Gewohnheiten der Dorfbewohner als selbstverständlichen Teil ihres eigenen Lebens empfanden. »Aber der Jesus ist doch heute geboren, da schenkt man sich doch was.« Der Vater setzte seine schluchzenden Töchter, die sich an den Geschenken festkrallten, auf die Knie: »Das sind zwei verschiedene Dinge, der Tannenbaum und Jesus«, dozierte er. »Der 24. Dezember ist die Sonnenwende, ab heute werden die Tage länger, und da haben vor vielen hundert Jahren die Kelten und Germanen, die die Kirche »Heiden« genannt hat, das heißt, Ungläubige, riesige Feuer gemacht, um zu feiern. […] Wir haben dem Tannenbaum zugestimmt, weil es eigentlich kein rein christliches Fest ist und außerdem eine schöne Bedeutung hat. Oder freut es euch nicht, wenn ab jetzt die Tage wieder länger werden?« […] Er drückte seine Töchter fest an sich und wischte ihnen die Gesichter trocken: »Wir freuen uns auf eure Geschenke.« […]

Iris Bednarz-Braun

Fremd- und Selbstbilder: Wie sich deutsche und zugewanderte Frauen sehen

Anstelle einer Einleitung möchte ich mit einem Experiment bzw. Gedankenspiel beginnen. Nehmen wir folgende Datenlage für die Bundesrepublik Deutschland an: ‚1960 lag die Beschäftigungsquote der deutschen Frauen bei 50,6 % und 1970 war sie auf 71,6% gestiegen. Die Quote lag für die ausländischen Frauen wesentlich niedriger: 1960 bei 41,0% und 1970 bei 37,7%'. Wenn wir aus „deutscher" Sicht nach den Gründen fragen, warum die Beschäftigungsquoten der deutschen Frauen vor mehr als 40 Jahren so sehr viel höher lagen als diejenigen der ausländischen Frauen, dann würden wir vermutlich beide Frauengruppen gegenüberstellen und versuchen, durch Kontrastbildungen eine Reihe von typischen Eigenschaften zu finden, die wir der jeweiligen Frauengruppe zuschreiben. Zum Beispiel das Bildungsniveau: deutsche Frauen sind mit Blick auf ihre Schulabschlüsse gebildeter als ausländische Frauen, deshalb sind sie eher an einer Erwerbstätigkeit interessiert und haben auch bessere Chancen, einen qualifizierten Beruf auszuüben. Oder der Grad an Fortschrittlichkeit: deutsche Frauen sind moderner, während ausländische Frauen traditioneller sind, deshalb bevorzugen letztere die Rolle der Hausfrau und Mutter. Aber auch das Niveau der Selbständigkeit: deutsche Frauen sind emanzipierter und unabhängiger vom Ehemann als ausländische Frauen, deshalb streben sie eine materielle Eigenständigkeit über Erwerbsarbeit an. Nicht zuletzt fällt uns die Kinderzahl ein: deutsche Frauen haben weniger Kinder als ausländische Frauen, deshalb werden sie von Betrieben eher eingestellt und beschäftigt. Bei dieser Methode der Gegenüberstellung findet man vor allem Unterschiede und Kontraste, die die eigene Gruppe meist positiv beschreiben, während die andere Gruppe eher ins Hintertreffen gerät. Solche im Alltag verankerten Kontrastbildungen tragen mit dazu bei, im ganz normalen Leben und Umgang miteinander (Vor-)Urteile, Einstellungen, Haltungen und nicht zuletzt auch Stimmungen zu erzeugen und zu verfestigen. Auf diese Weise werden unterschiedliche Frauenbilder konstruiert.

Die Fremdeinschätzung der anderen Gruppe und die Selbsteinschätzung der eigenen Gruppe hat jedoch nicht unbedingt etwas mit der Realität der jeweils betrachteten Gruppe zu tun. Dies ist auch bei dem obigen Experiment der Fall, denn **korrekterweise** lautet das einleitend wiedergegebene Zitat folgendermaßen: *„1960 lag die Beschäftigungsquote der Migrantinnen bei 50,6 % und 1970 war sie auf 71,6% gestiegen. Die Quote lag für die* **einheimischen Frauen** *wesentlich niedriger: 1960 bei 41,0% und 1970 bei 37,7%"* (Westphal 1996, S.18). Vergleicht man die an ökonomische und subjektive Eigenständigkeit anknüpfenden Migrationsmotive der nach Deutschland eingereisten Migrantinnen der ersten Generation mit der gesellschaftlichen Situation einheimischer deutscher Frauen zu jener Zeit, dann lässt sich im Rückblick Folgendes feststellen: Zu Beginn der 60er Jahre bestanden in der Bundesrepublik Deutschland noch Männlichkeits- und Weiblichkeitsbilder, die sich überwiegend an einer traditionellen geschlechterspezifischen Arbeitsteilung orientierten. Frauen waren hauptsächlich für die familiale Reproduktionsarbeit zuständig, während Männer entsprechend dem dominanten Familienernährermodell einer außerhäuslichen Berufstätigkeit nachgingen. Die Berufstätigkeit der deutschen Frauen galt zum damaligen Zeitraum keineswegs als selbstverständlich. Aus der heutigen Perspektive betrachtet, in der die Erwerbstätigkeit deutscher Frauen mittlerweile zu einer akzeptierten gesellschaftlichen Norm geworden ist, könnte man auch formulieren: im Vergleich zu einem Großteil der deutschen Frauen waren bereits vor 40 Jahren die (türkischen) Migrantinnen sehr viel „fortschrittlicher", weil sie aufgrund ihrer eigenständigen Erwerbstätigkeit und materiellen Absicherung von einem männlichen Partner relativ unabhängig und damit entscheidungsautonom waren, zumal dann, wenn sie als ledige Frauen einreisten oder ohne ihre Ehemänner.

Eine solche Wahrnehmung von in Deutschland lebenden und arbeitenden Migrantinnen hatte jedoch offenkundig keine Chance, sich in der breiten Öffentlichkeit, in der Migrationsforschung und in der sich allmählich entwickelnden Frauen- und Geschlechterforschung durchzusetzen. Nach Gutiérrez Rodríguez wurden in der Migrationsforschung der 70er Jahre eingewanderte Frauen vorrangig als defizitäre Wesen wahrgenommen – mit der Folge, dass kontrastierende Gegenbilder zu einem westlich geprägten Frauenbild entstanden seien. *„Die von staatlichen Geldern geförderte projektgebundene Forschung der 70er Jahre war eng verbunden mit der Perspektive auf Migrantinnen als ‚fremden Frauen', die aus traditionellen, patriarchal-autoritären Lebensumständen in die moderne und zivilisierte bundesrepublikanische Gesellschaft kamen (Apitzsch 1994). Die ‚ausländische' Frau sei diejenige, die unter Kulturkonflikten, Isolation und einer totalen Abhängigkeit vom Ehemann, Bruder oder Vater leide"* (Gutiérrez Rodríguez 1996, S. 177).

Gümen vermutet, dass diese Kontrastbildung – nämlich die moderne, emanzipierte westliche Frau auf der einen Seite und die traditionelle, unterdrückte orientalische Frau auf der anderen Seite – nicht zufällig zustande kam. Vielmehr geht sie davon aus, dass sich die westliche Frau absichtsvoll von der orientalischen Frau abgrenzt(e), um sich ihr gegenüber überlegen zu fühlen. Die Wahrnehmung der eigenen Überlegenheit dokumentiert(e) sich vor allem im Bereich der Sozialarbeit und Sozialpädagogik, einem Bereich, der zwar einerseits die Existenz von Migrantinnen in der Bundesrepublik Deutschland als erster überhaupt zur Kenntnis nahm. Aber andererseits herrschte auch hier ein defizitäres Bild über zugewanderte Frauen vor. Das *„fürsorgliche und bevormundende Verhältnis der deutschen Sozialarbeiterinnen zu ihrer Klientel basierte auf einer Wahrnehmung der Migrantinnen als der ‚anderen' Frau, die es noch zu emanzipieren gelte"* (Gutiérrez Rodríguez 1996, S. 168). Dementsprechend wurde eine emanzipierte Ausländerin als ein Ausnahmefall und nicht als die Regel betrachtet.

Westphal (1996) befasst sich ebenfalls mit der Frage, in welcher Weise die Einschätzung und Wahrnehmung von Migrantinnen durch ein westdeutsches Frauenbild geprägt ist. Ihr Anliegen ist es vor allem, die normativen Selbst- und Fremdbilder mit den realen Lebensbedingungen beider Frauengruppen in Beziehung zu setzen und abzugleichen. Für den als Gastarbeiterperiode beschriebenen Zeitraum von 1955 bis 1973 führt sie aus, dass der sozialen Lage von ArbeitsmigrantInnen insgesamt nur wenig Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Wenn überhaupt in diesem Zusammenhang Fragen aufgeworfen wurden, so konzentrierte sich das wissenschaftliche, politische und öffentliche Interesse auf die Gruppe der männlichen Arbeitsmigranten. In der deutschen Mehrheitsgesellschaft herrschte zum damaligen Zeitraum die Wahrnehmung vor, dass weibliche Migranten ihren Männern nachgezogen seien und sich deshalb in sozialer und ökonomischer Abhängigkeit von ihnen befänden (Westphal 1996, S. 18).

Für die tatsächlich nachgezogenen Migrantinnen stellt Westphal durchaus eine Abhängigkeit vom Ehepartner fest, da die meisten von ihnen aufgrund bestehender gesetzlicher Regelungen in Deutschland zunächst *„kein eigenständiges Aufenthaltsrecht und damit keine Arbeitserlaubnis besaßen"* (Westphal 1996, S. 18). Entgegen der allgemein verbreiteten Auffassung über die in patriarchaler Abhängigkeit lebenden Migrantinnen hebt sie jedoch hervor, dass die Migrationsentscheidung von vielen Frauen selbst getroffen wurde und sich nicht durch das Migrationsverhalten der Ehemänner hinreichend beschreiben lässt.

„Entweder wanderten sie als so genannte Pionierwanderinnen alleine aus, oder sie bereiteten den Weg für die Migration von Familienangehörigen vor" (Westphal 1996, S. 17). Aus dieser Perspektive betrachtet erstaunt es nicht, dass in den 60er Jahren die Erwerbsquote der in Deutschland lebenden Migrantinnen deutlich über derjenigen der deutschen Frauen lag.

Westphal vermutet weiterhin, dass die Arbeitsmigrantinnen bereits in ihren Herkunftsländern berufstätig waren – eine Annahme, die von Ottens für türkische Migrantinnen der ersten Generation bestätigt wird. Sie führt aus, dass die von deutschen Firmen in den 60er Jahren angeworbenen türkischen Frauen durchaus beruflich verwertbare Qualifikationen erworben hatten. Einige hatten Abitur, *„viele einen Beruf als Schneiderin, Krankenschwester etc., und fast alle waren bereits in der Türkei erwerbstätig gewesen"* (Ottens 1998, S. 111). Ottens kritisiert, dass das westdeutsche Fremdbild über türkische Frauen, die als hilflos, rückständig und von ihren Männern abhängig galten, die Realität von Geschlechterverhältnissen sowie die ökonomischen, familialen und rechtlichen Wandlungsprozesse innerhalb der Türkei gänzlich ausblende: *„Mit der türkischen Staatsgründung wurde durch die Einführung der Demokratie und des Laizismus und durch die Einleitung wirtschaftlicher Modernisierung eine Angleichung der türkischen Gesellschaft an westliche Normen angestrebt. In diesem Rahmen fand auch eine Modernisierung des Geschlechterverhältnisses statt. Regelte bis zur Ausrufung der Republik 1923 das islamische Recht (Schariat) alle zivilen Angelegenheiten, kam es 1926 mit der Verabschiedung des Zivilgesetzbuches in Anlehnung an das bürgerliche Gesetzbuch der Schweiz zu entscheidenden familienrechtlichen Veränderungen. Männer und Frauen waren nun bei Eheschließung, Scheidung, in Erb- und Eigentumsfragen formell gleichgestellt. (…) Das modernisierte Frauenbild und die neuen Errungenschaften fanden zunächst nur in der kleinen städtischen Schicht Resonanz. (…) Hier wurde die Bildung von Frauen gefördert, und angesichts des Mangels an qualifizierten männlichen Arbeitskräften konnte eine ganze Generation hochqualifizierter Frauen als Lehrerin oder Beamtin einen hohen sozialen Status erlangen"* (Ottens 1998, S. 106f). Gleichwohl bestanden vor allem unter der Landbevölkerung weiterhin die „alten islamischen Traditionen ungebrochen fort. Viele ostanatolische Frauen wurden nur auf religiöser Grundlage getraut und haben damit keine Erbrechte und keine formellen Ansprüche auf ihre Kinder" (ebd.). Ottens Ausführungen zeigen, dass ein homogenisierendes Fremdbild über türkische Frauen der Heterogenität der Lebensbedingungen türkischer Frauen innerhalb ihres eigenen Herkunftslandes nicht gerecht werden (Bednarz-Braun 2004, S. 79).

Aber nicht nur deutsche Frauen entwickeln stereotype Fremdbilder über zugewanderte Frauen, sondern dies geschieht auch umgekehrt. Welche Wahrnehmung haben in Deutschland lebende Migrantinnen über deutsche Frauen?

In einer 1992 durchgeführten Befragung von insgesamt 255 deutschen, türkischen und Aussiedlerfrauen, der qualitative Interviews mit 14 Aussiedlerinnen und je drei türkischen und deutschen Frauen vorausgingen, analysiert Gümen stereotype Wahrnehmungen der untersuchten Frauengruppen. Die von ihr festgestellten jeweiligen Zuschreibungen umfassen ein Spektrum von ‚modern' bis ‚traditionell'. Gümen kommt zu dem Ergebnis, *„dass die Frauenbilder über die drei Gruppen von Frauen den stereotypen Gesellschaftsbildern über sie entsprechen. Dies ist nicht nur an den Gruppen-Selbstbildern, sondern auch an den Gruppen-Fremdbildern zu sehen. Die westdeutschen Frauen werden als ‚modern' und die Frauen aus der Türkei als ‚traditionell' gesehen; die Aussiedlerinnen werden von allen Befragten zwischen ‚traditionell' und ‚modern' eingeschätzt"* (Gümen 1995, S. 47). Doch was verbirgt sich hinter Begriffen wie Modernität und Traditionalität? Werden diese Begriffe von den hier untersuchten Frauengruppen in gleicher Weise interpretiert oder liegen ihnen unterschiedliche Deutungsmuster zugrunde?

Die westdeutschen Frauen assoziieren mit einem modernen vor allem ein berufliches Selbstbild, während sie mit einem traditionellen Fremdbild Merkmale wie „nicht berufstätig, stark familienorientiert, expressiv" verbinden (Gümen 1995, S. 47). Die Aussiedlerinnen entwerfen über westdeutsche Frauen ein als modern gekennzeichnetes Fremdbild, das sich durch Merkmale wie „nicht berufstätig sein", „zu Hause sitzen", „ein bequemes Leben führen" charakterisiert (Gümen 1995, S. 49). Demgegenüber sehen sich die befragten Aussiedlerinnen selbst als diejenigen, für die eine eigenständige Berufstätigkeit als normal, selbstverständlich und erstrebenswert sowie mit der

Familienarbeit in jedem Fall vereinbar gilt. Aus der Sicht türkischer Frauen erscheinen moderne westdeutsche Frauen als diejenigen, die im Beruf aktiv sind und materielle Unabhängigkeit erlangen, die in ihrem Partnerschaftsverhältnis als relativ gleichberechtigt erscheinen, aber der Familie eine geringe Wertschätzung entgegenbringen, während die türkischen Frauen für sich selbst der Familie und den Kindern einen hohen Stellenwert zuschreiben. Anhand der Forschungsergebnisse von Gümen wird deutlich, dass der Modernitätsbegriff nicht nur in sehr unterschiedlicher, sondern auch in gegensätzlicher Weise aus der Sicht der befragten Frauengruppen interpretiert wird.

Die hier wiedergegebenen empirischen Befunde liegen bereits einige Jahre zurück, so dass sich die Frage stellt, ob und in welcher Weise sich inzwischen die Fremd- und Selbstbilder unter deutschen und zugewanderten Frauen verändert oder angeglichen haben. Wenngleich wir in unserem derzeit laufenden Forschungsprojekt[1] zur Zusammenarbeit und zu den Beziehungen zwischen weiblichen und männlichen Auszubildenden unterschiedlicher kultureller Herkunft nicht explizit nach den jeweiligen Frauenbildern gefragt haben, so deuten die Aussagen der Mädchen und Jungen doch darauf hin, dass sehr viel stärker Gemeinsamkeiten unter ihnen als Trennendes betont werden. Dies gibt Anlass zu der Annahme, dass sich die kulturellen Kontraste zwischen Fremd- und Selbstbildern in der nachwachsenden Generation junger Frauen und Männer verringern werden und der Fundus an wahrgenommenen Gemeinsamkeiten zunehmen wird.

„Also ich leb ja schon seit Geburt an hier, seit dem Kindergarten, von daher ist es für mich selbstverständlich, mit deutschen Jugendlichen zusammenzuarbeiten. Also mir fällt das gar nicht mehr auf. (…) Ganz normal halt, wie, ja, wie auch mit Ausländern" (Junge mit Migrationshintergrund).

„Ich hab auch früher schon immer viel mit Türken rumgehangen, sag ich mal, so in der Schulzeit auch so, hatte ich viele türkische Freunde halt. Und auch so, meine Freunde, die kommen aus Polen und so. Also ich hab da eigentlich gar keine…, mir ist das egal, wo einer herkommt, ehrlich gesagt, das macht mir gar nichts aus" (Junge ohne Migrationshintergrund).

„Also mein Freundeskreis (…) Ausländer sind auch viele dabei, weil ich find, mit denen versteht man sich genauso gut als mit Deutschen auch. (…) Weil ich find, da kann man keinen Unterschied machen, find ich. Die sind genauso wie die Deutschen auch" (Mädchen ohne Migrationshintergrund).

„Ich denke mal, dass müsste sich jeder selber ansehen, wie wir so miteinander klar kommen. Und wenn jemand mal eine Woche oder überhaupt einen Tag in unserer Klasse wäre, dann sieht man wirklich, dass wir keine Unterschiede sehen. Also, mir gefällt der Typ jetzt nicht besser, weil er Türke ist und der gefällt mir besser, weil er Deutscher ist. Wenn mir jemand echt sympathisch ist, dann ist es mir egal, woher er kommt" (Mädchen mit Migrationshintergrund).

[1] *Iris Bednarz-Braun, Ursula Bischoff: Auszubildende und junge ArbeitnehmerInnen werden aktiv! Strategien und Maßnahmen von Jugend- und Auszubildendenvertretungen (JAV) zur Förderung der interkulturellen Beziehungen unter Auszubildenden in industriellen Großbetrieben. Laufendes empirisches Forschungsprojekt, gefördert durch das Bundesministerium für Wirtschaft und Arbeit im Rahmen des Xenos-Programms der Bundesregierung.*

Literatur

***Apitzsch, Ursula**: Migrationsforschung und Frauenforschung.*
In: Senatskommission für Frauenforschung (Hrsg.): Sozialwissenschaftliche Frauenforschung in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin 1994, S. 240-254

***Bednarz-Braun, Iris**: Entwicklung von Theorieansätzen im Schnittpunkt von Ethnie, Migration und Geschlecht.*
In: Bednarz-Braun, Iris/Heß-Meining, Ulrike: Migration, Ethnie und Geschlecht. Theorieansätze – Forschungsstand – Forschungsperspektiven. Wiesbaden 2004, S. 21-94

***Gümen, Sedef**: Frauenbilder und geschlechtsspezifische Selbstbilder in interkulturell-vergleichender Perspektive.*
In: Zeitschrift für Frauenforschung 3/1995, S. 41-55

***Gutiérrez Rodríguez, Encarnacion**: Frau ist nicht gleich Frau, nicht gleich Frau, nicht gleich Frau... Über die Notwendigkeit einer kritischen Dekonstruktion in der feministischen Forschung.*
In: Fischer, Ute-Luise u.a. (Hrsg.): Kategorie: Geschlecht. Opladen 1996, S. 163-190

***Ottens, Svenja**: Geschlechterrollenorientierungen türkischer MigrantInnen im Spannungsfeld zwischen Herkunftsbindungen und kulturellen Neudefinitionen.*
In: Zeitschrift für Frauenforschung 1+2/1998, S. 106-121

***Westphal, Manuela**: Arbeitsmigrantinnen im Spiegel westdeutscher Frauenbilder.*
In: beiträge zur feministischen theorie und praxis 42/1996, S. 17-28

Mögliche Aktionen

- **Veranstaltung zum Thema „Rahmenbedingungen für eine bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf" (ggf. im Vergleich mit anderen Ländern der EU)**

- **Generationen-übergreifendes Erzählcafé mit Frauen unterschiedlicher Herkunft, Lebenssituation und Lebensphasen**

- **Präsentation der Wanderausstellung „Lebenswege lesbischer Frauen"**
  (Verleih über das Ministerium für Gesundheit, Soziales, Frauen und Familie, Fürstenwall 25, 40219 Düsseldorf, Tel. 0211·855-3110)

- **Podiumsdiskussion und Ausstellung über Migrantinnen „Fremd- und Selbstbilder" zugewanderter Frauen**

- **Forum / Diskussion mit Mädchen und Frauen mit und ohne Behinderungen zum Thema „Frauenbilder"**

Kapitel 5

Konstruktion und Wahrnehmung von Weiblichkeit

Medien

- *Johanna Adorján* Die neuen Frauchen. Mutter, Hausfrau, Pin-up: Die Sehnsucht nach der guten alten Zeit
- *Lisa Ortgies* Man trägt wieder Kind!
- *Nicole M. Wilk* „Und wen reißen wir jetzt auf?" – Über den pseudo-emanzipatorischen Wandel des Frauenbildes in der Werbung
- *Doris Katheder* „…und dann hing da der Faden raus." – Von den Peinlichkeiten ein Mädchen zu sein. Anmerkungen zum Mädchenbild in deutschen Mädchenzeitschriften
- *Elisabeth Klaus* Aufstand im Männerkloster – Stillstand in der Liturgie: Frauen in den Nachrichten
- *Bettina Rulofs, Ilse Hartmann-Tews* Frauenbilder im Rahmen der medialen Vermittlung von Sport

Kunst und Kultur

- *Birgit Schulte* „Ich sehe mich, also bin ich" Selbstportraits von Künstlerinnen im 20. und 21. Jahrhundert
- *Birgit Schulte* Der große Unterschied oder kleine Unterschiede? Nachdenken über eine „weibliche Ästhetik"
- *Helga Elben* Im Raster der sieben Göttinnen: Zur Installation und Bildserie „Meine Freundinnen"
- *Rita Viehoff* Tänzerinnen: To be in emotion (Oder: Es gibt keine Prinzessinnen mehr)
- *Helga Kotthoff* Von witzigen Weibern und komischen Kerlen. Gender und Humor gestern und heute
- Mögliche Aktionen

Johanna Adorján

Die neuen Frauchen

Mutter, Hausfrau, Pin-up: Die Sehnsucht nach der guten alten Zeit

aus: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, Feuilleton, 11.01.2004*

Der Mann (groß, dunkelhaarig, Anzug) hält eine langstielige rote Rose in der Hand. Von Zeit zu Zeit versenkt er seine Nase darin. Er scheint zu denken. Ihm gegenüber steht eine junge Frau, die erwartungsvoll zu ihm aufsieht. Weiter hinten im Raum sitzen weitere Frauen (langhaarig, Abendkleider) auf einem Sofa, die Beine graziös übereinander gelegt. Alle Blicke ruhen auf ihm. Ein Moment verstreicht, noch einer. Dann endlich hebt er an, zu sprechen. Sehr ernst, mit brüchiger Stimme, sagt er: „Willst du diese Rose annehmen?" Gefühlte Geigen begleiten ihr gehauchtes „Ja". Und die Erwählte geht glücklich ab, und die Szene wiederholt sich mit einer anderen Frau. Schließlich sind alle Rosen verteilt und mit ihnen die Gunst des Mannes, die leer Ausgegangenen scheiden aus. Natürlich fließen Tränen. „The Bachelor" hieß diese Serie, die in den vergangenen Wochen auf RTL zu sehen war. Marcel, so heißt der junge Mann, durfte unter 25 Frauen eine wählen. Sie waren alle adrett, jung und gebildet bis ausgebildet - (zumindest hatten alle irgendeinen Beruf) -, und Marcel durfte sie angucken, ausprobieren, schon mal anfühlen, bis er sich zuletzt für Juliane aus Berlin entschied. Klingt wie ein Märchen, ist aber keins: 2003 fanden junge Frauen, Bürgerinnen dieses Landes, Menschen mit Schulbildung, nichts dabei, sich öffentlich von einem Mann begutachten, begrapschen und erwählen zu lassen. Und zu gewinnen gab es nicht einmal Geld (sonst wäre es ja Prostitution gewesen): Es ging, angeblich, um Liebe. Die Kandidatinnen erhielten eine Aufwandsentschädigung. Und Juliane aus Berlin durfte den Ring behalten, den Marcel ihr in der letzten Sendung an den Finger steckte. In Österreich sorgte die Serie für Protest. Politikerinnen nahezu aller Parteien erklärten „The Bachelor" für diskriminierend. Den Zuseherinnen und Zusehern werde ein entwürdigendes und klischeehaftes Frauenbild vermittelt, schrieben sie in einem offenen Brief an den ORF. Sie haben natürlich recht, und man weiß gar nicht, ob es nun für oder gegen Deutschland spricht, dass sich hierzulande niemand aufgeregt hat. Über die verantwortlichen Sender - vor allem aber über die Frauen, die sich da so vorführen lassen, freiwillig und ohne Not. Augenscheinlich sogar ohne geistige Behinderung. Ausgerechnet bei jungen Frauen hatte die Sendung den größten Erfolg: Bei den 14- bis 29jährigen Frauen lag der Marktanteil bei bis zu vierzig Prozent, das ist vergleichbar mit der Quote von GZSZ. Man kann nur hoffen, dass sie es mit demselben Entsetzen gesehen haben, mit dem man sich auf der Autobahn nach einem platt gefahrenen Tier umguckt.

Auch in anderen Sendungen ist dieser Tage ein erschreckend rückwärtsgewandtes Frauenbild zu sehen. In „Frauentausch" auf RTL 2 tauschen zwei Mütter für zehn Tage die Familien. „Boden wischen. Stullen schmieren - dazu bist du da", sagt dann zum Beispiel Sozialhilfeempfänger Hans zur Ersatzfrau, und die widerspricht noch nicht einmal. Sie versucht einfach, in Zukunft noch ein bisschen gründlicher Staub zu wischen. Oder „El, der Millionär", eine Serie, die am 19. Januar auf RTL 2 anläuft. Darin buhlen dann zwölf Frauen um einen vorgeblichen Millionär, der sich aber, das ist der Witz, zuletzt als armer Dachdecker herausstellt. Die Botschaft all dieser neuen Fernsehformate: Frauen sind passiv, willig und in erster Linie darauf aus, sich einen reichen Mann zu angeln.

Natürlich sind Sendungen wie diese reinster Trash und wollen wahrscheinlich auch gar nichts anderes sein - aber im Privatfernsehen finden neue Gesellschaftsbewegungen am schnellsten ihren Niederschlag, und man kann sich schon fragen, was da gerade passiert. Kaum sind die so genannten „Luder" aus der Öffentlichkeit verschwunden, treten an ihre Stelle Frauen, wie man sie seit den

fünfziger Jahren nicht mehr gesehen hat. Bieder. Proper. Unterwürfig. Trotzköpfchen war Punk dagegen. Und die niedlichen Girlies der frühen Neunziger Ikonen der Emanzipation.

[…] Was die Rollenbilder von Mann und Frau angeht, scheint sich gerade eine Veränderung zu vollziehen. Das hochneurotische, von Emanzipation und restlichem Gedöns komplett verunsicherte Personal der neunziger Jahre, das in unzähligen Therapiesitzungen versuchte, es miteinander irgendwie anders zu schaffen, dankt zugunsten einer Bewegung ab, die rückständiger nicht sein könnte. Männer müssen nicht länger arm, nett und verwirrt sein - es ist wieder Zeit für Herrenclubs, Zigarrenzimmer und Strategen. Und Frauen? Die können endlich aufhören, so zu tun, als seien in Wahrheit sie das starke Geschlecht. Schluss mit den Flausen von Kindern und Karriere, oder am Ende nur Karriere, kinderlos. Schluss mit der ganzen verrückten Idee von Gleichberechtigung. Hat doch alle nur zu verstörten Psychowracks gemacht.

Wahrscheinlich fing es mit dem 11. September an. Damals, vor zwei Jahren, waren Männer in Feuerwehruniformen die Helden der Stunde. Es folgten Kriege, deren Hauptakteure natürlich Männer waren. Männer, die Armeen befehligten, Länder regierten, Terroranschläge planten. Eine Männerwelt. Die einzige Frau, die im Irak-Krieg von sich reden machte - eine Soldatin! -, fand sich in der Rolle des von Männern geretteten Opfers wieder. Dass die Geschichte um Jessica Lynch sich im nachhinein als Inszenierung der amerikanischen Streitkräfte entpuppte, macht die Sache eher noch schlimmer. Dazu die Wirtschaftskrise. Die Steuerreform. Die Gesundheitsreform. Dass in Zeiten der Unsicherheit gerne eine Rückbesinnung auf alte Werte stattfindet, dass sich die Menschen dann besonders konservativ geben, ist bekannt. Der „Spiegel" widmet sich in seiner morgen erscheinenden Ausgabe der Rückkehr der Romantik. Die Etikette feiert ein großes Comeback, Manierenbücher stehen hoch im Kurs. Gemeint sind natürlich die Höflichkeitsformen längst vergangener Tage. Wogegen gar nichts einzuwenden ist – ist doch nett, wenn ein Mann einer Frau in den Pelzmantel hilft, den er ihr gerade geschenkt hat -, nur bedeutet das, weitergedacht, nichts anderes, als dass die Frau schwach und der Mann stark ist. Und was mit freundlichem Türaufhalten anfängt, endet mit der für Frauen verschlossenen Tür zur Chefetage. Aber das ist natürlich nichts Neues.

[…]Natürlich, Frauen haben Erfolg. Aber die Medien lieben sie nicht dafür. Sie duzen und belächeln sie. Wie die Ulla das bei Suhrkamp gemacht hat, den ganzen Altherrenrat einfach so auszuschalten und den Verlagsleiter zu chassen, ist niemandem so recht geheuer. Elke Heidenreich nehmen die Männer sowieso nicht ernst. Da kann sie noch soviel Einfluss auf den Buchmarkt haben, noch so viele Millionen Zuschauer – es geht dann doch wieder nur um die rote Samtjacke, die sie andauernd trägt. Und über Sandra Maischberger heißt es nach guten Sendungen, sie habe einen Knopf im Ohr, durch den ihr der Redaktionsleiter (ein Mann) souffliere. Eigentlich logisch: In einem Moment, in dem sich die Machtverhältnisse langsam zu verändern scheinen, in dem es mit Angela Merkel, Liz Mohn oder Friede Springer tatsächlich einige Frauen in Machtpositionen geschafft haben, setzt eine gesteigerte Sehnsucht nach der Rollenverteilung der guten alten Zeit ein. Der Zeit, in der Frauen noch Frauen waren. Hausfrauen, Mütter. Oder Pin-ups.

Das Herrenmagazin „FHM" wählte gerade ungeniert die „100 unsexiesten Frauen der Welt" (Platz 16: Bärbel Schäfer, „Begründung: Friedman wusste warum"). Wann immer eine Sportlerin es ganz nach oben schafft, werden Nacktfotos im „Playboy" entschuldigend gleich hinterher geschoben, (aktuell: Bobweltmeisterin Susi Erdmann). Und obwohl man dachte, es geht nicht mehr weiter: Musikvideos werden immer noch pornographischer. Im amerikanischen Hip-Hop sind überhaupt nur noch angezogene Männer zu sehen, die darüber rappen, wie schön es ist, Zuhälter zu sein, während sich um sie herum bildschöne Mädchen ihrer Kleider entledigen. Auch im Pop haben angezogene Frauen kaum noch Erfolgsaussichten. Vor kurzem bedankte sich Christina Aguilera, derzeit erfolgreichste amerikanische Sängerin, einmal öffentlich bei allen, die sie bei den Risiken, die sie einge-

gangen sei, unterstützt hätten. Dazu muss man wissen, dass Aguileras einziges Risiko darin besteht, sich bei Auftritten in ihren Phantasie-Bikinis eine Blasenentzündung zu holen.

Auch im Kino ist die Rollenverteilung wieder eher klassisch. Da kämpfen die Herren der Ringe gegen die Mächte der Finsternis, und wer Liv Tyler und Cate Blanchett in diesem drei mal vier Stunden langen Epos sehen will, darf nicht zwinkern. Doris Day ist in „Down with love" als Renée Zellweger wiedergeboren und genauso bieder und proper wie in den fünfziger Jahren. UndJulia Roberts hat die Kämpfernatur einer Erin Brokovich an den Nagel gehängt: Sie bringt heute in „Mona Lisas Lächeln" jungen Mädchen als Lehrerin den Sinn für Kunst bei. Natürlich lassen sich genauso Gegenargumente finden. Uma Thurman beispielsweise bringt in „Kill Bill" circa hundert Menschen um, darunter vornehmlich Männer, was weder besonders fraulich ist, noch etwas mit irgendeiner Etikette zu tun hat. Natürlich kann man darauf verweisen, dass diesmal eine Frau den Nobelpreis gewonnen hat, dass Sabine Christiansen sehr erfolgreich ist und auch der sechste Band von „Harry Potter" wieder von einer Frau geschrieben wurde. Aber von der Stimmung her leben wir gerade eher in einer testosteronbefeuerten Schwarzeneggerszenerie als in „Zeit der Zärtlichkeit". Und in Zeiten wie diesen ist die Sehnsucht nach geordneten Verhältnissen eben groß, wenigstens im persönlichen Bereich. Es wird eine Sehnsucht bleiben.

Lisa Ortgies

Man trägt wieder Kind!

Die schwangere Jungfrau Maria lächelt mir entgegen. Von den sechs Fotos einer Modestrecke in einer jungen Frauenzeitschrift. Bei genauer Betrachtung offenbart ihre hingegossene Haltung in Kombination mit einem Schlafzimmerblick gleichzeitig etwas Laszives. Eigentlich ist das dunkelhaarige Model eine perfekte Kreuzung aus unserer Jungfrau Maria und der Sünderin Maria Magdalena. Das durchsichtige Babydoll-Hemdchen unterstreicht die formvollendete Rundung eines Achtmonatsbauches, der nach vorne ein wenig spitz zuläuft – keine Spur von Schwangerschaftsstreifen, nicht einmal der Hauch einer Wassereinlagerung. Das verwirrende an dieser Präsentation ist aber weniger die ikonenhafte Attraktivität des Models, sondern die Tatsache, dass diese Bilder nicht etwa Umstandsmode bewerben, sondern ganz normale Frühjahrstrends für Nicht-Schwangere. Man trägt wieder Babydoll. Und ganz nebenbei auch ein Kind!

Eine altehrwürdige Frauenzeitschrift scheint die Geschichte weiterzuspinnen: Das blutjunge Model in der Sommermodenstrecke trägt einen extrem kurzen Minirock, eine riesige Pilotenbrille und auf dem Arm einen circa sechs Monate alten Säugling. Wohlgemerkt - es geht hier nicht um Babyklamotten. Angepriesen wird die Mode im US-Stil: edel, zeitlos und trotzdem lässig. Was ist passiert? Hat die Stylistin am Morgen des Shootings ihren Babysitter gefeuert? Hat die Freundin des Fotografen ihn samt Kind sitzen gelassen? Vielleicht nur ein spontanes Zufallsfoto nach dem Motto: „Komm, das nehmen wir mit rein. Ist doch witzig." Mitnichten – links daneben posiert das gleiche Model mit einer Schnullerflasche und auf den nächsten Seiten wird die Reihe „blonde Jungfrau mit Kind" fortgesetzt: Die Babys wechseln - blond, brünett, nackt oder im Body, kuschelnd auf dem Sofa, im Supermarkt: Bildunterschrift: „Irgendwo in Texas ist einkaufen mit dem Baby auf dem Arm auch nicht einfacher. Bequem angezogen, bleibt man dabei lässig...."

Das Model selbst ist nicht nur etliche Jahre vom Durchschnittsalter der ersten Schwangerschaft entfernt. Sogar für eine Eizellen-Entnahme - zwecks künstlicher Befruchtung nach der Karriere - wäre sie viel zu jung. Vielleicht ist die Fotostrecke auch eine Anspielung auf das typisch amerikanisch-prüde Problem der „Teenage Mothers"? Aber welche große Frauenzeitschrift würde sich einen solchen Zynismus leisten?
Beim Zappen durch den Blätterwald stoße ich dann auf weitere Indizien für einen sogenannten Megatrend: Gucci präsentiert in seinen Eyewear-Anzeigen nackte Windelkacker auf den Armen blonder Models mit riesigen schwarzen Sonnenbrillen. In einer Modestrecke der Allegra kommt gleich die ganze Sippe des Fotografen mit aufs Bild, Überschrift: „Wir machen in Familie!". Die Geschichte will laut Begleittext zeigen, „wie wunderbar das aktuelle Lebensgefühl mit den Modetrends fürs Frühjahr harmoniert".

Das Motto steht zwar im krassen Gegensatz zur deutschen Geburtenrate von weniger als 1,3 Kindern pro Frau, aber schließlich beginnt jeder Modetrend als Privileg einer selbsternannten Elite – um dann irgendwann massenkompatibel zu werden. Was den Beweis liefern würde, dass Marketingstrategen eher qualifiziert sind, die Rente zu sichern, als Politiker. Dabei braucht es offenbar nur die richtigen Vorbilder: Zum Beispiel Claudia Schiffer, die als blonde Madonna mit Sohn Caspar auf dem Vogue Titel thront und für eine Anschaffung wirbt, die sich die meisten noch viel weniger leisten können als die Lagerfeld Roben, für die sie früher auf den Laufsteg ging: ein Baby! Flankiert wird der neue Trend von der Springerpresse, die gleich auf mehreren Zeitschriftentiteln verkündet: „Ja zum Kind! Warum Familie wieder in ist..." Auch diese Botschaft läuft konträr zur deutschen Realität, in der jede dritte Ehe geschieden wird und alleinerziehende Mütter die Sozialämter belagern, weil sie ohne Kinderbetreuung keinem Job nachgehen können. Dabei machen ihnen Heidi Klum,

Kate Moss und Claudia Schiffer imagewirksam vor, wie man Job und Karriere mühelos unter einen Hut kriegt: Wie Phoenix aus der Asche, d.h. ohne Schlabberbauch oder Schwangerschaftsstreifen, tauchen sie bereits wenige Monate nach der Geburt in diversen Anzeigen auf.

Daran könnten sich die meisten deutschen Hausfrauen mal ein Beispiel nehmen. Was denken sich die 200 000 erfolgreichen Frauen in Deutschland, die Jahr für Jahr in die Babypause verschwinden und nicht wieder in den Job zurückkehren? Fehlende Kita- oder Kindergartenplätze sind keine Entschuldigung. Die Schiffers und Klums der neuen Windel-Society (Bild Woche) müssen ihre Kleinen doch auch einer privaten Kinderfrau in die Hand drücken, sobald die Studioscheinwerfer angehen. Und wenn dafür das ganze Gehalt draufgeht? Da kann man nur sagen: Tant pis! Sie hätten ja auch was vernünftiges lernen können, oder? Claudia Schiffer muss nebenbei sogar noch den Haushalt ihres 8,5 Millionen teuren 30-Zimmer-Anwesens im englischen Suffolk schmeißen. Und hat man sie trotz dieser enormen Belastung schon mal jammern hören? Im Gegenteil. „Ich liebe es, Mutter zu sein", sagt sie und strahlt dabei wie aus dem Ei gepellt – schlanker denn je, keine Spur von Kotzflecken, nicht der Hauch einer Rotzfahne auf den edel umhüllten Schultern.

Als dauerbekleckerte und stets überforderte Normalo-Mutter durchwühlt man die Zeitschriftenseiten nach irgendwelchen Sorgenfalten, Speckpolstern oder zwischen den Zeilen versteckten Selbstzweifeln - Fehlanzeige... Solange ihr blankpoliertes Image für Faltencremes und Kindermilchschnitte herhalten muss, bleibt die Wahrheit über den Schifferschen Kinderalltag wohl im Dunkeln. Wahrscheinlich werden wir erst aus ihrer späten Autobiographie erfahren, ob sie jemals Situationen wie diese durchlebt hat:

Vorab fliegt eine Shampooflasche in die Badewanne, dann feuert meine Tochter eine Windel hinterher, schiebt den Radiowecker an, so dass er ins Waschbecken kracht, entreißt mir den Löffel mit Hustensaft und gießt ihn sanft lächelnd drüber. Das alles vollführt sie vom Wickeltisch aus und schafft es sogar noch den Gegenständen genüsslich hinterher zu schauen, während meine Hände im Zeitlupentempo durch die Luft rudern und immer einen Sekundenbruchteil zu spät am Ort des Geschehens ankommen. Und das ist auch gut so, denn sonst hätte ich vielleicht die intellektuelle Entwicklung meines Kindes behindert:

Immerhin hat der „Spiegel" dem Thema kindliche Intelligenz eine große Titelgeschichte gewidmet und dort wird erklärt, dass meine Tochter bei diesem Nonsens sehr wohl ein höheres Ziel verfolgt – und zwar ein physikalisches. Nicht meine Geduld wird auf die Probe gestellt, sondern die Schwerkraft. Es ist mir vergönnt, live dabei zu sein, während mein Kind Versuche nachstellt, die schon den alten Newton ins Grübeln brachten. Genauer gesagt experimentiert es mit der Flugkurve von Gegenständen. Ist das nicht großartig?

Oder vielleicht doch eine gewagte These? Inzwischen zielt die Kleine nämlich auf meinen Kopf. Ein Zahnputzbecher fliegt knapp an meinem Ohr vorbei, das Fieberthermometer trifft mich am Kinn und die Tube mit Zinkpaste ins Auge. Schluss mit den Experimenten! Ich stelle meine Tochter auf dem Boden ab, um mein tränendes Auge zu inspizieren und löse damit einen Wutanfall aus, der ihre viereckig-beleidigte Unterlippe zum Vibrieren bringt. Jetzt bloß nicht nervös werden. Ein falscher Reflex in so einem Augenblick könnte sich im Laufe der Zeit zu einem Berg aus Fehlreaktionen summieren und meine Tochter bis zur Pubertät in ein Monster verwandeln. Schnell noch mal die GEO konsultiert, da steht´s: „Zwangsprozesse sabotieren den Gehorsam." Was allerdings nicht heißen soll, dass ich sie wieder auf dem Wickeltisch Platz nehmen lasse, denn „effektive Erziehung ist der richtige Umgang mit Verhaltensverstärkungen". Wer ein bestimmtes Benehmen erwartet, muss es positiv bekräftigen, soll das heißen – durch Lob, Belohnungen und Aufmerksamkeit. Leider zeichnet sich im Gebaren meiner Tochter im Moment nichts ab, was man mit gutem Gewissen loben

könnte: Schreien im höchsten Crescendo, Fußtritte gegen meine Waden, gefolgt von einem Schwanentod auf dem Badezimmerteppich.

Die „hohe Kunst der Nicht-Verstärkung", erklären mir die GEO-Reporter, erfordern eben besondere Techniken, zum Beispiel das „absichtliche Ignorieren". Also steige ich über den sterbenden Schwan hinweg, lasse ihn im Badezimmer zurück, hole mir einen Kaffee und studiere eine andere GEO-Ausgabe, die „Das aggressive Kind" auf den Titel gehoben hat. Wahrscheinlich bin ich nicht die einzige Mutter, die davon albträumt , dem eigenen Kind irgendwann auf dem Titelblatt einer Tageszeitung zu begegnen: „Amoklauf im Supermarkt. Weiblicher Teenager hinterlässt ein Blutbad! Ein Mitarbeiter wollte sie davon abhalten, mit Produkten um sich zu schmeißen!"

In der GEO-Reportage wird prompt ein kanadischer Forscher zitiert, der behauptet, dass „Kleinkinder nur deshalb niemanden umbringen, weil wir Ihnen keinen Zugang zu Waffen geben." Ich vergewissere mich kurz, dass die Schublade mit Küchenmessern gesichert ist, lese weiter und erfahre, dass es vielleicht schon zu spät ist, denn inzwischen wird schon im Mutterbauch nach den Faktoren für eine kriminelle Karriere gefahndet. Eine Schwangere, die unter psychischem Problemen oder starkem Stress leidet, könnte unbewusst dazu beitragen, dass sich ihr Baby später zu einem hyperaktiven Hohlkopf entwickelt.

Der Trend zur Rechtfertigung wächst mit der Vielzahl medialer Ratschlaggeber, die jede aktuelle Erkenntnis aus den Wissenschaftsfeldern Medizin, Psychologie, Soziologie und vor allem Neurophysiologie ausschlachten und zu einer „So wird ihr Kind glücklich/ friedlich/ abwehrstark/ leistungsfähig/ kreativ/ intelligent"-Story verarbeiten. Dass inzwischen ein Reportagemagazin, das sonst eher in die Welt der Nanotechnologie oder ins „Reich der blauen Reiter" (Tuareg) vorstößt, nun auch noch mit Elternratgebern konkurriert (Spiegel oder Focus machen es vor), ist ein Phänomen der letzten Jahre. Angesichts der Bevölkerungsentwicklung müssten diese Pädagogik-Reportagen („Was Eltern besser machen können.") eher unter das Stichwort „Artenschutz" fallen. Ein Blick in deutsche Kinderzimmer scheint inzwischen für viele Menschen ähnlich viel Exotik zu beschwören wie eine Fotoreise zu den Einwohnern des Südseestaates Tuvalu (GEO) .

Wo man sich als Mutter so manches Mal hinwünscht, wenn man sich erst mal in der Gewissensspirale aus Milchpumpe, Mandelmus und Mama-Kind-Turnen verirrt hat. Da Kinder schon längst keine Selbstverständlichkeit sind, ist auch der richtige Umgang mit Ihnen ein lebenslanges Weiterbildungsprojekt. Jedes Wissen, jeder Aberglaube rund um Schwangerschaft und Geburt mündet in ein Abend- oder Wochenendseminar. In bestimmten Gesellschaftskreisen gelten zukünftige Mütter, die sich nicht akupunktieren lassen und keinen Yogakurs besuchen, als Risikoschwangere. Seit man weiß, dass das Kind durch die Bauchdecke hindurch einiges wahrnimmt, will man Neugeborene schon im Mutterleib mit möglichst vielen Aspekten der Welt, die sie sowieso bald kennen lernen, bekannt machen. Ist es fair, einen Fötus mit Lichtorgeln und Abzählreimen zu belästigen (Spiegel), oder ihn mit Verdi-Opern zu beschallen, damit es sich zum Musikgenie entwickelt (Spiegel Special)? Wozu verbringt ein Kind fast 10 Monate im Bauch, wenn es da drin nicht seine Ruhe haben müsste und sollte?

Stattdessen werden die Kleinsten schon im Kreissaal auf Klavierkonzerte eingestimmt. Bei Kerzenschein und Jasminaroma – eines der ätherischen Öle, die helfen sollen, „sich dem Geburtsgeschehen ganz hinzugeben", wie die Zeitschrift Eltern auf ihrer Homepage erklärt. (Über den Begriff „hingeben" in Zusammenhang mit einem Vorgang, der sich anfühlt als würde einem jemand die Hüftknochen auseinandersägen, würde ich gern mal mit den Autor diskutieren.) Passend dazu lesen sich die Beschreibungen moderner Geburtsstationen heutzutage wie Einladungen zu einem Wellness-Kurztrip.

Im Konkurrenzkampf um die wenigen Gebärenden in Deutschland werben die Kliniken mit schallgedämpften Stillzimmern in Pastell, die Männer lockt man mit einem Fernsehzimmer (Premiere und PayTV-Empfang!) und einem 24 Stunden Buffet für den kleinen Heißhunger zwischen zwei Wehen. Die neue Hamburger Klinik für Geburtshilfe beispielsweise hat sich bei der Neugestaltung der Kreissäle und der Wochenstation sogar von einem Feng Shui Meister beraten lassen. Ob sich eine Gebärende durch positive Farben, Plätscherbrunnen oder Windspielen von den Presswehen ablenken lässt?

Sie sollte den Krankenhausaufenthalt genießen, denn ab jetzt hat sie eigentlich nur noch eine Chance: fast alles falsch zu machen. Wehe, wenn sie eines der im „Spiegel" beschriebenen Entwicklungsfenster verpasst. Das soziale Fenster, entscheidend für den Kontakt zum Mitmenschen, klappt mit drei Jahren zu. In der Zeit davor muss die Mutter auch unbedingt jeden „Sprechversuch" des Kindes „begeistert kommentieren". Denn: „Verpasste Momente für den Spracherwerb oder für feinmotorische Bewegung lassen sich nie wieder nachholen". Die Folgen: „körperlich zurückgebliebene Sitzzwerge, deren erste Schreibübungen schon deshalb gefährdet sind, weil ihre Hände kaum feine Bewegungen trainiert haben".

Falls Sie dann tatsächlich so einen „Krüppel" mit zwei linken Händen ihr Kind nennen, bietet die Zeitschrift Eltern im Artikel über „Erste Hilfe für gestresste Eltern" unter anderem folgenden Tipp: Kaugummi kauen, das entlastet die vom Zähneknirschen angespannten Kiefermuskeln. Danach sagen Sie dann wieder entspannt und voll im Trend „Ja zum Kind!"

Zitate aus:
„Jeden Tag ein neues Universum"; Spiegel vom 20.10.03
„Das aggressive Kind"; GEO März 2004
„Was ist die ideale Erziehung?; GEO April 2002
„Feng Shui für Babys"; Hamburger Morgenpost vom 26.2. 2004
„Erste Hilfe für gestresste Eltern"; Eltern 3/2004
„American Beauty"; Brigitte Nr. 5 vom 18.2. 2004
„Ja zum Kind"; Bildwoche vom 8.1. 2004
„Wir machen in Familie!"; Allegra 02/2004

vgl. auch Ortgies, Lisa (2004): Warum Schuhe nicht lügen ...und anderer Schwachsinn, den Frauen glauben sollen. Köln: Egmont vgs Verlag

Nicole M. Wilk

„Und wen reißen wir jetzt auf?"

Über den pseudo-emanzipatorischen Wandel des Frauenbilds in der Werbung

»Keine Lust auf ein plattes und zu schlaffes Leben?« fragt eine kesse Mädchenstimme. Die Kamera fährt das gerahmte Foto eines konservativen Pärchens ab. Sie ist einen halben Kopf kleiner als er. Das *Fructis-Style-XXL*-Model hat aber jetzt Lust »auf eine Nummer größer«, auf »maximales Volumen, das nicht platt zu kriegen ist«. Der Discofox stellt die Skyscraper-Frisur auf eine harte Probe. Frau und Haar machen nicht schlapp. Schlapp machen gibt's für die Frau in der Werbung nicht. »Morgens halb zehn in Deutschland« glänzt sie mit *Knoppers* als »Löwenbändigerin« (=Lehrerin), erobert wildfremde Männer (*8x4 Deo*), gibt während des Einkaufs spontan ihrer sexuellen Begierde nach (*Axe 24 Stunden Deo*), ist die ewig treu sorgende *Toffifee-Kinderpingui-Penaten-Calgon*-Mutter und wenn's drauf ankommt auch mal Mami-Vamp (»Ist Mario da?«, *Antikal*). Abends schlägt dann ihre große Stunde: Da testet sie den sex-appeal-Erfolg von Zahnweißern, Antifaltencremes, Lippenstiften, Mascaras, Schönheitsdrinks, Schlankheitsmitteln, Stylinggels, Shampoos und Haarfärbungen – und das »alles ohne Fett«. Wie bitte? Das *Katjes*-Girlie, extrem mager, im knappen Bikini, einen fettfreien Dolci-di-Joghurt-Gum im Mundwinkel, erklärt schnoddrig, so dass ihr fast die Stimme bricht: »Tiramisú ohne Fett – als ob die bei Katjes jetzt Gedanken lesen können.« Sie ist die Prototypin einer neuen Frauengeneration im deutschen Werbefernsehen, die sich frech und provozierend gibt. Sie könnte die Schwester des *Fructis*-Mädchens sein oder der picknickenden Frauen, die nach ihrem Salat mit *Knorr*-Dressing zu Ball spielenden Jungs herüberschielen und laut überlegen: »Und, was reißen wir jetzt auf?« Will heißen: Hat sich die Blattesserei für die Traumfigur gelohnt? Fettfreie Nahrung, fettfreier Körper – sind wir im Zeitalter der Emanzipation angekommen? Haben diese Mädchen noch irgendetwas gemein mit den *femme fatals* der 80er oder den dominanten Power-Frauen der 90er Jahre (vgl. Schmiedke-Rindt 1992), die als Vorbotinnen einer selbstbewussteren Frauengeneration antraten, patriarchalische Machtwälle einzureißen?

Die Körperfesseln der coolen Girlies sitzen so eng wie nie zuvor. Der Ernstfall ist und bleibt unernst wie die Frau selbst – ein Mythos, der seit Jahrhunderten fortwirkt. Sie beichtet der Freundin im Strandkorb: »Ich hab Schluss gemacht.« Schockierend! »Mit 22 bin ich einfach zu alt – für unreine Haut.« Denn: »Schluss machen kann so schön sein.« – mit *AOK pur balance* gegen unreine Haut ab 20. Die Überraschung gelingt dank folgender Implikation: Dass eine Frau eine Beziehung mit einem Mann beendet, ist etwas Ungewöhnliches, ja Ungeheuerliches. Machen wir den Gender-Crossing-Test: Würde die Werbung funktionieren, wenn Max seinem Freund im Strandkorb erzählte, dass er mit seinem Mädchen Schluss gemacht hat? Wohl kaum. Dass Männer Frauen verlassen, ist salonfähig. Es gibt ja doch auch so viele schöne Frauen, die als Aufreißerinnen unterwegs sind und die die Tricks zur Herstellung ihres *natural looks* mit ausgedehnten Badezimmer-Sessions und einer Kampfansage gegen Heißhunger geschickt zu verbergen oder sogar zu verleugnen verstehen. Bei dieser Vertuschung steht Werbung der Frau helfend zur Seite: Lassen Sie Ihr *natürliches* Weiß, Ihre *natürliche* Abwehr, Ihre *natürliche* Schönheit aufleben! Aber sagen Sie niemandem, wie lange Sie dafür gebraucht, wie viel Sie dafür ausgegeben haben etc.

Die Inszenierung des Natürlichen beschrieb Erving Goffman bereits für Werbeanzeigen im New York der 60er Jahre. Sie ist dort Teil der traditionellen Geschlechterinszenierungen, die Goffman mithilfe von mehr als 500 Anzeigen skizzierte (vgl. Goffman 1976: 25). Diese Verschleierung der Gemachtheit hält Mitte der 90er Jahre Einzug ins europäische Werbefernsehen (vgl. Posch 1999: 72ff.) und prägt einen Megatrend oder, mit Roland Barthes gesprochen, einen Mythos (vgl. Barthes

1964), für den charakteristisch ist, dass er einer kulturellen Tatsache, d.h. dem Konstrukt »Schönheit = Anerkennung«, den Anschein des Natürlichen verleiht. Es entsteht eine paradoxe Situation. Trotz harter Beauty&Anti-Aging-Programme soll der Mann den Eindruck behalten, die Frau sei natürlich schön. »Was kann ein Mädchen denn dafür, dass es so schön ist?« trällert der *Jogolé*-Barde und fährt sexistisch fort: »Was kann ein Mädchen denn dafür, dass man(n) es küsst?« Bezeichnend für das Primat weiblicher *Körper*verehrung ist, dass es im zitierten Originalsong aus der Operette *Im weißen Rössl* (1930) an dieser Stelle heißt: »Was kann der Sigismund dafür, dass man ihn liebt?« Das Geheimnis kommt ans Licht: Die drei Mädchen von *Zott* in Mini-Röcken und Bauchfrei-Tops werden vom Joghurt verführt. Sie ignorieren die schmachtenden Skater, und »nehmen das Leben so leicht wie es ist«. Und das Leben, das ist *Zott Jogolé* mit nur einem »Prozent Fett, aber 100 % Genuss. Genieße dich schön«. Die Gleichung lautet: Essen = Genuss = Schönsein = Begehrtwerden, verkürzt: Essen = Begehrtwerden. Sie kann also doch was *dafür* bzw. *dafür tun*, fürs Begehrtsein. Sie muss sich nur von den richtigen Speisen verführen lassen.

Sonja – gefangen zwischen BigMac und Obsttüte

Das Leben der Werbefrau scheint ständig bedroht zu sein von (ökonomisch erwünschten) Verführungen durch Joghurts, Riegel, Dressings und allerlei possierlichem *functional, wellness* und *beauty food*. Was dem Manne der Sex, ist der Frau das Essen. Gesundheitsmolke und Schokodrops sind die neuen Don Juans des Werbefernsehens: »*Pavot,* du verwöhnst mich«, haucht die Werbedame von *Storck* und genießt die »Spuren von wildem Mohn«. Und wenn die 2,5 Millionen überwiegend weiblichen Zuschauer in Deutschland zwischen den Folgen von *Sex and the City* (New Yorker Kult-Serie) gefragt werden »Sie könnten schon wieder?«, denkt auch in diesem Kontext keine(r) wirklich an Schlüpfriges. Und dann geht's gleich weiter »mit Sex and the City und *Dove*«, einem neuen, extrem süßen Schokosnack.

Meine Auswertung von 336 Fernsehspots (mit 217 verschiedenen Motiven) in den Werbepausen beliebter Primetime-Formate der (zu 100 % aus Werbeeinnahmen finanzierten) Privatsender RTL, Sat1 und Pro7 ergab Ende August 2004, dass 20,5 (24,1) Prozent der Werbung ausschließlich weibliche Stars zeigt, wovon rund die Hälfte die körperliche Verschönerung thematisiert.[1] In 15,2 (18,1) Prozent der Spots traten ausschließlich Männer auf, der Anteil an Werbestorys mit beiden Geschlechtern betrug 35,4 (32,4) Prozent. Familien waren in nur 4,2 (4,6) Prozent der Spots zu sehen. Schließlich kam 24,7 (20,8) Prozent der Fernsehwerbung ohne Models aus. Zu dieser Kategorie zählt auch Werbung für Videos, CDs und Kinofilme. Auf der kulinarischen Verführung der Frau basierten immerhin zehn Prozent aller Spots bzw. 36 Prozent der Werbung für Lebensmittel (ohne Alkoholika).

Erschreckend: Die minderjährige »Sonja«, die wie der *salad plus* und die Obsttüte auch »neu« ist bei *McDonald's*, »würde fast alles tun, um noch öfter hinzugehen«. Gezeigt wird, dass sie das Zimmer ihrer kleinen Brüder aufräumt, die daraufhin das väterliche Lob ernten. Vielleicht sitzt die aufopfernde Sonja irgendwann essgestört beim Therapeuten, weil sie von *McDonald's* nicht das bekam, was sie wirklich brauchte: Liebe, Aufmerksamkeit und Anerkennung. Zum Vergleich: Männer werden im ausgewählten Sample 27-mal von Frauen und nur viermal von Lebensmitteln verführt und dann auch nur mit handfestem Ergebnis wie Heirat (»Mama, wie hast du eigentlich den Papa kennen gelernt?«, *Jakobs Krönung*) oder Kräftigung (*Milchschnitte, Milka*). Die Verführung der Frau geht indes so weit, dass sie vom Mann mit phallischen Pralinen (»die längste der Welt»,

[1] *Die Klammer enthält jeweils die Prozentangabe in Bezug auf die Anzahl der Motive (jedes Motiv wird nur einmal gezählt). So kommen die Frauenspots im Vergleich zu denen ohne menschliche Darsteller auf eine geringere Wiederholungsrate.*

Duplo) oder sexuell aufgeladenen *Hanutas* gefüttert wird. *Campina* zeigt, was los ist zwischen den Geschlechtern: Der Pudding (auch er »geht« durch den Magen) wird zum Symbol für zwischenmenschliches Glück, das in der Individualisierungsgesellschaft immer häufiger scheitert. Das Werbegirl »entdeck(t) zwei cremige Puddingsorten in einem verführerischen Strudel«, und *träumt* von Hochzeit. Fazit: Frauen werden in der Werbung von Speisen, Männer von Frauen verführt, die wiederum alles für ihre körperliche Attraktivität tun, damit das gelingt. Auf diesem Geschlechter-Setting basierten 72 Prozent der von mir untersuchten gemischtgeschlechtlichen Spots, 80 Prozent der Familien-Spots, 94 Prozent der Spots mit weiblichen Akteuren und 84 Prozent der Spots mit ausschließlich männlichen Darstellern.

Der Unterschied zwischen Männern und Frauen ist insofern signifikant, als Männer in der Werbewelt vielfältige Rollen einnehmen. Zu diesem Ergebnis kamen auch Berger et al. 1992 für Printanzeigen Ende der 80er Jahre. Heute trifft man auf den einsamen Wolf von *Beck's* (»Sail away«), auf den Tragikomischen (*VW Polo*), auf Experten (*Ferrero, Cilit Bang, Viss*), Verkäufer (*Ültje*), Narzissten (*Boss*), fürsorgliche Väter (mit Sohn bei *Hohes C*, mit Tochter bei *Tempo*), Feuerwehrmänner (*Aspirin*), Aussteiger (*Knorr Snackbar*), Naschkater (s.o.), Sicherheitsbeamte (*Froop*), Hausfrau-Transvestiten (*Bounty*), Obsthändler (*Wick Plus C*), Muttersöhnchen (*Knorr Tiefkühlgerichte*), alternde Maler (*DEVK*), kernige Krökler[2] (*König Pilsener*) und Leser mit Heißhunger (*Kinder Maxi King*). Der Mann ist Daddy und *breadwinner* zugleich, aber auch seliges Opfer weiblicher Verführungskunst. Entspricht das der gesellschaftlichen Realität? Wohl kaum. Noch immer ist der Haushalt Frauensache, auch der Anteil allein erziehender Väter ist verschwindend gering. Werbung bedient hier offenbar kollektive Wunschvorstellungen und Männerphantasien, von denen sich Frauen abhängig machen, während sie sich der Vorstellung hingeben, »ihre« Männer seien längst auch auf Haushalts- und Erziehungsaufgaben eingestellt und sie selbst seien rumdum emanzipiert (sie werden ja bloß vom Schokoriegel und nicht vom männlichen Helden verführt).

Werbung und Gesellschaft

Klassische Werbetheorien sehen in der Werbung einen Ort der »Hyperritualisierung« (Goffman), an dem Geschlechterrituale, wie sie in privaten und öffentlichen Institutionen zu beobachten sind, überzeichnet, d.h. in übertriebener Weise dargestellt werden. Konstruktivistische Werbetheorien gehen zudem dazu davon aus, dass Werbung dem Zeitgeist hinterherläuft, also nicht Trends und Moden schafft, sondern dieselben verspätet abbildet (vgl. Schmidt & Spieß 1997: 47) – eine These, die auf frühe Spots bis in die 70er Jahre zutreffen mag, weniger aber für die Life-Style-Werbung ab den 80ern. Eine andere konstruktivistische Diagnose findet jedoch bis heute breite Zustimmung unter den Kommunikationswissenschaftlern. Sie besagt, dass Werbung die Medienkommunikation kommerzialisiert, indem sie denselben informierenden Ton anschlägt wie das übrige Programm, das umgekehrt durch versteckte Werbung(en) aufgeweicht wird (vgl. Schmidt & Spieß 1996: 52).

In der kulturwissenschaftlichen Sicht auf das Verhältnis zwischen Werbung und Gesellschaft wird eine kreiskausale Einflussnahme angenommen (vgl. Hepp 1998: 40ff.). Von der Realität angeregte, in der Werbung kursierende Bilder wirken somit auch auf reale Geschlechterbeziehungen zurück und bestärken das *doing gender*, das alltägliche »Spiel« der Geschlechter (vgl. Dölling & Krais 1997). In diesem Sinne sichert Werbung Macht, nicht nur zwischen den Geschlechtern, sondern auch innerhalb der mit dem Geschlechterverhältnis verkoppelten Hierarchien zwischen Verstand und Gefühl, Wirtschaft und Sozialem etc. (vgl. Becker-Schmidt 1996). Als ein Instrument der Macht erkennt Regina Becker-Schmidt die Strategie, das, was eigentlich zusammengehört, künstlich auseinander zu reißen und hierarchisch anzuordnen. Sie macht das in erster Linie an der marktvermittelten Er-

[2] *Tischfußballspieler*

werbsarbeit des Mannes gegenüber der unbezahlten Reproduktionsarbeit der Frau fest. Die durch die (höhere) Entlohnung auch höher bewertete Arbeit des männlichen breadwinners rechtfertigt die »Hausherrenposition« des Mannes in der Familie (vgl. Becker-Schmidt 1995: 104), wobei im Laufe der 90er Jahre immer mehr das »männliche Begehren« an diese Stelle gerückt ist. Nach diesem Muster werden »männlich« und »weiblich« besetzte Eigenschaften und Tätigkeiten auch in der Werbung auf- und abgewertet: Frauen dient ein Produkt zur Verschönerung, Männern dient es als Werkzeug, Frauen umsorgen und koordinieren, Männer entscheiden und übernehmen Verantwortung usw. Diese Gender-Praxis folgt einem sozialen Geschlechterverhältnis, einer übergeordneten Struktur, die wiederum durch das Verhalten von Frauen und Männern hergestellt und bestätigt wird, weil es für Frauen und Männern soziale Anreize gibt, sich in bestimmter Weise zu verhalten. Auch diese Anreize führt Werbung vor, wenn Körperpflegemittel Attraktivität versprechen oder die Nahrungswahl über den Erfolg beim anderen Geschlecht entscheidet. Zu fatalen Folgen für das Körpergefühl (psychosomatische Beschwerden, Wahrnehmungsstörungen etc.) kommt es, wenn dabei paradoxe Botschaften einverleibt werden: wenn die Faltencreme nicht die erhofften sozialen Chancen bringt oder der Diätfitnessriegel Heißhunger erzeugt, also dick macht, statt schlank und fit zu halten.

Thesen, die von einer heimtückischen Suggestivwirkung von Werbung ausgehen, sind seit der Einsicht in die psychosozialen Funktionen des Konsumverhaltens passé. Auch Warnungen vorm »Marketing-Charakter« (E. Fromm) oder vor der »Innenweltverschmutzung« (W. Schmidbauer) durch konsumistische Lockrufe sind inzwischen verhallt. Im Zuge der pragmatischen Wende in den Sprach- und Medienwissenschaften hat sich der Akzent von der Wirkungsanalyse auf die Untersuchung der aktiven Nutzung und Aneignung von Medieninhalten verschoben. Neben konstruktivistischen Ansätzen interessiert sich seit den 70er Jahren vor allem die Rezeptionsforschung der Cultural Studies dafür, was Rezipienten mit dem, was sie durch das Fernsehen hören und sehen, eigentlich machen, d.h. wie sie die Medieninhalte in ihren Alltag einbetten (eine Zusammenfassung dieser Entwicklung in der deutschen und anglo-amerikanischen Medienforschung gibt Hepp 1998). Erst durch diese Einbettung, also durch das Reden über Fernsehinhalte und das Konsumieren von Produkten werden Bedeutungen aktiv erzeugt. In Bezug auf die Werbung bedeutet das, dass sie nur dann wirken kann, wenn ihre Geschichten und Produkte auch eine Rolle in der Lebenswirklichkeit von Verbrauchern spielen. Dabei darf, wie Schmidt & Spieß betonen, nicht übersehen werden, dass Sozialisation längst Mediensozialisation geworden ist, in der Markenprodukte Werte und Einstellungen prägen oder verändern (vgl. 1986: 19). Der Grund aber, warum hohlwangige Models und eine medial getragene Diskriminierung von Korpulenz die Zahlen anorektischer und bulimischer Frauen in die Höhe treiben, warum es also attraktiver sein kann, sich um die Körperform statt um Meinungsinhalte zu sorgen, ist ein gesellschaftlicher. Solange jungen Mädchen nicht mehr Möglichkeiten zur Verfügung stehen, als Frauen und gleichzeitig auch als kompetente Mitglieder der Gesellschaft Anerkennung zu gewinnen, werden sie sich häufiger dem Druck beugen, ihren Ehrgeiz und ihre Energien auf die körperliche Verschönerung zu verwenden. Denn attraktiv zu sein ist noch immer der einzig sichere Weg für eine Frau, ihre Chancen auf dem Heirats- und Arbeitsmarkt zu verbessern. Dass das so ist, dafür sind Medien mit -, aber nicht allein verantwortlich. Sie werden i.w.S. als Indikatoren oder Symptome einer bestimmten gesellschaftlichen Realität aufgefasst. Werbung ist somit nicht einfach Spiegelbild der Gesellschaft, und Werbemodels sind keine Abziehbilder wirklicher Frauen. Werbung verkörpert und erzeugt Sehnsüchte. Aber wie schafft es Werbung, geheime Sehnsüchte aus ökonomischem Interesse an sich zu binden und in Konsum zu überführen? Wünsche entstehen u.a. als Reaktion auf soziale Lebensbedingungen. Wer in Armut lebt, wünscht sich ein warmes Heim usw. Wünsche sind also weniger individuell als man gemeinhin glaubt. So statten Werbespots den Konsumenten mit einem ganzen begehrenswerten *equipment for living* aus, materiell und psychisch: Sie bieten Möglichkeiten zur Identifikation oder Fetischisierung (»So möchte ich sein.« oder »Das möchte ich haben.«), zur Abwehr (»Welche Probleme?«), zur (Ideal-Ich)-Übertragung (»Das Produkt verhilft mir zu mehr Erfolg/ Schönheit/ Jugend etc.«) und zur Gegenübertragung (Werbetreibende übertragen die Wünsche, von denen sie glauben, dass die Rezipienten sie haben, auf dieselben).

Die Konsumgüter werden in der realen Konsumhandlung schließlich zu Symbolen der erwünschten Phantasie oder Eigenschaft. Begehren Rezipientinnen also nichts anderes als einen perfekten Körper? Ist das der Sinn der Werbung heute? Vordergründig vielleicht. Doch um zu verstehen, warum die Frau in der Werbung permanent auf Zack ist, für sich und andere, daraus aber kein Selbstwert erwächst, muss ihre Rolle genauer betrachtet werden.

Das Frauenbild in der Werbung

Das Frauenbild in der Werbung ist ein extrem körperzentriertes. Es bezieht sich nicht auf den fühlenden Leib, sondern auf den sichtbaren Körper. Zu sehen sind Frauen, die den ganzen Tag mit ihrer Schönheit beschäftigt sind und dabei ein restriktives Essverhalten an den Tag legen, das genau den Heißhunger erzeugt, den Frauenzeitschriften anschließend wieder zu bekämpfen helfen – ein eingespieltes Team. Statt im Magen landen die Nährstoffe auf der Haut. Die Psychoanalyse nennt das »Verschiebung« oder konkret Ersatzbefriedigung (vgl. Freud 1916/17: 343). Die Zutatenliste einer Tagescreme liest sich daher wie eine Speisekarte, und der *2000 Calorie-Mascara* von *Ellen Betrix* befreit symbolisch vom Magerwahn: »Ein Teil ihres Körpers kann niemals zu füllig sein.« Gemeint sind die Wimpern.

Ein dominierendes Muster dieser körperzentrierten Werbung ist, dass Körpergefahren heraufbeschworen werden, die das beworbene Produkt wieder abzuwenden verspricht. Aber der Werbetext verrät schnell, dass es bei den Gefahren um mehr geht als um die Angst vor körperlichem Makel: »Durch *Pantene Pro V* hat sich viel für mich verändert – auch meine Haarfarbe«. Der Rotton und die Haarpflegeserie geben ein neues Lebensgefühl. Das ist auch das Stichwort für Claudia Schiffer, die im Namen von *Elvital* auffordert: »Schenken Sie Ihrem Haar ein neues Leben«, eine Metapher, mit der nicht nur das Haar zu glänzen scheint. Um »einzigartig« zu sein, bedarf es der Highlights von *Wellaflex hydrostyle* und um dem Skalpell zu entkommen, dem neuen *Oil of Olaz Regenerist*, das den weiblichen Selbstbezug bestärkt (»aus Liebe zu meiner Haut«). Um auch »mit empfindlicher Gesichtshaut gut Lachen« zu haben (oder zu dürfen), hat *Eucerin* das Anti-Falten(!)-Mittel Q 19 entwickelt, und mit *Onken* ist Wohlfühlen nicht mehr warm und wohlig, sondern gut gekühlt: »Wohlfühlen hat einen festen Platz in meinem Leben – und in meinem Kühlschrank«. Fébreze macht Frauen »glücklich« und *Meggles* Joghurtdrink beschert ihr leidenschaftliche Küsse (Er mag Kirsche!).

Odol med 3 extrem streift mit seinen Körperanalogien ein großes Thema: Die empfohlene Tiefenhygiene für den Mund verweist auf eine Jahrhunderte währende Angst vor Körpergiften, die auf den Charakter überzugehen drohen (Kleinspehn 1987).[3] Maßnahmen zur Körperhygiene markieren ab 1800 die Geburt des modernen Individuums (vgl. Sarasin 2001).[4] Die »Sorge um sich« (Foucault) wird symbolisch in der Sorge um den eigenen Körper. Liegt es da nicht nahe, die gezeigten Körperpflegerituale von Frauen als Ausdruck ihrer neuen Selbstbestimmung zu nehmen? Die herausgeputzten Körper wirken jedoch alles andere als befreit. Sie erscheinen ungelenk, künstlich, barbiehaft und ausgemergelt. Die Frau verausgabt sich, ohne Energie zu tanken. Während der *Müllermilch-*

---

[3] *Beispielsweise glaubte man bis ins 19. Jahrhundert, dass der Fleischgenuss den Menschen roh und aggressiv macht (vgl. Kleinspehn 1987: 274).*

[4] *Mit der zunehmenden Kontrolle über den Körper, seine Nahrung und Hygiene wurden gesellschaftliche Konflikte gemildert, etwa die Angst vor Fremden, dadurch dass das Fremde und Unberechenbare im eigenen Körper »hygienisch« rein gemacht wurde. Es entwickelte sich jene Affektkontrolle, die den fortschreitenden Zivilisationsprozess bis zur industriellen Gesellschaft kennzeichnet (Arbeit auf engstem Raum, Anonymität und Zusammenballung in den sich herausbildenden Großstädten).*

Mann lustvoll in einen Berg Orangen taucht (»Akku leer, *Müller*-Drink her!«) oder Entspannung bei Bier (*Clausthaler*) und Kaffee (*Nescafé*) sucht, statt beides zu servieren, meistern Frauen »alles ohne Fett« (*Katjes*).
War das schon immer so?

Von Clementine bis Kate Moss: Die Geschichte der Frau in der Werbung

Das war nicht immer so: Nie zuvor waren Frauen in der Werbung so mager wie heute. Und nie zuvor war der Körper mit so *widersprüchlichen* Attributen besetzt (vgl. Wilk 2002), die die kulturelle Konstruktion von Weiblichkeit als verstörende Differenz, als Negativ (zum Mann) stützen (vgl. Lorber 1999: 161). »Körper machen Leute« (Posch) heißt das Werbe-Motto nach zwei großen Emanzipationswellen. Ist das nicht paradox?

In den 50er Jahren waren werbende Körper(teile) ein beliebtes Ornament. Es wurde aus dem Fundus der traditionellen Geschlechter-Requisiten geschöpft: Nackte Frauenbeine zierten Sportwagen, Männerhände symbolisierten Verantwortung usw. Die Aufwertung des Mannes geschah auf Kosten der Frau. Neckische Posen und allerlei Albernheiten verwiesen auf ihr kindliches, unintellektuelles Gemüt, während ihr der Mann mit seinem weltmännischen Stand und den energisch-analytischen Blicken in allen Lebenslagen zur Seite stand (vgl. Goffman 1976). Dieser Symbolik bediente sich das neu aufkommende Werbefernsehen in den 50er Jahren, das bis in die 60er hinein von der Expertise durch Fachleute und Symbolfiguren wie Klementine oder Herrn Kaiser lebte. Die Spots waren geprägt von den pseudowissenschaftlichen Argumentationen des »Reason why« (die rationale Begründung soll zum Kauf führen) und der »Nachricht« (Spot im Nachrichtenstil), wohingegen die Fernsehwerbung heute eher auf Strategien setzt wie »Slice of Life« (das Produkt wird an Alltagssituationen gekoppelt), »Life-Style« (die Zuschauer sollen sich mit der Produktatmosphäre identifizieren), »Problem und Lösung« (das Produkt als Problemlöser) sowie »Testimonial« (Lob des Produktes durch Prominente). Schmidt & Spieß nennen in ihrer Systematik außerdem den »Demonstrations«-, den »Symbol«-, den »Presenter«- und den »Product is hero«-Modus, in dem die Vorzüge des Produkts gezeigt und mit positiven Werten verbunden werden (vgl. Schmidt & Spieß 1996: 157f.).

Dass die Frau wieder im Dienste behaglicher Heile-Welt-Phantasien stand, verbuchte die Frauenbewegung als Niederlage. Die feminine Kindfrau der »Goldenen Zwanziger« hatte mit Bubifrisur und Gummimieder eine erste Unabhängigkeit vom männlichen Versorger erlangt (vgl. Posch 1999: 40), die 30er und 40er Jahre markierten jedoch einen Rückfall in die streng patriarchalische Familie. Mit der Wiedereinführung der häuslichen Rollenverteilung lagen vollbusige Frauenleiber mit schmaler Taille und ausgeprägten Hüften im Trend. Der Nationalsozialismus beschwor das Ideal üppiger Körperformen mit breitem, »gebärfreudigen« Becken und prallen Brüsten und reduzierte die Frau auf ihre Mütterlichkeit. Ihr Körper hatte Volk und Rasse zu dienen.

In den Nachkriegsjahren begann dann das ›große Fressen‹. Korpulenz entwickelte sich in der Wirtschaftswunderzeit zum Symbol für Wohlstand und Gesundheit. Film-Schönheiten wie Marilyn Monroe oder Liz Taylor waren zwar schlank, würden aber heute zur Zielgruppe der Brigitte-&-Co.-Diäten gehören. Frauen, die als verführerisch galten, hatten Kleidergröße 40/42 statt wie heute knapp 36. Von nun an purzelten die Pfunde im Namen der Schönheit – im Werbefernsehen und in der Realität. Diät- und Fitnessratgeber überfluteten den Markt. Schon in den 60ern war vom »Hungerleiden für Idealmaße« die Rede, obwohl damals das Durchschnittsgewicht der Models noch deutlich über dem heutiger Laufstegschönheiten lag. 1964, als der Minirock in Mode kam und die Strumpfhose erfunden wurde, schwebte das magersüchtige Topmodel Twiggy über den Laufsteg. Die Koinzidenz, das gleichzeitige Auftreten von Emanzipation und Magermannequins, machen Susie Orbach, Expertin für Essstörungen, stutzig: »Dieses hyperdünne Schönheitsideal fällt so präzise mit dem Erstarken der feministischen Bewegung zusammen, dass Mißtrauen geboten ist.« (Orbach

zitiert nach Posch 1999: 46) Ausgerechnet von da an, wo Frauen mit Männern um die Macht zu konkurrieren beginnen, diktiert das Schönheitsideal ausgezehrte Körper. Die »inszenierte Hinfälligkeit« ist heute zur Universalmetapher für Schönheit, Jugend, Erfolg und Gesundheit avanciert. Statt Mitleid ernten Magermodels neidische und begehrende Blicke. Im Werbefernsehen erotisieren sie die verbotenen Schokoladen mit Zunge und Mund – meist ohne zu schlucken.

Zurück zu den Spots der 60er. Sie handelten von Freiheit und Harmonie, wurden zunehmend ästhetisiert und richteten sich allmählich zielgruppenspezifisch aus. In den 70er Jahren zeigte sich der bevorzugte Frauentyp autonom, sportlich, aber auch schlank, langbeinig und konsumfreudig. Parallel zum Jogging- und Aerobic-Boom landeten immer mehr Diätrezepte auf deutschen Küchentischen. 1991 hatten bereits 52 Prozent aller deutschen Frauen Diäterfahrungen (vgl. Posch 1999: 47). Der Nackt-Look kommt aus Amerika nach Europa, und die Werbung flüstert »Du darfst«, um das grassierende schlechte Gewissen weiblicher Konsumentinnen zu beruhigen. Produkte werden immer stärker emotionalisiert, und münden in den »Tanz ums goldene Selbst« der 80er. Der Typ der verwöhnten, hochnäsigen Werbenymphe wird geboren, die verführerisch ist, aber ihren »eigenen« Weg geht – den, den ihr das Produkt weist.

Anfang der 90er Jahre trat die Karrierefrau auf den Plan, begleitet vom Girlie-Model, das, mager, weltfremd und verstört, Essstörungen bis heute Vorschub leistet. »Mitte 1996 brach im Modelbusiness endgültig die Dürre aus: Der Trend ›Topmodels light‹ präsentierte magersüchtige Models« (Posch 1999: 65). Beispielsweise wog das Model Jodie Kidd bei einer Körpergröße von 1,84 Meter nur noch 49 Kilo. Körper- und Selbstbild junger Frauen verschlechterten sich, und der Natural-Look macht Styling zur tagesfüllenden Herausforderung. Der Werbefrau der 90er blieb dafür noch genügend Zeit, denn selten war sie berufstätig, gern posierte sie als Sexobjekt (vgl. Bergler et al. 1992). Ganz anders heute: Ende 2000 verwickelt die Zeitschriftenwerbung Frauen in unlösbare Widersprüche: Werbeschönheiten, so mager wie Topmodels, machen mustergültige Karrieren. Die auch in der Gesellschaft von immer mehr Frauen erfolgreich angestrebte Berufstätigkeit wird in der Werbung nicht mehr als Option gezeigt, sondern als Norm. Gleichzeitig wird alles, was mit Mütterlichkeit und Häuslichkeit assoziiert ist, abgewertet oder ausgeblendet. Model-Mütter stehen nach der Geburt, dünner denn je, wieder auf dem Laufsteg (vgl. Ortgies in diesem Band). An der Rollenverteilung in punkto Kindererziehung und Haushaltsführung hat sich trotz Emanzipationserfolgen in den letzen 50 Jahren wenig verändert. Die Werbung belegt es: Der Vater tritt zwar genau so häufig mit seinen Kindern in Erscheinung wie die Mutter, aber in völlig anderen Situationen. Daddy ist da, wenn's um die Lebensversicherung, den neuen Großraumvan, um Initiative, Spiel und Spaß geht. Mum hingegen kümmert sich um die Gesundheit des Nachwuchses (Vitaminpillen, Abwehrstärkungs-Drinks), ist da, wenn die Kleinen leiden (Erkältungs- und Stärkungsarznei), versorgt die Kinder (Fertiggerichte, Backmischungen, Süßigkeiten) und ist für Wäsche (Waschmittel) und Erziehung zuständig (*Nimm2*: »Immer nur ›Nein‹ sagen, das kann man ja auch nicht.«). Der produktspezifische Auftritt von Kindern in der Werbung macht klar, dass die Arbeit von Männern und Frauen weder gleich *bewertet* wird (gleichwertige Arbeit) noch eine wirkliche Arbeitsteilung stattfindet (gleiche Arbeit). »Weibliche Arbeit« wird in der Werbung unsichtbar, der Spagat zwischen Berufs- und Privatleben ebenfalls. Wenn nicht der Staat, so könnte doch wenigstens die Familie einspringen, um die Vereinbarkeit von Kindern und Beruf zu erleichtern! Doch obwohl Sozialwissenschaftler angesichts der hohen Arbeitslosigkeit eine breite Hinwendung zur Familie prognostizieren, rehabilitiert sich das Familienimage kaum: In nicht einmal fünf Prozent der aktuellen Spots standen Vater, Mutter und Kind gemeinsam am Set.

Im Gegenzug hält der Individualisierungsdruck an. Kein Wunder also, dass jede Frau nur noch 1,4 Kinder zur Welt bringt. Verständnis dafür gibt es wenig. In der Zeit erschien zum Jahresauftakt 2004 eine Serie zur »Geburtenkrise«, die sich auf dem Titel mit der Frage angekündigt: »Sind die Frauen im Gebärstreik?« Das ist etwa so, als würde man Hungernde in der Wüste fragen, ob sie sich denn im Hungerstreik befänden.

Werbung zeigt: Je höher Status und Einkommen der Frau, je schmaler ihre Taillen. Aber warum magern (auch) Karriere-Frauen ab? Warum muss eine korpulente Alice Schwarzer bis heute dafür kämpfen, nicht körperlich *diskriminiert* zu werden? Hinter Sahnetorten- und anderen Lebenssünden verbirgt sich ein sozialer Konflikt: »Angst vor Schuld, nicht Angst vor dem Altern ist die treibende Kraft« im Kampf gegen den Körper (Wolf 1993: 167). Naomi Wolf sieht in der Schönheitspflege eine Beruhigung des schlechten Gewissens, Männern Machtpositionen streitig zu machen. Schönheit und Zierlichkeit signalisieren aus ihrer Sicht Buße.

Fassen wir zusammen. Kernfunktionen der Werbung heute sind: 1. Die Doppelbelastung nicht als Doppelbelastung (in der feministischen Forschung wird auch von »doppelter Vergesellschaftung« gesprochen), sondern als Rundum-Wohlfühl-Programm aus dem Küchen- oder Kühlschrank zu zeigen (Abwehr). 2. Eine Scheinemanzipation zum Nachmachen zu inszenieren (Identifikation) mit patriarchalen Elementen wie Verführung durch unwiderstehliche Attraktivität (Wunschvorstellung), mit denen sich die Frau aus der gesellschaftlichen Verantwortung stiehlt. Statt auch politische Meinungen zu vertreten, sich zu engagieren und für ihr Streben nach Karriere und Erfolg einzustehen, macht sich manche Frau lieber dünne.

Aus dem Gesagten folgt, dass Werbung weit mehr ist als ein Instrument der Ökonomie. Sie hat sich zu einer psychosozialen Institution entwickelt, die dafür sorgt, dass die Pseudo-Emanzipation (Emanzipation vom Fett, aber nicht von Lebens- und Körperkontrolle) in Konsum kanalisiert, und damit zum Verschwinden gebracht, quasi heruntergeschluckt und aus Angst um die Linie wieder erbrochen wird. Bulimie ist die Frauen-Neurose unserer Zeit.

Fatal an diesen restriktiven Körpercodes ist, dass »wir uns so fühlen, wie es uns unser Körper ›bedeutet‹« (Villa 2000: 217). Der präsentierende Duktus in Körperhaltung und Sprechakten, der typisch für die Frau in der Werbung ist (im Unterschied zum erklärenden des Mannes), wird von realen Frauen über Konsum verkörpert und blockiert die Persönlichkeitsentfaltung. Wie sehr normative (Geschlechter-)Rollenerwartungen »unter die Haut« kriechen, beschreibt Gesa Lindemann am Beispiel eines transsexuellen Mannes, der seine Periode verleugnet, so dass sie weder für ihn noch für andere auffällig wird (vgl. Lindemann 1993: 57ff.). Lindemann zieht daraus den Schluss, dass die Frage, ob und wie ein Mädchen seine Periode erlebt, nicht davon abhängt, wann wie viel Blut fließt, sondern ob die Erfahrung in das normativ vergeschlechtlichte Schema des eigenen Körpers passt. Entsprechend kann sich eine Frau durch die massiven Schönheitsappelle der Werbung minderwertig, unattraktiv oder schuldig fühlen, weil sie ihren Körper durch seine Orangenhaut, Falten oder Fettpolster wahrnimmt. Umgekehrt kann das Leiden an vermeintlich krummen Nasen, kleinen Brüsten und dicken Bäuchen symbolisch sein für den »Hunger« nach sozialer Anerkennung.

Statt durch Sprachspiele (»Noch ein Schnittchen Schneewittchen?« Alliteration, *Du darfst*) den symbolischen Gewichtsverlust von Frauen fortzuschreiben und als Emanzipation vorzuführen, wäre eine Werbung wünschenswert, die z.B. abwertende Bezeichnungen wie »Schnitte« oder »Bunny« nach dem Vorbild der »Schwulen« und »Lesben« neu besetzt. Judith Butler beschreibt diese diskursive Umdeutung anhand des Begriffes»queer«, der früher demütigend für alle (in einem sexuellen Sinne) Andersartigen verwendet wurde. Dadurch dass Betroffenen ihn dann ironisch und spielerisch gebrauchten, verlor er seine stigmatisierende Kraft und wurde zu einer identitätsstiftenden Kategorie (vgl. Butler 1997: 314ff.). Natürlich muss die neue Begriffsverwendung mit einer sozialen Bewegung einhergehen, um längerfristig einen gesellschaftlichen Wandel zur Folge zu haben. Darauf weist Paula-Irene Villa hin (vgl. Villa 2000: 137). Ein ähnliches Bewusstsein für das anhaltende Ungleichgewicht in Geschlechterbeziehungen kann durch mehr Sensibilität für abwertende »weibliche« Prädikate erreicht werden (Einfach mal einen Mann damit belegen: »Der Typ ist ne Schnitte«). Was die Werbung angeht, hilft wohl zunächst nur eine gutes Stück Ironie, mit der nachweislich (vgl. Hepp 1998) eine kritische Distanz zu Medieninhalten aufgebaut werden kann.

Literatur

Barthes, Roland *(1964): Mythen des Alltags. Frankfurt am Main.*

Becker-Schmidt, Regina *(1995): Zum feministischen Umgang mit Dichotomien. In: dies. & Gudrun-Axeli Knapp (Hrsg.): Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften. Frankfurt am Main/New York, 84-125.*

Becker-Schmidt, Regina *(1996): Einheit – Zweiheit - Vielheit. In: Zeitschrift für Frauenforschung, 14. Jahrgang, 1996, Heft 1+2, 5-18.*

Bergler, Reinhold, Brigitte Pörzgen & Katrin Harich *(1992): Frau und Werbung. Vorurteile und Forschungsergebnisse. Köln.*

Butler, Judith *(1997): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Frankfurt am Main.*

Dölling, Irene & Beate Krais *(1997) (Hrsg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt am Main.*

Flader, Dieter *(1976): Strategien der Werbung. Ein linguistisch-psychoanalytischer Versuch zur Rekonstruktion der Werbewirkung. Kronsberg/Taunus.*

Foucault, Michel *(1989): Die Sorge um sich. Sexualität und Wahrheit III. Frankfurt am Main.*

Freud, Sigmund *(1916/17): Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. Studienausgabe Bd. 1. Frankfurt am Main.*

Goffman, Erving *(1976): Gender Advertisements (Communications and Culture). London and Basingstoke.*

Hepp, Andreas *(1998): Fernsehaneignung und Alltagsgespräche – Fernsehnutzung aus der Perspektive der Cultural Studies. Opladen.*

Kleinspehn, Thomas *(1987): Warum sind wir so unersättlich? Über den Bedeutungswandel des Essens. Frankfurt am Main.*

Lindemann, Gesa *(1993): Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl. Frankfurt am Main.*

Lorber, Judith *(1999): Gender-Paradoxien. Opladen.*

Posch, Waltraud *(1999): Körper machen Leute. Der Kult um die Schönheit. Frankfurt am Main/New York.*

Sarasin, Phillip *(2001): Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765-1914. Frankfurt am Main.*

Schmidt, Siegfried J. & Brigitte Spieß *(1997): Die Kommerzialisierung der Kommunikation - Fernsehwerbung und sozialer Wandel 1956-1989. Frankfurt am Main.*

Schmiedke-Rindt, Carina *(1992): Eine verhängnisvolle Affäre. Körpersprachliche Strategien im Reich der Wünsche. In: Hartmann, Hans A. & Rolf Haubl (Hrsg.): Bilderflut und Sprachmagie. Fallstudien zur Kultur der Werbung. Opladen, 174-189.*

Villa, Paula-Irene *(2000): Sexy Bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper. Opladen.*

Wolf, Naomi *(1993): Der Mythos Schönheit. Reinbek bei Hamburg.*

Wilk, Nicole M. *(2002): Körpercodes. Die vielen Gesichter der Weiblichkeit in der Werbung. Frankfurt am Main/ New York.*

Doris Katheder

„...und dann hing da der Faden raus"

Von den Peinlichkeiten, ein Mädchen zu sein

Anmerkungen zum Mädchenbild in deutschen Mädchenzeitschriften

Hampelmann
„Meine Freundin und ich waren beim Schwimmen. Ich war total happy, als ich dabei den heißen Typen aus der Nachbarschaft entdeckte, der mir schon vor einer Weile aufgefallen war. Er war mit einigen anderen Jungs da. Um auf mich aufmerksam zu machen, sprang ich in seiner unmittelbaren Nähe mit einem eleganten Köpfer ins Wasser und schwamm ein paar Runden. Ganz cool stieg ich anschließend aus den Fluten und ging an den Jungs vorbei. Da rief mein Traumboy mir hinterher: „Hey, Hampelmann, darf ich mal ziehen...?" Verdutzt sah ich ihn an. Es dauerte eine ganze Weile, bis ich kapierte, was er meinte: Aus meiner Bikinihose hing eine Tamponschnur...".[1]

Was da unter den Rubriken „Ooo – wie peinlich" oder „Iii – wie eklig" in aktuellen deutschen Mädchen- und Jugendzeitschriften[2] alles beschrieben wird, verursacht der kritischen Leserin bisweilen ein ziemlich flaues Gefühl im Magen: nicht so sehr wegen der vorgestellten Peinlichkeiten, sondern auf Grund der Bilder und Darstellungen von Mädchen, die in kommerziellen Mädchenzeitschriften gezeichnet werden.
Das Beispiel „Hampelmann" verdeutlicht als eines von vielen rund um das Thema Menstruation, dass es kaum Unangenehmeres für Mädchen [und Frauen] zu geben scheint, als das Gefühl, „er" könnte „es" bemerken. Noch dazu, wenn es gilt, „ihn" zu beeindrucken. Die Pläne der angestrebten Makellosigkeit von Körper und Erscheinungsbild werden durchkreuzt von mehr oder minder unkontrollierbaren biorhythmischen Naturvorgängen.
Zum Glück gibt es die Hygieneindustrie mit ihren Zuverlässigkeit versprechenden Produkten, die um die Nöte und Sorgen der Heranwachsenden zu wissen scheint und mit der Offerte von „optimalem Schutz", einem „trockenen Gefühl", „ultradiskret" und selbstredend „superbequem" und „geruchsneutral" das Schlimmste verhindert. Kaum auszudenken, wie „er" wohl sonst reagieren würde...
Nicht ohne Grund konzentrieren sich die Werbestrategien von Monatshygiene- und Kosmetikprodukten auf die Zielgruppe Mädchen. Das Grundgefühl der Unsicherheit steht in vielen Darstellungen in kommerziellen Mädchenzeitschriften quasi als Synonym für Mädchen und korreliert wunderbar mit wirtschaftlichen Kalkülen.
Heranwachsende – Mädchen wie Jungen – durchlaufen schwierige Entwicklungsphasen.
Veränderungen rund um den eigenen Körper gehen natürlicherweise mit damit verbundenen Verunsicherungen einher. Ganz sicher aber sind sie ein optimales Angriffsfeld für die nicht uneigennüt-

---

[1] *vgl. BRAVO, Nr. 20 vom 05. Mai 2004, S. 33*

[2] *Die wichtigsten Segmente deutscher kommerzieller Jugendzeitschriften:*
1. Entertainment und Star-Magazine wie: Bravo, YAM!, Popcorn, Starflash, Top of the Pops;
2. Mädchen-Magazine wie: Bravo Girl!, Mädchen, Sugar, Brigitte Young Miss, girls zone;
3. Special Interest-Magazine wie: Bravo Sport, Bravo Screenfun;
4. TV begleitende Magazine wie: GZSZ, DSDS.
Verwiesen sei auf das sich von den anderen kommerziellen Mädchenzeitschriften als inhaltlich deutlich anspruchsvoller absetzende Konzept von Brigitte Young Miss.
Zeitleiste: Bravo erscheint seit 1956 / Mädchen seit 1976 / Popcorn seit 1978 / Bravo Girl! seit 1988 / Brigitte Young Miss seit 1992 / Bravo Sport seit 1994 / GZSZ seit 1995 / Bravo Screenfun seit 1997 / Sugar seit 1998 / YAM! seit 2000 / Top of the pops seit 2000 / Starflash seit 2002 / girls zone seit 2002 / DSDS seit 2003.

zigen „Hilfsangebote" der Kosmetikindustrie und schaffen hier eine „win-win-Situation", Vorteile also für beide Parteien: die Heranwachsenden und die Werbeindustrie.
Die konstruierten Bilder von ununterbrochen nach Attraktivität und damit verbundener Erfüllung von romantischer Liebe mit dem Traumboy strebenden Mädchen gehen nahezu osmotisch über in die Angebote der Kosmetik- und Schönheitsindustrie, die solchermaßen unsicheren Jugendlichen „auf ihrem Weg zu begleiten." Der Gedanke, dass Werbe- und Medienindustrie ein regelrechtes Interesse daran haben, Unsicherheiten bei Jugendlichen bewusst aufrecht zu erhalten, zu verstärken und als naturgegeben zu stabilisieren, drängt sich mühelos auf.
Ein Streifzug durch deutsche Mädchen- und Jugendzeitschriften des neuen Jahrtausends[3] ergibt ein wenig ausdifferenziertes, ja reduktionistisches Spektrum von Lebens- und Weltentwürfen.
Dies wird besonders evident in den Fotolovestories, einem der charakteristischen Genres dieser Zeitschriften. Hier werden Mädchenbilder konstruiert, denen zufolge sich Mädchen mit einem einzigen Problem herumzuschlagen scheinen:
„Wie kriege ich ihn?" oder noch treffender formuliert: „Wie kann ich ihm so gefallen, dass ‚er' mich nimmt?". Denn: Mädchen werden auserwählt, Jungen wählen.
Schließlich gilt es, sich gegen Konkurrenz durchzusetzen. Wenn es darum geht, sich einen Jungen zu angeln, sind die Protagonistinnen der Stories „out of order".
Sie folgen dem Angebeteten heimlich, beobachten ihn, lügen, schmieden Intrigen gegen die beste Freundin, die nun „Zicke" heißt, täuschen Unfälle und Stürze vor oder tun so, als würden sie gerade ertrinken, nur, um vom Jungen der Träume gerettet zu werden. Dem nicht genug: sie dressen und stylen sich, legen Gurkenmasken und Honigpeelings auf, hungern und nehmen Abführtabletten, sie quälen sich mit Joggen und Schwimmen, um den Ansprüchen des „Helden", „Retters", „Traumprinzen" oder „Stars" zu genügen. Sie legen Tarot-Karten und analysieren die Sternzeichen per „Sex-Check", um herauszufinden, was ihn „anmacht, wann es prickelt und mit wem es richtig heiß wird...".
Nach den „44 besten Tricks der Profis" gelingt es ihnen, sich „genial" zu schminken, „Haare und Make-up total im Griff" zu haben.
Sie beschäftigen sich mit „Zahlen-Magie", um heraus zu bekommen, „was Handy-Nummern über den Charakter verraten"…
Das „Flirt-Orakel" verrät ihnen, wer zu ihnen passt, wo sie „ihm" begegnen „und wie sie ihn um den Finger wickeln."
In „endcoolen" Klamotten treffen sie auf den Helden mit dem „endgeilen" Körper: „Lässig wie Lolle, sexy wie X-tina oder stylish wie Kylie." Gleich, „auf welchen Look Jungs stehen" – Mädchen sind bestens vorbereitet.
Mädchen in den Fotoromanzen der Mädchenzeitschriften sind ausnahmslos kleiner als Jungs, heben den Blick schmachtend und unterwürfig zu dem gottähnlich überhöhten Traumboy, der gnädig und verzeihend herabblickt auf das anschmiegsame und schutzsuchende Wesen, das das Licht sucht, um von ihm beschienen zu werden.
Zum Dank für derlei Gnade bietet das Mädchen ihm den zurückgeworfenen Kopf und den überstreckten Hals als Zeichen der Ergebenheit und Hingabe. „Wenn Du mich beschützt, darfst Du mich als Nachtisch verspeisen." – so lautet die Botschaft.
Die Protagonistinnen „belohnen" die Zuwendung ihrer Helden mit „sich selbst" und nehmen dafür auch in Kauf, dass „Sex irgendwie doch nicht so das Wahre für Mädchen" sei.
Sie leugnen ihre eigenen Wünsche und Bedürfnisse, nur um Konflikte zu vermeiden und Schein-Harmonien zu wahren.
Mädchen nehmen Fehlverhalten, Schwächen und Gewalttätigkeiten der Jungen in kauf, sie schützen und decken sie – wenn's drauf ankommt gegen Vernunft und Gesetze.
Schon vor einigen Jahren konnte Regina Kweton[4] in einer wissenschaftlichen Arbeit nachweisen,

---

[3] *Die für den vorgelegten Beitrag verwendeten Zitate und Verweise stammen allesamt aus Ausgaben der Mädchen- und Jugendzeitschriften Bravo, Bravo Girl!, Mädchen, Sugar und YAM! der Jahre 2001-2004.*

[4] *vgl. Regina Kweton: Mädchen-Zeitschriften in der Prävention von sexuellem Missbrauch – eine feministische Analyse. – Diplomarbeit FHS Kiel, FB Sozialwesen, 1994.*

dass unreflektiertes Konsumieren von Mädchenzeitschriften die Gefahr für Mädchen erhöhe, zu Opfern von Gewalttätigkeiten und sexuellem Missbrauch zu werden, da ihnen dort sehr häufig Verhaltensmuster des sich Darbietens und Erduldens, des Besänftigens und devoten Hinnehmens als Rollen zugeschrieben würden.
Gerade in den Fotoromanzen sind Geschlechterrollenzuordnungen klassisch und klar:
Mädchen schreiben Briefe mit der Hand, Jungen mit dem Laptop. Mädchen tragen Schmuck, Jungen tragen Uhren. Mädchen schauen Romeo und Julia, Jungen die Sportschau, Mädchen stehen schon mal in der Küche, Jungen grillen.
Mädchen sind für Jungs irgendwie nicht durchschaubar, das scheint klar. Und umgekehrt.
Probleme werden stante pede mit der besten Freundin besprochen, am liebsten im Mädchenzimmer und mit dem tröstenden Kuscheltier in der Hand, im Mickymouse- oder Snoopy-Schlafanzug und mit rot geweinten Augen.
Mädchen bleiben zurück, wenn die Jungens in „die weite Welt" müssen, sie müssen im Gegensatz zu Jungs zu einer festgeschriebenen Uhrzeit zu Hause sein, haben nur selten Karrierepläne und wenn, dann höchstens als Model. Gelingt dem Mädchen solch ein Coup, dann nur mit expliziter Unterstützung des wohlwollenden Jungen und dessen guter Beziehungen in die Geschäftswelt. Bekommt das Mädchen einen Job beim lokalen Studio in Mainz, dann der Junge mindestens ein Superangebot bei MTV in London.
So hat alles seine bzw. ihre Ordnung.
Dafür werden sie von den Jungen auf Händen getragen oder Huckepack auf dem Rücken, wie kleine Kinder.
Die Infantilisierung von Mädchen in diesen Stories kennt keine Grenzen. Sie werden von Jungs gefüttert, an der Hand geführt, ihnen werden die Augen verbunden und sie dürfen Zuckerwatte auf dem Rummel essen, die Mann für sie kauft. Zum Dank drücken sie sich hingebungsvoll im Karussell an ihn: „Na, hast du Angst? Ich beschütz dich auch!" „Wie soll ich in deinen Armen denn Angst haben...", so Basti und Lilli.
Mädchen verpassen den Zug, verbummeln die Zeit, verirren sich in Stadt und Feld, stoßen tollpatschig den Topf mit dem kochenden Wasser um, fallen von heimlichen Beobachtungsposten, können nicht schwimmen, haben keine Ausdauer, werden schnell krank, denken oft an Selbstmord und verfügen über keinerlei Körperbe-herr-schung. Wie sollte das bei dem Wort auch gehen...
Mädchen sagen andauernd „Oh, Entschuldigung", „Das tut mir Leid", „Das habe ich nicht gewusst" oder „Das kann ich nicht". Beliebte verbale Zuordnungen sind auch „Ähhmm" und „Ich bin so dumm."

„Selbstverständlich reflektieren Stereotype nicht die Realität. Aber sie eignen sich in ganz besonderer Weise dazu, Ideale zu zementieren und auch über den Ablauf ihres gesellschaftlichen Haltbarkeitslimits hinaus zu konservieren."[5] Und dies liegt ganz im Sinne der ökonomischen Absatzinteressen:
Medienprodukte wie Bravo Girl!, Mädchen, Sugar, YAM! oder Bravo und andere sind Erscheinungsformen des Massenkonsums und stehen in einem wettbewerbsorientierten Gesamtzusammenhang. Das Wiederholen immer gleicher Muster bedeutet letztlich auch: alles soll so bleiben, wie es ist. Tief greifende Veränderungen, grundlegende gesellschaftliche Umwälzungen sind unerwünscht. Bedeutete dies doch, dass die Verkaufssituation der Massenkonsumgüter wie eben auch der kommerziellen Massenzeitschriften betroffen wäre. Und so werden reale Lebenswelten ausgeblendet – Wörter wie Jugendarbeitslosigkeit oder Lehrstellenmangel sind – ganz bewusst – tabuisiert.
Allenfalls in der Bearbeitung einiger pseudobrisanter Themen in den so genannten „Human-Touch-Stories" der Zeitschriften blitzen Außenwelten auf.
So bieten gerade die Fotogeschichten ausschnitthaft einen bündigen Weltentwurf an, eine konstitutive Idee. Sie konstruieren ein Bild der Welt im Kleinformat von rund 80 Shots und antworten auf

---

[5] *vgl. Gitta Mühlen Achs: Geschlecht bewusst gemacht. Körpersprachliche Inszenierungen. Ein Bilder- und Arbeitsbuch. München 1998, S. 15.*

die Sehnsucht nach Geordnetheit und Überschaubarkeit. Sie liefern einem weiblichen Publikum Weltmodelle, die auf bestimmte Ideen hin angelegt sind, so vor allem die Geschlechterrollen als Manifestationen bestehender Geschlechter- und Sozialverhältnisse. Sie belegen die enge Bindung der Leserinnen an diese ihre Stoffe. Darum ist die Moral der Fotogeschichte immer auch an die Romantik, die romantische Sexualisierung des Weltverständnisses gebunden. Diese Romantik – als Haltung – sieht sich im Sieg der Liebe über die zerstückelte Gegenwart, ihre Missverständnisse, ihre Irrtümer und Auswüchse bestätigt. Die Leserinnen sollen romantische Ideale mit der Medienindustrie teilen und sich – ein wichtiges Produktionsgesetz von „Massenkunst" – den Figuren nie unterlegen fühlen.
Die „typische" Leserin der Fotogeschichte möchte in eine andere, durch Ideen geordnete Welt hineingeraten, wie sie ihr vom Genre in einer Art virtuellem Tourismus oder romantischem Eskapismus versprochen wird.
Die beständig wiederholten Rollenzuschreibungen, Normierungen von Verhaltensmustern und Konstruktionen von Geschlechterasymmetrien, die nachhaltig in das Unterbewusstsein verschoben werden, dienen gleichsam als Netz und tragende Folie der Sicherheit. Wenn man sich den angebotenen Mustern entsprechend verhält, kann man sich einordnen, hat die Wahl zwischen der konventionellen, romantisch sexualisierten Verhaltensvariante – sozusagen dem Masse-Modell in einer Art „Hausfrauisierung" – und der in den Jungen-Gestalten sichtbar versteckten, auch Mädchen zur Übernahme angebotenen – individualistischen, karriereförderlichen Verhaltensvariante – sozusagen einer Art Elite-Modell.
Besonders Problem geladen ist die Wirkung der massenmedialen Mädchenbilder im Kontext eines „gesellschaftlichen (politischen, kulturellen) Individualisierungsdiskurses, der permanent und auf unterschiedlichsten Ebenen immer weitere Aufgaben aus dem gesellschaftlichen Verantwortungsbereich herausdefiniert und in den Zuständigkeitsbereich des Individuums stellt"[6], also der Gelingen und Scheitern zunehmend in den persönlichen Verantwortungsbereich verweist, so dass der Umkehrschluss gilt: Wer es nicht schafft, ist selber schuld. Erfolg oder Misserfolg beim Ergattern eines Ausbildungsplatzes beispielsweise hängt aber eben nicht ausschließlich vom Individuum ab, sondern vor allem auch von strukturellen wirtschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen. Dennoch werden Gründe für erfolgloses Bemühen zunächst bei sich selbst gesucht.
Dieser Diskurs verschärft für Mädchen die „Ambivalenz zwischen Selbstbestimmung und Normorientierung"[7]. Je mehr die vorgeführten Lebensmuster mit ihren Schönheitsidealen und Erfolgsreligionen übernommen werden, um so größer scheint die Aussicht auf Lebensglück.
Und: es geht schließlich auch um Spaß trotz vergeblicher Lehrstellensuche, schwieriger familiärer Bedingungen, Liebeskummer, rassistischer oder sexistischer Übergriffe.
Die Verkaufszahlen der Mädchenzeitschriften sind ungebrochen hoch. In Deutschland gibt es rund 8 Millionen Jugendliche zwischen 10 – 19 Jahren. Zielgruppenanalysen zufolge[8] verfügen sie über eine Kaufkraft von 14,5 Milliarden Euro und einen monatlichen Durchschnittsbetrag von etwa 73 Euro, der sich aus Taschengeld, Geldgeschenken und sonstigen Einkünften wie z. B. Jobs zusammensetzt. Mädchen- und Jugendzeitschriften stehen nach wie vor hoch im Kurs und durch second- and furtherhand-Umschlag wird das Gros der jugendlichen Leserinnen in Deutschland erreicht.[9]

Bewusstmachen ist ein wichtiger Schritt.
Den Faden kann frau ruhig ab und an mal verlieren, aber die Zügel sollte sie in der Hand behalten...

---

[6] *vgl. Barbara Stauber: Starke Mädchen – kein Problem? In: BEITRÄGE zur feministischen Theorie und Praxis. Hrsg.: Sozialwissenschaftiche Forschung und Praxis für Frauen e. V. Köln 1999, Jg. 22, H. 51: Mädchen zwischen patriarchalen Zuschreibungen und feministischen Ansprüchen. S. 53.*
[7] *a.a.O., S. 60.*
[8] *vgl. BAUER MEDIA KG: Der Markt der Jugendzeitschriften. April 2003. www.bauermedia.com*

Es geht auch anders...

Vom Girlie zum GÖRL?
Eine Mädchenzeitschrift zwischen Fanzine[10] und Profiblatt:
Vom Aufbäumen und einem gelungenen Gegenentwurf

Zum Beispiel GÖRLS, die erstmals 1994 im hessischen Jugendbildungswerk Darmstadt-Dieburg konzipierte und seit 1996 jährlich einmal in einer Auflage von 2.500 Exemplaren erscheinende Mädchenzeitschrift.
Vertrieben wird sie unter anderem über regionale Buchhandlungen und Einrichtungen der Jugendarbeit, zunehmend aber auch über online-Bestellmöglichkeiten. Gemacht wird sie von Mädchen für Mädchen.
Die redaktionellen Arbeiten werden von einer pädagogischen Mitarbeiterin und einer Bildungsreferentin im Rahmen der außerschulischen Arbeit des Jugendbildungswerkes koordiniert, von der deutschen Agentur „Jugend für Europa" der Europäischen Union finanziell und von Computer-Expertinnen fachlich unterstützt.
Die Initiatorinnen von GÖRLS waren, wie sie in ihren seit 1995 herausgegebenen Informationsblättern und Pressespiegeln immer wieder betonten, „mit dem gängigen Mädchenbild in den kommerziellen Girlie- oder Mädchenzeitschriften", mit der „typischen Geschlechterstigmatisierung (Hund, Herd, Kinder, Konsum)" nicht einverstanden. Sie wollten deshalb eine Zeitschrift entwickeln, „in der es auch um gesellschaftspolitische, sozialkritische oder umweltpolitische Anliegen und Problematiken geht sowie die Möglichkeit besteht, sich selbst auszudrücken und auszuprobieren". So wollten sie „mit dem Klischee aufräumen, dass sich Mädchen nur für so genannte Mädchenthemen interessieren", also zum Beispiel „Mode, Schminken, Partnerschaften."[11]
In den zahlreichen Informationsblättern zu GÖRLS heißt es in diesem Sinne weiter: „Ziel und Inhalt des Projektes ist, mit Mädchen und jungen Frauen die Vielzahl der gesellschaftlichen Themen zu bearbeiten, die ihren sozialen und politischen Alltag ausmachen." Und: „Die Arbeit [...] ist von einem interkulturellen Selbstverständnis geprägt, welches Diskriminierung von Minderheiten ablehnt und sich gegen Rassismus und Sexismus stellt."
Die konzeptionelle Nähe zu der Kölner Zeitschrift EMMA, zu deren publizistischen Feldzügen gegen die mediale „Feldbuschisierung" (Alice Schwarzer) weiblicher Lebensrealitäten ist deutlich. Denn zum Themenspektrum von GÖRLS gehören wie selbstverständlich Berufsfindung (auf Feldern von Medien bis UNO) und Arbeitslosigkeit, Pflegefamilie und Großelterngeneration; Gentechnik, BSE und die „Agrarwende"; historische Frauengestalten (wie Olympe de Gouges und Simone

---

9 *vgl. Auflagenhöhen z. B. im 4. Quartal 2003 IVW:*
Bravo: 617.318 verkaufte Exemplare
Bravo Girl!: 243.913 verkaufte Exemplare
Mädchen: 202.464 verkaufte Exemplare
Popcorn: 301.353 verkaufte Exemplare
Sugar: 223.633 verkaufte Exemplare
YAM!: 282.272 verkaufte Exemplare
Brigitte Young Miss: 151.620 verkaufte Exemplare

10 *Fanzine setzt sich aus den englischen Wörtern fan und magazine zusammen. Diese Medien werden von Fans für Fans gemacht. Sie kursieren in verschiedenen Szenen und Gemeinschaften und thematisieren vor allem solche Inhalte, die von den etablierten Medien gar nicht oder nur unzureichend aufgegriffen werden. Die nach dem Do-it-Yourself-Prinzip ("DIY or DIE!") selbst gemachten und selbst verlegten Medien dienen der Verständigung untereinander, indem sie über die Aktivitäten der jeweiligen Szene informieren und ihr ein Diskussionsforum bieten. Fanzines werden in allen denkbaren Formen, Formaten und Auflagen herausgegeben. Im Gegensatz zur offiziellen Presse sind Fanzines sehr persönliche Erzeugnisse, die für die jeweilige Szene Sprachrohre und damit ein Stück emanzipatorische Gegenöffentlichkeit darstellen. Sie werden in erster Linie aus Leidenschaft und nicht aus kommerziellen Gründen produziert. Vgl. hierzu Jens Neumann: Fanzines. Wissenschaftliche Betrachtungen zum Thema. Mainz 1997.*

11 *vgl. die zu Görls von der Redaktion herausgegebenen Presseverlautbarungen. Darmstadt 1994.*

de Beauvoir), Geschlechterrollen, sexualisierte Gewalt und Essstörungen; gelegentlich werden auch Hautpflegetipps gegeben und Küchenrezepte empfohlen. Zum Formenspektrum zählen Interviews mit Lokal- und Regionalpolitikerinnen und Informationen ebenso wie Erlebnisberichte und parodistische Horoskope. Das Layout von GÖRLS berücksichtigt die sowohl an politischen Texten interessierte als auch an moderne audio-visuelle Einflüsse gewohnte Leserin. Die Gestaltung von Titelblättern und Textpräsentationen, zum Beispiel zu Themen wie „Dick sein – dünn sein", das Verhältnis von „genetischer, biologischer und sozialer Determination" oder die „Frauenquote", ist originell. Kreative Experimente mit Unterlegungen von Silhouetten, Stadtplänen oder Passfotos unter Texte oder dem Einfügen von Cartoons und Zeitungsfaksimiles erzeugen interessante Effekte und spannende Abwechslung.
GÖRLS belegt, dass das Eintreten für Partikularitäten und Minderheiten, für „abweichendes" Denken und Verhalten besonders in der jüngeren Generation, zumal unter den politisch Interessierten, heutzutage auf starke Unterstützung trifft.
Die FRANKFURTER RUNDSCHAU versah einen Artikel über GÖRLS mit dem Titel: „Künast verdrängt Britney Spears" und verweist damit auf die marginale Rolle „typischer Mädchenthemen" in dieser Zeitschrift.
Über das „heutige Schönheitsideal" heißt es beispielsweise, dass „man durch den ständigen Anblick schöner Mannequins aus Modezeitschriften zu Niedergeschlagenheit, Schuld- und Schamgefühlen tendiert." GÖRLS wendet sich darum gegen „Gruppenzwang" und Fremdeinwirkung": „Mädchen sein – gerne, aber wie ich will. Ich will selbst über meinen Körper bestimmen können – will kontrollieren, was schwabbeln darf und was nicht." Oder an anderer Stelle:
„Ist das Publikum wirklich dieses gierige, geile Monster, das mit nacktem Busen und versteckten Küssen gefüttert werden möchte, oder ist es eher ein verschlafenes Ungeheuer, das alles frisst, was ihm aufgetischt wird?"[12] So fragt GÖRLS und setzt Kontrapunkte, wo und wie es nur irgend geht. Nicht radikal, aber entlarvend, korrigierend und detailreich. Was immer ihre Redakteurinnen und Autorinnen entdecken – es sind Ärgernisse, anstößige, empörende Abweichungen von der Norm des Geradlinigen und Vernünftigen. Ihre Darstellungen spüren ungebrochen die konkreten Kräfte auf, die das Verhalten der Verantwortlichen so gut wie der weiblichen Jugendlichen – häufig ohne deren Wissen – bestimmen.
Denn: „Die meisten Mädchen wissen wahrscheinlich genau, was eine Essstörung ist – und machen trotzdem die Brigitte-Diät. Sie kennen den Schönheitszwang aus der Emma-Analyse, aber sie wollen trotzdem gut aussehen."[13]
Die Zeitschrift versucht zwischen zwei Extremen zu vermitteln: zwischen Differentialismus und Universalismus. Da heute jede/r vermeintlich „selbst bestimmt" leben, den eigenen „Stil" finden kann, steht der Differentialismus – ein Denken, das die Unterschiede zwischen den Menschen positiv betont –, auch bei ihr hoch im Kurs.
Ebenso aber der Universalismus, der die Gemeinsamkeiten aller Menschen unabhängig von Geschlecht, Hautfarbe, Religion, kultureller und sexueller Präferenz unterstreicht und ihnen durch den Abbau sozialer Unterschiede ein solides Fundament geben will.
Jedoch eher selten sind Analysen des modernen Massenverhaltens, des gesellschaftlichen Gesamtgeschehens.

Die GÖRLS-Angebote wollen zur Stärkung des weiblichen Selbstbewusstseins, zur Entwicklung der Artikulationsfähigkeit und zur Sensibilisierung der Öffentlichkeit beitragen. Sie verbinden politisch-pädagogische, demokratische und feministische Ansprüche mit der Absicht, weiblichen Lebensperspektiven im gegenwärtigen Gesellschaftsgefüge zu besseren Entfaltungsmöglichkeiten zu verhelfen.

GÖRLS hat sich aufgemacht...

---

[12] *vgl. GÖRLS H. 3, S. 2; 1997.*
[13] *Heide Oestreich, Leserinnenzuschrift; Heft 3, S. 40.*

Elisabeth Klaus

Aufstand im Männerkloster

Stillstand in der Liturgie: Frauen in den Nachrichten

„Die Nachrichten waren wie ein Evangelium mit einer klösterlichen Regelfindung," so hat Wibke Bruhns rückblickend ihre Erfahrungen als Nachrichtensprecherin im Deutschen Fernsehen zusammengefasst (zit. in Sitter 1998: 464). Als die Journalistin 1971 vom ZDF das Angebot erhielt, die Spätnachrichten zu verlesen, war das eine Sensation! Noch waren die Nachrichten eine reine Männerbastion. „Der Aufruhr, der dann durch das ganze Land ging, war wirklich absurd." (Bruhns zit. in Sitter 1998: 463) Frauen und Nachrichten, das passte in den Augen vieler Menschen nicht zusammen. Der Tagesschau-Sprecher Karl-Heinz Köpcke befand: „Die Nachricht verlangt vom Sprecher eine sachlich unterkühlte Distanz. Frauen aber sind emotionale Wesen." (Zit. in Küchenhoff 1975) Und auch: „Bei einem Kriegsfoto muss eine Frau in Tränen ausbrechen, sie hat doch schließlich Gefühle, sonst wäre sie keine Frau" (zit in Spiegel 1993: 137). Eine Flut von wutschnaubenden Anrufen und anzüglichen Briefen erreichte das ZDF und Wibke Bruhns. Dabei ging es nicht um die journalistische Qualifikation oder das Sprechvermögen der Neubesetzung, zur Debatte standen vor allem Attribute der Weiblichkeit, die in das graubetuchte „Männerkloster" der Nachrichtenredaktion plötzlich Farbe brachten. Einer schrieb: „So schön ist Ihr Busen auch nicht, dass Sie Ihre Bluse so weit offen lassen können." (Zit. in WDR 2001, 1) Die Diskussion entbrannte um ihre Frisur, ihre Fingernägel, ihre Kleidung. Das ZDF fühlte sich zur Rechtfertigung bemüßigt und wies darauf hin, dass Wibke Bruhns ausgebildete Journalistin sei, eine Anforderung, der kein Nachrichtensprecher genügen musste. Sie selber fand die Tätigkeit langweilig und fühlte sich unterfordert. Trotzdem blieb sie eineinhalb Jahre in der Nachrichtenredaktion, „weil es sonst so ausgesehen hätte, als wäre ich gescheitert und das war ich natürlich nicht" (zit. in Sitter 1998, 464). Erst nach der Anstandsfrist wechselte Bruhns in spannendere journalistische Positionen und arbeitete in der Folge u.a. als ARD-Reporterin, Stern-Redakteurin, Auslandskorrespondentin und Sprecherin der Expo2000 in Hannover.

Als Erich Küchenhoff und MitarbeiterInnen 1975 eine erste umfassende Bestandsaufnahme des „Frauenbildes im Deutschen Fernsehen" vorlegten, hatte Bruhns das ZDF verlassen: im Nachrichtenbereich fand das Forschungsteam keine einzige Moderatorin. An der Produktion der Nachrichtenbeiträge waren lediglich fünf Prozent Frauen beteiligt (Küchenhoff u.a. 1975: 237, 229). Die Nachrichten wurden aus Männersicht ausgewählt, geschrieben und präsentiert. Die Auseinandersetzung von 1971 erscheint aus heutiger Sicht geradezu absurd, die Zahlen von 1975 fast unglaublich. Zweifellos ist in den letzten dreißig Jahren aus dem „Männerkloster" eine gemischt-geschlechtliche Institution geworden. Heute sind Frauen in den Nachrichtenredaktionen entsprechend ihrem Anteil am Journalismus mit über 30 Prozent vertreten (Weiderer 1993: 279). Das entspricht dem weltweitem Trend, demzufolge der Anteil der Frauen unter den RedakteurInnen und AnsagerInnen in Fernsehen, Radio und Zeitung bei 41% liegt (Spears/Seydegart 2000: 15). Fast jeder Nachrichtenmann hat nun eine Frau an seiner Seite, die allerdings – nebenbei bemerkt und nur wenig bekannt – fast durchweg schlechter bezahlt wird, so wird die medieninterne Hierarchie weiterhin gewahrt.

Wenn man die Pionierinnen zu Wort kommen lässt, dann wird die Härte der Bandagen deutlich, mit denen die Männerbastion, die so nachdrücklich gefallen ist, verteidigt wurde. Die Vorurteile gegen Frauen im Nachrichtengeschäft sind noch nicht vollständig ausgeräumt, auch wenn sie nur selten noch so unverblümt geäußert werden, wie es 1995 Alexander Niemetz, damals beim heute-journal, gegenüber einem Schweizer Boulevardblatt tat: „Frauen werden vom Publikum als Moderatoren von News-Sendungen nicht akzeptiert" (zit. in: Huhnke 1995: 15). Barbara Dickmann, Redaktionsleiterin von ML Mona Lisa, die ab 1979 als erste Frau die Tagesthemen moderierte, sagt über das

Verhalten der Vorgesetzten und Kollegen im Rückblick: „Gegen all das waren Probleme, wie sie Sabine Christiansen in ihrer Sendung mit der Maus hatte, gar nichts." (Kahlweit 2003: 15) Sabine Christiansen ist wohl Deutschlands bekannteste Nachrichtenfrau. Sie moderierte von 1987-1997 die „Tagesthemen" – die deshalb vom Spiegel als „Sendung mit der Maus" verunglimpft wurden – und hat seit 1998 ihre eigene politische Talkshow: Sabine Christiansen in der ARD avancierte zum absoluten Quotenhit. Christiansen hat den Weg geebnet für das neue Genre der von Journalistinnen moderierten politischen Talkshow. Dafür stehen solche Namen wie Gabi Bauer, Sandra Maischberger und Maybrit Illner, denen im Jahr 2000 gemeinsam der renommierte Hanns-Joachim-Friedrichs-Preis verliehen wurde.

Trotz der Erfolge beim Publikum ist die Kritik an den journalistischen Fähigkeiten Sabine Christiansens nie verstummt (vgl. dazu Klaus 2002). Das hat zwei Seiten. Zum einen liegt der Kritik an Christiansen vielfach ein androzentrischer Blick zugrunde, demzufolge der größere Frauenanteil im Journalismus einen Qualitätsverlust bewirkt habe. Der SPIEGEL sieht eine „plappernde" Moderatorin: „Christiansen ist Mutter Beimer (Übermutter der Lindenstr., Anm. d. Verf.): kein großes Licht, aber ein Herz für jeden – und eine mächtige Quote" (Mattussek 1999: 146). Die Christiansen vorgeworfene „Mütterlichkeit" kontrastiert eigentümlich mit einem anderen Vorwurf, den DIE ZEIT am klarsten formuliert, als sie die Christiansen als „Eisschrank der ARD" bezeichnet (Röckenhaus 2003: 43). Die Kritik – dazu gibt es reichhaltiges Material – scheint fast beliebig. Nur eines verbindet sie: Der Versuch Christiansen zu demontieren, markiert diese immer als Frau, und basiert auf der Entgegensetzung von journalistischer Kompetenz und vermeintlich weiblichen Eigenschaften. So ist der gemeinsame Kern der auf der Oberfläche so widersprüchlichen Kritiken ein Vorwurf, den Christiansen nicht entkräften kann: Sie ist schlicht und einfach kein Mann! Zum anderen haben aber auch die Medienfrauen der Rundfunkanstalten der Sabine Christiansen-Redaktion 1999 die „Saure Gurke", den Preis für frauenfeindliche Berichterstattung verliehen, weil – auch im Vergleich zu anderen Politikmagazinen – nur wenige Frauen in der Sendung zu Wort kommen. Politische Journalistinnen, so die Lehre, betreiben nicht unbedingt einen Journalismus, der der Gleichberechtigung verbunden ist. Das lässt sich verallgemeinern.

Obwohl der Sturm auf die Männerbastion des Nachrichtenjournalismus vor allem im Fernsehen überaus erfolgreich war, hat sich an den Inhalten der Nachrichten und ihren Selektionsroutinen wenig geändert. Die Vorsitzende des Journalistinnenbundes, Ulrike Helwerth stellt fest: „Die größere Präsenz von Frauen in den Redaktionen, hinter und vor Kamera und Mikrophon, hat eine Berichterstattung unter geschlechterdemokratischen Aspekten nicht sichtbar verändert." (Helwerth 2004: 3) Scheinbar hat die Liturgie im „Männerkloster" nahezu unbeschadet den Ansturm der Frauen überlebt.

Der Sprung nach vorn bei den Nachrichtenmoderatorinnen, der sich in Monika Weiderers Untersuchung des deutschen Fernsehprogramms 1993 zeigte, ist unter den HandlungsträgerInnen, den in den Nachrichten vorkommenden Frauen und Männern, nicht sichtbar. Die Zahl der Handlungsträgerinnen erhöhte sich gegenüber den knapp sechs Prozent der „Küchenhoff-Studie" (Küchenhoff u.a. 1975: 229) nur leicht auf 12 Prozent (Weiderer 1993: 289). Wie 1975 kamen auch 1993 Frauen vor allem als Alltagspersonen und Betroffene zu Wort und nur selten als Politikerinnen, Funktionärinnen und Expertinnen.

Nach wie vor sind Frauen vor allem auf den „bunten Seiten" der Nachrichten präsent. Für die ernsthafte Erklärung der Welt, die Meldungen aus Politik, Wirtschaft oder Wissenschaft sind weiterhin überwiegend Männer zuständig. Solche geschlechterstereotype Darstellung ist auch für die Berichterstattung der beiden deutschen Nachrichtenmagazine Spiegel und Focus nachgewiesen (Winter 2001). Schließlich zeigt die weltweite Stichtagserhebung von Nachrichten aus dem Jahr 2000 dasselbe Muster: Frauen sind zwar als Nachrichtensprecherinnen und -reporterinnen mit 41 Prozent der

Gleichberechtigung deutlich näher gerückt, kommen aber als Subjekte in den Nachrichten selber nur zu 18 Prozent vor (Spears/Seydegart 2000: 15). Vier von fünf Nachrichten sprechen von Männern und ihren Aktivitäten, nur eine von fünf präsentiert eine Frau. Das entspricht genau dem Anteil, den der Journalistinnenbund bei seiner jährlichen Untersuchung führender deutscher Printmedien 2004 fand (Journalistinnenbund 2004: 27). Ein Jahr zuvor war der Prozentsatz mit 13 Prozent allerdings noch niedriger, die USA rüsteten zum Krieg gegen den Irak und die (Vor-)Kriegsberichterstattung verdrängte die Frauen aus den Nachrichten (Journalistinnenbund 2003).

Die Vielfalt des Frauenlebens spiegelt sich in den Nachrichten bis heute nicht wieder. Manche Medienleute rechtfertigen die Befunde damit, dass die Berichterstattung halt eine unbefriedigende Realität widerspiegele, weil Frauen in den wichtigen politischen und wirtschaftlichen Positionen nicht hinreichend vertreten seien. Eine herausragende gesellschaftliche Positionierung garantiert aber Frauen noch lange keine faire und gleichwertige Medienresonanz. Ein Beispiel dafür liefert eine vergleichende Untersuchung der Darstellung von Angela Merkel und Edmund Stoiber während der CDU-Kanzlerdiskussion 2001/2002 in verschiedenen Boulevardzeitschriften und vor allem konservativen Printmedien (Diehl 2003). Als starke Persönlichkeit wird Stoiber in 42 Prozent der untersuchten 121 Artikel, Merkel in nur 26 Prozent gekennzeichnet, als schwach erscheint der Bewerber um das Kanzleramt dagegen lediglich in fünf Prozent, Merkel aber in 46 Prozent der Beiträge (ebd.: 34). Weiter werden Merkel in 21 Prozent der Berichte „typisch" weibliche Eigenschaften zugesprochen und diese negativ bewertet. Eine vergleichsweise stereotype männliche Typisierung findet sich bei Stoiber nur ausnahmsweise und wenn, dann werden seine männlichen Züge positiv gewertet (8 Prozent) (ebd.: 37). Die Untersuchung kommt zu dem Schluss, dass die untersuchte Presse ein negatives Bild von Angela Merkel entwarf, während Edmund Stoiber nur selten kritisiert wurde (ebd.: 38). Die Fähigkeit von Frauen in der Politik kompetent zu agieren, wird in den Nachrichten häufig angezweifelt und ihre Autorität damit untergraben. Offensichtlich ist nicht allein eine unbefriedigende Realität für die seltene Thematisierung von Frauen und ihren Aktivitäten in den Nachrichten verantwortlich.

Was also sind die Ursachen für das Missverhältnis zwischen der medienexternen und medieninternen Präsenz von Frauen in der Nachrichtenberichterstattung? Zunächst bleibt festzuhalten, dass die Annahme, eine größere Zahl von Nachrichtenmacherinnen verändere notwendig auch den Inhalt der Nachrichten, keineswegs zwangsläufig ist. Die weit verbreitete Hoffnung auf einen „weiblichen Journalismus" hat sich als Illusion erwiesen. Ein journalistisches Handeln der Medienfrauen, das sich von der Berufsausübung ihrer männlichen Kollegen systematisch unterscheidet, gibt es nicht. Die wissenschaftliche Suche nach einem weiblichen Journalismus hat deutlich gezeigt, dass Männer und Frauen keine unterschiedlichen Berufsgruppen bilden (Keil 1992; Klaus 1998: 190-221). Frauen im Journalismus stellen als aktiv und auch selbst bestimmt Handelnde keine einheitliche, homogene Gruppe dar. Professionelles Handeln im Journalismus ist daran geknüpft, dass den berufsspezifischen Regeln und Routinen gefolgt wird – unter Zurückstellung anderer Persönlichkeitsmerkmale, wie etwa der Geschlechterrolle. Überkommene Redaktionsabläufe und traditionelle Nachrichtenwerte, die die Relevanz und die Selektionswahrscheinlichkeit von Ereignissen mit festlegen, führen dazu, dass Frauen und ihre Lebensbezüge in den Nachrichten weniger Aufmerksamkeit finden – bei Nachrichtenmännern wie -frauen.

Trotzdem wäre es auch falsch, daraus zu schließen, dass die Präsenz von Frauen keinerlei Einfluss auf die Nachrichtengebung hätte. Margreth Lünenborg hat in ihrer Befragung von Journalistinnen verschiedener europäischer Länder festgestellt, dass diejenigen, denen Feminismus und Geschlechterdemokratie ein Anliegen ist, die Nachrichtenwerte anders akzentuieren, zumindest partiell andere Inhalte auswählen und diese auch anders präsentieren (Lünenborg 1997). Weiter gibt es einige Hinweise darauf, dass sich Unterschiede in der journalistischen Arbeit von Männern und Frauen dann zeigen, wenn das aktuelle Geschlechterverhältnis zur Debatte steht, etwa bei Änderungen der

Familien- und Sozialgesetzgebung, in Fragen sexueller Gewalt gegen Frauen und Mädchen oder der Thematisierung einer selbst bestimmten weiblichen Sexualität (Klaus 1998: 202).

Eine neuere amerikanische Studie kam zu dem Ergebnis, dass Redakteurinnen eine größere Vielfalt an Quellen benutzten, weniger Stereotypen verbreiteten und positivere Reportagen schrieben. Solche Unterschiede zeigten sich aber nur in kleineren Redaktionen und dort, wo die Zahl männlicher und weiblicher JournalistInnen ausgeglichener war (Rodgers und Thorson 2003). Hier scheint der Konformitätsdruck insgesamt geringer und damit mehr Spielraum für ein unterschiedliches Herangehen gegeben zu sein. Eine andere amerikanische Untersuchung ergänzt dieses Ergebnis. Danach stehen Unterschiede in der Arbeit von Redakteuren und Redakteurinnen mit dem Geschlecht der ChefredakteurInnen in einem Zusammenhang (Craft und Wanta 2004). Chefredakteurinnen, so vermuten die Autorinnen, trauen Reporterinnen mehr zu und beauftragen sie mit der Bearbeitung von Themen, die Geschlechterstereotype und geschlechtergebundene Zuweisungspraktiken in männlich-dominierten Nachrichtenredaktionen durchbrechen. Bedenkt man, dass es in ganz Deutschland 2004 nur fünf Chefredakteurinnen gab (Hesse 2004, 7), so könnte die Zunahme von Frauen in Leitungspositionen ein Puzzlestein zur besseren inhaltlichen Vertretung der Frauen und ihrer Aktivitäten in den Nachrichten sein. Zwischen 1990 und 2000 stieg die Zahl der Frauen in Führungspositionen beim öffentlich-rechtlichen Rundfunk von vier auf 26. Das ist eine ermutigende Entwicklung, auch wenn längst nicht alle Führungsfrauen sich der Frauenförderung und Geschlechterdemokratie verschrieben haben. (Vgl. dazu Keil 2000)

Grundlegende Veränderungen hin zu einer Nachrichtengebung, die Frauen angemessen berücksichtigt und die Vielfalt ihrer Lebensbezüge zeigt, werden nicht allein aus den Medienanstalten kommen. Um die starren Nachrichtenredaktionen und ihre Abläufe in Bewegung zu setzen und in Richtung auf eine größere Geschlechtergerechtigkeit zu bewegen, müssen sich die EmpfängerInnen der Nachrichten – ZuschauerInnen, ZuhörerInnen und LeserInnen – mit ihren Interessen zu Wort melden. Medienbeobachtungsgruppen können dazu entscheidende Argumente liefern. Hinweise zur Durchführung solcher Medienanalysen finden sich im vor einigen Jahren vom Journalistinnenbund entwickelten „Medienkoffer" (Journalistinnenbund o.J.) und im „Screening Gender"-Material einer Initiative europäischer Sendeanstalten (European Broadcasting Union o.J.). Für die Nachrichtenverantwortlichen und MedienpolitikerInnen ist eine Orientierung am Gender Mainstreaming längst überfällig. Noch sind die Nachrichten vom Gleichberechtigungsgebot des Grundgesetzes beschämend weit entfernt. Das muss und kann sich ändern!

Literatur

Craft, Stephanie/ Wanta, Wayne *(2004): Women in the Newsroom: Influences of Female Editors and Reporters on the News Agenda. In: Journalism and Mass Communication Quarterly, Vol. 81, Spring 2004. S. 124-138.*

Diehl, Caroline *(2003): The case Angela Merkel: Is Edmund Stoiber the better candidate? A comparison between the two German conservative politicians Angela Merkel and Edmund Stoiber during the candidate discussion. London School of Economics and Social Sciences, London [unveröffentliche Master of Science Arbeit].*

European Broadcasting Union (o.J.): Screening Gender*: Veränderung der Darstellung von Frauen und Männern im Fernsehen. Ein Schulungspaket für die innovative Programmgestaltung. Herausgegeben von der European Broadcasting Union (Genf). Projektpartner: YLE, NOSA, NRK, SVT, ZDF, DR (teilweise). Link: www.yle.fi/gender (Abrufdatum: 26.8.2004) (Ordner plus zwei Kassetten)*

Helwerth, Ulrike *(2004): Vorwort. In: Journalistinnenbund (Hg.): Wer macht die Nachrichten? Zur Sichtbarkeit von Frauen in den Medien. Materialsammlung. Bonn, S. 3*

Hesse, Marlies *(2004): Journalistinnen in den Medien. In: Journalistinnenbund (Hg.): Wer macht die Nachrichten? Zur Sichtbarkeit von Frauen in den Medien. Materialsammlung. Bonn, S. 5-11.*

Huhnke, Brigitta *(1995): Stammtischgebaren unter grauen Medienmännern. Patriarchale Strukturen in der Fernsehwelt: oder Warum für die Realität von Mädchen und Frauen kaum Platz ist. In: Frankfurter Rundschau, Nr. 269 vom 18.11.1995, S. 15.*

Journalistinnenbund *(2003): Gesichter ohne Namen – Frauenanteil sinkt in der aktuellen Berichterstattung der Print- und Onlinemedien. Pressemitteilung vom 06.03.2003. Bonn.*

Journalistinnenbund *(2004): Vernachlässigt: Frauen in den Nachrichten führender Printmedien. Stichprobenuntersuchung 2004. In: Journalistinnenbund (Hg.): Wer macht die Nachrichten? Zur Sichtbarkeit von Frauen in den Medien. Materialsammlung. Bonn, S. 27-35*

Journalistinnenbund *(o.J.): Medienkoffer: Das Frauenbild in den Medien. Herausgegeben vom Journalistinnenbund e.V., Bonn. (Teil 1: Handbuch, Teil 2: Beispiele und Analysen, Loseblattsammlung zu Teil 2, zwei Kassetten)*

Kahlweit, Cathrin *(2003): Die Frau-Frau. In: Süddeutsche Zeitung, Nr. 180 vom 07.08.2003, S. 15.*

Keil, Susanne *(2000): Einsame Spitze? Frauen in Führungspositionen im öffentlich-rechtlichen Rundfunk. Münster; Hamburg.*

Keil, Susanne *(1992): Gibt es einen weiblichen Journalismus? In: Fröhlich, Romy (Hg.): Der andere Blick. Aktuelles zur Massenkommunikation aus weiblicher Sicht. Bochum, S. 37-54.*

Klaus, Elisabeth *(2002): Aufstieg zwischen Nähkränzchen und Männerkloster: Geschlechterkonstruktionen im Journalis mus. In: Johanna Dorer/ Gitti Geiger (Hrsg.): Feministische Kommunikations- und Medienwissenschaft: Ansätze, Befunde und Perspektiven der aktuellen Entwicklung. Wiesbaden, S. 170-190*

Klaus, Elisabeth *(1998): Kommunikationswissenschaftliche Geschlechterforschung. Zur Bedeutung der Frauen in den Massenmedien und im Journalismus. Opladen; Wiesbaden. (Neuauflage 2004)*

Küchenhoff, Erich u.a. *(1975): Die Darstellung der Frau und die Behandlung von Frauenfragen im Fernsehen (= Schriftenreihe des Bundesministers für Jugend, Familie und Gesundheit, Bd. 34). Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz.*

Lünenborg, Margret *(1997): Journalistinnen in Europa. Eine international vergleichende Analyse zum Gendering im sozialen System Journalismus. Opladen.*

Matussek, Matthias *(1999): Talk bei Mutter Beimer. Wie Sabine Christiansen in ihrer Sonntagsrunde an Oskar Lafontaine scheiterte. In: Der Spiegel 42/1999. S. 144-146.*

Röckenhaus, Freddie *(2003): Flirten streng verboten. In: Zeit-Magazin vom 29.10.2003. S. 40-45.*

Rogers, Shelly/ Thorson, Esther *(2003): A Socialization Perspective on Male and Female Reporting. In: Journal of Communication, December 2003. S. 658-675.*

Sitter, Carmen *(1998): „Die eine Hälfte vergißt man(n) leicht!" Zur Situation von Journalistinnen in Deutschland. Pfaffenweiler.*

Spiegel *(1993): Liebliche Rothaut. Das Medium Fernsehen verliert sein Gesicht: Die TV-Ansagerinnen verschwinden allmählich vom Bildschirm. In: Der Spiegel, Nr. 1/1993. S. 136-137.*

Spears, George/ Seydegart, Kasia *(2000): Who makes the News? Global Media Monitoring Project 2000. With an additional analysis by Margaret Gallagher. London.*

WDR *(2001): Fernseh-Mythos: Wibke Bruhns – erste Nachrichtensprecherin. (Elektronisches Dokument unter http://www.wdr.de/tv/parlazzo/a-bruhns.html, 7 Seiten, Abrufdatum: 5.11.2001)*

Weiderer, Monika *(1993): Das Frauen- und Männerbild im Deutschen Fernsehen. Eine inhaltsanalytische Untersuchung der Programme von ARD, ZDF und RTLplus. Regensburg.*

Winter, Sabine *(2001): Sexismus in den deutschen Nachrichtenmagazinen. Geschlechtsspezifische Darstellungskonventionen in Spiegel und Focus. Münster.*

Bettina Rulofs/Ilse Hartmann-Tews

Frauenbilder im Rahmen der medialen Vermittlung von Sport

Ohne Zweifel: die Geschichte der Frauen im Sport ist eine Erfolgsgeschichte. Ehemals noch durch fragwürdige Argumente der biologischen Untauglichkeit von weiten Teilen des Sporttreibens ausgeschlossen, haben Mädchen und Frauen inzwischen den Sport in vielen Feldern erobert. Sie joggen durch öffentliche Parkanlagen, stellen knapp 40% der Mitglieder in den Turn- und Sportvereinen und 60% in den Fitness-Studios, und sie sind Weltmeisterinnen im Fußballspielen. Dieser Vormarsch zeugt von Selbstbewusstsein, Ehrgeiz, körperlicher Leistungsfähigkeit und Siegeswillen der Sportlerinnen – Attribute, die für gewöhnlich eher Männern zugeschrieben werden.
Der Sport findet heute längst nicht mehr nur in der Turnhalle oder im Stadion statt, sondern er wird immer mehr zu einem medialen Spektakel, das in den Zeitungen und im Fernsehen inszeniert wird. Was zählt, ist also nicht mehr nur die Leistung auf dem Platz, sondern auch die mediale Darstellung oder die sogenannte Präsentationsleistung.[1]
Wir möchten im Folgenden zeigen, welche Rolle Frauen bei dieser medialen Inszenierung des Sports spielen und zwar als Gegenstand und Inhalt der Medienberichterstattung, als Rezipientinnen der Medien und als Journalistinnen in den Sportredaktionen. Es geht uns sowohl darum, das Bild der Frau in der Sportberichterstattung zu skizzieren, als auch die Rahmenbedingungen der medialen Vermittlung von Sport zu beleuchten und sie als Aktivposten der sozialen Konstruktion von Weiblichkeit im Sport zu betrachten.

Sportlerinnen in den Medien... unterrepräsentiert ...

Ein zentraler Befund verschiedener Studien zur Darstellung von Sportlerinnen in den Medien ist, dass über Sportlerinnen viel seltener als über Sportler berichtet wird. In der Tagespresse stellen nur 12 % der Gesamtzahl der Artikel und Fotos Sportlerinnen dar, während sich die überwiegende Mehrheit der Texte und Fotos (nämlich 88 %) mit Sportlern befassen.[2] Ähnlich verhält es sich in den anderen tagesaktuellen Medien: In Fernsehen, Radio, Zeitungen oder Agenturmeldungen liegt der Anteil der Berichterstattung über Sportlerinnen nicht höher als 15%.[3]
In der täglichen Berichterstattung treten Sportlerinnen somit nur selten in Erscheinung. Ein Fakt, der in krassem Widerspruch zum Umfang der tatsächlichen Partizipation von Frauen im Freizeit-, Wettkampf- und Leistungssport steht und in keiner Weise die Erfolge im internationalen Raum widerspiegelt. Der geringe Berichtsanteil in den Medien ist in dieser Hinsicht als ‚realitätsignorierende' Unterrepräsentanz der Sportlerinnen zu werten.
Lediglich punktuell, nämlich bei einzelnen herausragenden Sportereignissen wie Olympischen Spielen oder Weltmeisterschaften, wird mehr über Frauen berichtet, allerdings auch hier nicht angemessen in Relation zu ihrer tatsächlichen Beteiligung am sportlichen Geschehen und ihren Erfolgen.[4]

... sportlich und schön

Leisten, kämpfen, siegen – diese zentralen Merkmale sportlicher Aktivität bestimmen die Berichterstattung über den Sport. Verschiedene Studien sind der Frage nachgegangen, ob Sportlerinnen

[1] *vgl. Gebauer 1973.*
[2] *vgl. Hartmann-Tews/ Rulofs 2003.*
[3] *vgl. Rulofs 2003, 27.*
[4] *vgl. ebd.*

und Sportler gleichermaßen unter Rekurs auf diese zentralen Merkmale sportlichen Handelns beschrieben werden oder ob für ihre Darstellung stereotype Bilder von Weiblichkeit und Männlichkeit genutzt werden.
Zunächst ist mit Blick auf die Sportberichte in Tageszeitungen und Fernsehen festzuhalten, dass die sportliche Leistung sowohl bei Frauen wie Männern gleichermaßen zum Inhalt der Texte und Kommentare gemacht wird. Das heißt, sofern Frauen in den Sportmedien thematisiert werden, enthalten die Berichte auch schwerpunktmäßig Informationen über ihre sportlichen Errungenschaften.[5] In dieser Hinsicht präsentieren die Sportmedien also ein Frauenbild, das von der Darstellung in der Werbung und in einigen anderen Medien, wie z.B. den Frauenzeitschriften oder einigen Fernsehfilmen, abweicht, denn Frauen werden in den Sportmedien in erster Linie als Leistungsträgerinnen präsentiert.
Sie tun dies allerdings mit Einschränkungen, die insbesondere für die visuelle Präsentation von Sportlerinnen in den Medien gelten sowie für die Inszenierung von weiblicher Schönheit.
Sportler werden in den Pressefotos großer deutscher Tageszeitungen deutlich häufiger ‚in Aktion' gezeigt als Sportlerinnen, d.h. beim Laufen, beim Springen, in der Zweikampfsituation um den Ball etc. In der fotografischen Darstellung von Sportlerinnen überwiegen hingegen Fotomotive, die Frauen lediglich in einem sportlichen Umfeld zeigen (z.B. in Sportkleidung, auf dem Wettkampfplatz), nicht aber beim eigentlichen sportlichen Handeln, d.h. in Bewegung, beim Training oder sportlichen Wettkampf .[6]
Da Fotos von Sportlern in den Sportteilen von Tageszeitungen mit 88% in deutlicher Überzahl sind, ist das Bild vom Sport in der Presse somit durch dynamisch-aktive Sportler geprägt. Das Bild der aktiven Sportlerin ist hingegen eine Randerscheinung. Sportlerinnen erscheinen in den Bildern der Zeitungen selten als aktive und leistungsstarke Frauen.

Darüber hinaus existieren auch in den Sportmedien Muster der Inszenierung von Frauen, wie sie aus anderen Medienformaten bekannt sind, nämlich die besondere Betonung des weiblichen Äußeren bis hin zu sexualisierten Inszenierungen weiblicher Erotik.
Diese Art der Inszenierung von Weiblichkeit wird besonders an einzelnen Fällen deutlich, wie z.B. der medialen Darstellung von Anna Kournikova. Nach Franziska von Almsick und Magdalena Brezka ist Anna Kournikova die Sportlerin, mit der die modern gewordene Inszenierung von „sportlicher Erotik" in den Medien auf die Spitze getrieben wurde.

Sie erscheint in den Medien (insbesondere in den Bildern der Boulevardmedien) nicht „nur" als Sportlerin, sondern als Sportlerin und Diva der Erotik, als sexualisiertes Fotomodell, das den Lesern von Sportteilen der Tageszeitungen einen erregenden Anblick bieten soll. Die Marketingstrategien ihrer Manager haben diese Art der Selbstpräsentation durchaus forciert, und sie wurde von den Medien gerne aufgegriffen.
Neben solchen sehr deutlichen Fällen, die auch von gegenseitigem Einvernehmen getragen sein können, ist die Darstellung von Sportlerinnen auch durch eine subtile Inszenierung weiblicher Attraktivität getragen. Verweise auf das Aussehen kommen in den Medienberichten über Sportlerinnen häufiger als bei Sportlern vor und beziehen sich bei Sportlerinnen vor allem auf ihr allgemeines Äußeres. So heißt es dann beiläufig „die hübsche Sprinterin", „die attraktive Blonde" oder „die Sportlerin mit den schlanken langen Beinen", womit immer auch das Aussehen der Sportlerinnen ins Blickfeld gerät.
Das mediale Bild von Sportlerinnen ist somit ein zweideutiges: Frauen erscheinen in den Medien als sportliche Leistungsträgerinnen und attraktive Schönheiten. Es enthält für Mädchen und Frauen eine doppelte Anforderung, nämlich, nicht nur sportlich erfolgreich zu sein, sondern sich gleichzeitig auch als Schönheit oder sogar Erotik-Diva vermarkten zu lassen.

---

[5] *vgl. Hartmann-Tews/ Rulofs 2002, 133; Kuhlen/ Neumann 2002, 148.*
[6] *vgl. Hartmann-Tews/ Rulofs 2003, 49.*

Frauen als Rezipientinnen der Sportmedien

Kaum ein anderes Medienangebot spaltet die Rezeptionsgemeinde so deutlich wie der Sport in interessierte Zuschauer einerseits und Abstinenzlerinnen andererseits. Der Mediensport ist ein „Männergenre", nur wenige Frauen interessieren sich dafür. Ob Fernsehen, Tageszeitung, Radio, Internet oder Sportzeitschrift – Männer wenden sich grundsätzlich dem Sport häufiger zu und verbringen auch insgesamt mehr Zeit mit der Nutzung von Sportmedien als Frauen.[7] Worin das Desinteresse vieler Frauen an der Rezeption von medialem Sport begründet ist, ist bisher noch nicht ausreichend untersucht worden, es liegen aber – insbesondere mit Blick auf die Inhalte der Sportberichterstattung – einige plausible Thesen nahe. Ein Mediensport, der vorwiegend männliche Akteure präsentiert und Sportlerinnen nur selten in den Mittelpunkt rückt, bietet den Leserinnen und Zuschauerinnen nur wenige Ansatzpunkte zur Identifikation. Sie finden sich selbst in diesen Medienangeboten nicht wieder, und so manche sportinteressierte Frau ist der doppeldeutigen Inszenierung von Sportlichkeit und weiblicher Erotik nicht zugeneigt, da sich dies nicht mit ihrem Selbstverständnis von sportlichem Leisten deckt.
Sportlerinnen und Rezipientinnen sind also nur eine Randerscheinung in der medialen Vermittlung von Sport, und dies lenkt den Blick auf die journalistische Produktionsseite. Welche Selektions- und Gestaltungsprinzipien bestimmen die Arbeit in den Redaktionen; ist es überhaupt im Interesse der Sportredaktionen, Frauen für den Mediensport zu interessieren?

Sportjournalistinnen – eine Ausnahme

Zunächst ist im Berufsfeld des Sportjournalismus auffällig, dass hier nur wenige Frauen beschäftigt sind. Abgesehen von einigen Ausnahmen wie Monika Lierhaus, Sabine Hartelt und Sabine Töpperwien, haben nur wenige Journalistinnen Einzug in den Sport gehalten. Ihr Anteil am Beschäftigungsfeld nimmt zwar zu, liegt aber insgesamt (je nach Studie) bei ca. 8%.[8] Der Sportjournalismus ist damit im Vergleich zu anderen Medienbereichen (Politik, Wirtschaft, Kultur etc.) das Ressort mit der größten Männerdominanz.[9]
Gründe für diese geringe Präsenz von Frauen im Sportjournalismus liegen zum einen bei den Frauen selbst, denn nur wenige Frauen entscheiden sich dazu, diesen Beruf zu ergreifen. Die Gründe liegen aber auch im Berufsfeld, das eine Männerbastion darstellt, in die sich Frauen nur mit erheblicher Anstrengung und Durchsetzungskraft einmischen können. In einer aktuellen Studie gab der größte Teil der befragten Sportjournalistinnen an, dass ihnen der Zugang zum Berufsfeld schwer gemacht wurde und sie mehr als ihre männlichen Kollegen leisten müssen, um Anerkennung zu finden.[10]
Die geringe Zahl an Journalistinnen in den Sportredaktionen legt die Vermutung nahe, dass die Produkte der sportjournalistischen Arbeit anders ausfallen würden (z.B. mehr und andere Berichte über Sportlerinnen), wenn hier mehr Frauen als Gestalterinnen zum Zuge kämen. Einiges spricht für diese These, insbesondere wenn man sich die Veränderung des beruflichen Handelns in anderen Feldern im Zuge der steigenden Partizipation von Frauen in Erinnerung ruft. Allerdings ist davon auszugehen, dass sich in den Sportredaktionen über Jahrzehnte hinweg relativ feste Regeln für die Produktion von Sportmedien etabliert haben, die nicht allein durch eine höhere Zahl von Journalistinnen in diesem Feld geändert werden können.

7 vgl. Schauerte 2001
8 vgl. zusammenfassend Hartmann-Tews/ Rulofs 2002, 140.
9 vgl. Lünenborg 1997, 150.
10 vgl. Prockl 2004, 73ff.

Die sportjournalistischen Produktionsregeln

Die allgemeine Orientierungsgröße jedweder journalistischer Arbeit ist die Orientierung am Publikum. Um Einschaltquoten und Auflagenzahlen stabil zu halten bzw. möglichst zu steigern, bemühen sich Medienmacher/innen das Informationsbedürfnis und die Interessen des Publikums zu befriedigen. Diese werden jedoch nur vermutet, denn genaue Kenntnisse der Interessenlagen von Rezipienten und Rezipientinnen sind in der Regel nicht vorhanden. Wo Vermutungen die Arbeit bestimmen, öffnet sich aber das Feld für Alltagstheorien, stereotype Vorstellungen und Klischees, die die Auswahl und Gestaltung von Nachrichten – auch im Sport und auch im Hinblick auf die Darstellung von Sportlerinnen – beeinflussen.
In einer Interviewstudie mit Journalisten und Journalistinnen aus Sportredaktionen der großen deutschen Tageszeitungen, Fernsehsender und Nachrichtenagenturen haben wir die Handlungsorientierungen sportjournalistischer Produktion in den Blick genommen. Im Hinblick auf die Inszenierung von Sportlerinnen sind hierbei einige aufschlussreiche ‚Regeln' zu finden.[11]

„Frauensport" – eine andere Form des Sports

Nach Aussagen der Redakteurinnen und Redakteure werden Sportlerinnen bei der Berichterstattung größtenteils genauso behandelt wie Sportler. Im Vordergrund sportjournalistischer Entscheidung und Gestaltung steht die Orientierung am sportlichen Erfolg, der Beliebtheit von einzelnen Sportarten (insbes. Fußball) und der Persönlichkeit von Sportlern und Sportlerinnen. Dies sind Faktoren, die – aus Sicht der Journalisten und Journalistinnen – unabhängig vom Geschlecht der sportlich Aktiven den journalistischen Nachrichtenprozess bestimmen.
Bei einem zweiten Blick wird aber deutlich, dass diese Faktoren keine geschlechtsunabhängigen Variablen sind, sondern eine Bevorzugung der Männer bedingen. Die „Hitliste" der Mediensportarten wird seit vielen Jahren unangefochten und zu hohen Anteilen vom Fußball angeführt. „König Fußball" regiert den Sport in Fernsehen und Tageszeitungen in einem solchen zur Gewohnheit gewordenen hohen Maße, dass Sportjournalisten und -journalistinnen der Auffassung sind, es bestehe eine grundsätzliche Verpflichtung, über diese Sportart zu berichten. Fußball ist aber in deutschen Medien nach wie vor Männerfußball – trotz herausragender internationaler Erfolge der deutschen Fußballfrauen. Dem Frauenfußball wird nicht das gleiche Medienpotential zugetraut, man(n) nimmt an, dass sich nur wenige für die Berichterstattung über Fußballspielerinnen interessieren. Hieran hat sich auch nach dem WM-Sieg der Fußballspielerinnen nichts geändert, nach wie vor wird über die Fußballspiele der Frauen – abgesehen von einem kurzfristigen „Berichterstattungshoch" unmittelbar nach der WM – vergleichsweise wenig berichtet.
Diese geringe Wahrnehmung der sportlichen Leistungen der Fußballspielerinnen (und anderer Sportlerinnen) hängt mit der grundsätzlichen Einstellung einiger (nicht aller!) Sportjournalisten zusammen. Sie konstatieren, dass die sportlichen Leistungen von Frauen im Vergleich zu den Männern als geringer zu bewerten seien oder, um es mit den Worten eines Sportjournalisten zu sagen:

„Wenn ich sehe, dass im Basketball Frauen zum Teil Mühe haben, den Ball bis zum Korb zu werfen, oder beim Fußball ich Situationen sehe, der Ball geht ins Tor, und ich wüßte, jeder Kreisklassentorwart hätte den gehalten, ... dann merkt man eben, dass das `ne andere Form des Sportes ist".

Diese Wahrnehmung, die in vielen Sportredaktionen als Standard etabliert ist, orientiert sich an althergebrachten Differenzvorstellungen über das Geschlechterverhältnis: Sport ist „Männersport", und „Frauensport" ist etwas ganz anderes.

11 vgl. Hartmann-Tews/ Rulofs 2003.

„Die Optik muss stimmen"

In einem weiteren Punkt wird deutlich, dass im Sportjournalismus bei der Berichterstattung über Frauen andere oder zumindest zusätzliche Maßstäbe und Regeln gelten, die sich auf die attraktive Optik der Sportlerinnen beziehen:

„Wir zeigen andere Bilder von Frauen, das ist klar, ... Wenn die sekundären Geschlechtsmerkmale sehr deutlich zu sehen sind oder abgebildet sind oder eingesetzt werden, auch auf 'nem Foto, dann ist das ein Kriterium bei der Auswahl. ... Während bei Männern, wir gucken auf die Szene, was passiert da, ist das ein interessantes Bild, toll vom Aufbau, toll von der Bewegung oder toll von der Nachricht, die da vermittelt wird. Bei Frauen ist das ein weiteres Kriterium. Wie sieht das aus? Sieht das geil aus?"

Die Journalisten und Journalistinnen bestätigen die Befunde aus den Inhaltsanalysen: Sportlerinnen erscheinen in den Medien in zweifachem Sinne, als Sportlerinnen und Frauen. Der Sportjournalismus ist anscheinend bei der Informationsauswahl darauf bedacht, diese doppelte Semiotik zu aktualisieren: Allein den sportlichen Erfolg von Frauen darzustellen, reicht nicht aus. Wenn dazu aber eine erotische Komponente in den Bericht und die Bilder integriert werden kann, wird die Sportlerin zum „Eyecatcher" und damit zu einer berichtenswerten Information.
Die Beteiligten in den Sportredaktionen unterscheiden sich allerdings im Grad der Billigung dieser Präsentationsregeln. Für einige Journalisten ist die Darstellung weiblicher Erotik eine journalistische Normalität, vor allem mit Blick auf die Gesetzmäßigkeiten des Boulevardjournalismus. Andere Journalisten und Journalistinnen hingegen wünschen sich, dieses Frauenbild zu verändern, erhalten aber in ihrer Redaktion nicht immer die Chance, sich gegen die sogenannten „Sex sells"-Argumente der Kollegen zu wehren.[12]

Der Einfluss des männlichen Publikums bei der Medienproduktion

Die Orientierung an den Interessen der Leser/innen und Zuschauer/innen ist die handlungsleitende Maxime der journalistischen Arbeit. Da das Publikum der Sportmedien zu einem überwiegenden Teil aus Männern besteht, bemühen sich die Medienmacher/innen ein Angebot zu gestalten, das Männern gefallen könnte. Dazu gehören Berichte über Sportarten mit männlichen Hauptakteuren und der Möglichkeit des kämpferischen und gefährlichen Körpereinsatzes (Fußball, Boxen, Motorsport), aber auch Berichte über Sportlerinnen, die erotisierende Elemente enthalten. Frauen können mit diesen Berichten – das ist den Journalisten und Journalistinnen größtenteils bewusst – nicht als Rezipientinnen gewonnen werden, oder wie ein Journalist es formuliert:

„Wenn mehr Frauen den Sportteil lesen würden als Männer, würd' ich die Anna Kournikova lieber heraus lassen".

Frauen als Publikum der Sportmedien zu gewinnen, hat keine Priorität und ist insbesondere bei kommerziellen Fernsehsendern nicht vorgesehen. Für das private Sportfernsehen hat vielmehr eine Zunahme des männlichen Publikums hohe Relevanz. Dies ergibt sich aus einer marktwirtschaftlichen Logik, da die privaten Sender der Wirtschaft interessante Werbeplätze anbieten müssen, und diese Werbeplätze sind umso wertvoller, je deutlicher sie mit einer homogenen Zielgruppe belegt sind. Konkret heißt dies, dass die Sportsendungen privater Sender auf die Gruppe der 14 bis 49jährigen Männer fixiert sind und diese Gruppe von Rezipienten möglichst ausbauen wollen. Eine Erweiterung der Zielgruppe um Frauen oder andere Altersgruppen kommt nicht in Frage.

---

[12] *vgl. Hartmann-Tews/ Rulofs 2003, 61f.*

Fazit und Ausblick

Das Bild des Sports in den Medien ist in erster Linie ein Männerbild, das von Männern für Männer gemacht wird. Frauen kommen im alltäglichen Mediensport nur am Rande vor und sind auch als Journalistinnen und Rezipientinnen nur in geringem Maße an der massenmedialen Kommunikation von Sport beteiligt. Wenn über Sportlerinnen berichtet wird, geht es neben ihren sportlichen Erfolgen oft zusätzlich um ihre weibliche oder gar erotische Ausstrahlung. Sportlerinnen werden dadurch auf symbolische Weise aus der medialen Realität verdrängt sowie auf stereotype Frauenbilder fixiert.
Diese Befunde des gegenwärtigen Mediensports sind aus gleichstellungspolitischer Sicht nicht akzeptabel.
Um eine Gleichstellung der Geschlechter in den Sportmedien zu bewirken, ist eine Zunahme an Journalistinnen in den Sportredaktionen von Nöten. Ihnen allerdings die Bürde der Veränderung allein zu überlassen, wäre zu kurz gegriffen. Vielmehr erscheint es notwendig, den sportmedialen Produktionsprozess an verschiedenen Stellen zu verändern.
Solange das Sporttreiben von Mädchen und Frauen in den Köpfen der Menschen (und insbesondere der Redakteure und Redakteurinnen) als eine „andere Form des Sports" verhaftet ist, ist eine grundlegende Änderung der Sportberichterstattung nicht zu erwarten. Somit ist zentral, die Sportredaktionen dafür zu sensibilisieren, dass die Leistungen von Sportlerinnen den gleichen gesellschaftlichen und sportlichen Stellenwert haben wie die von Sportlern. Im Rahmen der Aktionswochen der kommunalen Gleichstellungsbeauftragten könnten beispielsweise die lokalen Sportredaktionen zu einer kontinuierlichen Selbstbeobachtung hinsichtlich der Darstellung von Sportlerinnen in ihrer Berichterstattung animiert werden, so dass sie zukünftig Frauen verstärkt als Akteurinnen und Rezipientinnen der Sportberichterstattung berücksichtigen.

Medienunternehmen folgen allerdings nicht in erster Linie gleichstellungspolitischen Handlungsmaximen, sondern unterliegen vor allem marktwirtschaftlichen Mechanismen. Eine weitere Chance für Veränderung sollte daher genutzt werden. Diese Chance liegt im Potenzial der Rezipientinnen: Wenn Frauen sich als Leserinnen und Zuschauerinnen in das Mediensystem einschalten und ihre Interessen deutlich(er) artikulieren, werden die Sportmedien zunehmend Frauen als Zielgruppe ernst nehmen. Dass hier Entwicklung möglich ist, zeigen die jüngsten Zahlen zum Publikumsinteresse an großen Fußballmeisterschaften. Während sich Frauen früher nur geringfügig für solche Medienereignisse interessierten, begeistern sich heute 51% der Frauen (und 52% der Männer) für Fußballübertragungen.[13] Es bleibt abzuwarten, ob sich Frauen in gleicher Weise für die Übertragung von Wettkämpfen der Sportlerinnen begeistern werden. Auch hier bieten sich Aktionen im Rahmen der Gleichstellungsarbeit an, indem beispielsweise Frauen den lokalen Sportredaktionen aufzeigen, über welche Sportarten und Sportlerinnen sie gerne mehr in ihrer Lokalzeitung lesen würden.

Schließlich liegt ein Veränderungspotenzial auch bei den Sportlerinnen selbst. Sie erhalten durch ihre Leistungen und internationalen Erfolge Wertschätzung, seltener aber finanzielle Unterstützung für ihr sportliches Engagement. Vor dem Hintergrund des hier beschriebenen Wirkungszusammenhangs der sportjournalistischen Nachrichtenproduktion erscheint es plausibel, dass sich manche von ihnen dazu entscheiden, ihre erotische Ausstrahlung zu vermarkten, um eine höhere und entsprechend auffällige Medienpräsenz zu erlangen. Es ist ihnen und ihrem Umfeld aus Managern und Medienberatern aber zu wünschen, dass sie den Mut haben, sich von diesem stereotypen Frauenbild zu distanzieren und sich auf andere Stärken ihrer Persönlichkeit und des sportlichen Vermögens zu verlassen.

---

[13] *Repräsentative Emnid-Umfrage anlässlich der Fußballeuropameisterschaft 2004.*

Literatur

Gebauer, Gunter *(1973). „Leistung" als Aktion und Präsentation, in Lenk H.; S. Moser; E. Beyer (Hrsg.), Philosophie des Sports, Karl Hofmann, Schorndorf, 42 – 66*

Rulofs, Bettina *(2003). Konstruktion von Geschlechterdifferenzen in der Sportpresse? Eine Analyse der Presseberichte zur Leichtathletik-WM 1999, Afra, Butzbach-Griedel*

Hartmann-Tews, Ilse und Rulofs, Bettina *(2003). Sport in den Medien – ein Feld semiotischer Markierung von Geschlecht?, in Hartmann-Tews, I.; P. Gieß-Stüber; M.-L. Klein; C. Kleindienst-Cachay; K. Petry, Soziale Konstruktion von Geschlecht im Sport, Leske + Budrich, Opladen, 30 – 69*

Hartmann-Tews, Ilse und Rulofs, Bettina *(2002). Die Bedeutung von Geschlechterkonstruktionen in der Sportberichterstattung, in Schwier, J. (Hrsg.), Mediensport – Ein einführendes Handbuch, Schneider Verlag, Hohengehren, 125 – 150*

Kuhlen, Markus und Neumann, Martin *(2002). Die Präsentation von Sportlerinnen und Sportlern in Sportnachrichten-Sendungen des deutschen Fernsehens. Diplomarbeit, Deutsche Sporthochschule, Köln*

Lünenborg, Margret *(1997). Journalistinnen in Europa – Eine international vergleichende Analyse zum Gendering im sozialen System Journalismus, Westdeutscher Verlag, Opladen*

Prockl, Katharina *(2004). Sportjournalistinnen auf der Überholspur? Eine Befragung von Sportjournalistinnen des deutschen Fernsehens, Diplomarbeit, Deutsche Sporthochschule, Köln*

Schauerte, Thorsten *(2001). Komparative Studie zum Sportmediennutzungsverhalten in Unter-, Mittel- und Oberzentren, Dissertation, Justus-Liebig-Universität, Gießen.*

Birgit Schulte

„Ich sehe mich, also bin ich"[1]

Selbstportraits von Künstlerinnen im 20. und 21. Jahrhundert

"I become my art – my art becomes me"
Hannah Wilke

„Ich sehe mich." Lange Zeit war dieser Satz für Künstlerinnen alles andere als selbstverständlich. Seit Jahrhunderten existiert zwar allgegenwärtig die ‚Frau als Bild', in der Kunst wie heute in der Werbung. Doch diese ‚Frau als Bild' wurde stets gesehen und geschildert von männlichen Künstlern, die ihre Ideale, Vorstellungen und Phantasien auf diese Frau projiziert und sie somit zu ihrem Geschöpf gemacht hatten. Die Zuschreibungen an die Frau umfaßten eine weite Palette positiver wie negativer Eigenschaften, von der Heiligen bis zur Hure. Mit Vorliebe wurde sie genutzt sowie gemalt als Muse. „Gerade die klassischen Aufteilungen in Maler und Modell, in ein männliches Subjekt des Blicks und die zum Objekt gemachte Frau, in die sich selbst gegebene weibliche Natur und den kulturschaffenden männlichen Künstler zeigen aber ein Spannungsfeld auf, in dem die Geschlechterstereotypen sich zwar gegenseitig bedingen, aber nicht in der Figur der Künstlerin miteinander vereinbaren lassen. Die angeführten Grundmuster und die damit verbundene Feststellung, dass Entwürfe weiblicher Identität, weiblicher Kreativität oder allgemein von Weiblichkeit in Abhängigkeit von vorgängigen Modellen entstehen, werfen also brisante Fragen für Künstlerinnen nach den Möglichkeiten und Grenzen der eigenen Subjektsetzung auf."[2]

Aus den Zuschreibungen und Stereotypisierungen resultiert für die real existierende Frau nicht selten das Dilemma, dass die Charaktere der Bilderfindungen männlicher Autoren auf sie zurückgespiegelt werden und sie diese unfreiwillig, wie eine Zwangsjacke oder eine Maske tragen muß. Wenn sich Künstlerinnen auf die bildliche Suche nach ihrem eigenen, authentischen Ich begeben, müssen sie die ihnen übergestülpte Maskierung zunächst abstreifen. Einigen, wenigen Künstlerinnen gelang dies bereits vor dem 20. Jahrhundert: Sofonisba Anguissola, Katharina van Hemessen, Judith Leyster, Artemisia Gentileschi, Rosalba Carriera, Anna Dorothea Therbusch, Angelika Kauffmann, Elisabeth Vigée-le Brun, Clara von Rappard oder Marie Bashkirtseff, die zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert lebten, hinterließen herausragende, aussagekräftige Selbstbildnisse.

Die bildliche Selbstdarstellung basiert auf intensiver Selbstbeobachtung und Selbsterforschung und fordert die Auseinandersetzung mit grundlegenden Fragen: „Wieviel Realismus lasse ich einfließen?" - „Welches Ideal strebe ich an?" - "Was möchte ich von mir preisgeben?" Wie Künstlerinnen seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts, nachdem sie ihre Akademiezulassung erstritten hatten, mit den alten Vor- und Rollenbildern umgingen, um für sich jeweils gültige Identitätsmodelle zu finden, demonstriert eine paradigmatische Bilderreihe durch die letzten einhundert Jahre.

Käthe Kollwitz (1867-1945) war im 20. Jahrhundert eine der Vorreiterinnen der aufrichtigen Selbstbeobachtung und der intensiven Suche nach der Authentizität des Selbstbildes. So regelmäßig, wie Käthe Kollwitz Tagebuch schrieb, so regelmäßig und genau studierte sie sich selbst, insbesondere ihr Gesicht. Ihren wenigen ganzfigurigen Selbstbildern stehen auffällig viele Bilder gegenüber, in

---

1 *"Je me vois, donc je suis." – Claude Cahun.*

2 *Barbara U. Schmidt: Josephine Beuys? - Nein danke. Zum Umgang mit Identitätsmodellen in den Arbeiten von Cindy Sherman und Miriam Cahn, in: Marta Reichenberger (Hrsg.): Wer hat Angst vor Josephine Beuys? Rahmenbedingungen zur Arbeit von Künstlerinnen, Köln 1995, S. 132-143, ebd. S. 132.*

denen sie die Selbstdarstellung auf ihren Kopf beschränkt. Kollwitz sah und beschrieb sich en face, im Profil oder Dreiviertelprofil. Manchmal bilden Arm und Hand einen Rahmen für ihr Gesicht, eine sparsame Gestik deutet eine seelische Stimmung an. Prüfend, fragend, grübelnd, nachdenklich, selten lachend, manchmal kritisch fixierend, immer sachlich registrierend, hielt die Künstlerin kontinuierlich und konsequent ihr Abbild fest. Die Spuren ihres Lebens, mit seinen Entwicklungen und Wandlungen, manifestieren sich in ihrem ausdrucksvollen Gesicht.

Käthe Kollwitz: Selbstbildnis im Dreiviertelprofil nach links, 1908, Kreide, Kohle, 40,5x31,1 cm; Graphische Sammlung Albertina, Wien

Käthe Kollwitz ging schonungslos mit sich selbst um, sie schönte und idealisierte sich nicht, so dass aus ihrem Gesicht Ehrlichkeit und Offenheit sprechen, die die Betrachtenden berühren und fesseln. Warum die Künstlerin ihre Selbstbilder auf ihren Kopf focussierte, der ja auch ein Körperfragment ist, kann verschiedene Gründe haben: auf der symbolischen Ebene bedeutet die Reduktion einer Darstellung des Menschen auf seinen Kopf, unter Vernachlässigung des körperlichen Aspektes, eine Betonung des geistigen und kreativen Prinzips, dessen Sitz das Haupt ist. Im groß gesehenen Gesicht können zudem die Möglichkeiten psychologischer Differenzierung ausgereizt werden. Schließlich erzeugt, auf der psychologischen Wirkungsebene, die Direktheit des Blickes eine unmittelbare Nähe zu dem betrachtenden Gegenüber. Und letztlich verleiht der Verzicht auf ein Ambiente dem Selbstbild eine Zeitlosigkeit. Diese Überzeitlichkeit übt auf spätere Generationen eine unverminderte Wirkung aus. Kollwitz' Selbstbilder sind nicht nur Spiegel ihrer Persönlichkeit, sondern darüber hinaus allgemeingültige Spiegel des Lebens und der dramatischen Zeitgeschichte, in die ihre künstlerische Existenz eingebunden war. In Bezug auf ihre Schonungslosigkeit im Umgang mit sich selbst und in ihrer psychischen Intensität, werden die Selbstportraits der Künstlerin häufig mit denen Rembrandts verglichen und auf diese Weise in eine von männlichen Künstlern geprägte Traditionslinie eingereiht.

Kollwitz' frühverstorbene Künstlerkollegin Paula Modersohn-Becker (1876-1907) hinterließ ein eigenständiges Œuvre, das ihre Anerkennung als Wegbereiterin der Moderne begründete. Zahlreiche Selbstbildnisse dokumentieren ihre Auseinandersetzung mit sich selbst. Das Moment des Suchenden und Fragenden ist die Kernaussage all ihrer Selbstbetrachtungen. Ein Schlüsselbild schuf sie in ihrem dreißigsten Lebensjahr, das sie sich als Ziel gesteckt hatte, um in der Kunst die ihr gemäße Sprache und persönlich zu sich selbst zu finden. In einem ungewöhnlichen Selbstbildnis zog sie Bilanz. Zu einer Zeit, als dies noch außerordentlich skandalträchtig war, portraitierte sich die 30jährige Malerin als Halbakt. Nackt, nur mit einem Tuch um die Hüften, stellte sie sich im Mai 1906 selbst als Schwangere dar, was damals nicht den Tatsachen entsprach. Ihr Dekolleté ist durch eine Bernsteinkette betont, ihre Arme umfassen den gewölbten Bauch. „Dies malte ich mit 30 Jahren an meinem 6. Hochzeitstage," lautet die ausführliche Inschrift. Nachdenklich blickt die Künstlerin mit geneigtem Kopf auf ihr Spiegelbild. Im skeptischen Blick aus den großen ausdrucksvollen Augen manifestiert sich ihre Selbstbefragung.

Paula Modersohn-Becker: Selbstbildnis am 6. Hochzeitstag, 1906; Öltempera/ Pappe; Kunstsammlungen Böttcherstraße, Paula Modersohn-Becker Museum, Bremen

Die Bildaussage läßt sich nicht eindeutig entschlüsseln. Paula Modersohn-Becker „konfrontiert sich mit ihrem eigenen Bild als Schwangere - eine Existenz, die sie gleichzeitig herbeigesehnt und verworfen hat - um

ihre gesonderte Identität als Künstlerin aufrechtzuerhalten."[3] Doch ihre Schwangerschaft ist sinnbildlich zu verstehen, noch verzichtete sie auf ein Kind, um ihre künstlerische Existenz nicht aufs Spiel zu setzen.[4] Paula Modersohn-Beckers sogenanntes „Hochzeitsbild" dokumentiert eine dramatische Ausnahmesituation: das persönliche Dilemma der Künstlerin, ihre Zerrissenheit zwischen dem übermächtigen Wunsch nach uneingeschränkter Selbstverwirklichung auf der einen und dem verdrängten Kinderwunsch auf der anderen Seite, der sich aus ihren Briefen und Tagebuchnotizen herauslesen läßt und in den zahlreichen Bildern von Müttern mit Kindern seinen Niederschlag fand. Am Ende empfand sie völlige Ratlosigkeit.[5] Ihre nachdenkliche Selbstbefragung und Unentschiedenheit manifestieren sich in dem skeptischen Blick in den Spiegel, auf ihr verschattetes Gesicht und den lichtbeschienenen Leib. Der Spiegel reflektiert ihre Unsicherheit im Umgang mit der Selbstbestimmung über den eigenen Körper, einen „Schwebezustand" zwischen Subjekt- und Objektposition.[6] Das Selbstbildnis der Künstlerin als Halbakt ist ein authentischer Ausdruck des Zweifels und zudem eine Auseinandersetzung mit den Rollen, die männliche Künstler der Frau bis dato „auf den Leib gemalt" hatten.[7]

Marianne Werefkin (1860-1938) ist eher als Lebensgefährtin und Mentorin von Alexej Jawlensky bekannt ist, denn als Malerin. Dies liegt nicht zuletzt darin begründet, dass die Künstlerin rund ein Jahrzehnt auf die eigene Kunstausübung verzichtete, um sich völlig der Förderung ihres Partners zu widmen. Im Jahr 1901 begann die 40jährige schließlich, nach langer Abstinenz, wieder intensiv zu malen und schuf Gemälde in leuchtenden, vitalen Farbklängen.[8] Im gleichen Jahr eröffnete sie einen neuen Abschnitt ihrer Tagebücher mit dem Titel „Lettres à un inconnu" – „Briefe an einen Unbekannten", in denen sie in Briefform Zwiesprache mit sich selbst, mit einem fiktiven Alter Ego hielt. Der „Unbekannte" war nach eigener Aussage ihr höheres Ich, das sie antrieb, ihr Genius. In einer Kombination aus Tagebuch, privater Kunstphilosophie und visionären dichterischen Passagen dokumentiert sich ihr Prozeß der Selbsterkenntnis: „Ich schaffe mir ganz bewußt Illusionen und Träume. Darin bin ich Künstler. (...) Ich bin mehr Mann als Frau. Allein das Bedürfnis zu gefallen und das Mitleid machen mich zur Frau. Ich bin nicht Mann, ich bin nicht Frau, ich bin Ich."[9]

Marianne von Werefkin: Selbstbildnis I, um 1910, Tempera auf Papier, 51 x 34 cm; Städtische Galerie im Lenbachhaus München

Dieser Prozeß kulminierte 1910 in einer Selbstdarstellung von ungeheurer Vitalität und Heftigkeit. Werefkins extravaganter Einsatz der Farbe, die Verwendung disharmonischer Kontraste bestimmen ihr magisch anmutendes „Selbstbildnis I". „Wenn sie Augen und Mund, das Visuelle und Verbale, durch einheitliche rote Farbgebung betont, kann dies wohl

---

[3] *Rosemary Betterton: Die Darstellung des Mütterlichen. Der weibliche Akt im Werk deutscher Künstlerinnen um die Jahrhundertwende, in: Ausstellungskatalog: Profession ohne Tradition, Berlin 1992, S. 89-102, ebd. S. 97.*

[4] *Mit Sicherheit ist es nicht einfach nur "der gemalte Schrei nach dem Kinde", wie der Kunsthistoriker Richard Hamann mit Blick auf die Biographie eher abfällig konstatierte. - Zit. nach: Renate Berger: Malerinnen auf dem Weg ins 20. Jahrhundert. Kunstgeschichte als Sozialgeschichte, Köln 21986, S. 277. - Voller Empörung lehnten viele das provozierende Selbstportrait als peinlich und geschmacklos ab. Nie zuvor hatte sich eine Künstlerin so dargestellt.*

[5] *"Ich fühle nicht, welches mein richtiger Weg ist." - Brief an Otto Modersohn vom 9.9.1906; zit. nach: Paula Modersohn-Becker in Briefen und Tagebüchern, hrsg. von Günter Busch und Liselotte von Reinken, Frankfurt a. M. 1979.*

[6] *Betterton, a.a.O..*

[7] *Salean A. Maiwald: Von Frauen enthüllt. Aktdarstellungen durch Künstlerinnen vom Mittelalter bis zur Gegenwart, Berlin 1999, S. 110.*

[8] *Marianne Werefkin: "... in ein paar Monaten hatte ich den Weg gefunden, den ich jetzt gehe." Zit. nach: Bernd Fäthke: Marianne Werefkin und ihr Einfluß auf den Blauen Reiter, in: Ausstellungskatalog: Marianne Werefkin. Gemälde und Skizzen, Wiesbaden 1980, S. 14.*

[9] *"Lettres à un inconnu", 3. und letztes Buch, 1905.*

als Hinweis auf ihre – sich selbst zugeschriebene - Eigenschaft als Seherin und Verkünderin aufgefaßt werden."[10] Der aggressive, von Intensität und Unruhe geprägte Charakter ihrer Selbstdarstellung zeugt von ihrem Temperament und ihrer faszinierenden Ausstrahlungskraft. Gleichzeitig wirkt die nahezu furchteinflößende Unnahbarkeit wie eine undurchdringliche Maske als Schutz vor Verletzungen, wie sie sie in der Beziehung zu ihrem Protegé Jawlensky wiederholt erfahren mußte.

Fast zur gleichen Zeit wie Werefkins expressive Selbstdarstellung, um 1908/09, entstand das große „Selbstbildnis vor der Staffelei" von Gabriele Münter (1877-1962). Zwar diente dieses größte ihrer Selbstportraits der Bekundung ihres Berufs als Malerin. Doch in seltsamem Gegensatz hierzu steht die eher unpassende Kleidung. Der riesige, mit Blumen beladene gelbe Hut, dessen Reflexe auf Stirn und Kinn aufscheinen, deutet einen gewissen Zwang zur Konvention an, indem er, zusammen mit dem elegant über die Schulter drapierten Tuch und dem auffälligen roten Schmuckstein, nachdrücklich einen gehobenen gesellschaftlichen Status anzeigt. Münters Blick unter der breiten Krempe wirkt angespannt. In ihrer bescheidenen Art stellte sich die Malerin lebenslänglich selbst in den Schatten ihres Lebensgefährten Kandinsky. Überdies besaß sie eine nur schwer zu überwindende Scheu vor gesellschaftlichen Auftritten. So radikal Gabriele Münter in ihrer Malerei war, so unaufdringlich, zurückhaltend und bisweilen unsicher trat sie selbst auf. Ihre mutige Kompromißlosigkeit begründete ihre häufige Einsamkeit, und sie zog sich als Person hinter ihre Bilder zurück.

Gabriele Münter: Selbstbildnis, um 1909/10, Öl auf Pappe, 49 x 33,7 cm; Fondanzione Thyssen-Bornemisza, Lugano

Die Spiegelfunktion der Frau für ihren Schöpfer oder Betrachter stellt die Fotografin Florence Henri (1893-1982) in Frage. In ihrem Selbstportrait arrangiert sie eine narzistische Selbstspiegelung mit ironischem Akzent. Die Künstlerin verweigert sich als Frau im Bild dem direkten Blick, indem nur ihr Spiegelbild sichtbar ist. Die beiden, ihr gegenüber liegenden, spiegelnden Kugeln existieren dagegen jeweils doppelt, sowohl vor dem Spiegel als auch im Spiegel. Ihnen schreibt die Künstlerin die Stellvertreterfunktion für die weiblichen Brüste zu. Doch die kugeligen Körper sind nicht das erhoffte Objekt des Begehrens, sondern lassen es höchstens assoziieren und verweigern sich somit der Erwartungshaltung.

Florence Henri: Selbstportrait, 1928, 39,3 x 25,5 cm; Kunstbibliothek Preußischer Kulturbesitz, Berlin

Wie Florence Henri versuchen viele Künstlerinnen, zu sich selbst beziehungsweise ihrem Bild ein neues Verhältnis zu gewinnen. Die Nutzung des Mediums Spiegel ist eine mögliche Strategie: „Das Verhältnis der Frau zu sich läßt sich zeigen am Spiegel. Der Spiegel, das sind die ... vorweggenommenen Blicke der Anderen. (...) Es kommen die Schreckensmomente, wo die Frau sich im Spiegel sucht und nicht mehr findet. Das Spiegelbild ist irgendwohin verschwunden, der Blick des Mannes gibt es ihr nicht zurück."[11] Eine Möglichkeit der Selbstfindung ist für die Künstlerin die Verdoppelung, die Vervielfachung, um auf diese Weise eine Andere werden zu können. Hierbei geht es nicht um die narzistische Identifikation mit dem fremdbestimmten, idealisierten Spiegelbild, sondern die bildliche Verdoppelung ermöglicht es, zu sich selbst eine Beziehung aufzunehmen.

---

[10] *Renate Berger: Malerinnen auf dem Weg ins 20. Jahrhundert. Kunstgeschichte als Sozialgeschichte, Köln 1986, S. 255f.*

[11] *Elisabeth Lenk: Die sich selbst verdoppelnde Frau, in: Frauen, Kunst, Kulturgeschichte. Ästhetik und Kommunikation, Heft 25, Berlin 1976, S. 84. - Vgl. auch.: Silvia Eiblmayr: Die Frau als Bild. Der weibliche Körper in der Kunst des 20. Jahrhunderts, Berlin 1993. S. 151f.*

Das „Selbstportrait" der surrealistischen Künstlerin Claude Cahun (alias Lucy Schwob, 1894-1954) ist ein raffiniertes Spiel mit den Positionen von Subjekt und Objekt. Sie selbst plaziert sich hinter ihre Doppelgängerin, die sie mit diversen Signaturen der Weiblichkeit versehen hat: Blüten auf der Wange des Puppenkopfes und eine Kopfbedeckung aus Hortensien kennzeichnen die naturalisierte Frau, Spitzenkragen und Samtcape stehen für bürgerliche Eleganz. Doch das Gewand ist nur eine leere Hülle. Den weiblichen Körper ersetzt ein Kleiderständer. Ihren eigenen Körper verhüllt die Künstlerin durch einen schlichten Umhang. Ihre Augen hält sie geschlossen, um dem Zwang zur Spiegelung des Betrachterblickes zu entgehen. Den zurückspiegelnden Blick der Frau überträgt sie auf ihre den Blick bannende Puppe, die statt ihrer die Spiegelfunktion einnehmen und als Projektionsfläche dienen kann. Mit ihrer Doppelung als Selbst und als Puppe, ironisiert Cahun schließlich auch die Konzeptionen männlicher Künstler, die zwischen sich als Vertreter des kreativen und geistigen Prinzips und der Frau als Körper und Materie trennen.

Claude Cahun: Selbstportrait, 1939, Fotografie, 10,5 x 8 cm; Slg. Jersey Museums Service, Jersey

Eine Künstlerin des 20. Jahrhunderts, die sich Zeit ihres Lebens fast ausschließlich auf ihr Selbstbild konzentrierte, ist Frida Kahlo (1907-1954). Die Dramatik ihres Schicksals, geprägt durch die konfliktreiche Beziehung zu dem Maler Diego Rivera und ihre schweren, lebenslänglichen gesundheitlichen Beeinträchtigungen, flossen in ihre Bilder ein. Eine Kinderlähmung 1913 und ein schwerer Unfall 1925 verursachten chronische Schmerzen und die Künstlerin musste sich zahlreichen Wirbelsäulenoperationen unterziehen, die jedoch keine Linderung brachten. Ein Dokument ihres Leidens stellt das Selbstportrait mit dem Titel „Die gebrochene Säule" aus dem Jahr 1944 dar. Nachdem die Ärzte der schmerzgeplagten Frau ein Stahlkorsett zur Stärkung ihres geschwächten Rückens verordnet hatten, schilderte sie sich selbst als Halbakt. In ihrem in der Längsachse aufgerissenen Oberkörper wird vor blutrotem Grund eine zerbrochene ionische Säule sichtbar, die das verletzte Rückgrat versinnbildlicht. Zusammengehalten werden beide Körperhälften nur durch das starke, steife, einengende Korsett. Über die erstarrte Maske ihres Gesichtes mit den typischen, gefiederten, vogelschwingengleichen Brauen, laufen Tränen, während die Künstlerin aus ihren ausdrucksvollen dunklen Augen unverwandt auf den Betrachter schaut. Die zahllosen spitzen Nägel, die sich brutal in ihr Fleisch bohren, symbolisieren die unaufhörlichen stechenden Schmerzen. Die senkrechte, klaffende Wunde ihres Körpers wird aufgegriffen in den dunklen Furchen der vegetationslosen Einöde, welche die Einsamkeit und auch die Unfruchtbarkeit der Leidgeprüften unterstreicht. Frida Kahlo bezog sich für ihr Selbstbildnis auf die christliche Märtyrerikonographie, wobei die Durchbohrung ihres Fleisches an den von Pfeilen durchbohrten heiligen Sebastian gemahnt. Auch das weiße Lendentuch ist Bestandteil der christlichen Bildsprache. Eine derartige Überhöhung des eigenen Leidens, unter enger Bezugnahme auf die christliche Bildtradition, war neu in der Bildsprache der Selbstdarstellung von Künstlerinnen. Männliche Künstler – von Albrecht Dürer im 16. bis James Ensor im 19. oder Oskar Kokoschka im 20. Jahrhundert - besaßen seit jeher weniger Skrupel in der Aneignung von Bildsymbolen aus dem christlichen Fundus, in Verbindung mit einer Märtyrer- oder gar Christusidentifikation. Bei Frida Kahlo mündete die Konfrontation mit dem Selbst und seinem dramatischen Schicksal in eine weniger pathetisch übersteigerte, denn schonungslos wahrhaftige Wiedergabe der existentiellen Bedrohung. Hierbei legte sie sowohl ihr Äußeres als auch ihr Innerstes bloß.

Frida Kahlo: Die gebrochene Säule, 1944, Öl auf Leinwand, auf Hartfaser montiert, 40 x 30,7 cm; Slg. Dolores Olmedo, Mexico-Stadt

Die Bezugnahme von Künstlerinnen auf die tradierte Bild- und Symbolsprache setzte sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts fort. Insbesondere der Verweis auf matriarchale Mythen diente für viele Frauen seit den frauenbewegten 70er Jahren zur Selbstvergewisserung einer eigenen, historisch bedeutsamen Vergangenheit, die sie aus ihrer Geschichtslosigkeit im Rahmen der patriarchalen Überlieferungen herausholen sollte. Eine Protagonistin auf diesem Feld war die Performance- und Videokünstlerin Ulrike Rosenbach (*1943). Das Bild der Frau im Kontext unterschiedlicher Kulturen stand im Zentrum ihrer Arbeit der siebziger Jahre, die Rosenbach explizit als „feministische Kunst" definierte. Sie focussierte die Untersuchung von Rollen, Typisierungen und Klischees des Weiblichen - Venus, Madonna, Amazone. Tradierte, patriarchal definierte Frauenbilder wurden bei ihr im wahrsten Sinne des Wortes zur Zielscheibe. In ihrer provozierenden Aktion „Glauben Sie nicht, dass ich eine Amazone bin", verschoß Rosenbach 1975 in der Rolle der Amazone 15 Pfeile auf eine Reproduktion von Stefan Lochners berühmter „Madonna im Rosenhag" (1448). Dass diese Aktion nicht nur als Ausdruck aggressiver Ablehnung begriffen werden sollte, sondern vielmehr als Manifestation einer Bewußtwerdung des inneren Widerspruchs, zwischen Vereinnahmung durch das Rollenbild und gleichzeitiger Verweigerung, belegt die auf die Aktion bezogene Video-Montage: das Antlitz der Madonna überblendet die Künstlerin mit ihrem eigenen Gesicht. Die Verschmelzung des weiblichen Individuums mit dem überlieferten Ur- und Vorbild verdeutlicht die Ambivalenz, anstatt sie zu leugnen. Das überlieferte, mythologisierte, idealisierte und oft klischeebehaftete Frauenbild wird im Hinblick auf seine Gültigkeit in der Gegenwart befragt und der Versuch einer Umdeutung unternommen.

Der intensive Rückbezug auf Vorfahrinnen kann unter Umständen einen Einfluß auf die Formung des eigenen Ich nach sich ziehen. Vergleicht man/frau Marianne Pitzen (*1948), Künstlerin und Direktorin des FrauenMuseums in Bonn, mit den von ihr geschaffenen Parlamentarierinnen der „Neuen Gesellschaft" (seit 1988), so ist eine Verwandtschaft unverkennbar. Die Künstlerin hält Zwiesprache mit ihrem Frauenrat aus Papiermaché, wobei offen bleibt, ob sie die Matronen nach ihrem Bild oder sich selbst nach dem Bild ihrer Matronen geformt hat. Kunst und Leben sind in Werk und Dasein Marianne Pitzens untrennbar miteinander verschmolzen: sie selbst identifiziert sich mit ihren Geschöpfen – oder vice versa. Dabei bezieht sie sich eng auf die Überlieferung matriarchaler Gesellschaftsformen. Ihr eigener Habitus und der ihrer Matronen reanimiert die Aufanischen Matronen eines provinzialrömischen Mutterkultus', die im 2. nachchristlichen Jahrhundert in der Gegend um Bonn verehrt wurden und deren Gestalt auf Weihesteinen überliefert ist. In den gewaltigen Hauben oder Haarkronen der weisen Seherinnen und Ratgeberinnen bündelte sich ihre visionäre Energie. Die verschlungen aufgesteckte, voluminöse Haartracht der Künstlerin verweist darauf, dass sie sich in die traditionsreiche Linie ihrer Ahninnen einreiht, deren magische Eigenschaften geerbt hat und weiterführt. Als Künstlerin und Direktorin des von ihr gegründeten FrauenMuseums entwickelte Pitzen in den achtziger Jahren die Utopie einer durch Frauen gestalteten, neuartigen Stadt- und Lebenswelt. Ihre kritisch-ironische Suche nach Vorbildern gewinnt Gestalt in der Konzeptkünstlerin selbst und in ihren geheimnisvollen Matronen, die nach und nach öffentliche Räume auf der ganzen Welt besetzen.

Marianne Pitzen: Neue Gesellschaft, 1988-2001;
Installation im Karl Ernst Osthaus-Museum Hagen, 1990

Während Marianne Pitzen sich mit ihren Werken gleichsetzt, identifiziert sich die österreichische Malerin Maria Lassnig mit ihrem Werkzeug. Im „Doppelselbstportrait mit Kamera", von 1974, erscheint die Künstlerin zunächst auf dem Bild-im-Bild, so wie sie sich selbst im Spiegel gesehen hat – nämlich seitenverkehrt, wie die Aufschrift auf ihrem Pullover zu erkennen gibt. Während sie stehend, aktiv und aufmerksam mit einer komplizierten Profi-Kamera hantiert, ist der Kopf der mit gekrümmtem Rücken grübelnd Sitzenden davor zum gefalteten Kamerabalgen mutiert. Ihre Augen, das wichtigste Sinnesorgan der Malerin und Filmerin, sind geschlossen und verschattet. Der Blick fällt nicht auf die Welt, sondern geht nach innen. Die zweifache Selbstdarstellung Lassnigs gibt nicht eine Spaltung ihrer Persönlichkeit zu erkennen, sondern die Malerin wählte diese Darstellungsform zur Verdeutlichung der alternativen Aspekte der Wahrnehmung einer Persönlichkeit: der Außen- und der Innensicht. Wie das repräsentative Bild-im-Bild die Künstlerin zeigt, so wird sie von ihren Mitmenschen gesehen. Die Transformation des Kopfes zum Werkzeug auf der ersten Bildebene dagegen zeigt das Innenbild, die eigenen Empfindungen und Seelenzustände, die sich auf der Oberfläche nicht abzeichnen. Außen- und Innenwelt werden miteinander konfrontiert und die verschiedenen, einander ergänzenden Realitäten miteinander verbunden. Lassnig malt sich nicht, wie sie sich im Spiegel sieht, sondern wie sie sich erlebt und kommentiert diese Betrachtungsweise selbst: „Was als Deformierung der Realität erscheint, ist keine, weil die Realität auf einer anderen Ebene, der Gefühlsebene stattfindet."[12] Bei ihrer Selbsterforschung ortet Lassnig Gefühle mittels ihres Körpers, und entsprechend werden die Empfindungen wiederum durch eine spezifische Körpergestalt verbildlicht. Ihre sensible Empfindung für das körperliche Fühlen bezeichnet Lassnig als „bodyawareness" – das Gewahrwerden des eigenen Körpers und seines Ausdrucks.

Maria Lassnig: Doppelselbstportrait mit Kamera, 1974, Öl auf Leinwand, 180 x 177,5 cm; Österreichische Galerie, Wien

Die früh verstorbene, amerikanische Bildhauerin und Performance-Künstlerin Hannah Wilke (1940-1993) rückte in ihrem gesamten Schaffen den eigenen Körper als Projektionsfläche wie als Darstellungsform in den Blickpunkt. In unterschiedlichen Medien – Video, Fotografie und Performance – agierte sie nackt oder nur sparsam verhüllt, wobei sie tradierte Posen des weiblichen Körpers in Kunst und Alltagskultur aufgriff und subversiv wendete. Die provozierend-selbstbewußte Selbstdarstellung als Akt in den 60er und 70er Jahren sowie die schonungslose Dokumentation ihrer Krankheit und ihres Sterbens ab Ende der 80er Jahre bis 1993, sind die beiden diametralen Pole in ihrem Werk. Zwei ‚Performalistische Selbstportraits', zwischen denen knapp zwei Jahrzehnte liegen, zeigen vordergründig denselben Grundgehalt: aggressiv, ironisch und aufreizend bis herausfordernd, entlarvt Wilke Rollen, Posen und Attituden, changiert zwischen passiver Auslieferung an den Blick des Betrachters und aktiver Handlung. Dabei war ihr stets der Aspekt der Herausarbeitung der weiblichen Sinnlichkeit wesentlich, unter gleichzeitiger Betonung des Autonomieanspruches, um aus der Objekthaftigkeit auszubrechen und die Subjektposition zu behaupten. In ihrer Fotoserie von 1974 nahm Hannah Wilke Bezug auf die christliche Märtyrer-Ikonographie. Keuschheit und

[12] *Maria Lassnig: Über das Malen von Körpergefühlen, in: Ausstellungskatalog Maria Lassnig, Klagenfurt 1985, S. 70f.*

Provokation verschmelzen in dieser ambivalenten Selbstdarstellung: ein weißes Lendentuch verhüllt ihre Hüften äußerst sparsam und auch die schamhafte Geste, mit der sie ihre Brüste bedeckt, betont eher die makellose Schönheit ihres Körpers, die durch hochhakige Sandalen noch unterstrichen wird.
Tragischerweise wurde der märtyrergleiche Anspruch, die pathetische Leidenspose, in ihrem späteren Leben sozusagen eingelöst: 1987 wurde Hannah Wilke mit der Diagnose Lymphknotenkrebs konfrontiert. Gleichwohl verfolgte die schwer erkrankte Künstlerin konsequent ihre Selbstdarstellungen weiter. Sie griff die Posen ihrer früheren Auftritte auf, doch unter den dramatisch geänderten Vorzeichen erlischt zunehmend der erotische Aspekt und Schönheitsnormen werden rigoros negiert. In ihrer „Intra-Venus"-Serie, aus der das Selbstportrait von 1992 stammt, entwickelte Hannah Wilke eine völlig neue Körpersprache, einen eindringlichen visuellen Code für die Tabu-Themen Krankheit, Schmerz, Sterben und Tod und versuchte somit, das Unvermittelbare zu vermitteln. Hannah Wilkes Selbstinspektionen, die frühen wie die späten, sind eine authentische und bis heute unübertroffen starke und überzeugende Demonstration weiblichen Selbstbehauptungswillens.

Hannah Wilke: Super-T-Art, Detail, 1974, Performalistisches Selbstportrait, Silbergelatineprint; Scharlatt Family, Los Angeles

Hannah Wilke: Intra-Venus Series # 3, 9. August 1992, Performalistisches Selbstportrait, C-Print; Ronald Feldman Fine Arts, New York

Am Ende des 20. Jahrhunderts und um die Jahrtausendwende steht zunehmend die Analyse und Bearbeitung des medial konstruierten Körper- und Frauenbildes im Zentrum der Selbstbetrachtung. Der Körper wird zum Austragungsort des Kampfes gegen fixe, essentiell-biologistische Definitionen. Schonungslos wird er als Experimentierfeld der Definitionsbemühungen genutzt. Der Körper der Künstlerin wird als Medium der Kunstproduktion eingesetzt (Carolee Schneemann, Joan Jonas), er wird fragmentiert, rekombiniert und focussiert (Annegret Soltau, Hannah Villiger), er wird verletzt (Gina Pane, Marina Abramovic), er wird gemäß historischen und aktuellen Schönheitsidealen chirurgisch umgeformt und zum Artefakt erklärt (Orlan), er wird im Nachvollzug traditionell und medial geprägter Rollenmodelle maskiert und verkleidet (Cindy Sherman), er wird auf Textil gedruckt und zu tragbarer Kleidung umgeschneidert (Alba d'Urbano), er wird instrumentell erweitert (Louise Bourgeois, Charlotte Moorman, Rebecca Horn), sein Inneres wird inspiziert und nach außen gekehrt (Mona Hatoum), er überschreitet Geschlechtergrenzen oder wandelt sein Geschlecht (Judy Chicago, Katharina Sieverding, Lynda Benglis), er wird exhibitionistisch vorgeführt (VALIE EXPORT, Annie Sprinkle, Elke Krystufek, Tracy Emin), er wird durch eine dominante Kultur überschrieben (Shirin Neshat), er verschwindet und hinterläßt Spur und Abdruck (Ana Mendieta, Janine Antoni), er wandelt sich mittels technologiebasierter Medien zu einer Synthese aus Phantasie und Realität (Helen Chadwick, Pipilotti Rist), er wird geklont, multipliziert und neugeschaffen (Mariko Mori), er gibt sich im World wide Web mittels electronic diary weltweit voyeuristischen Blicken preis (Lynn Hershman), er wird mittels Hard- und Software eingescannt, in binären Code verwandelt und re-generiert (Eva Wohlgemuth) und floatet schließlich als entmaterialisierter Cyborg im world wide web, wo er dem Zugriff potentieller UserInnen oder gar HackerInnen ausgesetzt ist.

Nicht nur im 20., sondern auch noch im 21. Jahrhundert streben Künstlerinnen nach autonomen, authentischen und individuellen Selbst- und Frauenbildern. Mittels innovativer, eigenständiger Bildformulierungen ringen sie um eine Aufhebung der alten symbolischen Ordnung. Viele tradierte Bildprägungen mußten und müssen noch immer aufgebrochen werden, um weibliche Autorschaft selbstverständlich werden zu lassen. Besonders der eigene Körper ist das Erkundungsmedium der Möglichkeiten einer Loslösung aus fremdbestimmten Sichtweisen sowie einer Neudefinition weiblicher Identitäten. Die Künstlerin ist gleichzeitig Gegenstand und autonomes Subjekt der Gestaltung. Gerade die experimentelle Arbeit über den weiblichen Körper und insbesondere die Selbstdarstellung als Akt, kann im Hinblick auf die Auflösung überlieferter Zuweisungen eine Möglichkeit der Bearbeitung altüberkommener Muster sein.[13] Mittels der offensiven Thematisierung der problematischen Gespaltenheit zwischen Subjekt- und Objektposition, lassen sich die überlieferten Bilder subversiv wenden. Wenn die Künstlerin gleichzeitig die Inszenierende wie die Inszenierte ist, wenn sie Kunstschaffende und Modell zugleich ist, wenn sie selbst als Handelnde sich widerspiegelt, hat sie die Chance, zur schöpferischen Bildautorin zu werden und dadurch den ausschließlichen Objektstatus zu zerlegen. Künstlerinnen-Selbstbilder demonstrieren Weiblichkeit nicht im Spiegel des männlichen Begehrens, sondern reflektieren die jeweils individuelle Selbstwahrnehmung. Selbstdarstellungen von Künstlerinnen beinhalten eine Repräsentationskritik des herrschenden männlichen Blicks sowie eine Korrektur überlieferter Weiblichkeitsentwürfe. Die allgegenwärtigen Formulierungen der inhaltlich festgelegten Standard-Bild-Frau werden immer wieder neu und anders überschrieben.

Eva Wohlgemuth: Bodyscan, 1997-2000, Stereolithographien, Datenbuch

[13] *Zur Suche der Künstlerinnen nach einer eigenen Bildsprache, vgl.: Sigrun Paas: Und sie sah, daß es gut war: Evas Aufbruch ins dritte Jahrtausend, in: Eva und die Zukunft, Ausstellung Hamburg 1986, S. 33-39. - Zu fotografierten Selbstbildnissen von Künstlerinnen, vgl.: Self. Neue Selbstbildnisse von Frauen. Fotografien, Ausstellungskatalog des FrauenMuseums Bonn 1987. - Zu Mythenprägungen im Zusammenhang mit dem schöpferischen Akt und zu deren Dekonstruktion, vgl. Silke Wenk: Mythen von Autorschaft und Weiblichkeit, in: Mythen von Autorschaft und Weiblichkeit im 20. Jahrhundert, hrsg. von Kathrin Hoffmann-Curtius und Silke Wenk, Marburg 1997, S. 12-29. - Vgl. auch zum Akt als Konstruktion: Silke Wenk: Der öffentliche weibliche Akt: eine Allegorie des Sozialstaates, in: Frauen, Bilder, Männer, Mythen. Kunsthistorische Beiträge, hrsg. von Ilsebill Barta u.a., Berlin 1987, S. 217-238. - Silvia Eiblmayr: Gewalt am Bild - Gewalt im Bild. Zur Inszenierung des weiblichen Körpers in der Kunst des 20. Jahrhun derts, in: Blick-Wechsel. Konstruktionen von Männlichkeit und Weiblichkeit in Kunst und Kunstgeschichte, hrsg. von Ines Lindner u.a., Berlin 1989, S. 337-357, ebd. S. 353.*

Claude Cahun: Que me veux-tu? 1928, Fotografie, 23 x 18 cm; Privatsammlung, Paris

„Que me veux-tu?" - „Was willst Du mir?" fragte 1928 Claude Cahun im Titel einer Fotografie ihr Alter Ego.[14] Was will ihre Doppelgängerin, die sich seitlich ihrem Ohr zuneigt? Verkörpert sie ihre Inspiration? Traditionell wird das inspirierende Moment, von der Antike bis heute, personifiziert durch die weibliche Gestalt der Muse. Doch während ein männlicher Künstler die Muse außerhalb von sich finden oder erzeugen kann, müssen manche Künstlerinnen offenbar eine interne Differenz herstellen, um sich selbst als Muse oder auch als androgynen Genius imaginieren und künstlerisch, das heißt schöpferisch arbeiten zu können.[15] Wie bei dieser per Doppelbelichtung inszenierten, die Geschlechtergegensätze ausschaltenden Selbstimagination von Claude Cahun, ist die Muse allerdings nicht extern zu lokalisieren, sondern läßt sich als eine verinnerlichte deuten.[16] Cahuns dyadisches, zweieiniges Doppel-Selbstportrait problematisiert nicht zuletzt den Zusammenhang zwischen Frau und Bild. Wer ist die Frau, was ist das Bild? Die Selbstdarstellung der Surrealistin Claude Cahun zeigt und fordert die Einheit von beidem, und dies im Sinne einer Authentizität, die der Frau gerecht wird, indem sie mit sich identisch ist. „Que me veux-tu?" von Claude Cahun, entstanden in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts, läßt sich bis heute als Schlüssel- und Wunschbild für die Suche der bildenden Künstlerinnen nach einem authentischen Selbstbild lesen.

---

14 *Vgl.: Peter Weibel: Alias Aliter oder Das Subjekt als Sprachspiel: Claude Cahun – Verschieber, Diktatur der Dyade, in: Ausst.kat.: Claude Cahun, 1997, S. 31-42. Weibel bezeichnet Claude Cahun als „vielleicht die erste Künstlerin der Kunstgeschichte, die über die Identifizierung der Frau durch den Mann triumphiert." (S. 41). - Vgl.: Elizabeth Stuart: Die Muse? Katalog 1995: „In den Arbeiten der Künstlerinnen ... steht das Konzept der Selbsterneuerung durch Transformation im Mittelpunkt. Für sie verwandelt sich die Muse vom sichtbaren Bild in ein unsichtbares Mittel der Verwandlung."*

15 *Vgl.: Elisabeth Bronfen: Nur über ihre Leiche. Tod, Weiblichkeit und Ästhetik, München 1994.*

16 *Das von Cahun entworfene, androgyne Modell kann als Strategie gedeutet werden, die dazu dient, die traditionell weiblich konnotierte Inspirationsquelle nutzen zu können und gleichzeitig den eigenen Genius zu aktivieren. In ihren phantasiereichen, poetischen Selbstinszenierungen führt Cahun den gleichberechtigten Austausch beider Energien vor und konstituiert sich selbstbewußt als komplementäres Subjekt, in dem die fruchtbare Fusion der gegengeschlechtlichen Kräfte erfahrbar ist. - Vgl. auch das kreative Konzept bei Virginia Woolf: Ein Zimmer für sich allein (1928), Frankfurt 1993, S. 113f, S. 119f: „Erst wenn diese Fusion stattfindet, ist der Geist ganz fruchtbar gemacht und kann alle seine Fähigkeiten anwenden." - „Es muß eine Vereinigung der Gegensätze vollzogen werden. (...) ... seinen Geist im Dunkel Hochzeit feiern lassen." – Als Lesbierin wurde Claude Cahun vom heterosexuell orientierten Kreis der Surrealisten abgelehnt. Vgl.: Cottingham, 1997, S: 25f. Eine Lesbierin bedroht die männliche Kontrolle weiblicher Sexualität.*

Birgit Schulte

Der große Unterschied oder kleine Unterschiede?

Nachdenken über eine 'weibliche Ästhetik'

„Männlich oder weiblich ist die erste Unterscheidung, die Sie machen, und Sie sind gewöhnt, diese Unterscheidung mit unbedenklicher Sicherheit zu machen."

Sigmund Freud[1]

Subjekt - Objekt und Geschlecht

Ende des Jahres 1998 wählten 102 Kunstvermittler und -vermittlerinnen aus sieben Ländern die KünstlerIn des Jahres 1998. Die Jury war zu einem Drittel (35:67) mit Frauen besetzt. Initiator dieser Wahl war die „Kunstzeitung", die in einer Auflage von 200.000 Exemplaren kostenlos an Kunst- und Kulturinstitute verteilt wird.[2] Die Redaktion wollte von den Befragten wissen: wer hat am stärksten beeindruckt, wer ist in den vergangenen Monaten am stärksten aufgefallen? Auf Platz 1 landeten mit gleicher Stimmenzahl die Schweizer Videokünstlerin Pipilotti Rist sowie der österreichische Aktionist Hermann Nitsch. Nach einer Begründung für die Nominierung wurden die Jurymitglieder nicht befragt. Möglicherweise geben jedoch die auf der Titelseite der „Kunstzeitung" reproduzierten Fotografien, die repräsentativ Künstlerin und Künstler beziehungsweise jeweils eines ihrer Werke vorstellen, über die Motivation für die Wahl Aufschluß.

Pipilotti Rist wird anhand einer vierteiligen Sequenz ihres Videos „Selbstlos im Lavabad" vorgestellt, in dem sie, wie häufig in ihrer Arbeit, mit vollem Einsatz ihres unbekleideten Körpers agiert. Ihr schönes, ausdrucksvolles, von wasserstoffblondem Haar gerahmtes Gesicht blickt in die Kamera, ihre Arme streckt sie dem Betrachter entgegen, der den Blick auf ihr bloßes Decolleté genießen kann. - Der „Sechs-Tage-Marathon-Orgiastiker"[3] Hermann Nitsch präsentiert sich auf dem Foto vor einer von ihm arrangierten Szenerie, mit wallendem weißen Bart und phantasievoller Kopfbedeckung. Im Hintergrund hantieren weißgewandete blutbefleckte Männer um ein Kreuz, an dem eine nackte junge Frau mit verbunden Augen, flankiert von einem Tierkadaver hängt.

Beide Fotografien heischen Aufmerksamkeit in der Manier einer Sensation, sie befriedigen den Voyeurismus der Betrachter und vielleicht auch Betrachterinnen. Auf beiden Fotografien ist der nackte Körper einer Frau zu sehen. In dem einen Fall handelt es sich bei der nackten Frau um die Künstlerin. Im anderen Fall ist die nackte Frau das Objekt des männlichen Künstlers.

Die Betrachtung dieses Wettbewerbsergebnisses verweist auf einen Kernpunkt im Zusammenhang mit den Zuschreibungen an das Verhältnis von Subjekt - Objekt und Geschlecht: auf das Faktum, dass die Situation von Künstlerinnen und Künstlern sowie die Bewertung ihrer Arbeit, untrennbar mit der Betrachtung und Bewertung von Kunstwerken in Museen, Ausstellungen und anderswo zu tun hat, denn diese spiegeln, deutlich oder auch verdeckt, gesellschaftlich-kulturelle Gegebenheiten und Gepflogenheiten. Daraus erwächst wiederum die Konstruktion von Männer- und Frauenbildern.

---

[1] *Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse, 1933.*
[2] *KUNSTZEITUNG Nr. 27, November 1998, S.1.*
[3] *Karlheinz Schmid: KUNSTZEITUNG-Wahl: Künstler/in des Jahres, in: KUNSTZEITUNG Nr. 27, November 1998, S.1. - Die Szene wurde aufgenommen während der Schloß Prinzendorf-Aktion im Sommer 1998.*

Das Kunsturteil und die Künstlerinnen

Die Wahrnehmung dieser Bilder erfolgt keinesfalls unbeeinflusst. Sie basiert in starkem Maße auf der Einschätzung der Kunstproduktion von Frauen und Männern durch die Kunstkritik und den Kunstmarkt. Es geht um den Stellenwert im viel beschworenen „Betriebssystem Kunst". Allgemein bemisst sich der Ruhm und die Anerkennung von Künstlern und Künstlerinnen an ihrer öffentlichen Präsenz: an dem Grad, inwieweit ihr Werk in der Kunstliteratur, in Fachzeitschriften und Zeitungen, in Ausstellungen und im Kunsthandel vorgestellt wird. Dahinter stehen wiederum Personen, die mit ihrem persönlichen Urteil die Präsenz wesentlich beeinflussen: AusstellungsmacherInnen, KunsthistorikerInnen, KunstkritikerInnen, KunsthändlerInnen. Selbst wenn diese den Anspruch auf wissenschaftliche Objektivität vertreten, Neutralität gibt es in der Kunstbeurteilung nicht. „Denn sogenannte rein ästhetische Kriterien," so Ruth Klüger, „können auch ein Alibi sein, das einer vorherrschenden Lebensanschauung dient, zum Beispiel der männlichen, indem sie Inhalte, unter dem Deckmantel der künstlerischen Allgemeingültigkeit, einer weiteren Debatte einfach entziehen."[4] Das Kunsturteil ist immer soziologisch, psychologisch und ideologisch unterwandert und geprägt von den gerade aktuellen ästhetischen Vorstellungen und Kunstströmungen. „Kunstgeschichte ist immer auch Ideologie-Geschichte,"[5] und Künstlerinnen (wie auch Künstler) unterlagen stets und unterliegen noch heute geschlechterideologischen Vorstellungen, nach denen ihre Arbeitsweise und ihr Werk beurteilt wird. Bewusst ist dieses Faktum nur sehr Wenigen. Den Weg zu dieser Erkenntnis ebnete die feministische Kunstwissenschaft, insbesondere die Gender-Forschung, deren Voraussetzung ein stufenweiser Forschungs- und Erkenntnisprozeß über den Zusammenhang von Geschlecht und Kultur respektive Kunst war.

Die Frauen in den Bildern

Insofern ist das Ergebnis der eingangs geschilderten KünstlerInnenwahl nicht überraschend, bestätigt die Mehrheitsentscheidung der Fachmänner und -frauen doch althergebrachte Klischees des Männlichen und des Weiblichen im Kontext der Diskussion um die bildende Kunst. Diese Klischees werden brillant erhellt durch ein Statement, welches ein Schlaglicht auf Ursache und Wirkung der unterschiedlichen Wahrnehmung und Bewertung der Arbeit und der Persönlichkeit von Künstlerinnen und Künstlern wirft. Dieses Statement, das Ende der achtziger Jahre publik wurde, lautete: „Müssen Frauen nackt sein, um ins Metropolitan Museum zu kommen? Weniger als 5 % der Künstler in der Abteilung Moderne Kunst sind Frauen, aber 85 % der Nackten sind weiblich." Dies fragten auf riesigen Plakatwänden in New York die feministisch agierenden Guerrilla Girls, die sich selbst als das 'Gewissen der Kunstwelt' bezeichneten. Ihre Frage läßt sich unschwer beantworten. Das Bild des nackten Körpers, vorwiegend des Frauenkörpers, ist eines der beliebtesten Motive der Kunst seit der Antike und in jeder Museumssammlung überproportional vertreten.

Mit ihrer Feststellung konstatierten die Guerilla Girls eine 'nackte Tatsache', die einen brisanten 'kleinen Unterschied' ins Visier nimmt. Dieser kleine Unterschied läßt sich zum einen bei Männern und Frauen als Bildgegenstand beobachten und zum anderen in der Realität, konkret: in Bezug auf das statistische Verhältnis von Künstlerinnen und Künstlern. Während die Frauenquote, bezogen auf die Nackten in Bildern beziehungsweise in Kunstwerken, überdurchschnittlich hoch ist, liegt sie bei den Tatsachen, welche die real existierende Kunstszene betreffen, erheblich niedriger. Es besteht ein eklatanter Gegensatz zwischen den öffentlich wahrnehmbaren Quoten der Frauen und Männer im Bild, das heißt als Bildgegenstand, und denen der Frauen und Männer als Produzenten und Pro-

---

[4] *Ruth Klüger: Frauen lesen anders, in: DIE ZEIT, Nr. 48, 25.11.1994, S. 54.*

[5] *Vgl.: Das Verborgene Museum. Dokumentation der Kunst von Frauen in Berliner öffentlichen Sammlungen. Ausstellungskatalog, hg. von der Neuen Gesellschaft für Bildende Kunst, Berlin 1987, S. 7.*

duzentinnen der Bilder. Es herrscht also in vielen Fällen ein umgekehrt proportionales Verhältnis zwischen Realität und Darstellung, zwischen Fakten und Fiktionen, oder vereinfacht auf den Punkt gebracht: zwischen Subjekt – meist männlich - (sprich: Kunstschaffenden) und Objekt – meist weiblich - (sprich: in der Kunst Verarbeiteten).

Die Künstlerinnen und die Quote

In den vergangenen zwei Jahrzehnten erlebten im Ausstellungsbetrieb Projekte zum Thema 'Frau' sowie zum 'Verhältnis der Geschlechter' eine Blüte, nicht nur im Bereich der Kunst, sondern auch in der Kulturgeschichte. Im Überblick lässt sich konstatieren, dass einerseits das Bild des Mannes als singuläres Thema nur äußerst selten auf dem Programm steht, andererseits das Bild der Frau als der „anderen Spezies" offensichtlich bevorzugt einer eigenen Betrachtung wert ist.[6] Das Männerbild hingegen vertritt allgemein das Bild des Menschen, da der Mann den universalen Anspruch repräsentiert.

„In den Strukturen des Kunstmarktes findet die gesellschaftliche Norm, dass das Männliche das Allgemein-Menschliche und das Allgemein-Menschliche das Männliche sei, eine besonders scharfe Ausprägung."[7] In konventionellen Museen und temporären Ausstellungen wird der Unterschied der Geschlechter nicht beziehungsweise nicht kritisch thematisiert und repräsentiert. Zwar tritt das Museum mit dem Anspruch geschlechtsneutraler Allgemeingültigkeit auf, doch sind Frauen in der Regel als Subjekte abwesend, während gleichzeitig Weiblichkeit im Objektstatus, das heißt als männliche Projektion vorgeführt wird.[8] Es lässt sich beobachten, dass die stärkere Präsenz von Wissenschaftlerinnen in den Kulturinstitutionen nicht automatisch eine stärkere Präsenz von Künstlerinnen oder neu durchdachte Präsentationsformen in Ausstellungen und Museen bedingt. Und selbst stärkere Präsenz der Kunst von Frauen ist nicht gleichbedeutend mit selbstverständlicher Präsenz. Das Dilemma von spezifischen 'Frauenausstellungen' - Ausstellungen mit ausschließlicher Beteiligung von Künstlerinnen, wie zum Beispiel 1996/97 die große, repräsentative Ausstellung „Ruhm" im Frauen Museum Bonn - ist ihre leider immer noch einseitige Rezeption: stets wird ihnen kompensatorischer Charakter zugeschrieben, wodurch sich nicht selten das Kriterium 'Geschlecht' vor die Wahrnehmung der autonomen Qualität der Kunstwerke schiebt.[9] Es kann also nicht nur um Quotierung

---

[6] *Die dieser dualistischen Betrachtungsweise zugrundeliegende Auffassung geht - heute offensichtlich noch immer - von der Prämisse aus: "Der normale Mensch ist männlich, der Spezialfall weiblich." Zit. nach: C Bernard und E. Schlaffer: Der Mann auf der Straße. Über das merkwürdige Verhalten von Männern in ganz alltäglichen Situationen, Reinbek 1980, S. 10. - Schenkt man/frau jedenfalls der Anzahl der Ausstellungen sowie der begleitenden oder unabhängig davon erscheinenden Publikationen Glauben, so scheint es mehr Bilder zu geben, die, unter den unterschiedlichsten Vorzeichen, das Bild der Frau als "der Anderen" formulieren und das weibliche Geschlecht als zu untersuchenden Sonderfall deklarieren. Zweitens ist festzustellen, daß in der Reihe der Ausstellungen zum Thema 'Geschlechterverhältnis' eine These der polaren Differenzierung zwischen Männern und Frauen überwiegend bestätigt wird - s. stellvertretend die Ausstellung "Kampf der Geschlechter" (Lenbachhaus München 1995). Drittens werden bezeichnenderweise die konventionellen Zuschreibungen, die sich im Bild der Frau manifestieren, auch auf die praktizierenden Künstlerinnen übertragen - siehe das Projekt "Garten der Frauen" über Künstlerinnen der Klassischen Moderne (Sprengel-Museum Hannover, Von der Heydt-Museum Wuppertal 1996/97).*

[7] *Renate Herter: Handlungsräume, in: Ausstellungskatalog: Das Verborgene Museum, Berlin 1987, S. 59-65, ebda. S. 64f.*

[8] *Eine umfassende, wissenschaftlich fundierte Ausstellung zu diesem Thema in der Kunstsammlung NRW 1999: Puppen, Körper, Automaten. Phantasmen der Moderne, hrsg. von Pia Müller-Thamm und Katharina Sykora, Düsseldorf 1999.*

[9] *Als symptomatisches Beispiel für den verstellten Blick soll hier stellvertretend die Kritik eines männlichen Rezensenten zu der Stuttgarter Ausstellung „Leiblicher Logos" in der „Kultur Szene" vom April 1995 zitiert werden, deren 'origineller' Titel „Beschreiblich weiblich. Frauenkunst in der Staatsgalerie" bereits auf eine kaum zu übersehende Ignoranz und Inkompetenz gegenüber der Materie hindeutet. Dass ein derartiger fauxpas allerdings nicht einfach dem männlichen Geschlecht eines Kritikers anzulasten ist, belegt der fundierte Beitrag über dieselbe Ausstellung von Johannes Meinhardt im „Kunstforum International", Bd. 130, Mai - Juli 1995, S. 335-337.*

gehen, sondern im wesentlichen um die Dekonstruktion tradierter Wahrnehmungsformen und um einen „Blick-Wechsel".[10]

Ästhetik und Geschlecht

Tradierte Vorstellungen von einer so genannten „Frauenkunst" haben immer noch mit vagen Vorstellungen von einer spezifischen 'weiblichen Ästhetik' zu tun.[11] Doch was ist eigentlich 'weibliche Ästhetik' - von den einen vielbeschworen, von anderen vehement abgelehnt mit der Begründung, gute Kunst habe kein Geschlecht. Ästhetik, im allgemeinen Sinne verstanden als eine Theorie der sinnlichen Wahrnehmung, betrachtet alle vergegenständlichten Lebensäußerungen des Menschen (Alexander Baumgarten). Zur Ästhetik gehören die Lehre von den Geschmacksurteilen und die Lehre vom Empfinden und Erleben. Gibt es spezifische Kunstformen von Frauen und/oder für Frauen? Was beinhalten 'weibliche Ästhetik' oder auch die in den siebziger Jahren propagierte 'feministische' oder 'matriarchale Ästhetik'?[12] Die Frage ist nicht zuletzt auch deswegen so schwer zu beantworten, weil sich bislang niemand daran gewagt hat, eine Kategorie „Männerkunst" oder eine 'männliche Ästhetik' zu definieren.

„Kunst ist nicht geschlechtsneutral," erklärte ausdrücklich die Künstlerin Gisela Breitling.[13] Zwar behauptet die Kunst einen allgemein-gültigen, allgemein-menschlichen Anspruch; doch ist dieser genaugenommen ein allgemein-männlicher. Schließlich basiert er auf der ausschließlichen Überlieferung des männlichen Kanons. Einen weiblichen Kunstkanon konnte es ja lange Zeit aufgrund der weitgehenden Geschichtslosigkeit der Künstlerinnen nicht geben. Es leuchtet ein, dass die männlichen Werte, die rein 'männliche Ästhetik', welche die Frau als 'das Andere', als das über sein Geschlecht definierte Wesen, als ihr Objekt betrachtet, für Frauen, das heißt für Künstlerinnen, nicht gültig sein können. Die Kultur hat sich jahrhundertelang nach den Bedürfnissen des Mannes eingerichtet, die Frau hat sich angepasst. 'Geschlechtsneutrale' Ästhetik hat es nie gegeben. Die sogenannte 'Neutralität' wurde lediglich identifiziert, oder genauer: verwechselt mit 'männlicher Ästhetik'. Insofern ist es logisch, dass jede weibliche Kunstäusserung, welche die männliche Sichtweise verläßt, weil sie andere Fragen stellt an die Welt, zunächst einmal als spezifisch weiblich wahrgenommen werden muss und Separierung und Marginalisierung provoziert. Jegliche Akzentuierung von weiblicher Besonderheit zielt unvermeidlich auf die kritische Hinterfragung des männlichen Universalismus-Anspruches.

---

10 *Vgl. die Publikation: Blick-Wechsel. Konstruktionen von Männlichkeit und Weiblichkeit in Kunst und Kunstgeschichte, hrsg. von Ines Lindner u.a., Berlin 1989. - Der 'verantwortliche Blick' wurde postuliert von Irit Rogoff: Der unverantwortliche Blick. Kritische Anmerkungen zur Kunstgeschichte, in: Kritische Berichte, Jg. 21, H. 4, 1993, S. 41-49.*

11 *Die Debatte über 'weibliche Ästhetik' wurde maßgeblich initiiert von Autorinnen wie Silvia Bovenschen: Über die Frage: Gibt es eine weibliche Ästhetik?, in Ästhetik und Kommunikation, Heft 25, 1976; Lucy R. Lippard: Warum separierte Frauenkunst?, in: Magna, Wien 1975. Des weiteren Autorinnen wie Linda Nochlin und Ann Sutherland Harris, Margarete Jochimsen und Ellen Spickernagel oder die Künstlerin VALIE EXPORT.*

12 *Die 'matriarchale Ästhetik' behauptet einen umfassenden Anspruch. Sie setzt eine Aufhebung der trennenden Denkweise zwischen allen Lebensäußerungen voraus, trennt also Kunst und Leben nicht, weil sie das Leben als Einheit begreift. 'Matriarchale Ästhetik' vollzieht sich als gemeinschaftlicher Prozess, sie bezieht sich nicht nur auf einen Gegenstand, d.h. ein Kunstwerk. - Vgl.: Margarete Jochimsen: Feminismus als künstlerischer Impuls. Zum Kunstbegriff von Marianne Pitzen, in: Marianne Pitzens Schneckenhaus. Matriarchale Gesellschafts- und Museumsentwürfe, Hrsg. Michael Fehr und Annette Kuhn, Köln 1990, S. 18-30, ebda. S. 30.*

13 *Über das Ansehen der Kunst von Frauen, in: Endlich Vierzig, Ausstellungskatalog Frauenmuseum Bonn 1994, S. 37-45, ebda. S. 40.*

„Es ist die Frau, die immer wieder neuen äußeren Widersprüchen ausgesetzt ist, die aus der Gesellschaft auf sie zukommen, die sie zu ihren inneren Widersprüchen machen muss, sich an ihnen abarbeitet, um sie durch neue Sinngebung zu überwinden," so Heide Göttner-Abendroth.[14] Was dabei entsteht, ist eine sich selbst bewusste künstlerische Autonomie von Frauen, die sich vor einem ganz anderen Erfahrungshorizont erhebt, ganz andere Lebens- und Arbeitszusammenhänge verarbeitet. Als Konsequenz kann Kunst von Frauen andere Inhalte entwickeln, kann sich andere Gestaltungselemente erarbeiten. Gesellschaftliche Umstände können sich im Schaffen von Künstlerinnen reflektieren. Daraus definiert sich eine andere, die so genannte 'weibliche Ästhetik', die gegenüber der tradierten Fremdbewertung gleichermaßen eigene Bewertungskriterien für weibliches Kunstschaffen entwickelt.[15] Es gilt demnach, Maßstäbe für Kritik neu zu formulieren, und dazu muß erst einmal insgesamt gesehen werden, was eigentlich produziert wird. Bei quantitativ angemessener Beteiligung von Frauen an sämtlichen Kulturleistungen kann angenommen werden, dass sie auf die herrschenden ästhetischen Normen einwirken und diese zukünftig modifizieren werden.

Betrachterinnen und Betrachter

Die Tatsache, dass Kunstwerke gesellschaftlich-soziale Konstrukte und daher auch Spiegel der Geschlechterdifferenz sind, hat zur Folge, dass sie von verschieden geschlechtlichen Betrachtenden auch verschieden wahrgenommen und empfunden werden können. Ebenso, wie die Produzenten und Produzentinnen von Kunst geschlechtlich definierte Wesen sind, gilt dies für die Betrachterinnen und Betrachter. Speziell angesichts von 'Menschenbildern' sind BetrachterInnen keine geschlechtslosen Wesen: angefangen bei antiken Skulpturen über mittelalterliche Altäre und barocke Genremalerei, bis zu den Akten der Brücke-Künstler und den aktuellen KünstlerInnen-Selbst-Inszenierungen in Performances oder Videos. Frauen sehen und interpretieren Darstellungen von Frauen und Männern anders als Männer. Die Begegnung zwischen der Betrachterin beziehungsweise dem Betrachter und dem Bild der Frau oder des Mannes, verlagert sich auf eine Ebene, auf der die persönliche Betroffenheit eine größere Rolle spielt als vergleichsweise vor ungegenständlichen Werken.

Geschlechtsspezifische Reaktionen auf Kunstwerke stellen sich naturgemäß besonders dann ein, wenn Fragen der Identifikation mit dem oder der Dargestellten eine Rolle spielen. Dem verdeckten, nicht offenkundigen Identifikationsanspruch können selbst versierte Betrachterinnen und Betrachter nicht entgehen. Doch gerade für Frauen drängen sich nicht selten Irritationsmomente oder gar Unbehagen auf, weil sich die erwartete oder erhoffte Selbstbestätigung in ihrem Fall nicht unbedingt einstellt. Sowohl das Sujet 'weiblicher Akt' wie auch 'männlicher Held' dienen eher der Untermauerung männlicher Souveränität und werden insofern von Betrachterinnen nicht selten unter kritischen Vorzeichen oder negativem Vorbehalt wahrgenommen.[16]

Auch aus der psychoanalytischen Perspektive erklären sich die individuellen wie die geschlechtsspezifischen Unterschiede der Wahrnehmung und Deutung. „Jeder Akt der Wahrnehmung (wird) von" den Absichten und Erwartungen „eines Subjekts getragen, wodurch immer das gesehen wird, was

---

[14] *Heide Göttner-Abendroth: Die tanzende Göttin. Prinzipien einer matriarchalen Ästhetik 1982, 51991, S. 38f.*

[15] *Vgl. die Theorien zur 'feministischen Ästhetik' in den siebziger Jahren von den französischen Philosophinnen Julia Kristeva und Luce Irigaray.*

[16] *Gerade die Darstellung des nackten weiblichen Körpers ist ein unabdingbares und wirksames Ingredienz „in der Konstituierung von Machtverhältnissen, die sich in sexuellen Begriffen ausdrücken." Nanette Salomon: Der kunsthistorische Kanon - Unterlassungssünden, in: Kritische Berichte, Jg. 21, H. 4, 1993, S. 27-40, ebd. S. 37. - In diesem Kontext darf auch nicht übersehen werden, dass insbesondere „der weibliche Akt ... der Ort und das öffentliche Zur-Schau-Stellen von heterosexuellem Begehren (ist), ... das Mittel für Rituale männlicher Zusammengehörigkeit." Salomon, a.a.O.*

gesehen werden möchte. (...) Hier erweist sich das Bild als anschauliche Illustration des ... Grundsatzes einer menschlichen Kommunikationstheorie, wonach der Sender vom Empfänger seine eigene Botschaft in umgekehrter Form wieder zurückerhält."[17] Es ist jedoch kaum anzunehmen, dass beispielsweise ein kopfloser, nackter, weiblicher Torso die Bestätigung einer weiblichen Botschaft verkörpert. Was gesehen werden möchte, welche Botschaft ausgesandt und welche Resonanz darauf erwartet wird, ist durchaus gebunden an eine geschlechtsspezifische Prägung, die entweder Identifikation oder Widerspruch auslöst.

Das sogenannte 'allgemein-Menschliche' läßt sich daher nicht so einfach festlegen, wie es üblicherweise gehandhabt wird. Wenn überhaupt, trifft dieser Anspruch nur auf rein formalästhetische Aspekte zu und muss in Bezug auf Inhalte ausgeklammert werden. Die unterschiedliche Qualität der Betroffenheit und der unterschiedliche Erwartungshorizont beider Geschlechter angesichts von Bildern und besonders von 'Menschenbildern', lassen sich vor dem Hintergrund ihrer bis heute geschlechtsspezifisch unterschiedlichen Sozialisation erhellen. Den geschlechtslosen Betrachter, den die Kunst vorauszusetzen scheint, gibt es tatsächlich nicht. Eine normierte Betrachtungsweise kann also nicht generell gefordert oder vorausgesetzt werden. „Es kann nicht länger ein universaler Standort eingenommen werden, der für ein nicht existierendes 'wir' spricht."[18]

Das, was gesehen wird, ist nicht stabil, sondern ändert seine Bedeutung stets in Relation zum betrachtenden Subjekt. „Eine Frau," so Irit Rogoff, „die das Bild einer anderen Frau betrachtet, sieht etwas völlig anderes als ein männlicher Betrachter. Ist diese Betrachterin lesbisch oder der Betrachter schwul, werden sich die Strukturen des Sehens nochmals verschieben und deren Fantasien, Projektionen, Identifikationen, Ängste und Wünsche beinhalten."[19] Die Wahrnehmung des Subjekts wird eklatant durch das bildliche Gegenüber strukturiert, so dass sich eine Interaktion zwischen Betrachterin/Betrachter und Betrachtetem aufbaut und sich fast die Vorstellung von 'doing gender', der diskursiven Herstellung geschlechtlicher Identitäten aufdrängt.[20] Nicht nur die Subjekte, auch die Objekte werden zu Akteuren, indem sie individuell und emotional erlebbare Beziehungen stiften. Die Wahrnehmung von Frauen- wie von Männerbildern und infolgedessen die Konstruktion von gender alias Geschlechtsidentität/ Geschlechterdifferenz/ Geschlechterverhältnis ist mit dem vis-à-vis von Subjekten oder eben auch von Subjekt - Objekt, wie in einer Ausstellung, eng verbunden. Diese Beobachtung einer dialogischen Beziehung zwischen einem Menschen und einem 'toten' Objekt - beispielsweise einem 'Frauenbild' - macht eindringlich klar, dass und auf welche Weise ein lebendiges Verhältnis zwischen BetrachterInnen und musealisierten Kunstobjekten besteht.[21] Es ist also durchaus möglich, vermittels ästhetischer Anschauung, das heißt über die Betrachtung von Männer- und von Frauenbildern, etwas über gender in Erfahrung zu bringen, über eine Kategorie, die unser Leben maßgeblich bestimmt und doch kaum bewußt reflektiert und in unser Denken und Handeln einbezogen wird.

---

17 *August Ruhs: Der andere Blick und der Blick des Anderen, in: Gottfried Fliedl (Hrsg.): Wie zu sehen ist. Essays zur Theorie des Ausstellens, Wien 1994, S. 8-12, ebd. S. 8f.*

18 *Rogoff, 1993, S. 45.*

19 *Rogoff, a.a.O.*

20 *Vgl. Judith Butler: Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt 1991. Butler interpretiert die Identitätskategorien nicht als Ursache, sondern als Effekte von Diskursen und beschreibt die Herstellung von Geschlechtsidentität als performativen Akt.*

21 *Zwar bleibt es „eine offene Frage, wie die heterosexuelle Matrix den einzelnen derart unter der Haut sitzt, daß sie nicht nur die Darstellung, sondern auch die Wahrnehmung der Geschlechter strukturiert." Gesa Lindemann, in: Frankfurter Rundschau, 22.6.1993, zit. nach: Marie- Luise Angerer: The Body of gender. Körper. Geschlechter. Identitäten, Wien 1995, S. 27, S. 210.*

Die kleinen Unterschiede

Über den Inhalt einer wie auch immer gearteten 'weiblichen Ästhetik' wird seit den siebziger Jahren mehr oder weniger vehement gestritten. Unter den Vorzeichen der Postmoderne, die das Subjekt negierte und insofern auch die Spezies 'Frau', wurde die Diskussion seit den Achtzigern mit weniger Vehemenz geführt. Darüber hinaus führte die Kritik spezifischer ethnischer und sozialer Gruppen am 'Erste-Welt-mainstream-Feminismus' zu einer Herausbildung unterschiedlich ausgerichteter Feminismen und zu einer Pluralisierung der Ansprüche und Zielsetzungen. Heute flammt die Auseinandersetzung um feministische Kunst und 'weibliche Ästhetik' nur sporadisch auf, zumeist im Zusammenhang mit aktuellen Kunstäußerungen, die Weiblichkeitsklischees, Sexismen, Feminismus oder Abgrenzung als bewußte Strategie einsetzen, um Identitäten zu problematisieren.

Die Problematik jeglicher Diskussion über eine Prägung des weiblichen Kunstschaffens durch die Geschlechtszugehörigkeit besteht darin, dass alle diesbezüglichen Beschreibungsversuche zwangsläufig von einer spezifisch weiblichen Identitätsbildung ausgehen müssen und die Gefahr einer biologistisch einengenden Sichtweise die Wahrnehmung bestimmt. Dieser focussierte Blick auf das weibliche 'Anderssein' nivelliert die Arbeit von Künstlerinnen und zementiert den Status quo einer binären Geschlechteropposition. Das hierdurch konstruierte, eindimensionale Kollektivsubjekt 'Frau' kann lediglich dann in Frage gestellt werden, wenn Differenzierungen in den Blickpunkt geraten. Denn nur, wenn 'die Weiblichkeit' als Klischee entlarvt und das stereotype Kollektivsubjekt 'Frau' demontiert wird, können einzelne Frauen als autonome Subjekte, kann die individuelle Künstlerin als Produzentin wahrgenommen werden. Für alles Sprechen und Schreiben ist essentiell, dass nicht mit dem Terminus beziehungsweise der Kategorie 'die Frau' und den entsprechenden traditionellen Zuschreibungen operiert wird, sondern dass 'die Frauen' im Plural genannt und wahrgenommen werden. Dies bedeutet eine Distanzierung von kollektiven Frauenmythen und reduktionistischen Rollenfestschreibungen, nicht jedoch generell einen Verzicht auf die Betrachtung der Kategorie des Geschlechts der oder des Kunstschaffenden. Schließlich nehmen RezipientInnen gleichzeitig mit der Information über den Namen der Autorin/des Autors die Information über ihre/seine Geschlechtszugehörigkeit auf. Dieses Hintergrundwissen beeinflußt die ästhetische Wahrnehmung sowie die inhaltliche Deutung nicht unwesentlich, zumindest auf der unbewußten Ebene.

Provoziert den Streit um die 'weibliche Ästhetik' die Tatsache, dass die ästhetische Dimension auf das eine Geschlecht eingeengt, also erneut, wie in der Vergangenheit, nur auf die eine Hälfte der Menschheit bezogen, das heißt biologisiert und separiert wird und daher wieder nur beschränkt gültig ist? Meines Erachtens kann die Frage nach einer 'weiblichen Ästhetik' nicht schlüssig beantwortet werden, denn in dem Moment, wo eine Antwort formuliert wird, wird womöglich wieder eine Norm definiert, die erneut einengt. So wenig wie es 'die Frau' gibt, gibt es 'die Kunst von Frauen'. KünstlerInnen sind kein Kollektivsubjekt. Kunstäußerungen sind so individuell wie die Lebensentwürfe ihrer ProduzentInnen.

Helga Elben

Im Raster der sieben Göttinnen

Zur Installation und Bildserie „Meine Freundinnen"

Wie ich zum Thema „meine Freundinnen" kam

Die Idee zu der Bildserie „meine Freundinnen" ist nicht wie ein Blitz, ein schöpferischer Gedanke gekommen, sondern aus verschiedenen Lebenserfahrungen gewachsen.

In der Familie, im Beruf, im Freundeskreis, zu Beginn eines Gesprächs mit fremden Menschen, auch in verschiedenen Situationen, wie beim Einkauf, im Urlaub, im Ausland bildete sich die Frage nach Grundstrukturen der Persönlichkeiten meiner Gesprächspartner. Mit den Jahren kristallisierte sich eine Einschätzung von vielen Faktoren heraus, wie ich herangehen sollte, Informationen über eine Person zu erreichen, über sie zu lernen und dann auch mit ihr zu sprechen. Oft erleichterte schon die Körpersprache des Gesprächspartners/der Gesprächspartnerin eine erste Einschätzung. Ich entdeckte eine Vielfalt von Typisierungen. Mein soziales Umfeld, in dem ich lebe, ist so überschaubarer geworden. Das brachte ein großes Maß an Zufriedenheit mit sich. Es entstand die Idee, diese mich bewegenden Erfahrungen als Thema künstlerisch zu bearbeiten, und ich beschloss, mich dabei auf meine Freundinnen zu fokussieren.
Die Grundlage, oder besser die Hintergrundhilfe für die Arbeit, bei der eine Fülle von Material zu bewältigen war, brachte mir die Lektüre von Jean Shinoda Bolen, „Göttinnen in jeder Frau –Psychologie einer neuen Weiblichkeit". (1996) Das Buch faszinierte mich, und ich setzte mich sowohl zustimmend wie ablehnend mit dem Thema auseinander.

Archetypen der griechischen Göttinnen und die heutige Frau

Die griechische Götterwelt gehört seit langem zu den wichtigen Grundlagen meines Denkens. Themen daraus sind in meine künstlerische Arbeit eingegangen, mythische griechische Sagenvorstellungen wie die von Ikarus/Dädalus haben mich künstlerisch immer wieder beschäftigt. Denn die Sagen /Mythologien aus der griechischen Götterwelt sind ungeheuer erzählfreudig, bildkräftig und anregend, auch in den Werken der Bildenden Kunst eine Fundgrube für Schicksale und Muster von menschlichem Verhalten.
So wuchs die Frage: Wo ist der Bezug zwischen uns und den griechischen Göttinnen?, die Frage: Welche Göttin lebt in uns Frauen? Oder anders ausgedrückt: kann die Analyse von heutigen Frauen auf die Archetypen der griechischen Göttinnen zurückgreifen? Ist eine Typisierung überhaupt zulässig? Ist das nicht die einschränkende Denkweise von Psychiatern? Ist doch J. S. Bolen eine Ärztin, die es mit Patienten zu tun hat. Es geht ihr um Charakterstrukturen, die sie analysiert, und Krankheitserscheinungen, die sie erkennen will, um daraus Hilfen für Fehlentwicklungen zu finden. Bolen entwickelt nach der Theorie ihres Lehrers C.G. Jung (1927/1964) ein System von Verhaltensmustern, die Vergleiche und Ableitungsmöglichkeiten erlauben. Es ist eine praktisch anwendbare Theorie des Charakterisierens, die auf der Erkenntnis der Vielfalt von Verhaltensmöglichkeiten von Frauen beruht. Und dieses Raster von Verhaltensmöglichkeiten wird aus den Verhaltenselementen der griechischen Göttinnen erstellt. Verblüffend und überzeugend verbindet die Psychologin die Verhaltensweisen der Göttinnen mit der heutiger Frauen. Dazu nenne ich Beispiele:

So wird aus **Artemis**, die einen Hofstaat aus Jagdbegleiterinnen um sich schart, eine moderne Frauenrechtlerin, eine Feministin. Charakterzüge der Göttin und der modernen Verfechterin der Gleichberechtigung stimmen überein.

Artemis/der Artemistyp
- ist als Göttin Schwester Apolls und ist in vielen Teilen sein Gegenstück: Ungezähmt, liebt die wilde Natur
- ist umherstreifend, wenig sesshaft
- baut als Schwester ein Netzwerk von gleichgesinnten Frauen auf
- hat jugendlichen Schwung bis ins Alter
- steckt Energie in die Arbeit und stellt sich dem Wettbewerb
- hat Ausdauer, Mut, Entschlossenheit zu siegen
- will unabhängig sein; weiß, was sie will
- bevorzugt einen sozialen oder juristischen Beruf
- arbeitet als Idealistin weiter, auch ohne Ermutigung oder finanziellen Erfolg
- ist traditionsungebunden ohne Rücksicht auf die Familie
- fühlt sich ihrer Mutter verbunden
- will in der Ehe die Gleichberechtigung

Die Göttin **Demeter** und ihre Tochter Persephone gehören (mit Hera) zu den verletzlichen Göttinnen. Gemeinsam ist beiden, dass sie von männlichen Gottheiten verletzt wurden: gedemütigt, vergewaltigt, entführt. Sie mußten ihre Machtlosigkeit erleben und richteten sich damit ein. Konsequenterweise stellen sich Demeter-Frauen - wenn möglich - nicht dem Leistungsdruck des Berufslebens. Sie schaffen sich ihren eigenen abgeschlossenen Raum, in dem sie selbständig agieren können. Das ist die Familie, das private Heim mit Kindern. Dort pflegen sie ihre Bekanntschaften und Freundschaften, dort erleben sie Anerkennung, Liebe und Sicherheit, dort erleben sie das Heranwachsen ihrer Kinder, aber auch das Flüggewerden und die daraus folgende Einsamkeit, die bis zur Depression gehen kann.

Demeter/der Demetertyp
- ist die machtvolle Figur der Mutter (der Mutter von Persephone), Göttin der Kornfelder
- entscheidet sich immer für das Kind, ist ideale Babysitterin
- will heiraten hauptsächlich der Kinder wegen
- leidet, wenn das Kind erwachsen ist und sie verlässt
- kann sich nicht klar für die Frauenbewegung entscheiden, weil sie die Mutterpflichten vorn an stellt
- wählt einen Beruf aus dem sozialen Feld (Lehrerin, Krankenschwester, Sozialarbeiterin, Psychotherapeutin, Kinderärztin)
- fühlt sich besonders wohl in Familien mit matriarchalischer Prägung
- ist rezeptiv und leicht beeinflussbar
- kann nicht nein sagen und schafft sich dadurch vielfältige Probleme
- kann nicht loslassen und wirkt dadurch erdrückend und einengend, bleibt passiv-aggressiv
- kann aber im Alter zu einem großen Verständnis für andere finden, weise werden

Persephone ist das verletzliche junge Mädchen (die Kore auf der Akropolis), später die Göttin der Unterwelt und dort die Führerin der Besucher. Zu ihr stiegen die Heldinnen und Helden der griechischen Sage hinab: Odysseus, Psyche, Herakles.

Persephone/der Persephonetyp
- ist die ideale, liebevolle, verständnisvolle, warmherzige, introvertierte Tochter
- besitzt angeborene Rezeptivität und ist chamäleonartig
- kann erzogen werden zum liebreizenden, harmoniebewußten, gefügigen Menschen
- hat tiefreichende Erfahrung mit der menschlichen Psyche und kann sie beruflich, z.B. als Psychologin einsetzen

- hat Lebendigkeit, Vitalität, ist jung und aufgeschlossen bis ins Alter
- kann zuhören, ist kreativ
- kann sich im mittleren Alter sehr verändern: sie wird selbständig, aber nicht dominant
- wählt Berufe wie Künstlerin, Dichterin, Therapeutin, Psychologin

Athene ist die jungfräuliche Göttin der Weisheit, die gehorsame Tochter des Zeus, d.h. eine „Vaterstochter."

Athene/der Athenetyp
- setzt sich im täglichen Leben durch. Sie ist die Strategin im eigenen Leben und in dem Leben ihrer Freunde; sie hat logisches Denkvermögen
- ist in Kriegszeiten die große Strategin, die mit den Männern kämpft, die Pferde zähmt (sie schenkte der Menschheit die Zügel), die mit Pflug, Harke und Wagen umgehen kann
- ist Gefährtin von Männern (Zeus, Achilles, Odysseus)
- hat keine Seelenverwandtschaft zu anderen Frauen
- denkt zielgerecht und rational (Symbol der Eule) auch im häuslichen Umkreis: sie schenkt den Olivenbaum
- schützt die künstlerischen Aktivitäten der Frauen
- symbolisiert die Willensstärke in emotionalen Situationen, über unkalkulierte Triebe
- in ihrem skeptischen Rationalismus fehlt ihr die romantische Träumerei, das Schwärmen
- sie ist nie richtig jung gewesen

Hera, die Hoheitsvolle, die Schöne, die Herrin, ist die Göttin der Ehe.

Hera/der Heratyp
- ist loyal treu
- sehnt sich nach dem Partner und fühlt sich in patriarchalischer Gesellschaft (Gesellschaftsform des klassischen Griechenlands) sehr wohl
- bestraft als oft betrogene Ehefrau (Zeus) andere Frauen und pflegt nur die Bindung an ihren Mann. Als „Vorzeitgöttin" hat sie viel Macht verloren, besitzt aber immer noch Stärke im Symbol der Schlange
- braucht Prestige, Respekt

Hestia/der Hestiatyp
- lebt im Zentrum des Hauses, unverheiratet; hütet das Feuer, die Flamme, die nicht verlöschen darf.
- ist die weise alterslose Schutzgöttin des Herdes und des Tempels. Sie braucht in ihrem Leben Sicherheit.

Aphrodite ist die Göttin der Liebe und Schönheit.

Aphrodite/der Aphroditetyp
- kommt am leichtesten durch das Leben, denn sie hat magnetische Anziehungskraft
- ist sinnlich, autonom, kommunikativ, kämpferisch und völlig auf sich selbst bezogen
- ist äußerst attraktiv, verführerisch, kokett, Herzensbrecherin
- hat eine warmherzige und aufmerksame Art
- lässt sich vom Augenblick beherrschen, ist unpünktlich, verantwortungslos
- besitzt als extrovertierte Frau ausgeprägte Lebenslust und eine sprühende Persönlichkeit
- ist beruflich Mentorin, Beraterin, Lehrerin, bekleidet häufig leitende Funktionen

Versuch einer Charakteristik durch Zuordnung von Archetypen

Diese vorgelegte Typisierung widerspricht in seiner Enge der Wirklichkeit. Frauen haben etwas von diesen und jenen Verhaltensweisen. In der reinen Form ist sie nur bei den Göttinnen vorhanden. Es handelt sich also um ein grobmaschiges Netz, mit dem man an die Charakterisierung herangehen kann. Außerdem werden wir durch die äußeren Bedingungen unseres Lebens unterschiedlich und vielseitig beeinflusst. Dazu gehören Erziehung, Ausbildung, Vorbilder und Erlebnisse. In unruhigen Zeiten sind Eigenschaften wie Organisationstalent, Durchhaltevermögen, Optimismus, Zivilcourage zum Überleben notwendig. Da werden Eigenschaften offenbar, die sich in ruhigeren Zeiten nie entwickelt hätten oder verborgen geblieben wären. So kann aus einer beschützten mädchenhaften Artemis eine Athene werden.

Im nachfolgenden Schema gebe ich Ihnen eine Tabelle zur Selbstbefragung. Sie haben die Möglichkeit der Mehrfachzuordnung, wie es der Realität entspricht. Lassen Sie sich auf den Versuch ein.

Artemis
lebt in Wildnis und Freiheit – Jägerin – Schwestern – Frauenbewegung – schön – geheimnisvoll – gesellig – Trubel

Athene
Vatertochter – Strategin – weise – Künste der Frauen – rationale unromantische Beobachterin und Akteurin – von Macht fasziniert

Hestia
lebt im Zentrum des Hauses – braucht Sicherheit und Stabilität – weise – alterslos

Hera
Göttin der Ehe – betrogene verletzte Frau - keine Seelenverwandtschaft mit Frauen – loyal und treu – kann Schwierigkeiten ertragen – kein Beruf

Demeter
Göttin der Kornfelder – Ernährerin – mütterlicher Typ – stolz auf Kinder – kann zuhören – soziale Berufe

Persephone
liebevolle Tochter (und Mutter) – rezeptiv – reiche Erfahrung mit der Psyche – verletzlich – Künstlerin – Dichterin

Aphrodite
magische Anziehungskraft – sinnlich – kommunikativ – kämpferisch – autonom – Beraterin – Lehrerin – leitende Funktionen

Meine Porträttafeln

Vertraut mit den Göttinnen der griechischen Antike und den Charakterbildern meiner Freundinnen riskierte ich den Blick zunächst einmal auf mich und dann auf mein Umfeld. Spontan ergaben sich psychische Übereinstimmungen und klare Ausschließbarkeiten. Schnell konnte ich feststellen, dass ich mit dem Thema ein unerschöpfliches und interessantes gedankliches und künstlerisches Arbeitsfeld gefunden hatte; und dazu noch eines, das mir absolut Vergnügen bereitete, weil ich hoffte, mehr über meine Mitmenschen erfahren und sie gerechter beurteilen zu können.

Die Mitmenschen, um die es in den **Porträtbildern** oder Porträtschautafeln geht, sind meine Freundinnen. Ich habe sie nach den oben beschriebenen Vorüberlegungen auf acht Tafeln mit den dazu gehörigen Texten abgebildet. Es sind drei ältere Frauen um die 60 Jahre, vier beruflich auf dem Höhepunkt ihrer Laufbahn stehende Frauen zwischen Anfang 40 und Mitte 50 Jahren und eine jun-

ge Frau Anfang 30 (**Bildbeispiel**). Sie ist verheiratet, hat ein Kind, ist diplomierte Architektin und dient in diesem Bericht als Beispiel dafür, wie der Text als Bericht und Textur das Porträt umspinnt.

Schon diese Beispiele zeigen, dass es die Sympathie, die Freundschaft ist, die vorrangig die Auswahl für meine Bildtafeln bestimmt hat. Dabei sei ein inhaltlich wichtiges Ergebnis genannt: ich stellte bei allen Freundinnen trotz mancher Unterschiede viele grundlegende gemeinsame Eigenschaften und den damit verbundenen Archetyp fest: Artemis.

Da ich keine wissenschaftliche Analyse, sondern einen Zyklus von selbstbewussten, interessanten Persönlichkeiten künstlerisch präsentieren wollte, sind Porträts entstanden, die die Persönlichkeit der Dargestellten nicht nur sichtbar, sondern auch lesbar machen. Porträts mit starkem Ausdruck blicken uns an, ganz unterschiedlich große und ausdrucksvolle „Augen"-blicke von verträumt, zugekniffen, versteckt, aber immer mit einer Aussage über die Person.

Die Bild/Textträger bestehen aus Doppelstegacrylplatten im Format 100 cm x 52 cm. Sie sind transparent und leicht flexibel. Ich bevorzuge dies Material, weil es in der Durchsichtigkeit Gegenstand und Umgebung verbindet. Die Technik der künstlerischen Vorgehensweise liegt in der Verbindung von Schrift und Gegenstand, geschriebener Schrift und überarbeitetem schwarz/weiß Foto. Die Längsstreifen der Acrylplatten stehen zu den Zeilen der Schrift in einer besonderen Spannung. Die Zitate sind teils wörtlich aus Bolen übernommen und mit Seitenangaben gekennzeichnet, teils sinngemäß neu zusammengestellt, hauptsächlich gekürzt.

Literatur

***Jean Shinoda Bolen**, Göttinnen in jeder Frau – Psychologie einer neuen Weiblichkeit, SPHINX-Verlag , Basel 4. Aufl. 1996*

***Shahrukh Husain**, Die Göttin, das Matriarchat, Mythen und Archetypen. Schöpfung, Fruchtbarkeit und Überfluß, Verlag Taschen, Köln 2001*

***Homerische Hymnen**: Hymnos auf Demeter, Verlag Manesse, Zürich 1983*

***C.G. Jung**, Die Frau in Europa (1927), Walter-Verlag, Olten 1964*

Rita Viehoff

To be in emotion

(Oder: Es gibt keine Prinzessinnen mehr)

Am Anfang ist es ein rosaroter Traum. Schillernd erscheint der sechsjährigen Barbara Cleff (heute 42) die Ballettwelt. Auch Antja Pfundtner, 28, erinnert sich an ihre früheste Ballettphase augenzwinkernd: „Ziel war ein superschönes Trikot in pink. Und in vielen Märchenrollen tanzen". Sind es die Wünsche der fünf- bis sechsjährigen Mädchen oder die Projektionen ihrer Mütter, die ihren Nachwuchs elfengleich über die Bühne schweben sehen möchten? Die Präsentation ist das A und O, ohne regelmäßige Auftritte vor Publikum blieben die Kleinen vermutlich nicht bei der Stange. Wobei es um die Stange zum Einstudieren der Exercisen noch gar nicht geht. Sich rhythmisch zur Musik zu bewegen, steht im Mittelpunkt, Spaß haben an diesem Grundbedürfnis nach Bewegung und den Körper in der Bewegung zu koordinieren lernen. „Weder Eltern noch Kinder haben in dieser Phase wirklich eine Vorstellung davon, was es heißt, tanzen zu lernen," weiß Petra Schulte-Kölpin (51) aus eigener Erfahrung. Die Tanzlehrerin begleitet seit 21 Jahren in ihrem Studio zumeist Mädchen durch die Höhen und Tiefen einer tänzerischen Grundausbildung. Ab 7 Jahren wird gearbeitet an dem, was die Tänzerinnen das Grundvokabular nennen. Bis zum Alter von 10 Jahren muss aber der spielerische Charakter noch im Vordergrund stehen. „Erst ab dann wird es manisch", so Schulte-Kölpin. Ehrgeizig sind sie dann und brennen müssen sie, um die Strapazen des disziplinierten Trainings auch mehrmals in der Woche durchzuhalten. „Manisch wurde es bei mir mit 12 in der Ballettklasse von Juri Vamos", erinnert sich Antje Pfundtner. Der Vater hatte ihre Teilnahme organisiert, als er das Talent der Tochter wahrnahm. Pfundtner, heute erfolgreiche Solo-Tänzerin in einer freien Compagnie, nahm einen idealtypischen Weg. Nach ihrer schnellen Entwicklung unter Juri Vamos bekam die 13jährige das Angebot, nach Hamburg in die Klasse von John Neumeyer zu gehen. Was das bedeutete, war ihr damals nicht klar. Sie vergab die Chance, beim berühmten Lehrer weiter zu arbeiten, um nicht von zuhause wegziehen zu müssen. Die Alternative für die gebürtige Dortmunderin war das „Folkwang"-Gymnasium in Essen-Werden mit Tanzklasse, bis heute eine der wenigen Schulen, die gezielt auf eine Tänzerkarriere vorbereiten.

Die meisten jungen Möchte-gern-Ballerinas schwitzen in einer privaten Ballettschule, nachdem sie ihren regulären Schulalltag absolviert haben. Das Gruppenerlebnis bei gemeinsamen Anstrengung, das gegenseitige Helfen bei den Übungen, der Wettbewerb untereinander und das gemeinsam erfahrene Glücksgefühl nach einem gelungenen Auftritt schweißen die Mädchen zusammen.

Das hilft vielen von ihnen auch über die schwierigen Phasen der Pubertät hinweg, wenn der Körper nicht mehr den eigenen Idealen entspricht. „Sogar die Selbstbewußten bekommen Probleme, wenn ihre Brust sich ausbildet und ihre Formen runder werden," bemerkt Petra Schulte-Kölpin schnell. Ihr Rezept: sie beschäftigt Tanzlehrerinnen mit ganz unterschiedlicher Figur; klein und drahtig, aber auch groß und kräftig sollen sie sein. Selbst hat die Studio-Besitzerin nie die idealtypische Tänzerinnen-Figur gehabt. „Wenn Eltern ihre Kinder bei mir anmelden, sehe ich die Blicke an mir heruntergleiten, während sie fragen, ob ich selbst auch noch unterrichte", erzählt sie amüsiert. „Wenn ich vortanze, begreifen die meisten, dass es neben dem „Vokabeln lernen" beim Tanzen um die persönliche Ausstrahlung geht." Dieses eigene Selbstbewusstsein zu entwickeln, bleibt die größte Aufgabe der Nachwuchstänzerinnen. Und nicht selten bemerkt die Lehrerin inzwischen, wie Magersucht und Bulimie sich wie eine Epidemie verbreiten. Über die Gründe will sie nicht spekulieren, aber - was ihr auffällt - ist der oftmals verbissene Ehrgeiz der Jugendlichen verbunden mit einer verzweifelten Ziellosigkeit – mit zunehmender Tendenz. „Mädchen sind nicht mehr so mutig. Es gibt keine Prinzessinnen mehr!"

Ihre Identität als junge Frau konnte auch Barbara Cleff, Choreografin und Tanzpädagogin, nur schlecht akzeptieren. Die burschikose Heranwachsende versuchte, dem Rollenkonflikt aus dem Weg zu gehen, und wechselte im Alter von 12 Jahren von der Ballettschule zum Sportverein, trainierte hart und bildete sich athletisch aus. Erst nach dem Abitur realisierte sie, dass der Tanz ihre eigentliche Leidenschaft war. Sie bewarb sich an der „Folkwang"-Hochschule und wurde angenommen. „Trotz meines hohen Alters und meiner fehlenden Ausbildung", resümiert sie - heute noch dankbar für diese Chance. Doch die eigentliche Arbeit war nicht, aufzuholen, was eigentlich nicht mehr aufzuholen ist, sondern die Begegnung mit sich selbst. Eine gute Technik ist selbstverständlich für eine Profitänzerin, dazu gehört neben klassischem Ballett heute auch Akrobatik. Aber nur eine Form aufnehmen und reproduzieren, entsprach nicht ihrer Vorstellung von Tanz. „Mein Spezifisches finden", nennt Barbara Cleff ihren Weg. Ihre jahrelange Suche nach der eigenen Identität war gepaart mit einer zunehmenden Distanzierung von dem, was von der angehenden Profitänzerin gefordert wurde. Wer nicht so tanzen möchte wie Lehrer oder Schule erwarten, riskiert Kritik statt der ersehnten Anerkennung.

Um Anerkennung rang auch **Suna Göncü**, 35 Jahre, die ähnlich wie Barbara Cleff den Umweg über den Sport zum Tanz ging. Bedingt durch ihren kulturellen Hintergrund kämpfte sie mit Rollenkonflikten in ihrer türkischstämmigen Familie. Obwohl die Sechsjährige bereits begeistert tanzte und Nachbarn und Freunde mit kleinen Choreografien erfreute, kam eine Ballettschule nicht infrage. „Ich ging einmal mit meiner Mutter an einem Plakat des Bolschoitheaters vorbei und sagte spontan: Das will ich auch mal machen! Worauf meine Mutter entsetzt antwortete: Da kriegt man dicke Beine von!", erinnert sich Suna Göncü, die sich fortan im Sportverein engagierte. Das kulturelle Vorbild der weiblich runden Frau stand in immer größerer Diskrepanz zum muskulöser werdenden Körper der jungen Sportlerin, die nach dem Abitur an der Sporthochschule Köln ein Studium aufnahm. Doch während die Eltern hofften, ihre Tochter würde dereinst Sportmedizinerin, engagierte sie sich im Schwerpunktbereich Tanz, lernte Henrietta Horn kennen und wurde von ihr ermutigt, sich mit 23 Jahren noch an der „Folkwang"-Hochschule zu bewerben. Hier erfährt sie weniger die Zwänge der klassischen Tanzausbildung; denn der engagierten Studentin mit der fehlenden Ballettmuskulatur läßt man viel Freiheit zur Improvisation, die ihre eigentliche Stärke ist. Auch ihr gelingt so als nicht ausgebildete Balletttänzerin wie Barbara Cleff der Quereinstieg in die Profi-Laufbahn.

Doch kämpft Suna Göncü lange gegen die Klischees ihrer eigenen türkischen Erziehung. „Ich hatte immer das Gefühl, etwas Falsches zu sein, nicht schön zu sein, zu eckig und kantig, weil meine Eltern mich lehrten, dass eine Frau weich zu sein hat - und sexuell enthaltsam." Die weitere Ausbildung war daher geprägt von der Angst, sich in dem „Kauderwelsch der Kulturen" zu verlieren. Um dem zu entgehen, versuchte sie Elemente türkischer Tanztraditionen in ihre Choreografien einzuarbeiten, erntete bei ihren Lehrern dafür aber nur Kritik und Unverständnis. Auch heute noch ist die erfolgreiche Tänzerin und Choreografin auf der Suche nach der Anerkennung, die sie sich wünscht. „Inzwischen erhalte ich für meine Arbeit bei Publikum und Fachkreisen Respekt, aber meistens noch kein Verständnis." Auch die Familie kann bis heute mit ihrer freien tänzerischen Arbeit nichts anfangen.

Das Eigene war auch in **Antje Pfundtners** Laufbahn treibende Kraft für eine beachtliche Entwicklung. Die heute 28jährige mit der klassischen Ausbildung und der Paradelaufbahn kämpfte sich durch Ausbildungsstrukturen, die ihren persönlichen Ausdruckswünschen oft entgegen standen. Zwar habe sie wie die übrigen Mädchen „am Klavier ihre Füße gestretcht",[1] aber ihre Haare immer kurz getragen. Im Studium wurde ihr dann massiv nahegelegt, die Haare wachsen zu lassen, um „der Pina Bausch Ästhetik zu entsprechen", wie sie heute sagt. Ihre Vorbilder suchte sich die Anfängerin unter den Tänzerinnen, die klein und drahtig waren, mit dunkler Stimme und herbem Charme. Dem klassischen Tänzerinnen-Bild in einer Gruppenchoreografie mit möglichst großer optischer Übereinstimmung entsprach sie selbst nie. Kommt weiblich nicht ganz woanders her? Diese Frage tauchte erst im Laufe ihrer langjährigen Ausbildung als selbstgestellte Aufgabe bewusst auf. Die Erkenntnis, dass es nichts bringt, sich in ein tolles Äußeres zu pressen, aber innerlich nicht mehr bei sich zu sein, kommt ihr schon früh im Studium. Sie wechselt die Schule und das Land in der Hoffnung, die eigene Individualität stärken zu können. In Amsterdam ist man zwar auf den ersten Blick toleranter, doch schon bald spürt sie, dass die Klischees hier nur ausgetauscht sind. „Ich sollte mein Äußeres verändern, die Haare färben, schrille Kleidung tragen, schillernd aussehen." Nicht nur auf der Bühne und bei den Proben, auch in der Freizeit sollte sie einen bestimmten Stil verkörpern, der zur Compagnie passte, in der sie tanzte.

Erst ein Aufenthalt in New York bringt den Befreiungsschlag. Mit 40 weiteren Tanzwütigen probt sie tagtäglich in einem Studio. Das besondere: Hier lernen Laien und Profis gemeinsam, hier tanzen athletisch Trainierte neben dickleibigen Begeisterten. Denn der Trainer lebt von seiner Kundschaft und nimmt jeden, der bezahlt. Für Antje Pfundtner ist das die Chance! „Keiner achtet auf den anderen, egal wie er aussieht, alle wollen nur eines: tanzen. Und es entsteht eine berauschende Energie, wenn 40 Leute gemeinsam tanzen. Hier fühlte ich mich in meinem Selbstsein erstmals richtig bestätigt."

Inzwischen hat sie diese Suche nach den verschiedenen Persönlichkeitsfacetten in eine eigene Choreografie umgesetzt. EIGENSINN erzählt Geschichten von Mädchen und Frauen, augenzwinkernd, bitterböse, humorvoll, nachdenklich. Die Frau als eigener Kosmos. Antje Pfundtner tanzt ihr Solo ruhig und kraftvoll und erzählt wie beiläufig dazu Märchen und Alltägliches. Der Erfolg ist groß. Sie muss sich nicht mehr auf Auditions wie auf einem Markt präsentieren. Heute sagt sie selbstbewusst: „Eine Audition ist wie sich verlieben oder eben nicht." Nicht das Präsentieren der makellosen Körper und perfekte Bewegung führen für sie zum Erfolg, sondern eine physische Ähnlichkeit, ein körperliches Verstehen zwischen den beteiligten Protagonisten.

Diese Erfahrung machte auch Barbara Cleff, als sie bei ihrem großen Vorbild Susanne Linke als Assistentin arbeitete: „Was ich dort lernte, ist kaum zu vermitteln. Ich lernte mein Inneres nach Außen

[1] *Es ist üblich unter Tänzerinnen, ihre Füße unter das Klavier zu schieben und zu dehnen, um einen schön gewölbten Fuß zu bekommen.*

zu tragen. Diese Qualität des Tanzes, wo das Innen und das Außen immer miteinander im Gespräch sind, habe ich hier gefunden."

Heute gibt **Barbara Cleff** diese Erfahrungen in Workshops an tanzinteressierte Laien jeden Alters weiter. Ihr überzeugendes letztes Projekt PALOMA erarbeitete sie mit alten Menschen, überwiegend Frauen. Auch wenn die wenigsten der Seniorinnen Tanzerfahrungen haben, finden sie durch behutsame Anleitung zu ganz persönlichen Bewegungen. Jenseits gängiger Ästhetik entwickeln sie selbstbewußt eine Geste, einen Rhythmus aus persönlichen Erfahrungen heraus.

„Die Beweglichkeit ist oft nicht eine Frage des Alters, sondern des Kopfes", erklärt Barbara Cleff. „Wer locker und ohne verbissenen Ehrgeiz trainiert, wird erstaunt sein, wie beweglich er noch ist." Auch Suna Göncü hat sich nach großer Krise auf einen anderen Weg gemacht. Mit autogenem Training, einem Aufenthalt im „schubkastenfreieren Dänemark" und Rückbesinnung auf die eigenen Wurzeln verfolgt sie den Weg zu einer eigenen Tanzspur. Nicht to be in motion, sondern to be in emotion, ist ihr Wahlspruch geworden.

Fotos:
Ursula Kaufmann (S.240 – Antje Pfundter)
Ursula Kaufmann (S.241 – Suna Göncü)
Ute Weller (S.242 – La Paloma)

Helga Kotthoff

Von witzigen Weibern und komischen Kerlen

Gender und Humor gestern und heute

Die kleine Show des Witze-Erzählens, der Gags, des Clown Spielens, Aufziehens und vieler anderer Formen der Scherzkommunikation war bis vor nicht allzu langer Zeit ein Terrain, auf dem sich männliche Wesen stärker hervortaten als weibliche. Frauen stilisierten ihren Humor hingegen eher als unfreiwillige Komik (Typ Marilyn Monroe), zeigten gutwillige Reaktionen (Lachen) auf Scherze aus Männermund und witzelten oft über sich selbst. Aber die althergebrachten Geschlechterverhältnisse in Komik und Humor sind ins Wanken geraten (Holmes 2005, Kotthoff 2005).
Die Veränderungen der Kommunikationskultur vollziehen sich seit einigen Jahren sowohl in der künstlerischen Hochkomik als auch in der Medienkomik und im Alltagshumor von Jungen und Mädchen, von Frauen und Männern. Auch wenn Frauen in unserer Gesellschaft noch immer an den Schalthebeln der Macht unterrepräsentiert sind, hat sich doch ihr Handlungsradius in den letzten Jahrzehnten enorm erweitert. So hat sich die weibliche Komik auch die öffentliche Bühne erobert, die sie in diesem Ausmaß seit den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts nicht mehr hatte. Sie war weitgehend auf den privaten Raum beschränkt, auf Familie, Freundinnenkreis, Nachbarschaft und auf Komödien von der Art des Ohnsorg-Theaters, die in diesem Setting angesiedelt sind.

Vor etwa 15 Jahren habe ich über das „Gelächter der Geschlechter" zum ersten Mal nachgedacht und damit auch über Humor und Komik (Kotthoff 1988/1995). Worüber lachen wir? Was kennzeichnet Unterschiede in dem, was Menschen witzig finden? Wie zeigen wir an, dass das, was wir sagen, als witzig oder komisch aufgefasst werden soll? Haben Frauen einen anderen Humor als Männer? In welchen Kontexten? Womit hängt die Herausbildung eines spezifischen Humors überhaupt zusammen? Wie äußert sich dieser? Spielt es beim Scherzen eine Rolle, von wem der Scherz gemacht wird?

Selbstverständlich kann es bei diesem Thema nicht darum gehen, humoristische Vorlieben im Wesen von Mann und Frau zu verorten, sondern darum, in den für Männer und Frauen unterschiedlichen gesellschaftlichen Praxisfeldern aus der Geschichte tradierte Handlungs- und Verhaltensweisen aufzuspüren, die zum Teil auch heute noch traditionell inszeniert werden, zum Teil aber im Wandel begriffen sind (Kotthoff 2005). Die Frage ist dann: Worin äußert sich der Wandel? Wo findet er statt?
Komik und Humor wurden immer auch zur Karikierung herrschender Normen genutzt – und in den letzten 10 Jahren auch verstärkt öffentlich zur Karikierung gesellschaftlicher Rollen und Beziehungen, die mit Gender zu tun haben, mit Geschlechterbeziehungen, mit Geschlechterpolitik (auch mit Sexualitätspolitik, wozu u.a. der Sex-Markt und das Geschäft mit der Schönheit gehören), mit vorherrschenden Sichtweisen auf Männlichkeit und Weiblichkeit.

Bis vor etwa 20 Jahren waren die Unterschiede in Produktion, Rezeption und Akzeptanz weiblicher und männlicher Komik krass (Walker 1988, Barreca 1991, Kotthoff 1995). Je öffentlicher die Situation, umso mehr fanden sich nur Männer als aktive Humoristen im Rampenlicht, sei es als Chef, der sich in der Mitarbeiterbesprechung witzige Bemerkungen erlaubt, sei es als Büttenredner bei einer Karnevalsveranstaltung, Clown oder als große Komiker im Film - von Chaplin bis Mr. Bean. Dabei hat es durchaus immer Komikerinnen gegeben, wie z.B. Liesl Karlstadt, die allerdings in den Feuilletons neben Karl Valentin bestenfalls etwas schulterklopfende Anerkennung abbekam, schlechtestenfalls aber nur als eine Art Wand gesehen wurde, an der Valentins Querschläger auf-

prallen konnten (Dimpfl 1996). Komikerinnen wie Helga Feddersen oder Ingrid Steeger luden eher zum Lachen über die von ihnen inszenierten Frauentypen ein als zum Lachen über die Welt. Oder sie waren so nett wie Lieselotte Pulver im „Wirtshaus im Spessart". Erst allmählich entsteht ein öffentlicher Resonanz- und Entfaltungsboden für eine weibliche Komik, die auch eine aus weiblichen Alltagszusammenhängen stammende, eigene Perspektive integriert. Clowninnen wie Gardi Hutter präsentieren sich als Boxkämpferin im Ring, nebenbei kurz den Säugling fütternd. Witze auf Kosten von Männern sind in Umlauf. Karikaturistinnen wie Marie Marcks und Franziska Becker nehmen unseren Alltag aufs Korn. Im Fernsehen spielen sogar Komikerinnen eine Rolle, die u.a. „Gender" bewitzeln (z.B. Missfits oder Maren Kroymanns „Nachtschwester Kroymann"). Daneben beutet Comedy auch Widersprüche in heutigen Frauenrollen aus, z.B. Ally McBeal. Diese Heldin der gleichnamigen US-Fernsehserie ist zwar Anwältin in einer renommierten Kanzlei, kämpft aber mit dem souveränen Auftreten und legt oft anmutig ihr Köpfchen schief, sich so durch ihre Körpersprache als klassisches Frauchen auf der Suche nach Liebe inszenierend.

Ich analysiere hier kursorisch neuere Medienprodukte, genauer gesagt: Sketche von Fernsehkomikerinnen. Ich gehe der Frage nach, aus welcher Perspektive heutige Komikerinnen die Welt karikieren und parodieren. Wie manifestiert sich diese Perspektive? Mit welchen Darstellungsarten arbeiten sie? In den Sketchen werden Figuren und Szenen geschaffen, die Macharten von Gender aufs Korn nehmen. In der sozial- und kulturwissenschaftlichen Geschlechterforschung geht es um die Frage, wie die Performanz von Geschlecht bewerkstelligt wird, welche Inszenierungen gesellschaftlich für männlich oder weiblich gehalten werden (Garfinkel 1967, Goffman 1977/1994). Diese Inszenierungen laufen auf eine Typisierung hinaus. Woraus besteht die Typisierung von Gender? Mit welchen Strategien arbeiten Komikerinnen, wenn sie Strickmuster von Gender parodieren und persiflieren? Es sei vorab gesagt, dass performative Komik oft mit der Überzeichnung von (Hyper)typen, Situationen und Verhaltensstilen arbeitet. Wir sehen bei den TV-Komikerinnen im Prinzip die gleichen Komisierungsverfahren am Werk wie bei den Kollegen (Hape Kerkeling, Gerhard Polt etc.). In der konkreten Perspektivierung, Figurenkonstellation und -darbietung, Dialogrollenverteilung und in der thematischen Tendenz liegt der mehr oder weniger evidente feministische Impetus eines Sketches.

Zusammenhänge von Humor und Geschlecht

Frauen waren – historisch betrachtet - zwar oft Objekte von Scherzen, seltener aber Subjekte des Scherzens, vor allem nicht im öffentlichen Raum. Weder in der künstlerischen Hochkomik noch in der massenmedialen Komik, noch in den Niederungen der alltäglichen Witzelei war bis vor wenigen Jahren die humoristische Aktivität weiblicher Wesen angemessen repräsentiert und mit angemessenen Kategorien erforscht. Große Denker wie Schopenhauer, Bergson und Freud haben dazu beigetragen, Weiblichkeit und Witz für nicht miteinander vereinbar zu halten.

In literarischen Humoranthologien fehlten humoristische Autorinnen bis vor 15 Jahren fast ganz (Walker 1988, Kotthoff 1988). Auch in große Karikaturausstellungen waren selbst namhafte Karikaturistinnen nicht integriert. Die berühmten Karikaturistinnen wie Marie Marcks oder Claire Bretecher wurden einfach vergessen, wenn es um die Organisation von höheren Weihen für die Karikatur ging (wie etwa bei der Ausstellung Karikatur&Satire 1992).
Die starke Diskriminierung der närrischen Seite der Frauen ist u.a. als Körperkontrolle zu sehen (Finney 1994). Es galt als nicht sittsam und nicht damenhaft, den Clown zu spielen und herumzualbern. Komik spielt mit der Verformung des Körpers, die Grimasse entstellt das Gesicht. All das war nicht vereinbar mit den gesellschaftlichen Anforderungen des Schönseins und der Zurückhaltung an die Frau.
Daneben hängt die Ausgrenzung der weiblichen Komik auch damit zusammen, dass dem komischen

Akt immer eine Art von Normenbruch zugrunde liegt, und sei es nur die Brechung einer sprachlichen Norm.
Scherzkommunikation spielt eine wichtige Rolle in der Herstellung von Normalität. Indem Humor Normen bricht (und seien es nur sprachliche) und Perspektiven des Nichtnormalen erzeugt, beeinflusst er unter der Hand auch die Norm. Er kreiert eine neue, ungewöhnliche Perspektive auf den Gegenstand und kommuniziert damit Souveränität, subjektive Schöpferkraft, den eigenwilligen Zugriff auf die Welt. Die Herstellung ungewöhnlicher Perspektiven kann Erleichterung verschaffen. Sie kann uns helfen, mit Problemen, Spannungen und Ängsten fertig zu werden. Das Ausmaß an eigenwilliger Subjektivität, die Möglichkeit, Ängste offensiv anzugehen und die Potenz zur Definition von Normalität stand und steht Frauen weniger zu.

Bereits bevor die neue Frauenbewegung anfing, Marginalisierungen von Frauen in Sprache und Sprechen zu entdecken (Lakoff 1973), hatten verschiedene Arbeiten aus Soziologie und Psychoanalyse schon gezeigt, dass aktive Witzigkeit mit dem weiblichen Rollenstereotyp schlechter vereinbar war als mit dem männlichen (Grotjahn 1957, Coser 1960/1996, McGhee 1979). Verschiedene Dimensionen des Scherzens scheinen neben Status auch mit Gender im engeren Sinne zu tun zu haben.

Weiblichkeit wurde jahrhundertelang kulturübergreifend durch Vermeidung und verstecktes Agieren von Aggressivität symbolisiert, Männlichkeit durch Darbietung und die Fähigkeit zum verbalen (und physischen) Kämpfen und Zurückschlagen. Das Ideal der Dame beinhaltete auch Zurückhaltung auf dem Sektor des Witzigen. Passivität und die Ausrichtung an männlichen Wünschen stehen der Ausbildung von aktiver Witzigkeit entgegen. Traditionell verlangte man von weiblichen Wesen, nett zu sein – und Nettigkeit steht mit vielen Arten von Witz auf Kriegsfuß.

Soziale Unterstützung, Verbundenheit, Herstellung von Intimität und kooperative Gesprächsstile gehören hingegen traditionell zur Kommunikation von Weiblichkeit. Sie zeigen sich auch im Humor vieler Frauen. Ich verdeutliche an dieser Stelle noch einmal meine Perspektive auf Gender. Sie setzt nicht bei Männern und Frauen an und sucht in deren Wesen Unterschiede, sondern gewissermaßen umgekehrt. Ich frage mich, durch welche Verhaltensweisen gesellschaftliche Muster von Männlichkeiten und Weiblichkeiten hergestellt und unterlaufen werden. Das Vorhandensein von Mustern bedeutet nicht, dass diese von Menschen sklavisch reproduziert werden, sondern dass damit zur Herstellung unterschiedlicher Effekte gespielt werden kann.
Neuere Studien zeigen, dass vor allem beim Necken, Frotzeln und Aufziehen Angriff und Verbundenheit eine interessante Mischung eingehen. Diese Formen erfreuen sich bei beiden Geschlechtern großer Beliebtheit. Sie haben mit Freundschaft zu tun und kommunizieren, dass dieses Band stabil genug ist, um kleine Angriffe auszuhalten. Was sich liebt, das neckt sich, sagt der Volksmund – und genau das können wir in der Gesprächsforschung bestätigen.

Sexualität spielte kulturübergreifend im Scherzen eine Rolle. Humor ist ganz besonders geeignet dafür, Tabuthemen zu verhandeln, noch dazu solche, die für viele von starkem Interesse sind. Anthropologen wie Gershon Legman, die große internationale Witzsammlungen angelegt haben, sagen, dass der sexuelle Witz kulturübergreifend eine wichtige Rolle spiele und dass ein Großteil dieser Witze auf Kosten von Frauen gehe.

Feministische Studien zum Witz bestätigten bis in die achtziger Jahre hinein diesen Befund. Hier hat die Frauenbewegung inzwischen einschneidende Veränderungen erzeugt. In allen Industrieländern kursieren heute auch Witze auf Kosten von Männern.

Oft spielen Komiker mit gesellschaftlich eingespielten Ekelgrenzen. Sie bohren sich in der Nase oder im Mund herum, pupsen, gurgeln mit Spucke und benehmen sich beim Essen daneben. Rowan

Atkinson spielt als Mr. Bean diese bei Kindern sehr beliebten Formen von Komik aus. Mir ist keine Komikerin bekannt, die auch nur im kleinen Kreis mit dergleichen kindlichen Anstandsverletzungen Furore gemacht hätte.

Ausgewählte Beispiele aus der Fernseh-Komik

Ich nehme zwei Szenen aus der neueren TV-Komik unter die Lupe; in diesen spielt Gender eine Rolle. Die Sketche inszenieren geschlechterrelevante Zusammenhänge, parodieren Geschlechtscharaktere und genderisierte Interaktionsmuster.
In der Analyse geht es darum, auf welchen Ebenen und mittels welcher Strategien das Komische hergestellt wird und daneben auch eine kritische Blickrichtung.

Die zwei im Sketch-Format angelegten Beispiele umfassen jeweils eine Episode mit stabilen Protagonist/inn/en, entweder im Dialog miteinander oder auch mit dem Zuschauer. Die Figuren sind stark überzeichnet, sozusagen hypertypisiert. Wie es die Literaturtheorie schon seit dem Altertum für die Charaktere der Komödie herausgearbeitet hat, sind diese immer als Typen scharf herausgemeißelt und haben kaum individuelle Kontur. In der gekonnten Überzeichnung liegt bereits Komik.

Komik nutzt Verfahren der Inszenierung von Identität, derer wir uns im Alltag bedienen. In unserer alltäglichen stilistischen Selbstdarstellung schreiben wir uns eine Identität zu, die von anderen verstanden werden kann. Wir machen uns mittels Typisierung als diejenigen erkennbar, als die wir gesehen werden wollen. Stilisierung und soziale Typisierung sind im Alltag verbunden. So sind Kleidung, Frisur, Redestil und vieles mehr daran beteiligt, sich beispielsweise als bodenständige Hausfrau und Mutter oder als überdrehte junge Anwältin zu erkennen zu geben. Komik verlässt sich auf die Identifizierbarkeit sozialer Typen. Insofern kann sich auch Komik-Analyse an Studien zur Dramaturgie des Alltags anschließen, wie sie in der Tradition von Goffman in der Soziologie entstanden sind.
Zur Herstellung eines komischen Hypertypus gehört neben der Gestaltung des Äußeren, der unmittelbaren Umgebung und der Körpersprache auch der Redestil. Die linguistische Stilforschung geht davon aus, dass Redestile an der Formung der situativen Identität und der Situation beteiligt sind.

Es wundert nicht, dass sich Komikerinnen genau auf das thematische Terrain begeben, das ihnen in der Geschichte am stärksten vereitelt wurde: das Terrain des Sexuellen. Während bis in die siebziger Jahre hinein, Sexwitze mehrheitlich auf Kosten der Frauen gingen (Legman 1968), hat die Frauenbewegung auf dem Sektor inzwischen Veränderung bewirkt.

Der optimale Job – Telefonsex

Nehmen wir beispielhaft einen Auszug aus einem Sketch von und mit Hella von Sinnen, der sich auch um Sexualität dreht. Wir haben hier eine klassische Protagonistin, die superadrette Hausfrau und Mutter, eine pummelige Blondine mit Küchenschürze. Der Ehemann strahlt die Biederkeit eines ältlichen Bankangestellten aus. Es wird ein Kontrast inszeniert zwischen den Typen und ihrem Verhalten.

Eingeblendet: Ein Informationsdienst Ihres Arbeitsamtes (Hella-von-Sinnen-Show, RTL 1997)[1]

[1] *In den Sketchen wird gesprochene Sprache verschriftlicht. Dazu gibt es in der Gesprächsanalyse besondere Konventionen. So herrscht zum Beispiel Kleinschreibung und Satzzeichen dienen als Intonationszeichen. Nähere Erläuterungen zur Transkription sind in Kotthoff 1998 zu finden.*

1 Fröhliche Musik, die den ganzen Sketch über anhält.
2 Mutter schenkt Vater und Sohn am Frühstückstisch Kaffee ein.
3 Stimme aus dem Off:
4 hausfrau, mutter und noch jobben? lässt sich das vereinbaren?
5 Sohn hält ein Brötchen in der Hand und blickt in die Kamera.
6 Sohn: bei meiner Mutti? kein Problem.
7 Telefonklingeln. ((Kamera auf Telefon.))
8 Mutter: ja:::, es hat geklingelt.
9 Vater: [es hat geklingelt.
10 Sohn: [es hat geklingelt.
11 Alle haben hocherfreute Gesichtsausdrücke.
12 Mutter: herr kaiser.
13 Vater: [a:::h herr kaiser.
14 Sohn: [a:::h herr kaiser.
15 Vater und Sohn blicken erfreut in die Kamera.
16 Mutter räumt in der Küche auf und spricht dabei ins Telefon.
17 Mutter: jaha::: ich liege aufm bett.
18 ja::: ich trage nichts weiter als meine geilen schwarzen
19 strapse. ich bin schon ganz heiss. o:::::
20 Mutter fasst auf die heisse Herdplatte.
21 Mutter: o::: ja.
22 Vater zupft sich die Krawatte zurecht und spricht direkt in die Kamera.
23 Vater: am anfang war es etwas ungewohnt. doch mittlerweile sind wir ganz
24 schön stolz auf unsre mutti.
25 Mutter: ja:. ja. ja. oh o::: o::::::: ja
26 Sohn legt der Mutter eine Liste obszöner Vokabeln hin und spricht in die Kamera.
27 Sohn: ich helfe mutti, wo ich kann.
28 Vater macht sich parat, zur Arbeit zu gehen. Mutter steht ihm dabei zur
29 Seite, immer das schnurlose Telefon am Mund.
30 Mutter: o:::: machs mir. machs mir. mit deinem RIE:::MEN
31 Mutter nimmt die Vokabelliste des Sohnes und liest ab.
32 Mutter: und fick mich. fick mich. fick mich.
33 (zum Mann): fahr vorsichtig.
34 fick mich. fick mich.
35 Vater verlässt das Haus.
36 Stöhnen aus dem Telefon. Mutter spricht in die Kamera.
37 Mutter: anfangs hatte ich sorge. haushalt und
38 beruf. würde ich das schaffen? aber die Praxis zeigt, ES GEHT.
39 (Telefon klingelt wieder)
40 und ausserdem (-) ich fühle mich WIE verwandelt.
41 Mutter: hallo::::. (bügelt. Fasst an das Bügeleisen und verbrennt sich den Finger)
42 bist du schon heiss? oi.
43 o:: ich kann dich fühlen. ja:::
44 Mutter schlägt Teig auf den Tisch.
45 Mutter: du hast wohl immer noch nicht genug. (Stöhnen aus dem Telefon)
46 nimm das. und das. ich kenne keine gnade. (schlägt den Teig auf die Platte)
47 ab in den staub zur strafe.
...

Die Vater-Mutter-Sohn-Familie ist schon eine Karikatur auf die „Normalfamilie," wie sie z.B. in der Welt der Werbung eine Rolle spielt. Man frühstückt fröhlich miteinander. Die Mutter schenkt natürlich den Kaffee ein, wie es zur Hypertypisierung der Situation und der Familienrollen gehört. Der Vater fährt dann zur Arbeit. Die Rollenverteilung entspricht dem traditionellen Muster, wodurch der Kontrast zur Erwerbstätigkeit der Mutter erhöht wird und die Fallhöhe des Komischen hochgeschraubt wird. Die Mutter ist ganz die dienstbeflissene und nur am Wohl der Familie interessierte Hausfrau, die nebenbei noch einen optimalen Job gefunden hat, der in einem sehr direkten Sinne prima mit ihren Hausfrauentätigkeiten verbindbar ist: Telefonsex. Das Schlagen von Teig lässt sich zusätzlich für eine Sado-Nummer ausschlachten. Beim Bügeln hat frau eh schon ein heißes Eisen in der Hand. Immer wieder werden in dem Sketch sexuelle und hausfrauliche Bezüge parallelisiert.

Das Thema Telefonsex wurde schon verschiedentlich satirisch ausgebeutet, so z.B. auch in dem Film „Short cuts" von Robert Altmann. Ich kann im Folgenden nur einige Details berücksichtigen, die für die Komik des Sketches eine Rolle spielen.

Wichtig ist der Kontrast von Form und Inhalt, der auf vielen Ebenen gleichzeitig liegt. So werden pummelige Hausfrauen mit Küchenschürzen normalerweise nicht mit den bizarren Praktiken des Sex-Marktes assoziiert.
Die Musik indiziert die ganze Zeit über fröhliche Harmlosigkeit. Diese steht im Kontrast zum Job der Frau.
Vorgeführt und auf die Spitze getrieben, wird die optimale Effizienz der wirklich guten Hausfrau. Sie schlägt, so oft es geht, zwei Fliegen mit einer Klappe.
Die Selbstverständlichkeit der Integration von Telefonsex in die Familiennormalität erscheint als Provokation. Es wird zu dem gedanklichen Schluss eingeladen, dass die hohe Integration des Sexmarktes in unsere Alltagswelt die eigentliche Provokation ist. Man kann die Parallelisierung, die der Sketch betreibt, in Gedanken selbst weiterführen.

Das Ganze ist in den Rahmen des Informationsdienstes des Arbeitsamtes gestellt, ein Garant für Normalität. Diese Normalitätsunterstellung wird auf Telefonsex ausgedehnt und dadurch als absurd vorgeführt. Darin liegt die hauptsächliche Stoßrichtung des kritischen Potentials des Sketches. Die Kritik wird aber lediglich angedeutet. Komik arbeitet mit Anspielung und Andeutung (Kotthoff 1998). Sie verlässt sich darauf, dass wir selbst weitere Schlüsse ziehen. Assoziationsfelder, die in der Komik angedeutet werden, müssen wir als Zuschauer/innen selbst vervollständigen. Die Komik des Sketches arbeitet mit der ungewöhnlichen Überschneidung von Hausfrauentätigkeit und Telefonsex und deutet auf die Pornografisierung des Alltags als Zumutung.

Die Machart entspricht der einer schlechten Werbesendung. Arbeitsämter können sich teure Werbung ja auch gar nicht leisten. Hier wirbt die ganze Familie für den tollen Job der Mutter. Im Stil der Werbung der siebziger Jahre wird noch direkt in die Kamera gesprochen, und die Vater-Mutter-Kind-Familie gibt den optimalen Repräsentanten der geordneten Welt ab. Die Abgründe dieser Ordnung werden ja vorgeführt.

Der Sohn blickt in den Zeilen 6, 10, 15 und 27 direkt in die Kamera und spricht mit einem fröhlichen Singsang. Alle freuen sich über den Anruf des Kunden. Sohnemann springt der Mutter und ihrem Service mit einer Vokabelliste zur Hilfe. Die Mutter bringt das Vokabular, das Pornofilmen entstammt, zum Einsatz. Sie weiß es somit optimal für ihre Dienste nutzen, dass der spätpubertäre Sohnemann sich mit dem obszönen Wortschatz auskennt.

In Zeile 37/38 spricht sie direkt in die Kamera. Es geht ihr nur um die Vereinbarkeit von Job und Haushalt:

37 Mutter: anfangs hatte ich sorge. haushalt und
38 beruf. würde ich das schaffen? aber die Praxis zeigt, ES GEHT.

Und wie es geht:

41 Mutter: hallo:::: (bügelt. Fasst an das Bügeleisen und verbrennt sich den Finger)
42 bist du schon heiss? oi.

Der Sketch lädt nicht nur zu Amüsement ein, sondern auch zu einer kritischen Erkenntnis der Pornographisierung unseres Alltags.

Häufig wird in Sketchen die Komik an der Verletzung von Rollen- und Situationserwartungen aufgehängt, die für verschiedene Kontraste ausgebeutet wird. Daneben gibt es andere Sketche, die primär die Selbststilisierung bestimmter weiblicher Typen parodieren. Im folgenden Sketch wird herkömmliches ”doing gender” eines bestimmten weiblichen Typus und seines Milieus karikiert.

Positive Grundspannung

Die Assistentin (Maren Kroymann, Radio Bremen 1993, Nachtschwester Kroymann) sitzt auf einem Barhocker, modisch angezogen, kurzer Rock. Sie hält fast die ganze Zeit über den Kopf schräg, lächelt in die Kamera und greift sich dauernd in die locker fallenden, langen Haare. Sie spricht leicht lachend.

1 und ich kann eigentlich sagen:,
2 ja:, ich arbeite eigentlich lieber mit männern als mit frauen (hehe)
3 weil, es ist da immer (-) ja, ürgendwo so ne (-) positive grundspannung.
4 (-) ja:: und diskriminiert worden bin ich noch nie,
5 ich muss dazu sagen, ich hab nur männliche kollegen,
6 die sind UNHEIMLICH nett zu mir,
7 wenn ich was nicht weiß, dann helfen die sofo(h)rt?
8 h:: ich werd (-) eingeladen, (- -) also wirklich auch in sch(h)öne restaurants,
9 (Lachen aus dem Publikum)
10 u::nd, ja, ich sag mir, ja, warum nich.
11 ich mach ja auch ne gute arbeit. (-)
12 ja, mein chef, der is auch also unheimlich froh,
13 dass er mich hat, weil er sagt,
14 die stimmung is einfach VIE:L besser,
15 wenn ne frau in der nähe ist.
16 die männer reissen sich dann mehr zusammen,
17 und dann is auch die arbeit besser.
18 von daher kann ich also sagen,
19 frauen haben echt ne gute chance bei uns in der f(h)irma. (he)
20 also natürlich nicht alle frauen.
21 also man muss schon n bisschen (-) STIL haben. ne?
22 ich habe ne kollegin in ner andern abteilung,
23 die hat immer solche (-) weiten hosen an mit hochwasser,
24 und dann so k(h)omische stiefel (hh)
25 ich versteh nich, wie man heutzutag als frau noch so (hh)
26 naja gut also. es GIBT DOCH WIRKLICH SCHÖNE LÄDEN.

27 es muss ja auch nich teuer sein. ich mein,
28 man kann ja auch bestellen,
29 über die freundin, oder die brigitte,
30 (Lachen aus dem Publikum)
31 ja, es is eben auch so,
32 dass es immer wieder frauen gibt,
33 die sich diskriminiert fühlen,
34 und ich muss einfach mal sagen,
35 das sind oft eben solche frauen,
36 (-) die einfach nicht besonders gut aussehen,
37 und sich dann was zurechtlegen,
38 damit sie klarkommen mit=m leben. also (-)
39 ich kann einfach sagen, ich bin also noch nie diskriminiert worden
40 (Lachen aus dem Publikum)
41 und (-) ich hab auch, ja, ich werd geACHtet
42 also nicht nur beruflich,
43 sondern auch (-) als ganzes, (streicht an ihrem Körper herunter)
44 (Lachen aus dem Publikum)
45 natürlich, ich meine, so, männer, die spricht es sehr an,
46 wenn man n sinn für ästhetik hat.
47 (hhh) also (he) und das ist bei m(h)ir einf(h)ach der fall,
48 also ich hab n unheimlich intensives verhältnis zur mode?
49 ich geh gerne klamotten kaufen,
50 u:::nd zieh die auch gerne an, (he)
51 und ich zeig auch gern meinen k(h)örper,
52 ich find auch, dass ich=n schönen k(h)örper hab,
53 u:::nd ich weiss auch nicht, was daran schl(h)echt s(h)ein soll?
54 ja::: komm ich irgendwie unheimlich gut klar,
55 natürlich. ich mein, es gibt auch manchmal so situationen,
56 wo dann jemand, sagen wir mal,
57 die hand in der erregung irgendwohin legt, gell?
58 aber da muss ich einfach sagen,
59 es gibt wi:rk.lich. schlimmeres.
60 also ICH muss in meinem job als assistentin
61 wirklich (-) schwierigere situationen meistern.
62 deswegen ham die mich ja eingestellt.
63 weil ich so flexibel bin.
64 u:nd (-) also wenn zum beispiel mein chef das macht,
65 dann sag ich einfach,
66 wie wärs mit ner gehaltserhöhung?
67 also das ist einfach auch das
68 was ich unter kreativ und flexibel verstehe.
69 (Lachen und Klatschen aus dem Publikum)
70 es is irgendwie ja auch n kompliment,
71 man kann wirklich aus jeder situation was positives machen.
72 ist sowieso meine devise.
73 nee also, ich komm gut klar.

Der Sketch arbeitet hauptsächlich mit Verfahren stilistischer Übertreibung vieler Momente der Selbstdarstellung, die Robin Lakoff (1973) und Nancy Henley (1977) vor 20-30 Jahren als typisch für die weibliche Sprechweisen und Körpersprache beschrieben haben. Dazu gehört das ständige

sich in die Haare greifen, die schräge Blickrichtung, die raumsparende, überkreuzte Beinhaltung beim Sitzen auf dem Barhocker, die vielen Vagheitsadverbien wie "irgendwie" und "eigentlich", das lächelnde und lachende Sprechen (hier durch (h) oder (hehe) angezeigt).
Die Assistentin verkauft auch ihre Identifikation mit den männlichen Chefs als großes Verdienst.

1 und ich kann eigentlich sagen:,
2 ja:, ich arbeite eigentlich lieber mit männern als mit frauen (hehe)
3 weil, es ist da immer (-) ja, ürgendwo so ne (-) positive grundspannung.

Sie betreibt genau die Aufwertung persönlicher Annäherungsmomente, wie Einladungen ins Restaurant, die Erving Goffman in "The arrangement between the sexes" als typisch für die Machtkonstellation der Geschlechter in der Arbeitswelt beschrieben hat. Goffman hebt hervor, dass statushohe Männer ihre Arbeitsbeziehungen zu den untergebenen Frauen punktuell als privat rahmen können, indem sie Elemente des Hofierens oder der väterlichen Unterstützung zu erkennen geben. Diese können sie allerdings beliebig wieder entziehen. Die Assistentin rechnet sich die private Rahmung, die sie am Arbeitsplatz erfährt, als Leistung an.

5 ich muss dazu sagen, ich hab nur männliche kollegen,
6 die sind UNHEIMLICH nett zu mir,
7 wenn ich was nicht weiss, dann helfen die sofo:rt?
8 h:: ich werd (-) eingeladen, (- -) also wirklich auch in sch(h)öne restaurants,

Ganz in Analogie zum Frauenbild der Massenmedien definiert sich die Assistentin über ihren den Schönheitsnormen genügenden Körper und seine Gestaltung.
Dazu gehört auch die Abwertung von Frauen, die diesen Standards der Körperpolitik weniger genügen.

20 ¯also natürlich nicht alle frauen.
21 also man muss schon n bisschen (-) STIL haben. ne?
22 ich habe ne kollegin in ner andern abteilung,
23 die hat immer solche (-) weiten hosen an mit hochwasser,
24 und dann so k(h)omische stiefel (hh)

Wenn die Rede auf die kommt, deren Weiblichkeit weniger gelungen ist als die eigene, verliert die Assistentin schlagartig ihre Nettigkeit. Es wird klar, dass sie innerhalb ihrer Geschlechtsklasse eine Distinktion betreibt, die einer möglichen Solidarität von Frauen in der Arbeitswelt sofort jede Chance nimmt.

Auch in ihrer Definition von Achtung liegt sie ganz auf der Linie ihrer betont schlanken Linie.

41 und (-) ich hab auch, ja, ich wird geACHtet
42 also nicht nur beruflich,
43 sondern auch (-) als ganzes, (streicht an ihrem Körper herunter)

Schließlich und endlich wird deutlich, dass ihre Aussage: "Diskriminiert worden bin ich noch nie" vor allem deshalb stimmt, weil sie ihre Diskriminierung (und die ihrer Kolleginnen) gekonnt selbst erledigt.

Zum Schluss

In den Sketchen greifen verschiedene Strategien des Komischen ineinander.
Hypertypisierung ist, wie erwähnt, ein zentrales Verfahren „performativer" Komik.
Unsere Bilder von Männlichkeiten und Weiblichkeiten unterliegen auch im Alltag schon einer Typisierung. An diese kann Komik anknüpfen und sie bis zur Karikatur überdehnen.
Auch für viele männliche Komiker wie Gerhard Polt, Matthias Richling oder Kaya Yanar ist die über Rede- und Verhaltensstile bewirkte Hypertypisierung, z.B. als bayrisches Urgestein oder schwäbisches Hausväterle oder deutsch-türkischer Disco-Macker sozusagen die Ausgangsbasis der sich entfaltenden Komik. Daran schließen sich andere Witztechniken an, z.B. Sprachspiele.

Diese Verfahren der Komik, wie übertriebene Stilisierung, Typisierung, Pointensetzung und Rahmungsbrüche, haben mit Gender nichts zu tun. Spiele mit treffenden Details und Redestilen, Rahmenbrüchen, Pointen und dauernde Perspektivenverschiebungen sind als Komisierungsstrategien allgegenwärtig. Sie standen nur bislang selten im Dienste der Komisierung patriachaler Normalität. Das ist das Neue.

Gender spielt in diesen beiden Sketchen eine ganz unterschiedliche Rolle. Im ersten von von Sinnen wird ein Frauentyp inszeniert, der völlig aus der Rolle fällt. Der Sketch demaskiert Realitäten, mit denen manche Frauen im Alltag sehr zu kämpfen haben. Im Sketch hingegen ist alles ganz leicht. Frau macht aus jeder Zumutung das Beste.
Im zweiten Sketch bleibt die Heldin in der traditionellen Rolle. Die Protagonistin entlarvt sich als eine, die ihre Anpassung an herrschende Verhältnisse gezielt verfolgt und sich sogar als besondere Leistung anrechnet. Treffende, redestilistische Details spielen dabei eine herausgehobene Rolle. Eine Meisterin auf diesem Gebiet der Parodie ist derzeit vor allem Anke Engelke, die z.Z. in "Anke Late Night" (Sat 1) mit ihren "Engelkes" verschiedene Frauentypen parodiert.

Komikerinnen repräsentieren heute eine große Bandbreite an Stilen, Inhalten und Verfahren. Einen kleinen Ausschnitt aus diesem Spektrum habe ich vorgestellt.
Alle erzeugen mittels vielfacher Überzeichnung der Figuren und der Situation eine Perspektive, unter der bestimmte Normalitäten absurd erscheinen. Es wird zum Lachen über Klischees eingeladen, die dadurch überwindbar erscheinen.

Nicht unerwähnt lassen möchte ich, dass auch männliche Komiker ab und zu die Auswüchse von Geschlechterrollen und Sexualpolitik behandeln, z.B. Bastian Pastewka alias Brisko Schneider mit dem "Sex-TV" für die "lieben Liebenden" (WochenShow) oder Georg Schramm als cooler Lebemann, der sich im weißen Anzug auf einem weißen Sofa räkelt, das Anliegen der Emanzipation der Frau sowieso verstanden hat und so selbstverständlich findet, dass es keiner Erwähnung mehr bedarf (im "Scheibenwischer"). Wir kennen den Trick.

Psychoanalytiker und –therapeut/inn/en halten Humor für ein Verfahren der Stressbewältigung. Gender stellt einen Stressfaktor dar, und wir haben zunehmend das Bedürfnis, diesen Stress im Lachen zu bewältigen.

Literatur

Barreca, Regine *(1991): They used to call me Snow White ... but I drifted. Women's strategic use of humor. Penguin, New York.*

Coser, Rose *(1960/1996): Lachen in der Fakultät. In: Helga Kotthoff (Hrsg.): Das Gelächter der Geschlechter. Humor und Macht in Gesprächen von Frauen und Männern. Konstanz: Universitätsverlag, 97-121.*

Dimpfl, Monika *(1996): Immer veränderlich. Liesl Karlstadt (1892-1960). München: A1 Verlag.*

Freud, Sigmund *(1905/1985): Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten. Fischer, Frankfurt am Main.*

Garfinkel, Harold *(1967): Studies in Ethnomethodology. Prentice Hall, Englewood Cliffs, NJ.*

Goffman, Erving *(1967): Interaction Ritual. Doubleday, Garden City, NY.*

Goffman, Erving*, (1977): The arrangement between the sexes. Theory and Society 4: 301-331. Deutsch in: Interaktion und Geschlecht. Hrsg. von Hubert Knoblauch (1994). Frankfurt: Campus, 105-158.*

Grotjahn, Martin *(1957) Beyond Laughter. New York: McGraw Hill.*

Henley, Nancy *(1977), Body Politics: Power, sex and nonverbal communication. Eglewood Cliffs, N.J.: Prentice-Hall.*

Holmes, Janet *(2005): Sharing a laugh: pragmatic aspects of humour and gender in the workplace. Journal of Pragmatics (to appear).*

Kotthoff, Helga *(1988/1996): Vom Lächeln der Mona Lisa zum Lachen der Hyaenen. In: Kotthoff, Helga (Ed.), Das Gelächter der Geschlechter. Universitätsverlag, Konstanz, pp. 121-165.*

Kotthoff, Helga *(1995) Von Klassenclowns und lächelnden Prinzessinnen. Geschlechtertypisierung und Humorverhalten in der kindlichen Kommunikationsentwicklung. In: Wagner, Klaus (Ed.), Sprechhandlungserwerb. Die blaue Eule, Essen, pp. 141-158.*

Kotthoff, Helga *(1998): Spaß Verstehen. Zur Pragmatik von konversationellem Humor. Niemeyer, Tübingen.*

Kotthoff, Helga *(2005): Gender and Humor. Preface to a special issue. Journal of Pragmatics. (Erscheint)*

Lakoff, Robin *(1973), Language and Women's Place. Language in Society 2: 45-79.*

Legman, Gershon*, 1968. Rationale of a Dirty Joke. Jupiter Books/Panther Books, London. (Deutsch): (1970): Der unanständige Witz. Hamburg: Hoffmann und Campe.*

McGhee, Paul E*. (1979): The Role of Laughter and Humor in Growing up Female. In: Kopp, Claire (Ed.), Becoming Female, 199-209. Plenum Press, New York.*

Walker, Nancy *(1988): A Very Serious Thing. Women's Humor and American Culture. University of Minnesota Press, Minneapolis, MN.*

Mögliche Aktionen

- **Podiumsdiskussion mit Journalistinnen und Journalisten zur Berücksichtigung von frauenspezifischen Inhalten in Lokalpresse und Lokalrundfunk**
- **ggf. Initiirung von speziellen frauenpolitischen Beiträgen während der Aktionswochen in Lokalpresse**
- **Fachkonferenz für frauenpolitische Einrichtungen for Ort zum Thema „Pressearbeit"**
- **Talkrunde mit jungen Frauen zum Thema „Darstellung von Frauen im öffentlichen Leben" – Erwartungen, Ansprüche, Perspektiven**
- **Themenabend: „Frauen in der Werbung"**
- **Zum Thema „Frauenbilder"**
  Lesungen, Bücherbesprechungen, Kabarett, Performance, Comedy, Tanzproduktionen, Installationen, Plakataustellung (in Zusammenarbeit mit kulturschaffenden und kulturellen Einrichtungen mit einschließender Diskussion
- **In Zusammenarbeit mit öffentlichen Museen, Ausstellung über Künstlerinnen der Region und ihre Werte (historisch und zeitgenössisch)**
- **Diskussionsforen mit Künstlerinnen/Kunstschaffenden zu ihrem Werdegang und ihrer Arbeit sowie zum Thema „weibliche Ästhetik"**
- **Ausstellung mit Texten aus Poesie-Alben (zeitgenössische im Vergleich zu älteren Texten)**
- **Fotokurs mit Ausstellung**
- **Kontaktaufnahme zu (lokalen) Sportredaktionen,**
  siehe hierzu S. 215

Kapitel 6

Körperbilder

- *Irmgard Vogt* Konstruktionen von Frauen, Schönheit und Körpern
- *Alexa Franke* Der Kampf um die Wespentaille
- *Alice Schwarzer* Der Diätwahn oder: Dünne machen!
- *Gabriele Strehle* Die Proportionen müssen stimmen
- *Claudia Gehrke* Körperbilder
- *Gitta Mühlen Achs* Doing Gender: Körpersprache und die Ordnung der Geschlechter
- *Topf, Cornelia* Körpersprache von Frauen. Sicher und selbstbewusst auftreten im Beruf
- Mögliche Aktionen

Irmgard Vogt

Konstruktionen von Frauen, Schönheit und Körpern

Schönheit

Der Schönheitsdiskurs und die Konstruktion von Weiblichkeit

Redet man über die Konstruktion der Frauenrolle, von Schönheit und von Körpern, dann geht es nicht einfach um die Bestätigung alter Redewendungen oder alter Rollenmuster und Rollenklischees, sondern um Konstruktionen im Wortsinn: Der Körper ist in den letzten Jahrzehnten eine Art Baustelle geworden, an und auf der lebenslang gearbeitet wird: „So ist es... im Bodybuilding: Man schlüpft in seinen Körper wie in einen Anzug aus Nerven und Muskeln... Das gleiche gilt für das Gehirn, die sozialen Beziehungen oder die sprachlichen Tauschprozesse: *Bodybuilding, Brainstorming, Word-Processing*" (Baudrillard 1996). Hier klingt an, worum es in diesem Diskurs eigentlich geht: Um die Kolonialisierung des Körpers, seinen Aus- und Umbau im eigenen oder fremden Interesse, seiner Machbarkeit. Das berührt selbstverständlich auch die Rollenbilder sowohl von Frauen wie von Männern, die man bisher dichotom gedacht hat. Die Machbarkeit von Körpern könnte die Grenzen zwischen den Rollen verschieben, ja, könnte zu neuen Konstruktionen überhaupt beitragen.

Feministinnen gehen das Thema Schönheit häufig mit negativen Vorannahmen an; sie reden vom „Schönheitsmythos", vom „Schönheitsterror" oder vom „Schönheitswahn". Dabei wird suggeriert, dass Schönheit scheinbar nichts zu bieten hat, worum es sich lohnte, sich zu bemühen und das nicht nur deshalb, weil sie Terror und Schrecken um sich verbreite, sondern auch, weil sie allemal vergänglich sei. Wolf (1991) meint nachweisen zu können, dass Männer den Schönheitsterror erfunden haben, um auch in Zukunft über Frauen Macht zu haben, sie beherrschen zu können.

Ich schließe mich diesen Thesen und Positionen nicht an. Die Auseinandersetzung mit Schönheit, Körper und Geschlecht ist uralt. Sie bewegte und bewegt nicht nur Frauen, sondern auch Männer. Je nach kulturellem Kontext gibt es für das eine oder das andere Geschlecht Schönheitsvorgaben, die sich in der Zeit ständig wandeln. Noch stehen in der westlichen Welt die Frauen im Mittelpunkt der Schönheitsdiskussion, aber Veränderungen deuten sich an. Die Standards, die an weibliche Schönheit angelegt werden, sind mittlerweile so ausgelegt, dass sie auch für Männer gelten können. Männer sind also in den Schönheitsdiskurs einbezogen. Typisch dafür sind Tendenzen der Versportung von Vorbildern und Modellen. Daran lässt sich ablesen, dass sich die Schönheitsideale verändert haben, und das gilt gleichermaßen für Frauen wie für Männer. Ich verweise auf den Fußballer David Beckham, der nicht nur ein Sportidol ist, sondern auch ein Model, was nicht nur Folgen für seine Frisur hat, sondern auch für seine Körperpflege und Körperdarstellung insgesamt. Überhaupt gibt es immer mehr Beispiele von Sportlerinnen und Sportlern, die nicht nur im Hochleistungssport aktiv sind sondern auch auf dem Laufsteg (Rose 1997, 2005).

Frauen und Männer als Leiter/innen von Modelagenturen, in der Werbebranche, als Modeschöpfer/innen oder als Fotografen kreieren Schönheitsvorstellungen und Schönheitsideale. Sie definieren, welche Frauen als schön zu gelten haben, welche Körpermaße ideal sein sollen, wie die perfekte Körperpflege und das Make-up auszusehen haben und was Frauen (und Männer) wann und wo anzuziehen haben, wenn sie zu den Schönen gehören wollen. Frauen sind also auf ihre Weise und mit ihren Mitteln daran beteiligt, Schönheit zu definieren und herzustellen. Schönheit spielt sich

nicht nur in den Köpfen der Männer ab, sondern ebenso in denen der Frauen, die sowohl selbst schön sein wollen als auch andere schön machen wollen. Der schöne Körper ist eben nicht nur Last, sondern er macht auch Lust (Vogt 1992), und das nicht nur in den Augen der anderen, sondern auch in den eigenen.

Vom Nutzen der Schönheit

So schwierig es ist, Schönheit zu definieren, so einfach stellt sich häufig eine Übereinkunft darüber ein, welche Gestalten, Formen, Gesichter in einer Kultur als schön gelten und welche nicht: „… offenbar erkennen die meisten Menschen Schönheit, wenn sie mit ihr konfrontiert sind" (Freedman 1989, 22). Henss (1992) konnte überzeugend zeigen, dass schöne Menschen auch attraktiv sind. Schönheit und Attraktivität fallen also weitgehend zusammen (Lippert 2005), allerdings gibt es davon immer wieder Ausnahmen. Es gibt Menschen, die attraktiv und sehr erotisch sind, aber eben nicht schön. Das ist jedoch der Ausnahmefall, nicht der Regelfall.

Wir lassen uns alle von der Schönheit und den Schönen umgarnen: Wir fühlen uns allesamt zu den schönen Menschen hingezogen, haben aber auch gewisse Reserven. Schönheit ist in gewisser Weise doppelbödig, sie signalisiert komplexe Inhalte, ruft komplexe Reaktionen hervor. So sind nicht nur die Adjektive „schön" und „gut" eine innige Verbindung eingegangen, sondern auch „schön", „böse" und „sündig". Die Schönen ragen allemal aus dem Mittelmaß heraus, sie imponieren, solange sie das Gute verkörpern, als Lichtgestalten. Als gefallene Engel sind sie aber auch der Inbegriff des Bösen, der Täuschung, der Arglist. Sie täuschen uns, die nicht mit Schönheit gesegnet sind, über ihr wahres Wesen, und das ist besonders verwerflich, da sie sich der schönen Fassade zu ihrem eigenen Vorteil bedienen. Die Schönen, die sich als Böse entlarven, trifft unser ganzer Zorn, unsere ganze Empörung. Die Wut, die sich gegen die schönen Bösen richtet, belegt einmal mehr den enormen Wert, der der Schönheit zugemessen wird.

Auf diesem Hintergrund ist die Instrumentalisierung des Frauenkörpers (und des Männerkörpers) zum Zwecke der Herstellung des schönen Körpers zu sehen. Im Folgenden möchte ich einige Gedanken vortragen über den Nutzen und Zweck der Schönheit für Frauen. Es handelt sich bei diesen Überlegungen um Hypothesen, die durchaus vorläufigen Charakter haben.

Zunächst ist hier auf den materiellen Wert des Frauenkörpers einzugehen, der über etliche Jahrhunderte hin und in manchen Regionen auch heute noch nicht so sehr an seiner Schönheit gemessen wurde, sondern an den Besitzverhältnissen der Herkunftsfamilie und seiner Fortpflanzungsfähigkeit. Wie Beck-Gernsheim in einem Beitrag über die Wandlungen der Funktionen von Ehe und Liebe seit der Industrialisierung ausgeführt hat, spielt Liebe und damit Partnerwahl erst dann eine Rolle, wenn die Eheschließung nicht mehr in erster Linie der Sicherung von Macht- und Besitzverhältnissen dient. Solange Ehen arrangiert werden und die Brautleute dabei kaum etwas mitzureden haben, mag Schönheit zwar faszinieren, aber sie bedeutet wenig, wenn es darum geht, den Besitz beieinander zu halten. Erst „im Übergang zur Moderne setzt sich schrittweise eine neue Form der Ehebeziehung durch… das Mitspracherecht derer, um deren lebenslange Verbindung es geht, wird allmählich gestärkt" (Beck-Gernsheim 1990, 48).

Langsam kommt Liebe ins Spiel: „Im Aufbruch zur Moderne entsteht damit eine neue Verheißung: Die Möglichkeit des persönlichen Glücks, einer inneren und innigen Beziehung zwischen zwei Menschen, die sich hinwegsetzen über die Schranken von Klasse und Stand" (Beck-Gernsheim 1990, 49). Kurz, es ist die Zeit der Durchsetzung der romantischen Liebe, die sich etwa in derselben Zeit etabliert wie das Bürgertum. Die Liebe treibt ganz neue Blüten, denen man aber besser nachhilft, wie folgendes Beispiel zeigt, das Theweleit (1977, 435f) zitiert: „Am intensivsten wird die sexuelle

Pädagogik bei den Töchtern des kleinen und mittleren Bürgertums betrieben... Ihnen wird gesagt, dass ihre Reize viel zu vornehm seien, um die Sinne des Nachbarn Franz zu vergnügen", der vielleicht nett und freundlich ist, aber nichts hat und wenig ist. Die Sinne eines Mannes sollen die Töchter schon verwirren, jedoch soll er am besten reich sein, möglichst auch noch gebildet und im Idealfall in hoher Stellung. Davon profitieren dann alle, die Mütter, die Töchter und schließlich die Kinder, die aus dieser Beziehung hervorgehen sollen.

Courths-Mahler weiß über schöne und gute Frauen unentwegt zu schreiben. Und in geradezu idealtypischer Weise verschränken sich bei ihr Schönheit und romantische Liebe: Ihre Heldinnen, die „liebreizenden Mädchen" mit „ebenmäßiger Gestalt" und einem Sonnenstrahl im Auge verlieben sich in Helden von „hoher Gestalt" und einem „schönen Männerantlitz" mit „edlen, festen Zügen". Wenn sich diese beiden schönen Menschen dann nach einigen Irrungen und Wirrungen gefunden haben, dann leuchtet stets das Glück aus ihren Augen und „sie lebten glücklich miteinander" (alle Zitate aus Griseldis). Wenn man bedenkt, dass Courths-Mahler von 1884 bis 1950 insgesamt 208 Romane publiziert hat, die Millionenauflagen erreicht haben, dann kann man sich ein Bild davon machen, wie sehr gerade sie die Fantasie von Millionen Frauen beeinflusst hat. Schöne Mädchen, das predigt Courths-Mahler in ihren 208 Romanen, haben es leichter, vor allem dann, wenn sich die Schönheit mit Herzensgüte paart. Mittlerweile hat das auch die Psychologie mit vielen Experimenten belegt (Lippert 2005); wir können es also als Fakt nehmen.

Mit der Industrialisierung gewinnt die körperliche Schönheit einen neuen Warenwert; nicht nur die Familie, sondern die Frau selbst kann sie zu Markte tragen und einen hohen Preis dafür aushandeln. Noch zu Zeiten von Courths-Mahler war das gewöhnlich ein standesgemäßer Ehemann, heute sind es Geld und Glamour. Schönheit zahlt sich aus - diese Feststellung gehört heute ganz gewiss zum festen Wissensbestand aller Frauen. Allerdings gilt es, die Ware Schönheit schnell am Markt zu platzieren, denn es handelt sich um eine vergängliche Ware, die sich zudem abnutzt. Bevor sie verweht, privilegiert sie die Schönen.

Der Warenwert von Schönheit öffnete einen neuen Markt, eben den der Schönheitskonkurrenz. Um auf diesem zu bestehen, bemühen sich Frauen darum, auch noch die absurdesten Schönheitsnormen einzuhalten. Das geht nicht ohne Leiden ab, und diese greifen tief in das Leben vieler Frauen ein. Hier tun sich Probleme auf, die kritisch zu betrachten sind.

Das Leiden an der Schönheit

Wie alle Frauen wissen, auch wenn wir sehr ungern darüber reden, sind wir ein Leben lang auf die eine oder andere Weise darum bemüht, den „schönen" Frauenkörper herzustellen und das heisst ganz konkret, unseren eigenen Körper schön zu machen. Hätten wir heute einen Körper so schön wie den der Venus von Milo, dann würden uns unsere Freundinnen und Freunde allerdings eher bemitleiden als bewundern; sie würden uns alsbald einen Aufenthalt auf einer Schönheitsfarm empfehlen, wo wir erst einmal einige Pfunde abspecken müssten, bevor wir uns unter die Leute trauen dürften oder auch nur zum Schönheitswettbewerb in der Provinz zugelassen würden. Heute gilt es, auf richtige Weise und an den richtigen Stellen schlank zu sein, aber auch Rundungen zu haben. Das Modell, an dem sich Mädchen schon in der Kindheit orientieren, ist Barbie.

Eine Flut von Frauenzeitschriften belehrt uns darüber, wie wir unseren Körper herzurichten haben, damit er wenigstens halbwegs dem gängigen Schönheitsideal entspricht. Es gibt keinen Körperteil und keine Partie am Frauenkörper, die ganz ohne Makel wäre, alles kann man noch verschönern. Das gilt für das Gesicht als Ganzes wie für seine Teile, also Augen, Nase, Mund und Kinn, und selbstverständlich auch für die Haare. Das gilt im großen Maßstab für den gesamten Körper, also

für Bauch und Po und Brust - und für diese gilt das ganz besonders und immer wieder von neuem -, aber auch für Arme und Beine, für Ellenbogen und Kniekehlen, Hände und Füße, Finger und Zehen. Kurz, der Frauenkörper muss insgesamt wie im Detail „durch eigene Politur", wie es schon im Frauenzimmerlexikon von 1715 heißt (zitiert nach Theweleit 1977, 425 ff), verbessert und verschönt, eben in Form gebracht werden. Die Frauenzeitschriften liefern die Tipps und Hinweise, wie Lieschen Müller in Heimarbeit ihren Körper aufbereiten soll, wenngleich sie auf diesem Wege nicht den „schönen" Frauenkörper herstellen kann. Die „schöne Geste", die „fleischgetragene Schönheit" des Ellenbogens, die „Verklärung" eines Armes, wie sie Thomas Mann im Zauberberg ein für allemal beschrieben hat, halten dem kritischen Blick, der uns aus Frauenzeitschriften anstarrt, nicht stand. Hier geht es um Körperarbeit, der sich keine entziehen kann, die in der Schönheitskonkurrenz mitmischen will.

Am Ende, das weiß Lieschen Müller, bleiben Makel übrig. Was bleibt, ist der geschundene Körper, dem wir die ganze Schuld am vermeintlichen oder tatsächlichen Unglück zuschieben.

Die Torturen, denen sich Frauen unterziehen im Namen der Schönheit, sind grenzenlos. Fast möchte man meinen, dass man Frauen alles andienen kann, solange man ihnen nur einredet, es diene dazu, sie schöner zu machen. Frauen biegen und beugen ihren Körper im Namen der Schönheit, sie schwitzen, fasten und kasteien sich um der Schönheit willen, sie legen Hand an sich an und sie legen sich unters Messer des Chirurgen in der Hoffnung auf mehr Schönheit. Kein Verfahren scheint zu brutal oder zu blutig im Kampf um Schönheit; alles geht, solange es nur irgendwie Schönheit verspricht. Im Märchen lassen sich die hässlichen Schwestern von Aschenputtel Zehe und Ferse abschneiden in der Hoffnung auf Schönheit und den Prinzen. Im modernen Leben gehen Frauen zu Tausenden in Schönheitsfarmen, in denen sie auf vielfältige Art gequält werden unter der Versprechung, dass sie danach viel schöner seien als vorher, viel attraktiver für den Mann ihrer Träume. Helfen alle Verbiegungen und Verordnungen nichts, dann bietet die Schönheitschirurgie, die heute unter den Überschriften „Plastische Chirurgie" oder „Ästhetische Medizin" für sich wirbt, ihre Dienste an. Sie verspricht den Frauen fast alles, an erster Stelle natürlich den schönen Körper nach Maß und ganz im Stil der Zeit mit großen, festen, steilen Brüsten, breiten Lippen, passender Nase usw. So lassen wir uns vorgaukeln, dass es für uns alle einen Weg zur Schönheit gibt, dass wir alle ihrer habhaft werden können, wenn wir uns nur genügend selbst kasteien und zurechtschneiden lassen.

Ein zentrales Thema der Körperarbeit ist das Gewicht. Mädchen und Frauen haben fast durchweg das Gefühl, dass sie zu dick sind. Auch diejenigen, die schon gertenschlank sind, halten sich oft noch für zu dick. Die neue Diskussion um „dicke Kinder" und dicke Frauen ab 40 Jahren wird das Thema weiter anheizen. Mädchen und Frauen verordnen sich Diäten, manche auch Hungerkuren (Heilfasten), damit der Körper endlich in Form gebracht wird, damit er schön wird.
Funktioniert alles nicht, bleiben die Hilfen der Ästhetischen Medizin. Fettabsaugen steht an erster Stelle aller Schönheitsoperationen, die in den USA durchgeführt werden. An zweiter Stelle stehen Brustvergrößerungen und an dritter Stelle Augenlidoperationen. In Deutschland ist die Reihenfolge etwas anders; an erster Stelle stehen Operationen im Gesicht und an zweiter das Fettabsaugen. Man geht heute davon aus, dass in Deutschland pro Jahr etwa 400.000 ästhetisch-plastische Operationen sowie 400.000 sogenannte „Lunchtime"-Eingriffe durchgeführt werden (http://www.ongesundheit.t-online.de Stichwort Wellness/Schönheitswahn vom 21. 7. 2004). Hätten die Frauen (und Männer) genügend Geld, würden noch viel mehr entsprechende Operationen durchführen lassen. Amerikanische Untersuchungen zeigen, dass 16% der Mädchen und Frauen (und 7 % der Männer) sich Fett absaugen lassen würden, 9% von ihnen würden sich die Brust vergrößern lassen (Angaben zur Penisvergrößerung liegen nicht vor) und 5% (3% der Männer) Falten im Gesicht zum Beispiel mit Botox wegspritzen lassen. Zwei Drittel bis vier Fünftel der Kundschaft der ästhetischen Medizin sind Frauen[1]. Ein Viertel der weiblichen Kundschaft ist 15 bis 25 Jahre alt.

Wenn man bedenkt, dass bei jedem größeren Eingriff das Risiko für das Gelingen oder Misslingen der Operation bei 50% liegt, dann scheint der Glaube an die Machbarkeit der Schönheit keine Grenzen zu kennen. Es scheint, dass uns die Schönheitsindustrie von der Wiege bis zur Bahre fest im Griff hat; sie diktiert uns die neuen Masse und Formen der Schönheit, nach denen wir unseren Körper trimmen oder zurechtschneiden lassen müssen, wenn wir in diesem Wettbewerb auch nur eine kleine Chance haben wollen.

Im öffentlichen Bewusstsein rangieren die Schrecken der Schönheitschirurgie deutlich hinter ihren Erfolgen. Wir bewundern die neuen Gesichter der Frauen und Männer, die sich haben operieren lassen, weit mehr als ihre Altersgenossinnen und Genossen, die sich „ganz natürlich" präsentieren mit Runzeln und Falten, Fettpolstern und Tränensäcken, Sommersprossen und Altersflecken usw.

Immerhin warnt die Frauenzeitschrift BRIGITTE regelmäßig und systematisch vor Schönheitsoperationen und vor zu großen Hoffnungen, die Frauen (und Männer) damit verbinden. „Schönheitsoperationen... sind kein Allheilmittel für seelischen Kummer oder Ihre privaten oder beruflichen Probleme. Sie werden hinterher kein „neuer Mensch" sein..." (bereits BRIGITTE 16/1985, vgl. auch http://ww.brigitte.de vom 20. 7. 2004, Stichwort Schönheit, Antonic & Hollos 1998). Sie weist auch auf die Gesundheitsgefahren hin, die mit den Eingriffen verbunden sind und erwähnt Todesfälle, die damit einhergehen.

Frauen, die sich dennoch unters Messer legen, und die alles gut überstehen, stellen hinterher fest, dass sie noch immer die gleichen Probleme haben wie vorher. Der Traummann stellt sich nicht von selbst ein, auch berufliche Erfolge kommen nicht von allein. Der Versuch der Frauen, den „schönen" Körper herzustellen, führt also einmal mehr in die Irre: Die so sehnlich erstrebte Schönheit hat keine magische Wirkung entwickelt, sie hat nicht den Prinzen und noch nicht einmal seinen Stellvertreter herbeizuzaubern vermocht. Unversehens wird der Körper den Frauen endgültig zum Feind und das Idealbild vom „schönen" Körper zur fixen Idee und zur Obsession. Im Selbstbild vieler Frauen verdichten sich die körperlichen Defizite zu psychischen Schwächen und Unfähigkeiten, die sie belasten, was wiederum zu psychosomatischen Störungen führen kann.

Nicht zuletzt deswegen bedeuten die psychosomatischen Krankheiten auch Zuflucht, denn sie bieten sich an als Ausweg aus den Torturen, die mit der Herrichtung des „schönen" Körpers verbunden sind. Wer hier angelangt ist, muss nicht mehr mitmachen im Schönheitswettbewerb. Als Kranke kann und darf, ja muss man sich dem Schicksal und den Vorschriften der Ärzte fügen; für sie gelten andere Gesetze als die der Warenwelt.

Das Projekt Körper

Duden (1991) weist in ihrem Buch „Der Frauenleib als öffentlicher Ort" darauf hin, dass wir heute im Begriff stehen, die gewohnten Vorstellungen vom eigenen Körper mit den dazugehörenden Zuordnungen von innen und außen sowie von Körpergrenzen zu verlieren, weil sich die Körperkonzepte im Wandel befinden. Sie zeigt das am Beispiel dessen, was wir heute ganz selbstverständlich mit der Formel von der „Entstehung von menschlichem Leben" umschreiben. Wie historische Studien belegen (Duden 1987), ist es noch nicht sehr lange her, dass der Beginn „menschlichen Lebens"

---

1 *Ein Drittel bis ein Fünftel der Kundschaft sind also Männer. Der Anteil der Männer ist damit in den letzten 10 Jahren wenigstens um 100% gestiegen. Dabei gelten Schönheitsoperationen bei Männern als besonders heikel: „Bei Männern sollte eine ganz spezielle Schnittführung beherrscht werden. Sonst kann es passieren, dass der Bart nach einem Facelift zum Beispiel plötzlich an der Schläfe wächst." (vgl. http://www.schoenheit-und-medizin.de/news1003/schoenheitschirurgie.htm vom 17. 7. 2004)*

kurz vor bzw. mit der Geburt eines Kindes verbunden wurde. Seit jedoch im Jahr 1965 die ersten Bilder von Samenzelle und Ei sowie eines Fötus in Großaufnahme in der Zeitschrift „Life-Magazine" erschienen sind, haben sich die Anschauungen über die Entstehung menschlichen Lebens gründlich verändert. Die „Innenansicht" von Befruchtung und die „Innensicht" des heranwachsenden und sich entwickelnden Fötus haben erheblich dazu beigetragen, alte und bewährte Körperkonzepte ins Wanken zu bringen. Mit den Bildern verlagert sich Körperlichkeit in die vorgeburtliche Zeit, ja an die Schnittstelle der Begegnung von einzelnen Zellen. Wir vermeinen den Körper schon zu erahnen, noch bevor er überhaupt existiert; wir „sehen" ihn virtuell. Ganz allmählich hat sich aus diesen Bildern und Anschauungen des Virtuellen ein neues Verständnis von Körperlichkeit und Körper herausgebildet. Es durchzieht alle unsere Vorstellungen vom Körper und seinen möglichen und tatsächlichen Entwicklungen. Wie immer sich diese vollzieht, wir wissen, dass wir sie in vielfacher Weise beeinflussen können. Körper sind formbar. Schon in der Petrischale und später im Mutterleib lassen sich daran Eingriffe vornehmen. Nach der Geburt werden die Einflussmöglichkeiten auf den Körper fast unübersehbar vielfältig. Sollte sich der Körper „schlecht" entwickeln, etwa hinter der Norm zurückbleiben oder gar hässlich werden, dann lässt sich vieles korrigieren. Nicht irgendeine blindwütige Natur bestimmt heute über unseren Körper, sondern die Pharmazie und die ästhetische Medizin - und der Geldbeutel der Eltern oder später der eigene. Anders als in der Vergangenheit sind Körper nicht einfach qua Sozialisation Kulturprojekte; es ist die Medizin, die sich daran macht, sie im wahrsten Sinn des Wortes zu „gestalten". Shilling (1993) verweist darauf, dass das „Projekt Körper" ein Leben lang andauert. Der Körper ist nie fertig; er lässt sich immer von neuem gestalten und umgestalten. Lediglich der Tod setzt dem Projekt Körper vorerst noch gewisse und in manchen Fällen auch endgültige Grenzen.

Je mehr die Medizin ausholt, je weiter sie die Grenzen für die „Machbarkeit" des Körpers hinausschiebt, umso mehr unterliegt die Vorstellung vom Körper der Veränderung. Mein eigener Körper braucht keineswegs nur aus meinem eigenen Fleisch und Blut, aus meinen eigenen Organen zu bestehen, ich kann ihn vielmehr aus verschiedenen Körpern zusammensetzen. Ich kann mir fremde Haut zulegen, wenn meine eigene ihren Dienst versagt, ein neues Herz, wenn mein eigenes „verbraucht" ist (Claussen 1996), eine neue Niere und so weiter. Zum Körper gehören dann eigene und fremde Teile, die zusammenwachsen zu diesem einen Körper, den ich wohl auch in Zukunft meinen eigenen nennen werde.

Es liegt auf der Hand, dass dieser Prozess eine neue Definition vom eigenen Körper verlangt, die sich erheblich von dem historisch geprägten allgemeinverbindlichen Körperkonzept mit klaren Grenzen nach außen unterscheidet. Der Körper ist eben nicht mehr der letzte und solide Grund, auf den sich in Zukunft Individuen berufen können, sondern er ist durchlässig, umbaufähig, veränderbar, machbar, kurz: in Konstruktion.

Was für den Körper insgesamt gilt, gilt auch für körperliche Schönheit. Je leichter es ist, einen Körper herzustellen, umso leichter wird es, einen schönen Körper zu produzieren. Je weiter die Konstruktion des Körpers voranschreitet, umso mehr Normierungen gibt es, d.h. Vorschriften darüber, wie Frau und Mann auszusehen haben, was sie also anderen „zeigen" können und was nicht. Das gilt für Kinder und Jugendliche ebenso wie für Erwachsene.

Im westlichen Kulturkreis orientieren sich die Idealbilder für körperliche Beschaffenheit und Schönheit für Erwachsene am jugendlichen Aussehen. Je älter Frauen und Männer werden, je mehr sich das Alter an ihrem Körper ablesen lässt, umso weiter weichen sie von dieser Normierung ab. Angesichts all der verlockenden Angebote zur Körperkorrektur müssen sie sich fragen lassen, warum sie nichts für ihr Aussehen tun. Das kann sehr schnell in den Vorwurf umschlagen, dass sie sich, so wie sie nun einmal sind, einfach gehen lassen, ja, eine Zumutung für andere werden. Ausgrenzungsprozesse setzen ein, die nicht nur bei Models Gang und Gäbe sind, sondern auch in

manchen Berufen, etwa in der Film- und Fernsehbranche. Diskriminierungen wegen „unvorteilhaftem Äußeren" werden in dem Maß zunehmen, in dem sich die Techniken zur Herstellung von schönen Körpern weiterentwickeln und durchsetzen.

Ich gehe davon aus, dass sich solche neuen Normierungen schon in den nächsten 10 bis 20 Jahren im großen Maßstab durchsetzen werden. Das heißt, dass die Erwartungen an ein „angenehmes" Aussehen deutlich anwachsen werden und dass es zunehmend schwieriger werden wird, sich diesen zu entziehen. Und wenn daran z.B. Arbeitsplätze und Berufskarrieren festgemacht werden, werden wir die neuen Zwänge, die auf uns zukommen, nicht mehr einfach beiseite schieben können. Die Auflösung alter Körpergrenzen und die allmähliche Etablierung neuer Vorstellungen vom Körper gehen Hand in Hand mit Veränderungen im Konzept der Identität. Konnte man sich bisher wenigstens seines Körpers gewiss sein, so zerfließt das alte Körperkonzept mit den neuen Techniken; ebenso „flüssig" wird die Identität.

Frauen treffen alle diese Entwicklungen ungleich härter als Männer. Jahrhunderte lange strukturelle Diskriminierung hat ganz sicherlich dazu beigetragen, dass ihre Entwürfe weiblicher Identität vergleichsweise fragil sind. Mit der Auflösung von Körpergrenzen und neuen Erwartungen an die Konstruktion körperlicher Schönheit verschwimmen ihnen vielfach bewährte Identitätsentwürfe, was insgesamt zu einer erheblichen Verunsicherung führen mag.

Literatur

Antonic, M. & Hollos, P. *(1998): Schönheitsoperationen. Methoden – Risiken – Kosten –Adressen. München (Urania)*

Baudrillard, J. *(1996): Madonna Deconnection, in: Frankfurter Rundschau, 9. 3. 1996*

Beck-Gernsheim, E. *(1990): Auf der Suche nach Gemeinsamkeit: Liebe, Ehe, Individualisierung, in: Merkur 44, 47ff*

Claussen, P. C. *(1996): Herzwechsel. Ein Erfahrungsbericht. München (Hanser)*

Courths-Mahler, H. *(1980): Griseldis. München (Heyne)*

Duden, B. *(1987): Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730. Stuttgart (Klett-Cotta)*

Duden, B. *(1991): Der Frauenleib als öffentlicher Ort. Vom Mißbrauch des Begriffs Leben. Hamburg (Luchterhand)*

Freedman, R. *(1989): Die Opfer der Venus. Vom Zwang, schön zu sein. Zürich (Kreuz)*

Henss, R. *(1992): "Spieglein, Spieglein an der Wand…". Geschlecht, Alter und physische Attraktivität. Weinheim (Psychologie Unions Verlag)*

Lippert, A. *(2005): "Pretty Women" – Attraktivität und Schönheit aus psychologischer Sicht. In: Vogt, I. (Hrsg.): Frauen-Körper. Lust und Last. Tübingen (DGVT), 2. vollständig überarbeitete Auflage (im Druck)*

Rose, L. *(1997): Körperästhetik im Wandel. In: Dölling, I. & Krais, B. (Hrsg.): Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis. Frankfurt (Suhrkamp)*

Rose, L. *(2005): Versportete Kindheit und Jugend. In: Vogt, I. (Hrsg.): Frauen-Körper. Lust und Last. Tübingen (DGVT), 2. vollständig überarbeitete Auflage (im Druck)*

Shilling, C. *(1993): The Body and Social Theory. London (Sage)*

Theweleit, K. *(1977): Männerphantasien. Frankfurt, Bd. 1 (Stroemfeld)*

Vogt, I. *(1992): Wer ist die Schönste im ganzen Land? Über die Herstellung des schönen Frauenkörpers, in: Vogt, I. & Bormann, M., Hg.: Frauen-Körper. Lust und Last. Tübingen (DGVT)*

Wolf, N. *(1991): Der Mythos Schönheit. Reinbek (Rowohlt)*

Alexa Franke

Der Kampf um die Wespentaille

„Der Körper um mich und ich, das ist keine glückliche Verbindung. Wir sind verheiratet worden, ohne dass wir vorher gefragt wurden. Nun müssen wir ‚in guten und in schlechten Zeiten' miteinander auskommen. In den guten Zeiten ist es recht einfach, aber in schlechten Zeiten hat er recht viel unter mir zu leiden."

Diese traurigen Zeilen schrieb eine junge Frau, die von außen betrachtet allen Grund hatte, mit dem, was ihr von der Natur und den Menschen gegeben war, sehr zufrieden zu sein: Sie war in einer Familie der bürgerlichen Oberschicht aufgewachsen, war intelligent und hatte ohne Probleme ihre Schullaufbahn absolviert, sie war kreativ, sehr musikalisch und spielte hervorragend Saxophon und Querflöte, sie war witzig, konnte sich gut ausdrücken, sie war fähig zur Selbstinspektion und in der Lage, sich mit ihren Gefühlen auseinander zu setzen. Sie war hübsch: Gesicht und Körper waren gut proportioniert, sie hatte eine schöne Haut, große blaue Augen, dichtes lockiges Haar – aber sie war zutiefst von der Unzulänglichkeit ihres Körpers überzeugt.

Mit dieser Diskrepanz zwischen Außenwahrnehmung ihres Körpers und seiner eigenen Bewertung schlagen sich viele Frauen herum, und bei manchen wird die Unzufriedenheit mit dem eigenen Körper zum Ausgangspunkt für die Entwicklung einer psychosomatischen Störung oder die teure Karriere als Kundin plastischer Chirurgen. Ich möchte im Folgen den zunächst beschreiben, welche Bedeutung der Körper für Frauen hat und anschließend darauf eingehen, was es bedeuten kann, bzw. welche Auswirkungen es haben kann, wenn Frauen ihren Körper unzulänglich finden.

Zur Bedeutung des Körpers

Der Körper gilt – zumindest in der westlichen Kultur – als Ort des Selbst. Er ist Träger der Person, des Privaten und genießt als solcher rechtlichen Schutz. Im moralisch-ethischen Sinne wird der Körper in dieser Funktion für seine Handlungen und Entscheidungen verantwortlich gemacht. Die psychologische Bedeutung des Körpers besteht darin, das Selbst von der Umgebung abzugrenzen und es vor ängstigenden Übergriffen zu schützen. Der Raum, den eine Person für sich und um sich braucht, ermöglicht ihr nicht nur die physische Existenz, sondern sie braucht diesen Raum auch für ihre Privatheit, ihr Selbst.

Darüber hinaus ist der Körper auch das wichtigste Darstellungsobjekt der eigenen Person und damit ein Stimulus für andere. Er gibt Informationen über Geschlecht, Alter, Ethnie, oft auch über den Gesundheitszustand oder die soziale Situation, er bestimmt die Attraktivität einer Person und ist damit entscheidend auch für soziale Kontakte und soziale Erwartungen. Er dient der Identifizierung eines Menschen nach außen und ist damit ein wichtiges Mittel zu zeigen, wer man ist.

Sowohl individuell als auch gesellschaftlich ist die Vorstellung vom Körper an Werte geknüpft: Den der Leistungsfähigkeit, der Sportlichkeit, der Stärke, der Fähigkeit, Kinder zu zeugen und zu gebären oder der, bestimmte gesellschaftliche Funktionen übernehmen zu können. Diese Werte sind erheblich mit geschlechtsbezogenen Rollenstereotypen behaftet. Was in besonderem Maße für den Wert gilt, der zu den wichtigsten gehört, an dem der Körper gemessen wird: sein gutes Aussehen. „Fare bella figura", eine gute Figur machen – das gilt wörtlich und im übertragenen Sinne als Zeichen für Kompetenz, selbstsicheres Auftreten, dafür, das man sich zu präsentieren und seine

Sache gut vorzutragen weiß. Und für Frauen bedeutet dies darüber hinaus in erheblichem Maße, dem gängigen Schönheitsideal zu entsprechen.

Dass Frauen schön auszusehen haben, ist weder eine Erfindung unserer westlichen industrialisierten Gesellschaften, noch ist sie ein Ergebnis patriarchaler Machtverhältnisse (vgl. Vogt 1992). Vielmehr wurden in allen Kulturen und zu allen Zeiten Vorstellungen darüber entwickelt, wie ein Körper auszusehen hat. Und allen diesen Idealvorstellungen war und ist gemeinsam, dass sie als sozialer Imperativ wirken. Weicht der eigene Körper von diesem „Du sollst" ab, so ist es schwer, ihn als normal und richtig zu akzeptieren, ihn als zu sich selbst gehörend und stimmig zu erleben.

Die Unzufriedenheit mit dem Körper

„Der Glaube an die eigene Attraktivität ist manchmal so schwer zu erlangen wie die physische Schönheit selbst", schreibt die amerikanische Autorin Rita Freedman (1989). Sie belegt diese Aussage mit vielen Untersuchungen, u. a. mit einem Projekt über die Wahrnehmung des eigenen Körpers, in dem Interviews mit mehr als 100 Frauen geführt wurden. Es waren normalgewichtige Frauen, die für die Interviews ausgewählt wurden, die zudem aktuell oder in ihrer Vorgeschichte keine Essstörungen oder andere psychische Erkrankungen hatten bzw. gehabt hatten. Es zeigte sich, dass nur eine der 100 Frauen nicht im aktiven Kampf mit ihrem Gewicht lag. Alle litten unter irgendwelchen Körperstörungen und waren mit bestimmten Teilen ihres Körpers nicht zufrieden, sie fühlten sich zu dick, zu mächtig, zu eckig oder zu klein oder fanden sich schlecht proportioniert.

Was macht es für Frauen so schwer, den eigenen Körper zu akzeptieren, mit seiner Form einverstanden zu sein? Ich denke, dass dieser Wahrnehmungsprozess durch folgende Faktoren enorm erschwert wird:

Unrealisierbare Körperideale

Das wesentliche Bestimmungsstück von Idealen ist, dass sie niemals ganz zu realisieren sind. Dies gilt naturgemäß auch für den idealen Körper - was bedeutet, dass das jeweils aktuelle Schönheitsideal tragischerweise auch bei erheblicher Anstrengung unerreichbar bleibt.

Die den Frauen vorgehaltene Schönheitsnorm entspricht in der Regel einer Idealisierung, ist somit eigentlich nur von absoluten Ausnahmen zu erfüllen. Der Bodyshop brachte dies vor einiger Zeit in einer Kampagne zum Ausdruck, in dem er die Frauen ermuntern wollte, sie selbst zu sein und sich nicht an unerreichbaren Idealen abzuquälen. „There are 3 billion women who don't look like supermodels and only 8 who do" verkündete eine mollige Gliederpuppe von Plakaten und aus Broschüren, in denen die Frauen dazu ermuntert wurden, sie selbst zu sein und sich selbst zu achten, so wie sie sind.

Doch solche Kampagnen sind die Ausnahme. Die Regel ist, dass uns superschlanke Modells mit großem Busen und langen Beinen als der zu erreichende Frauenkörper vorgestellt werden – neuerdings noch mit einem Säugling auf dem Arm. Was zeigt, dass es eigentlich nicht nur ein Ideal gibt, sondern dass uns ein Körper mit mehreren gleichzeitig

realisierten Idealen vorgegaukelt wird: sehr schlank, trotzdem ein sexy Busen und natürlich fähig, Kinder zu gebären.

Auch dies ist keine Erfindung der Neuzeit: wie unterschiedlich die Ideale für den richtigen Frauenkörper in den verschiedenen Epochen der Weltgeschichte auch gewesen sein mögen, niemals gab es nur ein Ideal. So bestand zum Beispiel immer die dauernde Oszillation zwischen der Betonung kindlicher Unschuld und ausgeprägter Erotik. Als Prototyp einer Frau, die diesen beiden Leitbildern gleichermaßen entsprechen wollte, ist Marilyn Monroe zu nennen – wir wissen, dass sie kläglich gescheitert ist. Das momentan dominierende extrem schlanke Schönheitsideal konkurriert mit mehreren mit der Schlankheit nicht vereinbaren Idealen: Dem Kult um Muskeln und athletische Körper, der Propagierung von Rundungen als weiblich und der Forderung, sexy sein zu sollen. Extrem schlank, viele Muskeln und das Ganze in sexy weibliche Rundungen verpackt – die berühmte eierlegende Wollmilchsau wird sich leichter züchten lassen als dieser Frauentyp.

Erschwerend kommt hinzu, dass die Idealisierungen heute nicht so leicht zu durchschauen sind wie in früheren Jahrhunderten. Die Venusgestalten der Renaissance waren glorifizierte Darstellungen eines unerreichbaren Ideals, die von allen Betrachtern und Betrachterinnen auch als solche erkennbar waren – mehr sogar: erkannt werden sollten. Die heutige Technik jedoch verwischt die Grenzen zwischen Fantasie und Realität und erzeugt optische Illusionen, die die Frauen verführen zu glauben, diese Ideale seien realisierbar.

Körperkontrolle als Ausdruck von Leistungsfähigkeit

Ein weiterer Grund, der es schwierig macht, den Körper so zu akzeptieren, wie er ist, liegt darin, dass der schöne, und das heißt für Frauen: der schlanke Körper heute als Ausdruck von Leistungsfähigkeit gilt. Gutes Aussehen und Schlanksein gelten nicht nur als Erfolgskriterium für Hungerkontrolle und Körperbeherrschung, sondern sie werden als Synonym und Voraussetzung für Erfolg und Anerkennung propagiert, stehen für Leistungsbereitschaft und Selbstkontrolle in sämtlichen Bereichen des Lebens. Schlanksein ist der sichtbare Beweis dafür, dass jemand sich in der Hand hat, Anstrengungsbereitschaft zeigt, sich und sein Leben in den Griff bekommt und weiß, wo's langgeht.

Körperkontrolle als Beleg für Triebkontrolle

Schlanksein ist darüber hinaus Beweis für Triebkontrolle und berührt damit auch religiöse Aspekte. Im christlichen Kulturkreis beginnt der Verlust der Unschuld, die Vertreibung aus dem Paradies mit dem Sündenfall des Essens der verbotenen Frucht. Seither haftet dem Essen etwas Unbeherrschtes, Triebhaftes, Begehrliches an, wohingegen Fasten und Askese den Weg ins Paradies weisen und als Basisqualifikationen für spätere Heilige angesehen werden können (Klessmann & Klessmann, 1988; Klotter, 1990). Im Mittelalter hatten Fastenheilige Hochkonjunktur. Doch auch diesbezüglich wurde eine doppeldeutige Botschaft vermittelt, denn das Fasten wurde gleichzeitig zum Teufelswerk erklärt und Frauen, die beim Wiegen auf der Hexenwaage für zu leicht befunden worden waren, drohte der sichere Tod als vom Teufel Besessene (Habermas, 1990, 1994; Schadewald, 1965; Vandereycken, Van Deth & Meermann, 1990).

Verschwiegen wird in der christlichen Tradition, dass Eva, die Urmutter, in der Genesis eine Vorgängerin hatte: Adams erste Frau Lilith. Lilith war nicht wie Eva aus Adams Rippe erschaffen, sondern aus Lehm wie dieser, beanspruchte daher auch Gleichberechtigung, äußerte sexuelle Wünsche und stellte ihre Schönheit offen dar (Haag, Kirchberger & Sölle1998; Maaz 2001).

In der Walpurgisnacht im ersten Teil des „Faust" begegnet Lilith Faust und Mephisto:

Faust: Wer ist denn das?
Mephisto: Betrachte sie genau! Lilith ist das.
Faust: Wer?
Mephisto: Adams erste Frau.
Nimm dich in acht vor ihren schönen Haaren,
Vor diesem Schmuck, mit dem sie einzig prangt.
Wenn sie damit den jungen Mann erlangt,
So lässt sie ihn so bald nicht wieder fahren.

Lilith, so erfahren wir, das lustvolle, unabhängige, verführerische Weib ist schön, aber bedrohlich und eine Gefahr für männliche Stärke und Dominanz.

Erschwerter Lernprozess

Die Selbstwahrnehmung, einen guten Körper zu haben, ist für Frauen nicht nur besonders schwer zu lernen, weil die diesbezüglichen Anforderungen an sie größer sind als an Männer, sondern auch deshalb, weil diese generellen Anforderungen erstmals massiv in der Pubertät an sie herangetragen und damit gerade in einem Alter besonders deutlich werden, in dem junge Menschen zahlreiche Probleme mit ihrem Körper haben: mit Pickeln, ungelenken Bewegungen, falschen Körperproportionen. In einer Zeit also, in der die Menschen in der Regel nicht gerade ihre hübscheste Phase haben, wird der Druck auf die Mädchen besonders groß. Sie sind einer viel stärkeren Diskrepanz zwischen Normvorstellungen, Normvorgaben und ihren realen Möglichkeiten ausgesetzt als Jungen. Viele Frauen beschreiben ihre Teenagerjahre als eine Zeit der Unbeholfenheit, der Peinlichkeit, der Angst vor körperlichen Veränderungen – eine Zeit, in der sie sich gerne versteckt hätten. Doch nicht allen gelingt es, dieses Körperbild zu überwinden – das, was ein Übergangsstadium hätte sein sollen, prägt sich ihnen ein, und sie werden nie fähig, sich selbst als attraktiv und stimmig wahr zu nehmen.

Manche Autorinnen betonen auch, dass die körperliche Identitätsfindung für Mädchen auch wegen der größeren äußeren Ähnlichkeit mit der Mutter schwieriger zu erwerben ist. Da die Jugendlichen einen Teil der Problematik, sich vom Elternhaus abzulösen und eine eigene Identität zu finden, über den Körper austragen, können hier für die Mädchen große Konflikte entstehen. Mädchen, die ein eigenes Selbstbild zu entwickeln versuchen, konzentrieren sich oft darauf, nicht so zu sein und so auszusehen wie ihre Mutter. Hübsche Mädchen unterliegen darüber hinaus der Gefahr, als Ausstellungsobjekt der Mutter herumgezeigt zu werden. Je unzufriedener die Mütter mit ihrem eigenen Körper sind, desto größer auch die Gefahr, dass ihre Töchter kein ungezwungenes Verhältnis zu ihrem Körper finden können.

Gelingt dieser Prozess der Versöhnung mit dem eigenen Körper nicht, so ist ein Nährboden für dauernde Unzufriedenheit, psychische Probleme und Verhaltensstörungen geschaffen. Versuchte Lösungen für das Problem erweisen sich dann häufig nach einiger Zeit als Fehllösungen. Als typische Fehllösungen gelten die Essstörungen - sie werden im Folgenden dargestellt:

Fehllösung: Essstörung

Unter dem Begriff der „Essstörungen" werden heute als wichtigste die Anorexia nervosa, die Bulimia nervosa und die Adipositas subsumiert.

Anorexia nervosa

Die Anorexia nervosa ist durch den überwertigen Wunsch nach extremem Schlanksein gekennzeichnet, der alle Gedanken und Handlungen dominiert. Das Körpergewicht liegt mindestens 15% unter dem für Alter und Körpergröße erwarteten und wird durch die Einschränkung der Nahrungszufuhr sowie durch übertriebene körperliche Aktivitäten und selbstinduziertes Abführen herbeigeführt bzw. weiter vermindert. Im Verlauf der Erkrankung werden zunehmend alle 'Dickmacher' als verboten erklärt und weggelassen, so dass der Speiseplan vorwiegend aus Möhren, sauren Gurken, grünen Äpfeln, Magermilchjoghurt, Kochkäse u.ä. besteht.

Die Patientinnen befinden sich häufig in einer depressiven Stimmungslage, Merkmale von Zwangsverhalten sind nicht selten. Besonders auffallend sind bizarre Verhaltensweisen "rund ums Essen": Die Frauen sammeln und katalogisieren Rezepte, lesen stundenlang in Kochbüchern, kennen die Kalorien sämtlicher Nahrungsmittel, horten Esswaren, vor allem solche, die sie sich verboten haben. Manche lieben es, zu kochen und zu backen – auch hier bevorzugt Speisen, die sie sich selbst aufgrund ihres strengen Regimes nicht gestatten, mit denen sie aber nicht selten ihre Familie und Freunde traktieren und geradezu mästen. Diese Symptome wurden früher als Persönlichkeitsstörungen der Patientinnen interpretiert. Heute ist weitgehend anerkannt, dass es sich um Folgeerscheinungen des Hungerns handelt, die auch bei Menschen auftreten, die nicht aus eigenem Antrieb sondern gezwungenermaßen nicht genug essen können (vgl. etwa Richter, 1965).

Als psychische Auffälligkeit anorektischer Frauen wird in der Literatur häufig auch ein auffälliges Autonomiebedürfnis diskutiert. Dabei bleibt jedoch unberücksichtigt, dass die Mädchen häufig in Familien aufwachsen, in denen sie massiv bevormundet werden. Angesichts dieser familiären Strukturen kann man das Autonomiebedürfnis durchaus als sehr gesunde Reaktion auf die soziale Umgebung interpretieren (Franke 2003). Häufig äußert sich in diesem Autonomiestreben die andere Seite eines äußerst schwachen Selbstwertgefühls. Ihrem oftmals selbstsicheren Auftreten zum Trotz sind anorektische Mädchen und Frauen innerlich zutiefst von Selbstzweifeln und ständigen Gefühlen der Inkompetenz und Unzulänglichkeit gequält; selbst hervorragende eigene Leistungen können sie nicht anerkennen. Was immer sie tun, es ist nicht genug. Das heftige Bedürfnis nach Autonomie ist somit auch Ausdruck der ständigen bangen Frage, ob sie sich auch wirklich genug anstrengen.

Diesem Muster folgt tragischerweise auch die Störung: Je dünner die anorektische Frau wird, umso weniger kann sie diese 'Leistung' wahrnehmen, umso weiter entfernt sie sich subjektiv vom erstrebten schlanken Ideal.

Anorexia Nervosa tritt überwiegend bei Frauen auf – je nach Statistik wird der weibliche Anteil mit 80 bis 95 % angegeben. Während das Durchschnittsalter bei Erkrankungsbeginn früher vorwiegend in der Pubertät lag, hat sich die Altersspanne heute deutlich verbreitert. Man geht heute von einem Erkrankungsgipfel im Alter von 14 Jahren aus und einem deutlich späteren bei 18 Jahren. In westlichen Industrienationen erkranken 0,5 – 1 % der jungen Frauen zwischen 14 und 23 Jahren an Anorexie. Die Daten darüber, ob die Störung in den letzten Jahrzehnten zugenommen hat, sind widersprüchlich; eine sehr sorgfältige Metaanalyse von 29 epidemiologischen Studien seit 1970 kommt zu dem Schluss, dass es keinen Hinweis auf ein Ansteigen der Erkrankungszahlen gibt (Fombonne 1995).

Insbesondere in der frühen Literatur über Anorexie (Bruch, 1973, 1980; Crisp, 1980; Selvini Palazzoli, 1974) wurde als besonderes Kennzeichen der Patientinnen ihre Zugehörigkeit zur sozialen Oberschicht hervorgehoben: sogenannt höhere Töchter, zu deren auffälligsten Merkmalen gehörte, dass sie intelligent waren und gute Schülerinnen. Inzwischen kann die Anorexia Nervosa nicht mehr als Oberschichtphänomen gelten, aber noch immer kommt sie bevorzugt in der oberen Mittelschicht vor und in einem innerstädtischen Umfeld.

Bulimia nervosa

Hauptkennzeichen der Bulimia nervosa sind Heißhungeranfälle mit anschließenden gewichtsreduzierenden Maßnahmen. Das Gewicht liegt häufig im Normalbereich, war jedoch vor der Erkrankung häufig erhöht. Die Häufigkeit der Essanfälle, bei denen bevorzugt süße, hochkalorische Nahrungsmittel verschlungen werden, reicht von mindestens zwei pro Woche bis zu mehreren pro Tag.

Mindestens 90 % der Betroffenen sind weiblich, das Haupterkrankungsalter liegt zwischen dem 20. und dem 30. Lebensjahr; etwa 1 – 3 % der Frauen dieser Altersgruppe sind betroffen.

Die Frauen fühlen sich außerstande, ihre Essanfälle zu kontrollieren. Sie leiden sehr unter ihrer Unbeherrschtheit, schämen sich und halten die Symptomatik oft über Jahre auch vor ihren engsten Bezugspersonen geheim. Häufig sind massive Gefühle von Wert- und Sinnlosigkeit, ausgeprägte Stimmungsschwankungen, Schuldgefühle und Suizidalität. Bei etwa einem Drittel der Patientinnen kommt es zu Substanzmissbrauch oder -abhängigkeit, insbesondere von Alkohol und Stimulantien. Diese Mittel werden nicht selten zunächst eingesetzt, um Appetit und Gewicht zu kontrollieren, entwickeln dann jedoch ihre eigene Dynamik.

Die Zahl der körperlichen Folgeschäden – insbesondere im Magen-Darm-, Elektrolyt- und endokrinen System – ist groß. Durch das Erbrechen kommt es zu Verletzungen im Hals und Mundbereich und aufgrund des ständigen Kontakts mit der Magensäure zu massiven Zahnschäden. Ebenso gravierend sind jedoch die möglichen sozialen Folgeschäden, da die Bulimie sehr viel Zeit und Geld erfordert und die Tages- und Freizeitplanung durch das Einkaufen der großen Nahrungsmengen und die Essanfälle eingeschränkt sind. Die finanziellen Belastungen führen nicht selten zu Verschuldung, Anbetteln von Bekannten, sozialem Abstieg, Stehlen von Nahrungsmitteln oder Geld, bis hin zum Betrug.

Adipositas

Adipositas bezeichnet einen massiven Überschuss von Körperfett. Bei Erwachsenen wird hierfür ein BMI-Wert[1] von 30 als Grenzwert definiert.

Die Adipositas wirkt sich oftmals negativ auf das Selbstwertgefühl, die Zufriedenheit und die gesamte Lebensqualität aus. Angesichts des sozialen Umfelds, in dem Schlanksein propagiert wird, sind Adipöse nicht nur von zahlreichen Freizeitveranstaltungen ausgeschlossen, sondern sie haben häufig Schuldgefühle, so dick zu sein. Sie halten sich für disziplinlos und schwach, haben im Verlauf zahlreicher Diätversuche über Jahre hinweg kontinuierlich zugenommen und sehen sich als Versager, denen einfach nichts gelingt.

---

[1] *Der BMI = Body Mass Index ist der Quotient aus Körpergewicht (kg) zu Körpergröße zum Quadrat (m^2).*

Paradoxerweise ist nicht selten der Wunsch nach Schlankheit die Mutter einer adipösen Entwicklung, und zwar aufgrund des sog. Yoyo-Effekts: In Phasen massiver Nahrungseinschränkung reduziert der Körper den Grundumsatz. Im Laufe der langen Evolution der Menschheit ist er für Zeiten verminderter Nahrungszufuhr gut gerüstet, er adaptiert sich schnell an die niedrige Kalorienmenge und verwertet diese um so besser. Kommt es nach einer längeren Zeit der Einschränkung zu einer erneuten Erhöhung der Kalorienzufuhr, so stellt sich der Körper keineswegs wieder spontan erfreut auf die neue Situation ein, er verharrt vielmehr für einige Zeit auf seinem niedrigen Niveau, nicht wissend, ob die Zeit der Not wirklich vorbei ist. In diesen Phasen nach Diät führt „normales" Essen wegen des noch erniedrigten Grundumsatzes zu Gewichtsanstieg. Die Reduktion des Grundumsatzes ist bei der ersten Diät am höchsten und verlangsamt sich mit jeder weiteren Diät. Wird der Versuch unternommen, das erniedrigte Gewicht durch gezügeltes Essverhalten zu halten, so besteht die Gefahr, dass eine Normalisierung des Grundumsatzes verhindert wird und Gewichtsanstieg auch bei geringer Zufuhr von Nahrung eintritt.

Ohne Idealgewicht im Gleichgewicht?

Im Grunde genommen haben alle Essstörungen weniger mit gestörtem Essverhalten zu tun als damit, dass die Betroffenen mit ihrem Körperumfang nicht zufrieden sind: So leidet die anorektische junge Frau nicht, weil sie so wenig isst, sondern weil sie sich zu dick fühlt. Die bulimische Frau versagt sich das Essen keineswegs, weil sie nicht gerne isst, sondern weil sie Angst vor dem Dickwerden hat. Und auch die adipöse Frau möchte ihr Körpergewicht und ihren Körperumfang ändern – das Essen selbst bereitet ihr in der Regel sehr viel mehr Spass als Kummer.

Vor einigen Jahren verkündete die Frauenzeitschrift „Freundin" auf bunten Bildern:" Die Frauen von heute sind auch ohne Idealgewicht im Gleichgewicht." Angesichts der Probleme, die so viele Frauen mit ihrem Körper haben, muss man diesen Satz wohl eher als frommen Wunsch denn als Realität betrachten. Aber: Visionen sind keine Utopien, und es lohnt sich, darauf hin zu arbeiten, dass Frauen sich weniger um ein paar Gramm zuviel oder ein Polster an der falschen Stelle sorgen. Abgesehen von einer größeren Selbstsicherheit und Zufriedenheit aller Frauen wäre eine solche größere Akzeptanz der Tatsache, dass die meisten von uns eben nicht zu den 8 mit Supermodelfigur gehören, sicher die wirksamste Prävention von Essstörungen.

Um die Prävention von Essstörungen bemühen sich seit Jahren die verschiedensten Institutionen und Gruppierungen: Krankenkassen, Ärzteverbände, die Gesundheitsministerien des Bundes und der Länder, nationale und internationale Gesundheitsverbände, Volkshochschulen, Selbsthilfegruppen. Sie alle bieten Information und Beratung in Fußgängerzonen, bei Messen und sonstigen öffentlichen Veranstaltungen, in Sporteinrichtungen, Freizeitparks und Einkaufszentren und verteilen Aufklärungsmaterialien an die Öffentlichkeit sowie an spezifische Zielgruppen wie Kindergärtnerinnen und Kindergärtner, Lehrerinnen und Lehrer, Eltern, Ärztinnen und Ärzte usw.

Angesichts der epidemiologischen Zahlen muss man zu dem Schluss kommen, dass ihre Bemühungen nicht von Erfolg gekrönt sind, – und paradoxerweise teilen die Präventionsspezialisten diese Einschätzung. Doch dessen ungeachtet intensivieren sie ihre Bemühungen, schreiben neue Broschüren und bieten weitere Rezepte zum dauerhaften Schlanksein an. Meines Erachtens tragen sie damit im Sinne des Mehr-vom-Gleichen (Watzlawick, Beavin & Jackson, 1985) eher zu einer Verfestigung als zu einer Lösung der Problematik bei: Dadurch, dass immer wieder die gleichen untauglichen Lösungsversuche angewandt werden, stabilisiert sich das Problem.

Vielleicht klingt es etwas ketzerisch, wenn ich sage, dass ich überzeugt bin, dass zur frauenspezifischen Prävention und Therapie von Essstörungen alles gesagt ist. Liest man die Literatur

zur frauenspezifischen Gesundheitsforschung, dann begegnet man nahezu gebetsmühlenartig dem wie ein Credo immer wieder beschworenen Satz, dass Gesundheit und Krankheit von Frauen im Lebensalltag von Frauen entstehen und dass Essstörungen und andere Krankheiten sich vermeiden lassen, wenn Frauen lernen, mit eben diesem Lebensalltag anders umzugehen. Frauen müssen demnach lernen

- Sich zu Ihrer Essstörung zu bekennen
- Eine natürlich Beziehung zu ihrem Körper zu finden
- Körpersignale angemessen wahrzunehmen und zu interpretieren
- Ihre Gefühle und Bedürfnisse wahrzunehmen und zu akzeptieren
- Ihre Gefühle und Bedürfnisse angemessen auszudrücken
- Neue Formen der Selbstbehauptung zu finden
- Sich den oft konkurrierenden Rollenanforderungen zu stellen
- Die gesellschaftlichen Schlankheitsnormen zu enttarnen
- Erfahrene Übergriffe und Gewalterfahrungen zu verarbeiten
- Ziele und Wege zur Problemlösung selbst zu bestimmen[2].

Gegen diesen Katalog ist sicher zunächst nichts einzuwenden. Aber wie kommt es, so frage ich mich, dass so viele kluge Frauen, die seit Jahren wissen, was sie lernen müssen, dennoch an Essstörungen leiden?

Natürlich weiß auch ich nicht den Königsweg aus diesem System der Problemstabilisierung. Aber ich bin sicher, dass das Problem nicht auf individueller medizinischer und psychologischer Ebene anzugehen ist. Essstörungen sind Erkrankungen, die nur auf einem besonderen gesellschaftlichen Nährboden gedeihen können, und solange dieser aus der Diskussion von Gesundheitsspezialisten ausgeklammert ist, wird die Prävalenz eher zunehmen als sich reduzieren. Solange Frauen der Dauerbombardierung mit widersprüchlichen Körperidealen ausgesetzt sind, wird die einzelne es kaum schaffen können, sich der gesellschaftlich diktierten Norm zu entziehen. Wenn sich jedoch die Erkenntnis, dass Frauen auch ohne Idealgewicht glücklich, akzeptiert und anerkannt sein können, auf gesellschaftlicher Ebene durchsetzen würde, dann wären wir schon einen wichtigen Schritt weiter. Der nächste Schritt könnte dann sein, dass die Frauen erkennen, dass Frauen sich trotz Idealgewicht seelisch im Ungleichgewicht befinden können – und dass wir alle lernen müssen, mit unserem eigenen Körper zu leben und liebevoll umzugehen.

Das Schlusswort soll die eingangs zitierte junge Frau erhalten:
„Will ich nicht selbst total unglücklich sein, so muss ich meinem Körper wohl wieder den Frieden anbieten. Ich weiß, dass ich diejenige bin, die den Krach anfängt, aber er hat mich auch noch nie glücklich gemacht. Ich habe ihn mir auch nicht ausgesucht. Trotzdem muss ich mit ihm leben. Ich hoffe nur, dass ich ihn auch irgendwann werde lieben können".

Foto auf Seite 263 mit freundlicher Genehmigung der Fa. Bodyshop

[2] *Hier eine Aufzählung der Ziele, wie sie im Bericht zur gesundheitlichen Lage von Frauen in Deutschland (2001, S. 604 – 612) genannt werden.*

Literatur:

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend *(2001). Bericht zur gesundheitlichen Situation von Frauen in Deutschland. Eine Bestandsaufnahme unter Berücksichtigung der unterschiedlichen Entwicklung in West- und Ostdeutschland. Berlin: Kohlhammer.*

Crisp, A.H. *(1980). Anorexia Nervosa: Let Me Be. London: Academic press.*

Fombonne, E. *(1995). Anorexia Nervosa. No Evidence of an Increase. Bristish Journal of Psychiatry, 166, 462-471.*

Franke, A. *(2003). Wege aus dem goldenen Käfig. Anorexie verstehen und behandeln. Weinheim: Beltz.*

Freedman, R. *(1989). Die Opfer der Venus. Vom Zwang, schön zu sein. Zürich: Kreuz-Verlag 1989*

Habermas, T. *(1990). Heißhunger. Historische Bedingungen der Bulimia nervosa. Frankfurt: Fischer Taschenbuch.*

Habermas, T. *(1994). Zur Geschichte der Magersucht. Eine medizinpsychologische Rekonstruktion. Frankfurt: Fischer Taschenbuch.*

Haag, H.*, Kirchberger, J.H. & Sölle, D. (Hrsg.) (1998). Grosse Frauen der Bibel in Bild und Text. Freiburg: Herder.*

Klessmann E. & Klessmann, H.-A. *(1988). Heiliges Fasten, heilloses Fressen. Die Angst der Magersüchtigen vor dem Mittelmaß. Bern: Huber.*

Klotter, C*. (1990). Adipositas als wissenschaftliches und politisches Problem. Zur Geschichtlichkeit des Übergewichts. Heidelberg: Asanger.*

Maaz, H.-J. *(2001). Die Nachtseite des Weiblichen - Der Lilithkomplex. Psychologie heute 28, (3), 44-51.*

Richter, H.-E. *(1965). Die dialogische Funktion der Magersucht. In H.E. Meyer & H. Feldmann (Hrsg.), Anorexia nervosa (108-112). Stuttgart: Thieme.*

Schadewald, H. *(1965). Medizingeschichtliche Betrachtungen zum Anorexie-Problem. In J. E. Meyer & H. Feldmann (Hrsg.), Anorexia nervosa (1-14). Stuttgart: Thieme.*

Selvini Palazzoli, M. *(1974). Self-starvation. From the intrapsychic to the transpersonal approach to anorexia nervosa. London: Chancer.*

Vandereycken, W., van Deth, R. & Meermann, R. *(1990). Hungerkünstler, Fastenwunder, Magersucht. Eine Kulturgeschichte der Essstörungen. Zülpich: Biermann.*

Vogt, I. *(1992). Wer ist die Schönste im ganzen Land? Über die Herstellung des schönen Frauenkörpers. In I. Vogt & M. Bormann (Hrsg.). Frauen-Körper: Lust und Last (S. 89 – 105). Tübingen: DGVT-Verlag.*

Watzlawick, P., Beavin, J.H. & Jackson, D.D. *(1985). Menschliche Kommunikation – Formen, Störungen, Paradoxien. Bern: Huber (7. Auflage).*

Links zum Thema

www.anorexia.de

www.essprobleme.de

www.hungrig-online.de

www.magersucht.de

Alice Schwarzer

Der Diätwahn oder: Dünne machen!

Während Männer nach Profil streben, streben Frauen nach Linie. Während Männer Raum einnehmen, machen Frauen sich dünne. Wie günstig! *(S. 259)*
Einst fragte die Königin: „Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land…" Heute fragen die Frauen: „…wer ist die Schlankste im ganzen Land?" Die Schlankheitskarriere ist die begehrteste, der Wettkampf um die Pfunde der weit verbreitetste Konkurrenzkampf unter Frauen. Du bist viel schlanker als ich! Ich habe jetzt endlich abgenommen! Kompliment, du bist ja wunderbar schlank geworden! Während Männer Karriere machen, machen Frauen Diäten. *(S. 262)*
Es wird kein Zufall sein, dass ausgerechnet mit erstarkender Emanzipation die Frauen immer dünner werden sollen. Daran haben auch Aerobic und Bodybuilding nichts geändert. Im Gegenteil: Diese Moden haben einerseits das Streben von Frauen nach mehr Bewegung und Stärke aufgenommen, es aber andererseits im Handumdrehen wieder pervertiert: schlank sein und dekorativ, das bleibt da Gesetz.
Egal, wie alt wir sind (ein 40-jähriger Körper hat natürlich andere Formen als ein 20-jähriger), egal, welche Form unser Körper individuell eigentlich hat (eher stämmig oder eher hager, eher barock oder eher schmal); egal wie wir uns wohl fühlen (könnten) – wir beugen uns der Einheitsform, hungern nach der „Idealfigur". Nur: Wessen Ideal ist das eigentlich?
Frauenkörper sind seit Jahrtausenden enteignet, kolonialisiert vom Patriarchat. Und jetzt sollen wir Frauen uns noch dünner machen. In jeder Beziehung. Denn sonst hätten wir ja Phantasie und Energien frei. Frei zum Leben. Frei zum Kämpfen um etwas, das sich lohnt.

Auszug aus:
„Der Diätwahn oder: Dünne machen" (1984) aus Alice im Männerland. Eine Zwischenbilanz von Alice Schwarzer. München: Knaur 2004, S. 259-264

Gabriele Strehle

Die Proportionen müssen stimmen

Auszüge aus: Strehle, Gabriele (2003): „Ob ich das schaffe. Der andere Weg zum Erfolg"
Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt, 4.Auflage.

Alle sind nervös. Aber sie ist am nervösesten. Die Kollektionsübergabe steht bevor, und die Kollektion müsste längst fertig sein. Aber sie hält sich auf an einem Kleid. An diesem Kleid stimmt was nicht. Was denn nicht stimme, will das Team wissen. »Irgendwas. Ich spür's, aber ich kann's nicht sagen.« Sie fummelt herum, befingert das Material und bringt schließlich über die Lippen. »Das ist einfach nicht hautig.«
Stille.
»Das Wort kenne ich nicht«, sagt einer.
»Und, aber Du verstehst es, oder?«
»Ja, schon.«
»Na also.« *(S. 42)*

[…] Manche finden es traurig, dass man Stil nicht kaufen kann. Ich finde es erfreulich, denn sonst gäbe es nicht das wunderschöne Phänomen, dass eine Frau oder ein Mann mit fast keinem Geld unter lauter reichen Leuten Stilsieger sein kann.
Als Modedesigner müsste ich es ja eigentlich bedauern, dass man Stil nicht entwerfen, herstellen und mit dem Prädikat stilsicher verhökern kann an alle, die seiner bedürfen. Ich begrüße es dennoch, weil es mich daran hindert, Stil für eine sichere Angelegenheit zu halten. Es gehört zu den wesentlichen Erfahrungen meines Berufs, regelmäßig Leute zu sehen, die meine Kleider so tragen, dass ich am liebsten das Etikett rausschneiden würde. Es gibt kein Kleidungsstück auf der Welt, so edel es auch sein mag, das es davor sicher wäre, geschmacklos serviert zu werden. Schließlich gibt es viele Möglichkeiten, gute Klamotten in schlechte zu verwandeln. Eine besonders bewährte ist die, jeden Trend mit Begeisterung mitzumachen, ohne sich um so etwas Albernes zu kümmern wie die Frage: Kann ich das anziehen? Selbstkritik ist eine mühsame Angelegenheit, und wer darauf verzichtet, hat es viel gemütlicher.
Eine Methode, die nicht ganz so einfach ist, aber trotzdem wirkungsvoll, ist die falsche Auswahl. Dazu muss sich der Käufer nur vorstellen, welchem großen Star er am liebsten ähnlich sähe, und allein danach entscheiden, welche Stücke er kauft.
Die am weitesten verbreitete Technik, ohne großen Aufwand aus geschmackvollen Kleidungsstücken ein geschmackloses Etwas zu kreieren, ist der Leitsatz: Mehr ist einfach mehr. Dieser stilistische Vorsatz lässt sich auch mit ganz schlichten Teilen verwirklichen. Sogar mit meinen Klamotten, denn deren Reduziertheit ist nur eine Versuch der Unfallverhütung. Verhüten kann ich stilistische Unfälle nicht. Denn es gibt eben viele Methoden, durch Zuviel alles kaputtzumachen. Die einen schaffen das durch Überdekoration: Schmuck an jedem Körperglied und möglichst noch ein auffälliger Gürtel. Andere schaffen das durch Überdosierung von Reizen: Der Rock zu kurz und zu eng und dazu wird dann noch ein ärmelloses Top mit zu großem Dekolleté getragen. Wer so viele Hingucker setzt, verlockt vielleicht zum Hinstarren. Begehrlich sind diese Blicke vielleicht, bewundernd wohl kaum.
Eine Grundregel des Stils heißt: Immer nur einen Akzent setzen, immer nur ein Teil mit Sex-Appeal tragen. Also entweder einen verlockenden Ausschnitt oder einen Rock mit aufregendem Schlitz., entweder etwas extrem Enges, Körperbetontes oder einen Mini. Stil ist für mich nämlich einfach

eine Frage der Dosierung – der Dosierung von Reizen. Zu wenig davon macht die schönste Frau so aufregend wie die englische Queen, zu viel davon so delikat wie einst Jayne Mansfield, die ihre Kleider generell zwei Nummern zu eng kaufte. Meine Faustregel lautet: Zwei Eyecatcher schlagen sich tot. Also entweder Rückenausschnitt oder Vorderausschnitt, entweder etwas mehr Kontur in Hautengem zeigen oder mehr Haut.
Ein zweiter Stilgrundsatz heißt: Die Proportionen müssen stimmen.
Dieser Grundsatz kann leicht übergangen werden, indem man das Bild im Spiegel einfach nicht scharf stellt und sich nicht kritisch sieht. Ich will jetzt nicht daherreden wie Leute, die, vom Perfektionswahn besessen, die Menschen, vor allem die Frauen, verunsichern. Denn leider ist das, was sich in den USA Body-Image-Störung nennt, diese verhängnisvolle Neigung, sich ein falsches Bild vom eigenen Körper zu machen, eine ernsthafte Krankheit geworden, auch bei uns.
Sich zu mögen, den eigenen Körper anzunehmen in seiner Eigenwilligkeit, ist die Basis von Selbstsicherheit. Und die wieder ist unverzichtbar für Stil.
Sich in den richtigen Proportionen zu kleiden heißt nicht, seine kurzen Beine zu hassen oder den kleinen Busen. Das heißt nicht, über chirurgische Maßnahmen nachzudenken, um sich einem vermeintlichen Ideal anzunähern. Sondern sich gefordert zu fühlen, aus den individuellen Vorgaben den individuellen Stil zu entwickeln.
Ich kenne Frauen, die von allen bewundert werden wegen ihres guten Geschmacks und ihres souveränen Stils. Das sind Frauen, die mit sich umgehen können und es genießen, ihre Vorteile so zu betonen, dass niemand mehr die angeblichen Nachteile bemerkt. Den Blick so sehr auf die langen Beine zu lenken, dass niemand die eindrucksvolle Oberweite vermisst. Oder den prächtigen Busen so gekonnt zu betonen, dass keiner drüber nachdenkt, ob die Beine zu kurz sein könnten. Das ist Stil. Und die Grundfrage dazu heißt nicht: Was ist an mir hässlich? Sondern: Was ist an mir schön? […] *(S. 168-170)*

Stil braucht Brüche, wenn er menschlich sein will. Erst durch Brüche beginnt der Stil zu lächeln. Das klingt für manche vielleicht unglaubwürdig aus meinem Mund, denn es passiert immer wieder, dass jemand mit durchaus guten Maßen meine Mode gerne tragen will und dann meint, die Figur sei nicht gut genug für diese Teile. Doch das ist ein Irrtum: Wirklich erotisch und sinnlich wirkt meine ziemlich reduzierte Mode doch erst, wenn ein Körper drinsteckt mit all seinen vermeintlichen Mängeln. Kein formloser Leib natürlich, aber eben auch kein gnadenlos perfektionierter Modelkörper. Denn nur das Einmalige besitzt Ausstrahlung. »Alles Schöne ist schief«, hat Günter Grass gesagt. Er hat Recht. Die kleine Narbe macht bewusst, wie makellos die Haut drum herum ist, die markante Nase betont das Zarte eines Gesichts. Und das nicht Symmetrische, nicht Ebenmäßige ist es, an dem sich der Blick verhakt. Ist alles nur glatt, dann gleitet er ab. […] *(S.187-179)*

[…] Es wurde per Los entschieden, wer bei CC [Coco Chanel] und wer bei YSL [Yves Saint Laurent] irgendwo von der hintersten Reihe aus zusehen durfte, wie sich die ganz Großen selbst feierten. Ich zog YSL. Meine Kinnlade fiel runter, die Enttäuschung machte sich breit in mir. Aber nicht lange: Kaum saß ich in der Schau von Yves Saint-Laurent, befand ich, das sei doch eigentlich entschieden zeitgemäßer, aufregender, dynamischer. Und fuhr verändert heim. YSL war nun für mich der Befreier der Frauen – der Hosenanzug, das war es doch, wonach wir uns sehnten. Das war für eine Zukunft, in der Frauen endlich ins Business, in die Chefetagen einziehen würden, das angemessene Outfit. Zugegeben, das Wort Hosenanzug ist eine Erfindung von seltener Dummheit. Aber die Verweiblichung des Anzugs ist ein Gedanke, der mich bis heute begeistert. Frauen, die sich aufregen, wenn ein Mann ihnen ins Dekolleté schaut oder auf die Beine unterhalb des Stretchmini, sind albern. Dekolletés sind zum Reinschauen gemacht und Miniröcke zum Hinschauen. Solange es beim Schauen bleibt, ist das durchaus in Ordnung. Aber allein die männliche Unterstellung, eine Frau ziehe sich nur deshalb weiblich an, weil sie mit Reizen Kompetenz zu sparen versuche und mit bloßer Haut ihre Schwächen bedecken wolle, macht ein Business-Outfit unentbehrlich, wo keiner

mit derartigen Argumenten kommen kann. Andererseits geht es den meisten Frauen wie mir: In weiblichen Kleidern fühlen wir uns besser. Nicht verstellt, mehr unserer selbst bewusst. Es gibt Großkonzerne, da müssen Frauen auf fünf Zentimeter genau die richtige, also von den Männern im Betrieb sanktionierte Rocklänge beachten. Und da vergeht vielen die Lust am Röcketragen. Andererseits ist das offizielle Business-Outfit so steril, dass sich jede Frau darin eingesperrt fühlt, und so schaut sie dann auch aus. Die Hosenanzüge von YSL waren nicht gerade businessgeeignet – schon der Preis forderte ein Vorstandsvorsitzendengehalt, und wo sitzen schon Frauen im Vorstand – , aber geeignet, mich zu inspirieren.
Stoffe, Konturen, Proportionen, Details – es gab viele Möglichkeiten, den Hosenanzug zu dem Kleidungsstück zu machen, in dem Frauen unverkennbar als Frauen jene so noch steile Karriereleiter würden hinaufkraxeln können.
Dass mein Wunsch nicht erfüllt worden war, brachte mich auf einen anderen Weg – und weiter. Und vor kurzem hat mir eine Freundin einen Satz von Friedrich Schlegel rausgeschrieben, der wie eine Leitsatz klingt zu meiner Suche nach dem richtigen Hosenanzug. »Nur selbständige Weiblichkeit, nur sanfte Männlichkeit ist schön.« […] *(S. 62-64)*

Claudia Gehrke

Körperbilder

„Ich gestalte meinen Körper"

Bis ins 19. Jahrhundert modellierten Mieder und Korsett die begehrenswerten Silhouetten. Das weibliche Fleisch sollte weich und formbar sein, die Haut weiß. Doch ab dem Ende des 19. Jahrhunderts betrieben auch Frauen Sport, das Volumen ihrer Bekleidung nahm ab, das Korsett wurde elastischer bis es ganz verschwand. Die österreichische Frauenrechtlerin Rosa Mayreder formulierte 1905, dass das Fahrrad mehr zur Emanzipation der Frau beigetragen habe als so manche politische Bemühung der Frauenbewegung. Was meinte sie damit? Die erste Frauenbewegung um die Wende zum 20. Jahrhundert kämpfte für das Frauenstudium, für eine Befreiung von der einengenden Rolle der Frau als Hausfrau – und sie beginnt damit, ein neues Körperbild des Weiblichen zu entwerfen. Fahrrad fahrend, Sport treibend verlassen Frauen ihre Heim- und Herdrolle und begeben sich in die Öffentlichkeit, die zuvor dem Mann vorbehalten war. Ein leicht muskulöses, eher schlankes und auch nacktes Körperbild wurde Ausdruck für weibliche Gleichberechtigung und Individualität. Erstmals (in der neueren Geschichte der Körperbilder, weiter zurück will ich hier nicht gehen) wurde Schönheit und das Erotische direkt am Körper, auf der Haut geformt, wurde der Körper selbst zum Kleid. Geformt wird durch Bewegung. Dieser neue weibliche Körper zeigte sich auch in der Kunst, im Tanz in Varietés, in Malerei und Literatur. Frauen machten den nackten, auch den sexuellen und aktiv begehrenden weiblichen Körper zum Thema, Malerinnen wie Charlotte Behrendt-Corinth, Ausdrucks- und Grotesktänzerinnen wie Mary Wigmann, Valeska Gert und Anita Berber. Und über die neue Frauenliteratur bemerkte 1903 ein empörter männlicher Rezensent: „Schamlose Lyrik der perversen Verse der Marie Madeleine... geile wüste überhitzte Pubertätserotik." Die schöne Welt „bürgerliches Heim" inklusive entsexualisierter, aber ästhetisch perfekter Ehefrau zerbricht, kaum dass sie etabliert war. Anstatt dass die Frau den Mann als Ausgleich für seine Tätigkeit in der zunehmend härter werdenden industriellen Außenwelt in ein warmes weiches Heim bettet, geht sie selber aus, sich zu vergnügen. „Weich" und fürsorglich will sie nicht mehr sein.

Hier beginnt der Siegeszug des schlanken weiblichen, selbstgeformten Körpers, dieses Körpers also, der nicht mehr allein durch die Kleidung ge- bzw./verformt wird. Parallel zu dieser frauenbewegten Konstruktion des neuen schlanken Körpers taucht er auch auf in der „Naturistenbewegung", m.a.W. Nacktkultur-, FKK-Bewegung, die auf der Suche nach „Authentischem und Natürlichem" ist, als Gegenbewegung zu der im Zuge der Industrialisierung aufblühenden Konsumkultur. Körperideal auch hier dieser sportliche, durch „Luftbäder" leicht sonnengebräunte, eher schlanke Körper, wenngleich in der Realität die Körper noch keineswegs diesem Ideal entsprachen.
Doch das neue Körperbild setzte sich durch und ist heute – nach seiner faschistischen Umdeutung in den 1930/40ern und einer recht kurzfristigen Rückkehr zum wohlgenährten Familienidyll und der Frau als Nur-Hausfrau in den 1950/60er Jahren (samt gleichzeitigen kugeligen Busenwunderidealen) – vielleicht zu seinem Zerrbild geworden: ein rasierter magerer Kunstkörper mit perfekten Brüsten. Dieses Körperbild hat sich von seinen emanzipatorischen Anfängen hin zu einer neuen Form von „Gewalt" dem weiblichen Körper gegenüber (zurück-)entwickelt. Die Gestaltung des Körpers als Kleid endet inzwischen nicht mehr bei Fastenkuren, Sonnenbädern, Tanz oder Sport, oder, neu hinzugekommen, beim Körperschmuck, beim Piercing und Tattoo, sondern greift in den Körper hinein: so wird der Busen zwar nicht mehr wie einst durchs Korsett hochgestellt und in runde Kugeln verwandelt, ganz egal wie seine natürliche Form war, doch er kann per OP neu gestaltet werden, wie auch die Lippen, Nasen, und was immer sonst noch nicht gefällt. Wir befinden uns in einem visuellen Netz aus Körperbildern. Musik-, Mode- und Fitnessbereich spiegeln einander und wir

spiegeln uns in ihnen. Dieser verdichteten „Schönheitsatmosphäre" kann man sich kaum entziehen, auch wenn man Medienschelte betreibt „Schön, sexy und gesund" ist das Ideal. Man bzw. frau kann sich damit auseinandersetzen und Gegenbilder zu schaffen versuchen. Die Gefahr von „Gegen"-Bildern ist allerdings: sie sind abhängig von dem, wogegen sie opponieren.

„Mein Körper gehört mir"

Welche Bilder von Erotik, vom weiblichen Körper entwerfen die Frauen also selbst? Was ich im Folgenden chronologisch zu beschreiben versuche, findet sich immer wieder auch in aktuellen Texten und Bildern zum Thema.

Mit der neuen Frauenbewegung in den 1970ern begann eine intensive Suche nach Gegenbildern, nach einer spezifisch weiblichen Erotik. Sexualität wurde als Spiegel der Unterdrückung der Frauen und der weibliche Körper als männliche Projektion wahrgenommen. Eine feministische Annahme der Zeit war, dass Frauen „infiziert" seien von männlichen Bildern – so Ursula Krechel 1975 in ihrem berühmten Buch Fremderfahrung und Selbstbestimmung. Die „Männergesellschaft sitzt ihnen unter der Haut" schrieb Verena Stefan in Häutungen. Dieses Buch, ebenfalls 1975 erschienen, führte bis in die Wortwahl programmatisch vor, was viele weibliche Literatur und Kunst dieser Zeit sich zum Thema machte: Frau nahm sich – vor allem in sexueller Hinsicht – als „Spiegelung männlicher Wünsche und Reflektionen" wahr, und begann, sich von diesen Fremdbildern zu reinigen. Am Schluss der Reinigung stand die von ihren falschen Häuten befreite Frau, – häufig lesbisch. „Ich erfahre etwas über mich selber wenn ich mit einer frau zusammen bin ... mit einem mann war ich zusammen weil ich mich nicht hatte."(Verena Stefan) „Feminismus ist die Theorie, Lesbischsein die Praxis", war dann auch einer der bekannten Sprüche, nach „Befreit die sozialistischen Eminenzen von ihren bürgerlichen Schwänzen" und „Mein Bauch gehört mir". Verena Stefan stellte eine wichtige Frage: wie können Frauen über Erotik schreiben. Sie gibt keine Antwort. Andere versuchten es: die nicht mehr fremdbestimmte weibliche Erotik wurde sanft und kuschelig, mit „zarten Armen" die über „zarte Brüste" streichen (Anja Meulenbelt). Der Körper wurde verhüllt, so dass seine Formen für den potentiell immer vorhandenen männlichen Blick möglichst unsichtbar blieben, Latzhosen kontra Minirock... Erotische Frauen-Bilder gab es vor allem aus den USA, sie wurden meist verfremdet, z.B. negativ gedruckt, und waren anrührend lieb. Gleichzeitig wurde das Geschlecht in Selbsterfahrungsgruppen entdeckt. Ein Frauenfilm (Anna Severson, Near the Big Chakra, 1972) zeigte 40 verschiedene weibliche Geschlechtsteile in Großaufnahme, jedes so individuell wie ein Gesicht.
Andere Kunst begnügte sich mit der Demontage der Bilder – ohne den Gestus der Reinigung, ohne „authentisch Weibliches" konstruieren zu wollen. So lässt Elfriede Jelinek von *Die Klavierspielerin* über *Die Liebhaberinnen* bis zu *Lust* die weiblichen Hauptfiguren agieren wie die Fliegen im Spinnennetz. Den Strukturen des kapitalistisch-patriarchalisch determinierten Lebens entkommt man nicht, ist ihre pessimistische Botschaft, gerade nicht in der Sexualität, auch nicht in scheinbaren Oasen – wie in denen der Lesbenwelten. Eine Annahme der 70er und 80er Jahre wurde infolgedessen, dass Frauen keine „Lust" haben können, da es keine weibliche Lust geben kann, so lange es männliche Gewalt gegen Frauen und Mädchen gibt. Weiblichkeit und Verweigerung wurden verklammert.
Ein weiterer Strang der Frauenbilder zum Thema Sexualität, vielleicht als Gegenbewegung zu den Bildern kuscheliger Sanftheit, waren provozierende, nahezu brutale Körperpoesien: die Auseinandersetzung mit der Verletzung des weiblichen Körpers und mit seinem Status als Objekt für Männerlüste. Diese Verletzungen sollten – wieder im Sinne der Reinigung – durch inszenierte Wiederholung in der Kunst „ausgetrieben" werden. Beispielsweise in den Performances von VALIE EXPORT, die sich öffentlich ein Strumpfband auf ihr Bein tätowieren ließ, oder in Skulpturen von Ulrike Bock, die kräftige Frauenkörper mit Öffnungen und Wunden gestaltet hat.
Auch das ihnen im doppelten Sinne gestohlene Geschlecht – in der Kunst ist es kastriert, zwischen

den Beinen einer Frau ist Nichts, in der Pornografie ist es eine funktionale Öffnung für den Mann und nicht ihr Geschlecht – wird nahezu rituell wieder in Besitz genommen. Eine symbolische Öffnung des Körpers findet sich in vielen Skulpturen, Bildern, Filmen, Performances und Texten; Selbstfindung durch radikale Selbstschöpfung, eine bewusste, selbst in die künstlerische Hand genommene Initiation zur Weiblichkeit.
Künstlerinnen arbeiteten exzessiv mit den eigenen Körpern, die berühmte Performancekünstlerin VALIE EXPORT sagte dazu: „Es gibt eine Grenze, an der man mit dem Körper nicht weitermachen kann, man kann sich ja nicht umbringen."
Auch die Sexualität wird im Gegensatz zur sanften Wortwahl der ersten „Gegenbilder" als Berührung von Innenfleisch blutig und saftig in Worte gefasst, „Du hältst die langen Schläuche der Eingeweide fest ... trinkst die grüne Gallenflüssigkeit ... du tauchst deine Hände in den Magen ... unaufhörlich ergreift mich das Verlangen nach dir." (Monique Wittig) Mit sprachlicher Gewalt wurde der weibliche Körper zurückerobert. Er war keine glatte leichenhafte Oberfläche ohne Öffnungen mehr wie in der Kunst, sondern wurde ein Körper mit Flüssigkeiten und Fleischlichkeit. 1986 erscheint dann das Fotobuch Obszöne Frauen, das erste und provokante Buch der Künstlerin Krista Beinstein. Frauen beim Sex in Klos, mit Dildos, dicke Frauen, muskulöse Frauen, die ungeniert ihre quellenden Körper zeigen, die sich Räume und erotische Inszenierungen aneignen, die bis dahin höchstens in der schwulen Bilderwelt vorkamen. Grenzüberschreitende weibliche Körperlichkeit, Auflösung des Körpers hin zur Doppelgeschlechtlichkeit, Berührung des weiblichen Innen-Fleischs thematisiert die Künstlerin in teilweise verstörenden Inszenierungen unbeirrbar bis heute.
„Ich bin nahezu süchtig nach Bildern monströser, alltäglicher, aufreizender, grausamer und obszöner Frauen. Ich suche nach Spiegeln und Objekten, um meine Sexualität auch visuell erfahren zu können" schrieb die Filmemacherin Monika Treut in der Einleitung. Die Bilder galten vielen als Verrat an den Grundlagen der Idee einer „anderen"(= harmonisch sanften und zärtlichen) weiblichen Erotik.
In den 80ern beginnt die PorNOkampagne von EMMA. Dieser Kampagne ist es zu verdanken, dass die Schubladen männlicher Pornografie geöffnet und kritisch analysiert wurden. Allerdings geriet auch einiges an weiblicher Kunst mit ins Visier.
Die Auseinandersetzungen um „richtige" weibliche Sexualität setzten sich fort.
Die wichtigste Debatte war die um sadomasochistische Praktiken von Frauen. Die PorNOkampagne forderte für diese Art weiblicher Sexualität ein Darstellungsverbot (sie können es ja tun, wenn's denn nicht anders geht, aber nicht darüber schreiben). Dass SM eine Zeitlang viel in Texten und Bildern thematisiert und auch in der Realität ausprobiert wurde (heute hat beides wieder nachgelassen) mag vielleicht auch eine „Gegen"-Reaktion auf eine verordnete Sanftheit gewesen sein.
Nicht, was möglich ist, unterscheidet also die Bilder, die Frauen von Erotik entwerfen, von der Pornografie, denn auch Frauen kennen eine deutliche Sprache für alle Varianten von Sex von zart bis hart, – nein, das Wie unterscheidet die Texte und Bilder. Das lässt sich an vielen konkreten Details festmachen. Ich denke, frauenpolitisch war es notwendig, Frauen kein Diktat der Zensur – das dürft ihr, das dürft ihr nicht – aufzuerlegen, sondern ihnen im Gegenteil Mut zu machen, ihre Bilder zu entwerfen, um die Differenzen, die es dann doch gibt, zu verdeutlichen. Angeregt von diesen Debatten sind in den späten 80ern und 90ern viele Texte, Bilder, Filme und auch neue Frauenorte entstanden, die sich mit Sexualität befassten. Die ersten Sex-Shops von Frauen für Frauen eröffneten. Erotische Filme versuchten sich dem Thema der weiblichen Erregung zu nähern. Eines der gelungensten Beispiele für mich ist noch immer der Kurzfilm between (1989) von Claudia Schillinger. Hier funktioniert die weibliche Lust surreal, wird aber dennoch deutlich gezeigt.
Auch in anderen Filmen wird dem Bild einer nur sanften weiblichen Körperlichkeit kaum entsprochen. Die Körperfilme suggerieren einerseits eine Erotik aller Körperteile, die nicht das Geschlecht ins Zentrum rückt (als zweites gelungenes Beispiel sei der Film parfait d'amour (1990) von Monika Funke-Stern genannt, der zusätzlich mit ironischen Brechungen arbeitet), andererseits schließen sie das Geschlecht nicht aus, bei manchen Filmen steht es auch im Zentrum.
Man könnte also sagen, dass von der PorNOkampagne eine Flut von weiblichen Auseinandersetzungen mit Lust in Gang gesetzt wurde. Hatte ich Anfang der 1980er Jahre noch Schwierigkeiten, für mein

Jahrbuch der Erotik gleich viele Frauen wie Männer zu Beiträgen zu animieren, waren schon 1988 zwei Drittel der Beiträge von Frauen, eine bis heute nicht abreißen wollende Flut vor allem von erotischen Texten von Frauen setzte ein.

„Ich habe einen Körper"

Die Kunst von Frauen seit den 1990ern erschöpft sich nicht mehr in der Konstruktion von Gegenbildern. Es geht darum, weibliche Körpererotik in Text und Bild zu erfinden, ohne den Katalog einer „richtigen" Sexualität im Hinterkopf, dafür aber mit einem genauen Blick auf die kleinen und immer widersprüchlichen Details der Lust. Erotische Literatur und Kunst von Frauen entwickelt sich weg von dieser angestrengten Suche nach dem „richtigen", „anderen" „weiblichen". „Fast alle fahnden verzweifelt nach der weiblichen Sprache, nach der weiblichen Sexualität. Fast alle zementieren damit den binären Blödsinn des Patriarchats. Ich glaube nicht an eine weibliche Sexualität, ich glaube nicht an eine männliche Sexualität, ich glaube an einen Raum aus Lust und Schmerz, der nur genossen werden kann, wenn die Rollen geteilt werden dürfen" (Die Schweizer Autorin Nicole Müller in ihrem 1996 in *Mein heimliches Auge. Das Jahrbuch der Erotik XI* erschienenen und mehrfach nachgedruckten Essay zur Sexualität *Wie es ist*)
Wie diese von Frauen geschaffenen körperlichen Welten in der Kunst im Detail aussehen, und wie sie sich dann doch, ohne es angestrengt zu wollen, von den festgelegten – männlichen – Bildern weiblicher Körperlichkeit und Erotik unterscheiden, möchte ich nun versuchen zu skizzieren.

Im Text:
Unverkrampft und mit Witz erzählen Frauen von den Paradoxien zwischen Realität und Sehnsucht, von der Komik, Tragik und Banalität von Alltagssexualität und „großen Gefühlen". Von Gedanken beispielsweise, die einer Protagonistin beim Küssen durch den Kopf gehen: ob sie denn eigentlich überhaupt gut küssen kann (Regina Nössler, die in all ihren Büchern von solchen Paradoxien des Alltags erzählt, einer ihrer Romane handelt von Eifersucht, ein anderer von der Pubertät). Es ist nicht so, dass es einen Körper gibt, der ganz authentisch und ungestört sich in Leibesbegegnungen verströmt – ohne dass da nicht zugleich das denkende träumende wünschende Ich wäre, das beiläufig weiß, es hat einen Körper, und mit diesem Körper begibt es sich in die Widersprüche der Lust. Zur Lust gehört zum einen technisches Können: auch neue Frauen-Aufklärungsbücher (vor allem in den USA) erscheinen. Und zum anderen gehört zur Lust dieses komplexe Netz aus Körper und Kopf, aus Erinnerungen, Bildern, Wünschen, das dem rein körperlichen Genießen so oft im Wege steht, es andererseits aber auch in „sphärische Höhen" heben kann. Sex in weiblicher Kunst und Literatur ist nicht mehr Hort männlicher Gewalt, mit dem Frau sich auseinandersetzen muss, aber auch nicht das große überstrapazierte Glücksversprechen. Den Verstrickungen in Körperbilder und Idealvorstellungen entkommt es sich so leicht nicht – sei es dem Traum von der romantischen Liebe oder dem vom perfekten Körper.
Auch Dagmar Fedderke, deren erste Bücher mit erotischen Romanen und Erzählungen ebenfalls Anfang der 1990er erschienen, erzählt leichtfüßig von diesen Doppelbildern:
Was diese Autorin in all ihren Texten auszeichnet, ist eine unvoreingenommene Sympathie allen ihren Figuren gegenüber, dem Taxifahrer, Schuhhändler, der Frauenärztin, dem Käsemann, eine Wärme, die sich eher in der Literatur von Frauen findet – obwohl sich in neuester Zeit auch vermehrt Frauentexte mit zynischem Unterton finden lassen, den ich vorher vor allem in männlichen Texten entdeckte. In ihrem ersten Roman *Die Geschichte mit A.* (1993, 8. Auflage 2003) lässt sich die Protagonistin freimütig auf ein episodisches Verhältnis mit einem Mann ein. Sie durchstreift mit ihm das Nachtleben von Paris, ohne dass feste Beziehungsansprüche daraus erwachsen. Sie genießt ihre neu entflammte Leidenschaft und lässt sich verführen, ohne einen Sinn dahinter zu suchen. Sie ist experimentierfreudig, weil sie nicht weiß, was gut für sie ist. Je ne sais pas, heißt es oft.
Ganz im Gegensatz zur verbreiteten Annahme über eine „neue, selbstbestimmte Frauenlust": dass

wir immer wüssten, was wir wollten, steht die Realität, die hier erzählt wird – dass wir nämlich überhaupt nicht immer wissen, was wir wollen.
Inzwischen ist die Auseinandersetzung mit weiblicher Lust in den Mainstream gedrungen, in nahezu jedem großen und kleinen Verlag gibt es erotischen Frauenromane und Anthologien. In einigen als DIE neue Erotikliteratur von Frauen beworbenen Büchern hat jedoch Empfindung abgedankt. Ein FAZ-Essay von Thomas Hettche (FAZ, 21.1.2003) schließt aus dieser „Kälte" sogleich darauf, dass mit den Texten (er bezieht sich vor allem auf *Das Leben der Catherine M.* von Catherine Millet) das Ende der erotischen, erregenden, Gefühle anregenden Literatur eingeläutet würde. Die Frage bleibt, ob aus diesen Worten nicht wie in den 1920er Jahren die alte männliche Angst vor Frauen spricht, die allein dem körperlichen Begehren gefolgt sind.

Und im Bild:
Seit den 1990ern scheint es, dass auch auf erotischen Bildern von Frauen – die allerdings weniger produziert wurden als Texte – „alles" abgebildet wird, was es an sexuellen Begegnungsmöglichkeiten gibt. Was unterscheidet diese Bilder nun von der Pornografie, ließe sich fragen:
Stellt man sie nebeneinander, sieht man es:
Auf den sexuellen Bildern der Frauen ist meist eine ernste Zugewandtheit zu erkennen, es geht um die Lust, die die Menschen auf dem Bild MITEINANDER teilen. Die Aufeinanderbezogenheit wird sichtbar. Sexualität ist nicht mit prinzipiell jedem/r möglich, sondern hat zu tun mit der speziellen Attraktion zwischen zweien, sei es für einen Moment oder länger, und das zeigen viele der Frauen-Bilder, und so wirken sie manchmal geschlossen, fast abweisend, so sexuell das Dargestellte auch ist. Sie erzählen von Sexualität – von den Möglichkeiten der körperlichen Liebe, die natürlich dennoch eine andere ist im Bild, als die „private" – soweit sind die Bilder Kunst und auch Inszenierung, aber es geht dieser Kunst darum, die Eigenart des Erotischen zu dokumentieren, die mit der Lust an sich und an der oder dem anderen im Bild zu tun hat – und nicht in erster Linie der Lusterzeugung des Betrachters dient. Diese Bilder funktionieren darum auch kaum im Pornoshop. Die in der Pornografie gezeigten Aktionen dagegen sind immer nach außen gerichtet, oft schauen die Frauen noch in den extremsten Positionen nicht etwa auf ihre Partner sondern verrenken sich, um in die Kamera zu schauen, nach außen, auf den außenstehenden Betrachter und scheinen zu sagen: he, du da draußen, du bist es eigentlich, den ich meine.
Eine solche Differenz ist natürlich nicht immer an des Geschlecht gebunden, das heißt, es gibt natürlich Fotografinnen, die ihre Bilder allein für den außenstehenden Blick inszenieren, oder Frauen, die sich auf erotischen Bildern diesen Blick zeigen, weil sie denken, dass es diese traditionellen Posen sind, die das Erotische ausmachen, und Männer, die mit diesem Innenblick, dieser Bezogenheit arbeiten.

Changierende Körper

Zum Schluss möchte ich an den Anfang anknüpfen und fragen, wie sich in aktuellster Zeit Künstlerinnen zum Thema Körper ausdrücken – mitten in der Welt jener coolen schlanken unveränderlich jugendlichen gesunden symmetrischen weiblichen Kunstkörper, die in den meisten aktuellen Aktbildbänden – meist von männlichen Fotografen – präsentiert werden.
Als gäbe es nicht die allen Körpern innewohnende Eigenschaft, sich permanent zu verwandeln.
Zur Zeit inszenieren viele Fotografinnen uneindeutige Körper, – sei es in der spielerischen Anverwandlung an das gegenteilige Geschlecht, wie durch die Drag Kings, sei es als Dokument körperlicher Zwischengeschlechtlichkeit, die mehr oder weniger ausgeprägt häufiger ist als wir annehmen.
„Körpern als Orten der Verwandlung, des Verlustes und der Sehnsucht gilt mein unbedingtes und obsessives Interesse... Transformationen, die durch Alter, Unfall, Krankheit oder durch Körpergestaltung, durch Sport und Sexualität entstanden sind und entstehen", schreibt der zwischengeschlechtliche Fotograf Del LaGrace Volcano, der mit Liebe und Identifikation

beeindruckende Portraits von Körpern macht, die sich im Zustand einer solchen Verwandlung befinden – Männer, die einstmals Frauen waren, die Freundin in ihrem durch einen Unfall verwandelten Körper, die Schriftstellerin Kathy Acker, deren Körper sich durch Krankheit verwandelt hat.
Auch die Performancekünstlerin Bridge Markland spielt auf der Bühne mit grotesken Verwandlungen und Verzerrungen der aktuellen Körperideale. So verwandelt sie sich in ihrer bekanntesten Nummer „Die schönste Frau der Welt" von der sexy strippenden langhaarigen Angela in das dem Publikum auf die Haut rückende züngelnde erschreckend glatzköpfige Zwischenwesen und schließlich in die Karikatur eines Mannes: it's a man's world. Ihre Grotesktanzperformances (wie der „Monsterstrip" „M.J" oder das abendfüllende von ihrer eigenen Biografie und den Biografien von Tänzerinnen der 1920er Jahre handelnde Ein-Frau-Stück „In the box") schließen an die 1920er Jahre an, und sie ist tatsächlich auch Schülerin einer Schülerin von Mary Wigmann. Wie damals diese Künstlerinnen zeigt sie den Mut zur Verwandlung von „weiblicher Schönheit" in groteske Hässlichkeit und umgekehrt – beides wohnt noch jedem Körper inne – und immer beziehen ihre Verwandlungen das Publikum mit ein.
Ausgeschlossen aus der modernen medialen Bilderwelt scheinen Bilder des älteren Körpers, ausgeschlossen also auch unsere Alltagskörper, mit denen wir uns nun einmal herumschlagen müssen: sie haben Schnupfen oder schwitzen, und verändern sich unablässig jeden Tag.
Die meisten Frauen sagen ab einem bestimmten Alter: ich lass mich nicht mehr abbilden. Bestätigt werden sie sofort, wenn ihnen dann ein gut gemeintes „Noch" entgegen gehalten wird: „Für fünfzig siehst du aber noch gut aus." „Erstaunlich, was sie in ihrem Alter noch leistet." „Zweiundvierzig und drei Kinder? Dafür ist deine Figur wirklich noch prima."
Seines Sinnes entkleidet ist NOCH nichts weiter als ein Seufzlaut. Dosiert in die Sprache gestreut und in Verbindung mit einer Zahl gebracht, entfaltet es Wirkung. Herumdenken am NOCH hat schon mancher Frau Schlimmes eingebracht.
Zeiten verstärkter Körperverwandlungen scheinen uns mit Scham zu erfüllen. Dies gilt für das Alter wie für die Pubertät. In der Pubertät finden sich fast alle hässlich und hassen es, sich fotografieren zu lassen.
Finden auch wir „älteren" Frauen unsere Körper etwa hässlich? Zwar lassen wir anders als in der Pubertät Familienfotos von uns machen, doch das Verhältnis zum eigenen Körper scheint von vergleichbarer Scham erfüllt.
Die Fotografin Anja Müller fotografierte für das Buchprojekt „Sechzig plus. Erotische Fotografien" Menschen über sechzig, manche nackt, alle mit sinnlicher Ausstrahlung. Die Bilder erzählen von Verschämtheit und Aufbegehren, vom Zweifel, sich auf die Situation eingelassen zu haben und der spitzbübischen Lust daran, sich zu zeigen, das Sosein verewigen zu lassen... Humor, Schalk, Selbstironie, Mädchen- und Jungenhaftigkeit werden sichtbar. Und allen gemeinsam ist Leichtigkeit, das Fehlen der Anstrengung, unbedingt schön sein zu müssen.
„Sie beweist, dass Erotik alterslos ist. Niemand wird präpariert, kein Gesicht durch Glitzercremes beschönigt, keine Haut hinter egalisierendem Puder versteckt. Der Körpersprache von Frauen und Männern, die sich um ihre sexuelle Anziehungskraft weniger oder gar keine Gedanken mehr machen, der Mimik von Menschen, die alt geworden sind und nicht aufgehört haben, sich zu achten und zu mögen, spürt die Fotografin nach" (Sigrun Casper über die Arbeiten).
Warum zeigen Sie sich nackt, wurden die Modelle immer wieder gefragt. Diese Bilder sind notwendig: Weil der Bezug zum eigenen älter werdenden Körper mit dem Blick auf die überall präsente Flut von Bildern junger glatter Körper verloren geht. Weil wir alle Angst davor haben, „älter" zu wirken – nicht davor, älter zu werden, aber davor, alt auszusehen.
Die Werbekörper oder viele Aktfotos sehen sexy aus, schön, glatt, knackig, verführerisch, manchmal erregen sie – aber fast immer strahlen diese Körper diese Anstrengung aus: unbedingt erotisch, verführerisch oder wenigstens schön wirken zu wollen. Und in dieser Anstrengung geht ihnen unter der Hand die Erotik verloren. Leichtigkeit, Entspannung, Selbstverständlichkeit sind selten.
Warum soll der Bezug sehr vieler Frauen zum eigenen Körper plötzlich abgehakt sein unter: ist nicht mehr schön. Das ist übrigens nicht allein eine Frage des Alters.

Wie viele Frauen sagen bei nahezu jedem Bild von sich: ist nicht schön. Oder: warum sollte ich mich nackt fotografieren lassen? Ja warum: der Körper gehört zu uns. Permanent fotografieren wir Urlaubsorte, Kinder, Geburtstagsrunden... Wir wollen etwas festhalten von unserem Leben, Bildtagebuch schreiben. Den Körper aus dieser Dokumentation auszuschließen, ist das gute Recht jeder einzelnen für sich selbst. Die Abbildung des nackten, erotischen, sinnlichen, sexuellen, sich verwandelnden Körpers aber generell in Frage zu stellen auch für andere, die auch diesen sich verwandelnden wesentlichen Teil ihres Lebens dokumentieren wollen, ist falsch.
„Beim Betrachten, finde ich, hat man plötzlich gar nicht mehr so viel Angst vorm Altwerden" so einige „jüngere" Besucherinnen der Ausstellungen von Anja Müller.
Und manche der älteren Ausstellungsbesucherinnen, die zunächst das Projekt „erotische Fotos von Älteren" nahezu empört ablehnten, ließen sich am Ende der Ausstellungen von der Fotografin ablichten.
Auch die Werbung zeigt neuerdings immer wieder einmal – eher augenzwinkernd und ironisch bis grotesk – ältere Körper.
„Ein altes Haus wird mehr bewundert als ein neues, Je älter, desto schöner findet man eine Teekanne, ein Buch oder ein Haus. Warum soll das bei Menschen anders sein."
(Yoko Tawada, in ihrem poetisch-surrealen Roman – in Anlehnung an Ovids Metamorphosen heißt er Opium für Ovid - über 22 sich durchs Alter verwandelnde Frauenkörper).

Wie man an der Geschichte der Bilder sieht, beeinflusst nicht nur die Spiegelwelt unsere sondern auch umgekehrt unsere reale Welt die Welt der Bilder: und so banal wie jedes Kind weiß, dass ein Märchen nicht Wirklichkeit ist, so sollten wir uns immer wieder einmal vergegenwärtigen, dass diese Spiegelwelt nicht die wirkliche ist.
Die moderne Körperbilderschelte erinnert manchmal an alte Strukturen protestantischer Moral und Vorwürfe an die katholische Bilderverherrlichung: Die Dämonen tragen die Bilder herum, die leicht verführbare Bürgerklasse wird verdorben.
Also sei uns zum Schluss meines Textes auch zugestanden, manchmal die modernen Wunderkörperbilder zu genießen, mit dem kritischen Wissen, dass wir alle anders sind.

Gitta Mühlen-Achs

Doing Gender: Körpersprache und die Ordnung der Geschlechter

Zweifellos haben die Frauenbewegungen des letzten Jahrhunderts große Veränderungen im Verhältnis der Geschlechter bewirkt. Die Öffentlichkeit ist heute keine reine Männerdomäne mehr. Alle Bildungsinstitutionen stehen mittlerweile Frauen uneingeschränkt offen. Auch in der Arbeitswelt schaffen Frauen sich zunehmend Raum. Dessen ungeachtet darf jedoch nicht übersehen werden, daß die traditionelle geschlechtsspezifische Machtpyramide noch bei weitem nicht abgebaut worden ist: je höher gesellschaftliche Positionen rangieren, desto seltener sind sie nach wie vor durch Frauen besetzt.
Zudem läßt sich in der privaten Sphäre kaum eine entsprechende Bewegung in Richtung Geschlechtergerechtigkeit ausmachen. Nicht nur ordnen nach wie vor viele Menschen Hausarbeit und Kindererziehung als „naturhafte" Aufgaben Frauen zu – diese Tätigkeiten werden auch nach wie vor mehrheitlich von Frauen übernommen. Moderne Männer, die für einen begrenzten Zeitraum ihre gesamte oder wenigstens halbe Arbeitskraft in den Dienst ihrer Familien stellen, können zwar mit einer durchaus hohen Aufmerksamkeit und zunehmend auch mit Anerkennung rechnen – ihre konkrete Zahl jedoch liegt in unserem Land immer noch im einstelligen Prozentbereich.
Die Ursachen für diese gesellschaftliche Schieflage sind mannigfaltig. Nicht zuletzt jedoch wird sie von dem vorherrschenden Frauen- und Männerbild unterstützt und aufrechterhalten, das - im großen und ganzen - nach wie vor von traditionellen Vorstellungen geprägt ist. Die Ergebnisse der einschlägigen Geschlechterforschung machen deutlich, daß der Einfluß dieser Bilder auf den Prozeß der individuellen Identitätsbildung, der Persönlichkeitsentwicklung keinesfalls unterschätzt werden sollte, im Gegenteil: sie haben gravierende differenzierende Auswirkungen auf das Selbstwertgefühl, die Entwicklung von Interessen, die Bereitschaft zur Übernahme gesellschaftlich notwendiger Arbeiten und somit nicht zuletzt auf das soziale und private Arrangement der Geschlechter.

Die Konstruktion von Geschlecht: Sex, Gender und Geschlechterzeichen

Welcher der beiden Geschlechterkategorien – welchem Sex – ein Individuum angehört, wird spätestens bei der Geburt anhand schlichter körperlicher Merkmale festgestellt. Was es aber konkret bedeutet, in einer bestimmten Gesellschaft eine Frau oder ein Mann zu sein, das erlernen wir erst allmählich. Im Gegensatz zu früher betrachten wir heute Geschlecht nicht mehr als unentrinnbares Schicksal, als einfache, biologisch vorgegebene Konstante oder gar als starre, unveränderliche Größe. Die Auffassung, daß Geschlecht etwas durchaus Komplexes, gesellschaftlich „Konstruiertes" ist, hat sich auch gegen den – neuerdings wieder wachsenden – Widerstand extremer Biologisten und -innen doch weitgehend durchgesetzt. Die jeweiligen Bedeutungen von Weiblichkeit und Männlichkeit – bezeichnet durch den Begriff Gender – erlernen wir im Prozeß der Genderisierung, indem wir die entsprechenden Vorstellungen unserer Kultur bzw. Gesellschaft aufgreifen, uns mit ihnen identifizieren, sie letztlich verinnerlichen. Diese Gendervorstellungen – wir können sie auch Vorurteile, Stereotypen oder stillschweigende Annahmen nennen – variieren von Kultur zu Kultur, von Gesellschaft zu Gesellschaft, von Epoche zu Epoche.

Unsere heutigen Gendervorstellungen haben sich – ungeachtet der eingangs angesprochenen gesellschaftlichen Entwicklungen – seit Generationen nicht wesentlich verändert. Mit „Weiblichkeit"

werden nach wie vor Vorstellungen wie Emotionalität, Beziehungsorientiertheit, Unsicherheit und Anlehnungsbedürftigkeit, Attraktivität und Schönheit, Passivität, körperliche Schwäche, schwaches Durchsetzungsvermögen verbunden, mit „Männlichkeit" hingegen Vorstellungen wie Aktivität, Rationalität, Stärke, Unabhängigkeit, Ambitioniertheit und Durchsetzungsvermögen. Erst durch die Identifikation mit solchen Vorstellungen und indem wir sie zum Ausdruck bringen, werden wir in den Augen der „Allgemeinheit" zu „richtigen" Frauen und Männern. Menschen, die diesen Prozeß der psychologischen Genderisierung nicht in der vorgesehenen Weise oder in ausreichendem Umfang durchlaufen – starke, aggressive, durchsetzungsfähige, rationale Frauen ebenso wie emotionale, schwache, passive, anlehnungsbedürftige und unambitionierte Männer – werden in unserer Gesellschaft noch nicht als gleichwertige Alternativen zum gängigen Frauen- und Männerbild betrachtet. In den Augen der meisten Menschen fallen sie noch „aus dem Rahmen", werden als „irgendwie nicht richtig"wahrgenommen. Daraus erwachsen vielen von ihnen Probleme, nicht nur mit ihrer Umwelt, sondern auch mit sich selbst. Dieser abwertende und ausgrenzende Umgang mit Menschen, die nicht den vorherrschenden Gendervorstellungen entsprechen, verhindert, daß die damit verbundenen positiven Möglichkeiten, das Spektrum menschlicher Selbstgestaltungsmöglichkeiten und damit die individuelle Freiheit zu erweitern, genutzt wird, und trägt letztlich auch zur Affirmation der herrschenden Gendervorstellungen bei.

Doing gender

Der tiefgreifende und umfassende Prozeß der Genderisierung findet seinen unmittelbaren Ausdruck auf der Ebene des Verhaltens. Gender durchdringt und beeinflußt unser gesamtes Verhaltensrepertoire und tritt insbesondere in Form bestimmter symbolischer und ritualisierter Verhaltensweisen in Erscheinung: Durch die Art und Weise, wie wir gehen, stehen, uns bewegen, wie wir unseren Körper pflegen, gestalten und stylen, durch unsere spezifische Gestik und Mimik, durch unser Blickverhalten und den Umgang mit anderen Menschen, dadurch, wie wir miteinander reden bringen wir ununterbrochen unser Geschlecht – genauer gesagt die von uns verinnerlichten Gendervorstellungen – zum Ausdruck. Diesen Prozeß bezeichnen wir als „doing gender". Unter diesen Bedingungen fungiert unsere Körpersprache und letztlich unser gesamtes kommunikatives Verhalten als "tertiäres Geschlechtsmerkmal" (Birdwhistell) – mit weit gravierenderen Konsequenzen als unsere biologischen Geschlechtsmerkmale.
Körpersprachlich werden die zentralen „Weiblichkeits"-Vorstellungen – Schwäche, Passivität, Unsicherheit und Emotionalität – bereits durch den idealtypisch dünnen, schmalen, muskellosen weiblichen Körper zum Ausdruck gebracht. Ebenso auch durch schmale, abgeknickte, verwundene Körperhaltungen, einen geringen Raumanspruch, durch das Schieflegen des Kopfes, durch verschämte, kindlich anmutende Selbstberührungen und ein allgegenwärtiges, offenes, naiv-entgegenkommendes Lächeln.

Zentrale „Männlichkeits"-Vorstellungen wie z.B. Stärke, Selbstbewußtsein und Dominanz werden z.B. durch starre und aufrechte Körperhaltungen, demonstratives Muskelspiel, die Betonung der stark bemuskelten Schulterpartie, durch raumgreifendes Verhalten (wie wir es alle zu Genüge aus öffentlichen Verkehrsmitteln kennen), durch eine undurchdringliche Miene oder bedrohliches Starren zum Ausdruck gebracht.

Besonders offensichtlich wird die hierarchisierende Funktion des doing gender dann, wenn die Geschlechter aufeinandertreffen, miteinander kommunizieren, zueinander in eine Beziehung treten bzw. die Qualität dieser Beziehung durch ihr gendergerechtes Verhalten deutlich machen. Jedes Geschlecht übernimmt dabei seine in der hierarchischen Ordnung der Geschlechter vorgeschriebene Position auf eine scheinbar ganz selbstverständliche, natürliche, „freiwillige" Weise: Männer führen, lenken, stützen, und beschützen Frauen, sie haben sie fest im Griff, dominieren und ignorieren sie; Frauen wiederum demonstrieren ihre Abhängigkeit, indem sie sich an Männern festhalten, sich hilfesuchend anschmiegen, hingebungsvoll/bewundernd zu ihnen aufblicken, sich heben, tragen, und wie kleine Kinder an der Hand führen lassen.

Möglichkeiten der Dekonstruktion von Geschlecht

Verhaltensmuster, die als Geschlechterzeichen fungieren, sind unumkehrbar, das heißt daß ihre Bedeutungen exklusiv an eine der beiden Geschlechterkategorien geknüpft sind. „Unbefugte" Benutzung ist möglich. Natürlich können sich auch Frauen breit machen und aggressiv gestikulieren, und Männer verschämt lächeln. Solches Verhalten wird jedoch aufgrund seiner Funktion als Geschlechterzeichen für das jeweils andere Geschlecht im allgemeinen nicht positiv aufgenommen und führt daher, wie weiter oben bereits angesprochen, nicht zur Auflösung der traditionellen Genderkategorien. Indem es eher Irritation, Befremden, Belustigung oder gar Abwehr auslöst, trägt es eher noch zur Verstärkung traditioneller Vorstellungen bei.

Das doing gender – die unmittelbaren Darstellungen traditioneller Gendervorstellungen mit körperlichen Mitteln – trägt heute ganz wesentlich und stärker als die sozialen Zeichen früherer Zeiten zur Aufrechterhaltungen einer hierarchischen Ordnung der Geschlechter bei. Da es ununterbrochen und in aller Regel vollkommen unbewußt abläuft, verstärkt es den Eindruck der „Natürlichkeit" von Gender und verhindert die Erkenntnis, daß es sich dabei um hochgradig ritualisierte, an eine soziale Kategorie gebundene Verhaltensweisen handelt. Die visuellen Medien verstärken diesen Prozeß und seine hierarchisierende Funktion dadurch, daß sie meist nicht nur stereotyp genderkonforme Vorbilder (Hyperrituale) für die individuelle Konstruktion von Geschlecht liefern, sondern nicht selten sogar extrem sexistische.

Die Wirkung dieser hochgradig ritualisierten Verhaltensweisen verstärkt sich aufgrund ihrer weitgehend unbewußten Durchführung. Ihre tatsächlichen sozialen Bedeutungen eröffnen sich erst dem bewußten, geschlechterkritischen Blick. Sowohl in meinen Büchern „Wer führt?" (2003) und „Geschlecht bewußt gemacht" (1998) als auch in unzähligen Seminaren und Workshops habe ich den Versuch unternommen, anhand von inszenierten Abbildungen aus den Medien als auch anhand authentischer Fotos und Videoaufzeichnungen die unserem Alltagsverhalten innewohnenden Gender-Botschaften herauszuarbeiten und in Hinblick auf ihre Bedeutungen für die Aufrechterhaltung der hierarchischen Geschlechterordnung zu analysieren. Eine derartige reflektorisch-analytische Arbeit halte ich für unbedingt nötig, wenn die allgegenwärtigen Muster des doing gender durchbrochen werden sollen. Die Dekonstruktion des doing gender ist ihrerseits eine unbedingte Voraussetzung dafür, unsere Körpersprache, die ja unser wichtigstes soziales Kommunikationsinstrument ist, tatsächlich sinnvoll individuell nutzen zu können. Solange wir automatisch, unreflektiert und ununterbrochen traditionelle Genderbotschaften aussenden, verstärken wir die gängigen Stereotypen und sind weit entfernt davon, unsere Möglichkeiten der Selbstdarstellung und Kommunikation mit andern individuell auszuschöpfen. Vielfach wird befürchtet, daß die Dekonstruktion – das Durchbrechen der Genderrituale – die menschliche Vielfalt oder gar die gegenseitige Anziehungskraft der Geschlechter zerstören könnte, indem sie uns letztlich alle „gleichmachen" würde. Das Gegenteil ist richtig. Die Dekonstruktion zerstört nur die Vorurteile, die uns an einer wahrhaft individuellen Entfaltung hindern, indem sie uns darauf reduzieren, ununterbrochen die Zugehörigkeit zu einer von nur zwei sozialen Klassen zum Ausdruck zu bringen. Der Bruch mit den Ritualen der Geschlechterordnung hingegen ist die Voraussetzung für die Entfaltung von individueller Einzigartigkeit von Frauen und Männern.

Literatur:

G. Mühlen Achs *(1998), Geschlecht bewußt gemacht. Körpersprachliche Inszenierungen - ein Bilder- und Arbeitsbuch, Verlag Frauenoffensive, München*

G. Mühlen Achs *(2003), Wer führt? Körpersprache und die Ordnung der Geschlechter, Verlag Frauenoffensive, München*

Die Abbildungen sind aus dem Buch "Wer führt" übernommen.

Cornelia Topf

Körpersprache von Frauen

Sicher und selbstbewusst auftreten im Beruf

Wenn eine Frau und ein Mann sich um einen Job bewerben, wer macht das Rennen? Wer kriegt für dieselbe Arbeit mehr Geld? Wer erntet für dieselbe Leistung mehr Anerkennung? Wer setzt in Meetings und Projektbesprechungen häufiger seinen Kopf durch? Wer lässt sich weniger oft unterbuttern? Richtig, der Mann; wenigstens im statistischen Mittel. Woran liegt das?

Es ist unbestritten, dass Frauen in vielen Branchen und Berufen die bessere Ausbildung, die besseren Noten, die höhere Fach-, Führungs- und Sozialkompetenz mitbringen. Aber wer wird bevorzugt anerkannt und befördert? Wessen Vorschläge finden häufiger Gehör bei „denen da oben"? Männer. Frauen sind intelligent und kompetent – doch nutzt ihnen das was? Offensichtlich nicht genug. Sie sind mehrheitlich immer noch nicht dort, wo sie hingehören, wo sie selbst stehen möchten. In allen führenden beruflichen Positionen sind sie noch immer eklatant unterrepräsentiert. Im beruflichen Alltag ziehen sie immer noch häufiger den Kürzeren und bekommen nicht die Anerkennung, die sie für ihre Leistung längst verdienen. Woran liegt das?

Bild1:
Wen würden Sie befördern?

Die Antwort ist so offensichtlich, dass wir sie jahrelang übersehen haben: Gute Noten, Intelligenz und Kompetenz sind zwar Voraussetzung, aber ganz offensichtlich nicht ausschlaggebend für berufliche und gesellschaftliche Anerkennung und Vorwärtskommen. Um es ganz direkt zu formulieren: Leistung wird nicht automatisch belohnt. Nicht die Besten kommen weiter. Warum nicht? Die Antwort ist im Sinne des Wortes augenfällig. Wir müssen lediglich die Augen aufmachen, um sie zu erkennen.

Frauen wirken eher	**Männer wirken eher**
sympathisch, nett	kompetent, tough
zu weich fürs Business	hart und aggressiv
zurückhaltend, brav	forsch bis dominant
unterwürfig	arrogant

Oder noch einfacher: Frauen machen sich schmal, Männer machen sich breit! Und dieser Eindruck bestimmt, was sie bekommen. Die Körpersprache von Frauen sagt „Bitte übersieh mich oder finde mich einfach nur nett!" Die Körpersprache von Männern sagt: „Ich bin wichtig!" Natürlich kann man diese Wirkung von Körpersprache als ungerecht empfinden. Aber wenn selbst Frauen die abgebildete Frau nicht befördern würden, dann muss was dran sein an diesem Effekt des äußeren Anscheins.

Körpersignale und Karriere

Unsere Wirkung hängt ganz wesentlich von unseren Körpersignalen ab.

Die Wirkung auf andere Menschen wird verursacht
- zu 55% von unserer Körpersprache
- zu 38% von unserer Stimmführung und nur
- zu 7% von dem, was wir sagen.

Durch welche typischen Körpersignale unterscheiden sich Männer und Frauen?

- Männer sitzen zum Beispiel breitbeinig, Frauen schlagen oder wickeln die Beine übereinander. Das wirkt zwar attraktiv. Doch wer Karriere machen will, sollte nicht in erster Linie attraktiv, sondern kompetent wirken.
- Männer stellen beim Sitzen die Ellenbogen aus. Frauen führen sie eng am Körper oder haben die Arme sogar unterm Tisch. Männer machen sich breit, Frauen schmal.
- Männer stehen gerne breitbeinig, Hände in den Hosen- oder gar Jacketttaschen. Frauen stehen in der Entlastungshaltung: Beine eng, Körpergewicht auf einem Bein; Hände sichtbar.
- Frauen sitzen oft mit geschlossenen Knien und nach innen gedrehten Füßen. Männer halten die Knie offen und die Füße nach außen gedreht.

Die Liste ließe sich endlos fortführen.
Alle diese Signale haben leider eines gemeinsam: „Die Körperhaltungen von Frauen wirken", sagt die Verhaltensforscherin Marianne Wex, „mit ihren Armen und Beinen eng am Körper gehalten, sich schmal machend, verkleinernd, verniedlichend, verharmlosend, demütig, sich anbietend, in sich zurückgezogen, sich versteckend, vorwiegend eingeschüchtert und angstbestimmt." Dieser Eindruck ist natürlich völlig ungewollt und unbewusst, doch er wirkt verheerend.

Wie wirken Sie?

Männer und Frauen sind sich in der Regel weder ihrer Körpersprache bewusst, noch nehmen sie wahr, welche Körpersignale sie senden. So weit ist die Schöpfung ganz gerecht angelegt. Die große Ungerechtigkeit liegt in den Folgen. Zwar sind sich auch Männer normalerweise ihrer Körpersprache nicht bewusst – doch bei ihnen hat das positive Folgen für Karriere und Erfolg im beruflichen Alltag. Da Männer mit unkontrollierter Körpersprache tendenziell und automatisch eine Art Django-Verhalten an den Tag legen, wirken sie automatisch

- dominant bis schulmeisterlich
- kompetent bis besserwisserisch
- selbstbewusst bis arrogant
- autoritär bis charismatisch
- durchsetzungsstark bis knochenhart
- seriös und zuverlässig
- business-like
- und vor allem: wichtig.

Männer mit unreflektierter Körpersprache wirken typischerweise eher stark, Frauen mit unbewusster Körpersprache wirken eher schwach.

Wenn Männer nicht auf ihre Körpersprache achten, hat das wegen der eben beschriebenen Wirkungen für sie eher positive Folgen. Sie mögen mit diesem unbewussten Django-Verhalten zwar manchmal unsympathisch und schroff wirken, doch wenigstens werden sie ernst genommen und setzen sich durch.

Frauen stehen sich mit ihrer Körpersprache oft selbst im Weg.
Denn genau so automatisch, wie ein unreflektierter Mann zum Django wird und sich damit selbst nutzt, wird eine unreflektierte Frau in der Regel zur braven Tochter und schadet sich damit selbst.
Wenn sie sich ihre unbewusste Körpersprache nicht bewusst macht, wirkt sie automatisch

- unsicher und schwach
- verletzlich und harmoniebedürftig
- konfliktschwach
- nicht durchsetzungsfähig
- nicht belastbar.

Woher kommen diese unerwünschten Nebenwirkungen einer unreflektierten Körpersprache? Aus dem unreflektierten Einsatz der körpersprachlichen Variablen:

1) Blickkontakt
2) Körperhaltung
3) Handbewegungen (Gestik)
4) Gesichtsausdruck (Mimik)
5) Stimmführung
6) Kleidung, Schmuck, Frisur, Make-up

Jede dieser sechs Variablen hat eine ganz bestimmte Wirkung auf andere Menschen. Diese Wirkung erzielen Sie ständig – auch jetzt! Ohne es zu merken. Sie wissen nicht, was Ihr Blick, Ihr Gesicht und Ihre Hände gerade über Sie verraten. Das macht Körpersignale (für Frauen) so gefährlich. Wenn wir im Folgenden diese sechs Signalgruppen der Reihe nach betrachten, schauen wir uns jeweils an, welche selbstschädigenden Signale Frauen damit senden, wie Sie sie vermeiden und wie Sie die richtigen Signale senden können.

Blickkontakt - Schau mir in die Augen, Kleines!

Männer schauen in der Regel direkter, unverhohlen, durchdringend. Frauen empfinden das oft als Anstarren, sie fühlen sich mit Blicken ausgezogen. Männer finden nichts dabei, einer Frau nicht ins Gesicht zu sehen, wenn sie mit ihr sprechen, sondern bevorzugt auf den Busen. Der Blick von Männern wird auch deshalb als Anstarren empfunden, weil sie in der Regel nicht lächeln, wenn sie Blickkontakt herstellen.

Frauen dagegen lächeln sehr viel häufiger, wenn sie Blickkontakt suchen. Deshalb wird ihr Blick als freundlich und harmlos, der von Männern dagegen als seriös und ernst verstanden. Frauen starren in der Regel nicht. Deshalb brechen sie den Blickkontakt schneller ab als Männer. Was viele Frauen nicht wissen: Das ist eine Demutsgeste. Kinder wissen das, wenn sie das Indianerspiel spielen: Wer zuerst blinzelt oder wegschaut, hat verloren. Blickkontakt ist auch ein Machtmittel. Daher kommen Ausdrücke wie:

- „mit Blicken durchbohren"
- „wenn Blicke töten könnten"
- „mit Blicken in den Boden bohren"

Bild 2: Männer wirken seriös...

Bild 3: ... Frauen nett.

Bild 4: Männer stehen mit beiden Beinen fest im Leben, Frauen sind eher wackelig auf den Beinen.

Frauen verzichten unbewusst auf dieses Machtmittel. Sie schauen öfter weg, brechen den Blickkontakt öfter als Männer, schlagen auch im direkten Gespräch öfter die Augen zu Boden. Warum? Weil sie den anderen nicht anstarren wollen. Eine gute Absicht, die völlig daneben gerät.

Das ist fatal! Die meisten Frauen wenden den Blick nach unten, weil sie aus Höflichkeit den anderen nicht anstarren wollen. Und wie kommt das an? Selbst die größten Literaten schreiben: „Sie wandte den Blick züchtig zu Boden." Züchtig, beschämt, bescheiden, unsicher, unehrlich – das wird der Frau dabei unterstellt! Das ist natürlich falsch.
Frau möchte höflich wirken, indem sie zu Boden blickt, wirkt aber beschämt, unsicher, unehrlich, ... !

Lächeln ist eine kostbare Gabe. Verschwenden Sie es nicht. Schenken Sie es dann, wenn es allen gut tut – auch Ihnen!

Haltung bewahren

Männer stehen, gehen und sitzen anders als Frauen. Wir sehen das täglich – doch wir machen uns normalerweise keine Gedanken darüber, welche Auswirkungen das auf Frauen im Berufsleben hat. Betrachten wir einige Signale, die erklären, woher Männer und Frauen ihr typisches Image haben.

Die Haltung	Ihre Wirkung
Männer ...	*Männer ...*
stehen breitbeinig. fest im Leben.	stehen mit beiden Beinen.
stehen locker angelehnt.	sind lässig, cool, souverän.
gehen breitbeinig, schnell, mit großen Schritten.	sind wichtig, beschäftigt, entschlossen.
sitzen breitbeinig und mit breiten Ellbogen.	machen sich breit, sind wichtig.
Frauen ...	*Frauen ...*
stehen meist in der Entlastungshaltung: Gewicht auf einem Bein, ein Fuß vorgestellt, Ellbogen eng am Körper.	wirken dadurch schmal, zerbrechlich – man tippt sie an, und sie fallen um.
gehen mit kleinen Schritten, Arme eng am Körper.	sind dabei schön anzusehen – doch Schönheit hilft nicht, sich durchzusetzen oder ernst genommen zu werden; im Gegenteil.
sitzen oft mit ineinander oder ums Stuhlbein gewickelten Beinen.	wirken dadurch verlegen, unsicher, verkrampft.

Schon erschreckend, nicht wahr? Da sitzt frau ganz unverfänglich hinterm Sitzungstisch – und schon gilt sie als verkrampfte Spielverderberin! Das muss nicht sein.

Gestik – Mit einer Handbewegung

Auch mit ihren Händen machen Frauen nicht dasselbe wie Männer; die Gestik ist anders. Nicht durchgängig, aber in entscheidenden Punkten, aus denen sich der Eindruck einer Persönlichkeit zusammensetzt. Männer spielen zum Beispiel relativ selten mit Haarsträhnen, fassen sich kaum in die Frisur, streichen sich keine Locken aus dem Gesicht, nehmen seltenst erschrocken die Hand vor den Mund. Dafür legen sie sie auch mal väterlich auf den Arm oder die Schulter von Mitarbeitern und insbesondere Mitarbeiterinnen, sie hauen mit der Faust oder der Handfläche auf den Tisch (bei Frauen kaum vorstellbar), klopfen mit dem Zeigefinger anderen vor die Brust, ballen die Becker-Faust, ...

Alle diese Gesten sind im Alltag gegenwärtig, laufen unbewusst ab und werden von uns unbewusst aufgenommen. Gerade deshalb ergeben sie dieses fatale geschlechtsspezifische Bild, das Frauen im Berufsleben (und anderswo) derart behindert. Welche Wirkung erzielen die eben aufgezählten Gesten?

Körpersignal Gestik
Wirkung bei Männern: Sie unterstreichen mit Händen ihre Wichtigkeit.
Wirkung bei Frauen: Sie unterstreichen damit ihre Attraktivität.

Attraktivität ist buchstäblich schön und gut – doch damit allein kommt frau nicht weiter. Es werden entgegen landläufiger Ammenmärchen sehr wenige Frauen wegen ihrer Attraktivität zu Projekt-, Abteilungs- und Bereichsleiterinnen ernannt. Attraktivität hilft wenig, wenn es darum geht, sich durchzusetzen, das zu bekommen, was einem zusteht.

Checkliste: Wohin mit den Händen?

- ☐ Achten Sie in wichtigen Situationen ganz bewusst darauf, was Ihre Hände unbewusst tun, und steuern Sie das sanft.
- ☐ Fragen Sie sich: Was sagen meine Hände gerade über mich? Ist es das, was ich über mich gesagt haben möchte? Wenn nicht, was kann ich tun? Was meine Hände?
- ☐ Gewöhnen Sie sich vor allem sogenannte Marotten ab, zum Beispiel die Hände beim Sitzen zwischen die Knie oder unter ein Bein klemmen.
- ☐ Achten Sie auf typische Gesten der Unsicherheit oder Langeweile: Hände kneten, am Schmuck drehen, an der Kleidung oder der Frisur spielen, Daumen drehen, ...
- ☐ Wenn Sie nervös sind, lassen Sie die Nervosität nicht über das Ventil Gestik ab. Wählen Sie ein anderes Ventil-Ritual. Wenn Sie zum Beispiel die Zehen in den Schuhen kneten, sieht das keiner.
- ☐ Wenn Sie allerdings Ihr Gegenüber nonverbal darauf aufmerksam machen wollen, dann setzen Sie diese Gesten bewusst ein. Spielen Sie zum Beispiel solange mit abgewandtem Blick mit dem Kuli, bis der Partner merkt, dass er zum Punkt kommen soll.
- ☐ Immer wieder eine widerspenstige Strähne aus dem Gesicht schieben – das merkt frau selbst kaum, weil es automatisch passiert. Doch das Gegenüber macht so ein Tick wahnsinnig – kein Eindruck, den frau erwecken möchte. Sorgen Sie für eine businesstaugliche Frisur.
- ☐ Setzen Sie Ihre Hände dafür ein, das gestisch zu unterstreichen, was Sie sagen – nicht um Ihre Frisur oder Kleidung zu unterstreichen.

- ☐ Betrachten Sie diese unterstreichende Gestik unbedingt zuerst vor dem Spiegel – denn ohne diese Kontrolle rutschen selbst business-erfahrenen Frauen oft Gesten durch, die so imposant und aufgesetzt wirken, dass sie lächerlich sind. Kein erstrebenswerter Eindruck.
- ☐ Wiederholen Sie bestimmte Gesten nicht zu oft – auch wenn sie Ihnen eindrucksvoll erscheinen.
- ☐ Lassen Sie Ihr Hände nicht „flattern", zum Beispiel vom Kuli zum Haar, vom Haar zur Kleidung, von der Kleidung zu den Unterlagen und zurück zum Kuli – und das alles in unter fünf Sekunden.
- ☐ Halten Sie Ihre Hände ruhig und unterstreichen Sie maßvoll und pointiert.
- ☐ Hände falten und Finger verschränken sind Gesten, die unsicher, nach Halt suchend, verschlossen und brav wirken. Achten Sie darauf, ob dieser Eindruck zur aktuellen Situation passt.
- ☐ Sie können durchaus reden, denken und nebenher Ihre Gestik beobachten. Das geht – aber erst nach etwas Übung. Danach geht es allerdings automatisch und ohne dass Sie daran denken müssten.
- ☐ Sie können damit rechnen, dass Ihnen schon nach wenigen Tagen die neue Gestik mächtig Spaß macht.
- ☐ Beobachten Sie bewusst, wie andere auf Ihre Signalgesten reagieren und freuen Sie sich an der Wirkung: kleine Geste, große Wirkung.

Mimik – Ein Gesicht, das Bände spricht

Bild 5: Welches Gesicht verhilft dem Satz eher zur beabsichtigten Wirkung?

Männer setzen sich schneller, leichter und öfter durch als Frauen. Sie bekommen für weniger Leistung mehr Anerkennung. Sie werden eher gehört und beachtet. Wenn Sie wissen wollen warum, brauchen Sie beide Geschlechter lediglich im Berufsalltag zu beobachten. Das ist interessant und tragisch zugleich. Nehmen wir einen ganz normalen, alltäglichen Satz aus dem Dialog zwischen Vorgesetztem und Mitarbeiter:
„So geht das nicht!"

Wenn ein Vorgesetzter diesen Satz sagt, korrigiert der Mitarbeiter sofort seinen Fehler. Sagt eine Vorgesetzte denselben Satz, fängt der Mitarbeiter erst mal an sich zu rechtfertigen, Widerspruch einzulegen oder beleidigt zu sein. Warum? Dafür müssen wir uns nur mal die Mimik (s. Bild 5) anschauen. Der Vorgesetzte schaut wild entschlossen und richtig böse, die Vorgesetzte schaut eher bedauernd und mitleidig. Natürlich tun das beide völlig unbewusst! Das ist das Tragische daran. Die Bullenbeißer-Attitüde des Mannes wird belohnt, während die konziliante Körpersprache der Frau automatisch bestraft wird. Es lohnt sich also sehr, die eigene Mimik so zu gestalten, dass Sie das bekommen, was Sie erreichen möchten.

Arbeiten Sie an Ihrem Lächeln

Frauen lächeln sehr viel öfter als Männer. Was im Privaten durchaus Vorzüge hat, ist im Beruflichen ein sicheres Selbstsabotage-Rezept. Da Lächeln eine unbewusste und automatische Reaktion ist, lächeln Frauen unbewusst und automatisch auch zur Unzeit, zum Beispiel dann

- wenn ein Kollege einen peinlichen Witz erzählt. Sie wollen damit die Peinlichkeit überspielen, doch der Kollege missversteht das als Zustimmung.
- wenn der Chef oder die Chefin ihnen eine Gardinenpredigt hält. Sie wollen damit buchstäblich gute Miene zum bösen Spiel machen, doch der Chef missversteht das gänzlich und fühlt sich dadurch provoziert, weshalb er noch heftiger predigt, was die Frau noch stärker erschüttert, weshalb sie noch fester lächelt, ...

- wenn ein Mitarbeiter oder Kollege einen Bock geschossen hat – um es dem Mitarbeiter nicht ganz so schwer zu machen. Dieser missversteht das jedoch und denkt: „Ach was, alles halb so schlimm!"

Blickkontakt mit Lächeln wirkt freundlich und nett. Blickkontakt ohne Lächeln kann je nach Mimik drohend, seriös, skeptisch, ernst oder besorgt wirken. Also fragen Sie sich stets: Wie will ich denn gerade wirken? Nett oder kompetent? Je nachdem, wie Ihre Antwort ausfällt, gestalten Sie Ihre Mimik. Das geht übrigens viel schneller als das Lesen dieser Zeilen. Diese bewusste geistige Rückkopplung der Mimik kriegen Sie schon mit wenig Übung binnen Sekundenbruchteilen hin.

Viele Frauen im Berufsleben lächeln auch, wenn sie schlechte Nachrichten überbringen, Fehler korrigieren, Kritik üben oder negatives Feedback geben müssen. Warum? Viele sagen: „Ich möchte nicht zu hart mit den Leuten umspringen. Was ich zu sagen habe, ist schon hart genug." Daher sagen sie dann Dinge wie „So geht das leider nicht weiter!" – und lächeln dabei. Das ist zwar gut gemeint, funktioniert jedoch überhaupt nicht. Das liegt am Dominanz-Prinzip der Körpersprache.

Stimmführung – Mit Engelszungen reden

Wir erinnern uns: 38 Prozent unserer Wirkung hängen von unserer Stimmführung ab. Männer haben in der Regel eine tiefere, langsamere Stimme, was Seriosität, Autorität, Verlässlichkeit, Verantwortungsgefühl und Durchsetzungskraft suggeriert – übrigens auch bei Frauen. Frauen haben in der Regel eine höhere, schnellere Stimmführung, was häufig unsicher, aufgeregt, ja hysterisch wirkt.

Wenn Sie möchten, dass man Sie ernst nimmt, man Ihnen zuhört, Sie respektiert und Ihre Ideen annimmt, Ihnen Anerkennung zuteil wird und Sie vorankommen, dann sollte Ihre Stimme nicht

- kleinmädchenhaft
- naiv
- zu schnell oder zu hoch
- weinerlich
- vorwurfsvoll

klingen. Sie sollten vielmehr eine „erwachsene" Stimme haben: beherrscht, gut moduliert, ernst zu nehmend, überlegt, selbstsicher, ruhig, beruhigend, aber kraftvoll. So ungewohnt und heikel es auch ist:

Das beste Mittel zur Verbesserung der Stimme ist das Tonband.

Besprechen Sie eine Kassette oder Disc – und hören Sie sich zu. Das kostet manchmal heftigst Überwindung. Denn oft ist man echt schockiert: „Was? So höre ich mich an?" Doch das gibt sich rasch. Bei wem es sich nicht gibt, die kann immer noch einen Stimmtrainer einschalten – was zum Beispiel Vorstandsmitglieder und andere Spitzenmanagerinnen recht oft tun. Sie wissen: Stimme ist Führungsinstrument.

Das Tonband hat vor allem einen großen Vorteil: Sie können damit Sprechmacken abstellen. Keine Bange, solche Macken hat jeder und jede. Und nicht nur eine. Das ist weder etwas Besonderes noch etwas Schlimmes. Häufige Ticks sind zum Beispiel

- am Ende jedes Satzes mit der Stimme noch oben zu gehen (das wirkt unsicher, weil es so scheint, als ob frau ständig die eigenen Aussagen in Frage stellt)
- sich ständig selbst zu überholen oder zu verhaspeln

- zu monoton zu reden
- zu schulmeisterlich zu sprechen
- ständig mit verstecktem Vorwurf zu sprechen
- Lieblingsworte dauernd wiederholen.

Checkliste: Kleider machen Leute

Zur Körpersprache gehört auch das, womit der Körper bedeckt ist:

- ☐ Was Sie tragen, muss unbedingt zum Dress Code, zur Kleiderordnung an Ihrem Arbeitsplatz passen.
- ☐ Im Klartext: Ihr eigener Stil ist am Arbeitsplatz weitgehend out – es sei denn, er passt zufällig zum Dress Code.
- ☐ Wenn Sie im Großen und Ganzen dem Dress Code folgen, dürfen Sie ruhig mit eigenen kleinen Stilmitteln auflockern.
- ☐ Sie dürfen auch ein bisschen besser als der Dress Code gekleidet sein – aber niemals besser als der Chef und nur dann deutlich besser als die Kolleginnen und Kollegen, wenn sie beruflich noch einiges vorhaben.
- ☐ Egal was Sie tragen: Es darf niemals billig, schlampig, unordentlich wirken. Denn Körpersprache-Signale übertragen sich auf die Persönlichkeit (sogenannter Halo-Effekt, Halo = Ausstrahlung). Man sagt dann nicht: „Sie kleidet sich schlampig", sondern „Sie ist ja so schlampig!" – obwohl das sachlich nicht stimmen muss. Doch leider gilt: Kleider machen Leute. Wer sich schlampig kleidet, wird auch dafür gehalten.
- ☐ Vermeiden Sie unter allen Umständen Overdressing, von allem zu viel: zu viel Make-up, zu viel Accessoires, Parfüm, Farbe, Designer-Klamotten, ...
- ☐ Kleiden Sie sich ruhig attraktiv, sofern Ihnen das liegt – aber niemals zu attraktiv. Sie wollen nicht in erster Linie attraktiv wirken, sondern ernst genommen werden. Und das wird frau nur, wenn frau auch kompetent wirkt.
- ☐ Kleiden Sie sich auf der anderen Seite jedoch auf keinen Fall wie ein graues Mäuschen. Wer nicht wahrgenommen wird, wird auch nicht ernstgenommen.
- ☐ Stimmen Sie Ihre Gerüche aufeinander ab. Alles ist heutzutage parfümiert: Duschgel, Shampoo, Körperlotion,... Das sollte alles zusammenpassen und sich nicht „beißen".

Viel Holz?

Sie fühlen sich leicht geplättet? Weil Sie so viele verräterische Körpersignale an sich entdeckt haben, die nicht das bewirken, was Sie eigentlich bewirken möchten? Seien Sie nicht überwältigt, seien Sie unterwältigt. Machen Sie einfach halblang. Machen Sie nicht alles auf einmal, fangen Sie ganz, ganz klein an. Selbst der kleinste Fortschritt ist besser als Stillstand und vor allem besser als vor lauter Überwältigung alles beim Alten zu lassen. Seien Sie sich selbst eine gute, freundliche, maßvolle Begleiterin bei der Veränderung Ihres Auftritts und fangen Sie irgendwo an. Jedoch auf keinen Fall bei Ihrer größten Baustelle. Fangen Sie klein an, lernen Sie daran, wie Sie am besten Ihre Körpersprache verändern können und wachsen Sie an diesen kleinen Fortschritten. Es ist übrigens egal, womit Sie beginnen. Denn bei der Körpersprache hängt alles mit allem zusammen – also kommen Sie auch irgendwann zu allem.

Körpersignale nicht überinterpretieren!

Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer. Hüten Sie sich davor, ein einziges Körpersignal zu überbewerten, wie Sie es oft in Wald-und-Wiesen-Ratgebern und -Seminaren zur Körpersprache lesen und hören können: „Verschränkte Arme bedeuten, er ist gegen Sie". Falsch, er kann genau so gut einfach nur verunsichert sein. „Kein Blickkontakt – er lügt Sie an." Falsch, es könnte genau so gut sein, dass er einfach nur scharf nachdenkt; dabei schauen viele Menschen eben sinnierend ins Leere.

Aus einem einzigen Körpersignal sollten Sie niemals voreilige Schlüsse ziehen. Körpersignale sind nur aussagekräftig, wenn Sie beobachten, in welcher Kombination sie auftreten.

Wenn einer einen Fussel vom Ärmel zupft, heißt das nicht automatisch, dass er nervös ist. Das kann alles mögliche heißen. Wenn danach jedoch sein Blick im Zimmer umher wandert und er unruhig auf dem Stuhl herumrutscht, ist er ohne Zweifel nervös.

Sie müssen nicht immer auf Ihre Körpersprache achten – aber immer dann, wenn's drauf ankommt!

Vgl. auch Cornelia Topf (2004): Körpersprache für freche Frauen. Sicher und selbstbewusst auftreten im Beruf. Verlag moderne industrie

Mögliche Aktionen

- **Talkrunden zum Thema „Bedeutung von Mode, Schönheit und Körper**
- **Foren mit Rollenspielen zu „Körpersprache von Frauen"**
- **Pro-/Contra-Diskussion zum Thema „Schönheitsoperationen" in Zusammenarbeit mit niedergelassenen Ärztinnen und Ärzten**
- **Ernährungswissenschaftliches Seminar**
- **Talkrunde mit Ärztinnen und Ärzten zu Essstörungen, Diäten**

Anhang

- Biographien
- Das Internet-Portal für Frauen in NRW
- Broschürenliste
- Impressum

Verzeichnis der Autorinnen

Johanna Adorján
ist Feuilleton-Redakteurin der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung und lebt in Berlin.

Dr. Maja Apelt

geb. 1963, verheiratet, 2 Kinder. Studium der Soziologie und Wirtschaftswissenschaften an der Humboldt-Universität zu Berlin, 1988 Examen als Diplom-Soziologin, 1999 Promotion an der Universität Lüneburg, seitdem Wissenschaftliche Assistentin an der Helmut-Schmidt-Universität, Schwerpunkte: Gender Studies, Organisations- und Militärsoziologie, Erziehung und Sozialisation, Familiensoziologie, Soziale Ungleichheit; Leiterin des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projektes „Geschlecht und Organisation am Beispiel der Bundeswehr". Kontakt: apelt@hsu-hh.de

PD Dr. Iris Bednarz-Braun

Jahrgang 1950, verheiratet, 3 Söhne, Wirtschafts- und sozialwissenschaftliches Studium an der Universität Köln, 1974 Examen als Dipl.-Volkswirtin, 1983 Promotion an der Universität Bremen, 2001 Habilitation an der Universität Bielefeld und seitdem Privatdozentin an der dortigen Fakultät für Soziologie, seit 1976 wissenschaftliche Referentin am Deutschen Jugendinstitut in München mit den Forschungsschwerpunkten: Frauen- und Geschlechterforschung, Gleichstellungspolitik im öffentlichen Dienst, Migration und Ethnie, interkulturelle Beziehungen unter Auszubildenden in industriellen Großbetrieben. Kontakt: bednarz-braun@dji.de

Andrea Budnick

Geboren 1976, Studium der Sozialwissenschaften an der Humboldt-Universität zu Berlin und an der Universiteit Utrecht, Niederlande. Seit Juli 2003 wissenschaftliche Mitarbeiterin im Berliner Institut für Sozialforschung GmbH. Kontakt: a.budnick@bis-berlin.de

Renan Demirkan

Geboren 1955 in Ankara, lebt seit dem 7. Lebensjahr in Deutschland. Seit 1980 arbeitet sie als Schauspielerin. Für Theater, Film, Fernsehen. Sie erhielt für ihre Arbeit den Förderpreis NRW, den Grimme-Preis, die Goldene Kamera, den hessischen Darstellerpreis für Film und das Bundesverdienstkreuz.

Dr. phil. habil. Christiane Eifert

Historikerin, lehrt und forscht an der FU Berlin, gegenwärtig Lehrstuhlvertretung für Allgemeine Geschichte (19. und 20. Jahrhundert) an der Universität Bielefeld. Forschungsschwerpunkte: Zur Geschichte der Arbeit und des Wohlfahrtsstaates, zur Politikgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts und zur Geschichte von Unternehmerinnen im 20. Jahrhundert. Ausgewählte Publikationen: Was sind Frauen, was sind Männer? Geschlechterkonstruktionen im historischen Wandel, hg. u. eingeleitet gemeinsam mit Angelika Epple u.a., Frankfurt am Main 1996; Geschlechtergeschichte, in: Lexikon Geschichtswissenschaft. 100 Grundbegriffe, hg. v. Stefan Jordan, Stuttgart 2002, S. 126-130; Auf dem Weg in die wirtschaftliche Elite: Unternehmerinnen in der Bundesrepublik Deutschland, in: Die deutsche Wirtschaftselite im 20. Jahrhundert, hg. v. Volker Berghahn u.a., Essen 2003, S. 353-375. Kontakt: ceifert@zedat.fu-berlin.de

Helga Elben

geb. 1930, Kunststudium (Landeskunstschule Hamburg) und Geschichtsstudium (Universität Hamburg). Studienrätin/Oberstudienrätin 1957 bis 1991 in Hagen mit dreijähriger familienbedingter Unterbrechung der Lehrtätigkeit (2 Kinder). Seit 1979 und besonders seit 1991 mit zunehmender Intensivierung der künstlerischen Arbeit wieder viele Einzelausstellungen im In- und Ausland. Ich arbeite in Serien, die mir einen multiperspektivischen Zugriff, assoziatives Fantasieren und Experimentieren ermöglichen. Dabei gestalte ich grafisch, male, aquarelliere, collagiere, und beziehe objects trouvés und moderne Werkstoffe wie Zinkblech, Plexiglas oder Neonstäbe - oder auch Strohballen - in meine Arbeiten ein. Schrift nutze ich als Textur und Text. Kontakt: helga.elben@gmx.de

Prof. Dr. Alexa Franke

geb. 1948, verheiratet. Studium der Psychologie in Münster, Promotion 1975 in Bochum. Akademische Stationen waren die Klinisch-Psychologischen Institute der Universitäten Münster, Zürich, Bochum, Bielefeld, unterbrochen von einer Praxisphase als Leitende Psychologin an der Psychosomatischen Klinik Berus. Seit 1991 Professur für Rehabilitationspsychologie an der Fakultät für Rehabilitationswissenschaften der Universität Dortmund. Approbation als Psychologische Psychotherapeutin (Verhaltenstherapie). Forschungsschwerpunkte: Gesundheitsforschung, Suchtforschung, Psychotherapie bei Patientinnen und Patienten mit psychosomatischen Störungen, Essstörungen - jeweils unter besonderer Berücksichtigung der geschlechtsspezifischen Aspekte. Kontakt: alexa.franke@uni-dortmund.de

Dr. Claudia Gehrke

geb. 1953, Studium der Germanistik, Philosophie und Mathematik. Verlegerin und Publizistin. 1978 Gründung des Konkursbuchverlags mit den Schwerpunkten: Literatur, Erotik, Philosophie und Alltagskultur, Reisen zwischen den Kulturen, Japan. Herausgeberin diverser Anthologien, u.a. „Ich habe einen Körper", München: Matthes & Seitz; „Purpurmund & Honiglippen, Erotische Texte von Frauen seit dem Mittelalter", Berlin; Ullstein; „Mein heimliches Auge. Das Jahrbuch der Erotik" seit 1982. Kontakt: gehrke@konkursbuch.com

PD Dr. Ruth Hagengruber

Privatdozentin für Philosophie; lehrt seit 1993 bzw. 1996 am Philosophischen Seminar der Universität Koblenz und der Universität zu Köln. Schwerpunkte: Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte und Sozialphilosophie. Zahlreiche Publikationen und Vorträge zu Frauen in der Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte, so z.B. „Klassische philosophische Texte von Frauen", dtv-Verlag. Im Vorstand des Deutschen AkademikerinnenBundes u.a. zuständig für Frauen und Hochschulpolitik. Kontakt: ruth.hagengruber@uni-koblenz.de

Dr. phil. Ulrike Hänsch

Dipl.Soz.Wiss., Arbeitsschwerpunkte und Veröffentlichungen im Bereich Biografieforschung, Frauen- und Geschlechterforschung, Queer Theory, Evaluationsforschung. Buchpublikationen u.a.: „Lebenswege lesbischer Frauen". Hrsg. vom Ministerium für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit des Landes Nordrhein-Westfalen. Düsseldorf 2002. „Individuelle Freiheiten – heterosexuelle Normen". Leske+Budrich, Opladen 2003. Publikation zum Thema „Ostdeutsche Frauenbiographien" sowie Studie „Kontinuitätssicherung von Frauen- und Geschlechterforschung an nordrhein-westfälischen Hochschulen" in Vorbereitung. Kontakt: Ulrikehaensch@t-online.de, Tel. 030/84319299

Prof. Dr. Ilse Hartmann-Tews

geb. 1956. Studium der Sozialwissenschaften und Anglistik an den Universitäten Köln und Essex/England; Habilitation in Sportwissenschaft/Sportsoziologie. Seit 1996 Hochschullehrerin für Geschlechterforschung/Soziologie am Institut für Sportsoziologie der Deutschen Sporthochschule Köln. Schwerpunkte in Lehre und Forschung: Soziale Konstruktion von Geschlecht im Sport und in den (Neuen) Medien; Gesellschaftlicher Wandel und Strukturwandel der Sportsysteme im internationalen Vergleich; Gender Mainstreaming und Organisationsentwicklung im Sport. Kontakt: i.hartmann@dshs-koeln.de

Doris Katheder

geb. 1958 in Roth/Bayern, Studium der Germanistik, Geographie sowie des Deutschen als Fremdsprache in Erlangen und München. Lehrerin für DaF in Nürnberg sowie Mitarbeiterin an der CPH-Jugendakademie in Nürnberg im Bereich politische Jugendbildung. Derzeit Doktorandin an der PH Freiburg mit einer Forschungsarbeit im Fachbereich Linguistik über Mädchenzeitschriften. Kontakt: doriskatheder@t-online.de

Dr. Barbara Keddi

Geboren 1957 in München, Soziologin und Imaginationstherapeutin, Promotion in Erziehungswissenschaften an der FU Berlin, seit 1984 wissenschaftliche Referentin am Deutschen Jugendinstitut e.V. (DJI), Lehraufträge u.a. an der Ludwig-Maximilians-Universität München (Biografie und Geschlecht). Arbeitsschwerpunkte und Publikationen: Frauen-, Geschlechter-, Biografie- und Familienforschung, weibliche Lebenszusammenhänge, Paarbeziehungen, biografischer Sinn, strategische Öffentlichkeitsarbeit. Kontakt: keddi@dji.de

Prof.in Dr. Elisabeth Klaus

geb. 1955, eine Tochter, Universitätsprofessorin am Fachbereich Kommunikationswissenschaft der Universität Salzburg. Zunächst Studium der Mathematik und Sozialwissenschaften in Münster, dann Graduate Studies und Promotion am Department of Sociology der University of Notre Dame (IN, USA), Habilitation am Institut für Journalistik der Universität Dortmund, dort 2003 Ernennung zur apl. Professorin. Von 1996-2003 Hochschullehrerin am Zentrum für interdisziplinäre Medienwissenschaft der Universität Göttingen. Gastprofessuren u.a. in Hamburg, Wien und Klagenfurt. Zahlreiche Publikationen im Bereich Kommunikations-, Medien- und Geschlechterforschung. Kontakt: elisabeth.klaus@sbg.ac.at

Dascha Klingenberg

geb. 1981 in Duschanbe (ehem. UdSSR); Schule in Weimar und Mainz, von 2002 bis 2004 Studentin der Soziologie, der Osteuropawissenschaft und neuer deutscher Literatur an der Freien Universität Berlin, aktiv in der Jugendbildungsarbeit und im Bereich Antirassismus und Feminismus, praktische und theoretische Arbeitsschwerpunkte: postkoloniale Studien; Rassismustheorie, Gouvernementalitätsstudien, Arbeitsverhältnisse im Postfordismus. Kontakt: daschaklingenberg@web.de;

Susanne Klose

geb. 1963, verh., 1 Tochter. Seit 1988 Polizeibeamtin des Landes NRW. Bisherige dienstliche Verwendung in einer Einsatzhundertschaft, als Ausbilderin und als Streifenbeamtin im Wach- und Wechseldienst an unterschiedlichen Orten in NRW. In der Zeit von 1999 bis 2001 Studium an der Fachhochschule für öffentliche Verwaltung in Bielefeld. Mit Bestehen der 1. Staatsprüfung Polizeikommissarin (Diplomverwaltungswirtin). Zur Zeit in Funktion der Opferschutzbeauftragten der Kreispolizeibehörde Herford. Mitglied des örtlichen Personalrats der Kreispolizeibehörde Herford und seit 2001 Beisitzerin im Landesfrauenvorstand der Gewerkschaft der Polizei. Kontakt: susanne.klose@herford.polizei.nrw.de

Prof. Dr. Helga Kotthoff

Professorin für Deutsche Sprache und ihre Didaktik an der Pädagogischen Hochschule, Freiburg; Sprachwissenschaftlerin mit angewandtem, allgemeinem und germanistischem Schwerpunkt. Sie beschäftigt sich hauptsächlich mit Interaktionsanalyse, Humorforschung, Soziolinguistik und interkultureller Kommunikation. Promotion 1988 an der Universität Konstanz zu deutsch-englischen Gesprächsvergleichen. Habilitation 1996 an der Universität Wien zu Scherzkommunikation. Dazwischen verschiedene Forschungsprojekte über Geschlechterverhältnisse in Gesprächen. Kontakt: kotthoff@ph-freiburg.de

Sonja Leidemann

geb. 1960, 2 Kinder, Studium der Geschichte und Politischen Wissenschaften in Bochum (Abschluss Magister), Nebenberufliches Studium der Organisationspsychologie in Dortmund, 1991 - 1998 Hauptamtliche Pädagogische Mitarbeiterin an der VHS Hagen, 1998 - 2004 Direktorin der VHS Witten-Wetter-Herdecke. Schwerpunkte: Neue Medien, arbeits- und beschäftigungspolitische Projekte; seit 2004 Bürgermeisterin von Witten. Kontakt: Sonja.Leidemann@stadt-witten.de

Ulrike Löhr

geb. 1958, kinderlos verheiratet; Ausbildung als Buchhändlerin und Studium der Rechtswissenschaften in Bochum und Speyer, 1988 bis 1991 Referatsleiterin (u.a. Personal- und Sozialangelegenheiten, Frauenbeauftragte) bei der Oberpostdirektion Dortmund, 1991 bis 1997 Referentin beim Deutschen Städtetag (Personalwesen, öffentliches Dienstrecht sowie Aus- und Fortbildung), 1997 bis Juli 1999 Erste Beigeordnete und Kämmerin in Sankt Augustin, 1999 Wahl zur Beigeordneten in Düsseldorf, dort zuständig u. a. für Informationstechnik und Organisationsentwicklung, Personal, Einwohnerwesen sowie Bezirksverwaltungsstellen. Kontakt: ulrike.loehr@stadt.duesseldorf.de

Marlies Malmendier

61 Jahre, Geschäftsführerin der Schraubenfabrik W. Rüggeberg GmbH in Breckerfeld. Kontakt: m.malmendier@rueggeberg-schrauben.de

Ursula Matthiessen-Kreuder

Jahrgang 1959, verheiratet, 3 Kinder. Abitur und Banklehre in Frankfurt am Main. Volljuristin. Ab 1991 bei der Deutsche Bahn AG, zuletzt als Leiterin des Vorstandsbüros der DB Cargo AG, seit 2000 Leiterin der Personalpolitik in einem Dax 30 Unternehmen. Im Deutschen Juristinnenbund Vorsitzende des Arbeitsstabes Berufsorientierung, Karriereplanung und Mentoring. Mitglied des Deutschen Juristentages, Lehrbeauftragte der FH Worms. Veröffentlichungen zur Drittmittelverwaltung und zum wertorientierten Personalmanagement. Kontakt: U.Matthiessen-Kreuder@t-online.de

Sonja Menning

geb. 1961 in Chemnitz. Volkswirtschaftsstudium in Berlin. Arbeitet seit 1984 zu unterschiedlichen sozialwissenschaftlichen Themen. Schwerpunkt: Demographie, Familie, Lebenssituation älterer Menschen. Mitautorin des Datenreports „Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik". Derzeit freiberuflich tätig, u.a. für das Deutsche Zentrum für Altersfragen Berlin. Kontakt: smenning@web.de

Dr. phil. Sibylle Meyer

Jahrgang 1955, Studium der Soziologie, Psychologie, Politikwissenschaft und Sozialarbeit. 1984-1987 wiss. Mitarbeiterin am Institut für Zukunftsstudien und Technologiebewertung. 1985-1990 wiss. Mitarbeiterin an der TU Berlin. 1982-1993 zusammen mit Dr. Eva Schulze Forschungsgesellschaft „Technik und Familie", Geschäftsführung . Seit 1995 Geschäftsführende Gesellschafterin und Wissenschaftliche Leiterin des BIS – Berliner Institut für Sozialforschung GmbH. Forschungs- und Publikationsschwerpunkte: Technikforschung, Familienforschung, Gerontologie, Innovative Technologien und Dienstleistungen. Kontakt: s.meyer@bis-berlin.de

Dr. Gitta Mühlen Achs

Studium der Psychologie in Wien und München; Dozentin an den Universitäten München, Innsbruck, Graz; Arbeitsschwerpunkte Geschlechterkommunikation, Körpersprache, Medienkritik; Autorin einschlägiger Fachbücher (zuletzt "Geschlecht bewußt gemacht: Körpersprachliche Inszenierungen – ein Bilder- und Arbeitsbuch", München 1998 und "Wer führt? Körpersprache und die Ordnung der Geschlechter", München, 2003; Durchführung von Workshops und Trainings für Körpersprache, soziale Kommunikation und Genderkompetenz; stolze soziale Mutter zweier wunderbarer Töchter. Kontakt: Wachtbergstraße 68, A-4852 Weyregg am Attersee, Tel: 0043-7664-2014, E-mail: gitta_muehlen-achs@tele2.at

Dr. Sylvia Neuhäuser-Metternich

Diplom-Psychologin, Dozentin und Kommunikationstrainerin; Professur zur Vermittlung von Sozial- und Methodenkompetenzen, Gender Mainstreaming und Mentoring in der Bildungswerbung, Fachhochschule Dortmund, FB Informations- und Elektrotechnik; Initiatorin des Ada-Lovelace-Mentoring und Vorstandsvorsitzende des Ada-Lovelace-Mentoring e.V. Kontakt: neumett@fh-dortmund.de

Prof. Dr. Dr. Mathilde Niehaus

Psychologiestudium in Marburg und Trier, 1999 - 2002 Lehrstuhlinhaberin für Sonder- und Heilpädagogik an der Universität Wien, Gründung der Internationalen Forschungsstelle für Arbeit und soziale Integration (IFASI), seit 2002 Lehrstuhl für Arbeit und Berufliche Rehabilitation an der Universität zu Köln. Arbeitsschwerpunkte: betriebliche Beschäftigungssicherung und europäische Politik für behinderte Menschen, psychologische Rehabilitationsforschung, Lebenslagen von Frauen mit Behinderung, quantitative und qualitative Evaluationsmethoden, Disabilitymanagement. Kontakt: mathilde.niehaus@uni-koeln.de

Lisa Ortgies

Jahrgang 1966, verh., eine kleine Tochter. Seit 1997 Moderatorin von frauTV beim WDR. Zuvor Stewardess, nicht abgeschlossenes Studium der Psychologie und Soziologie, Ausbildung an der Henri-Nannen-Schule für Journalismus in Hamburg, Autorin für verschiedene Zeitschriften wie Geo Saison, Brigitte und Max, Nachrichten-Anchor beim Lokalsender Hamburg 1, Moderatorin für das Kultur-Magazin „Arena" beim NDR. Autorin von „Warum Schuhe nicht lügen", Köln: vgs 2004 und zus. mit Svea Große von „Pinkeln im Stau und andere Katastrophen. Der Survival Guide für Frauen", Köln: vgs 2003. Kontakt: lisa.ortgies@t-online.de

Patricia Pfeil

Jahrgang 1967, zwei Kinder. Studium der Sozialpädagogik (Abschluß 1991) und Soziologie (Abschluss 1996), wissenschaftliche Mitarbeit in verschiedenen Forschungsprojekten am Deutschen Jugendinstitut, der LMU München und der Universität Bielefeld; zuletzt im DFG-Projekt „Geschlechterkonstruktionen im Organisationswandel am Beispiel Polizei" an der Universität Bielefeld und der Polizeihochschule Villingen-Schwenningen. Gründungsmitglied und wissenschaftliche und beratende Tätigkeit im Süddeutschen Institut für empirische Sozialforschung e.V. (sine), aktuell im Bereich Gender Mainstreaming und Nachhaltigkeit. Kontakt: Patricia.Pfeil@sine-institut.de

Karin Priester

geb. 1941 in Gleiwitz, seit 1980 Hochschullehrerin für Soziologie an der Universität Münster. Studium der Romanistik, Geschichte, Philosophie und Politikwissenschaft in Köln, Aix-en-Provence, Berlin und Florenz. Derzeitige Arbeitsschwerpunkte: Rassismus in Geschichte und Gegenwart, Rechtsextremismus/Neue Rechte in Frankreich und Deutschland, Faschismustheorien, Kunst und Kultur im Faschismus - Deutschland und Italien im Vergleich, Soziale Ungleichheit und neue Armut; Frauen und Politik am Beispiel von Evita Perón und Schriftstellerinnen wie Mary Godwin Shelley und Mary Wollstonecraft. Neuere Bücher: Rassismus und kulturelle Differenz, Münster 1997; Mythos Tod, Tod und Todeserleben in der modernen Literatur, Berlin 2001, Biographien über Mary Shelley und Mary Wollstonecraft, München 2001 und 2002, Rassismus – Eine Sozialgeschichte, Leipzig 2003. Kontakt: priestek@uni-muenster.de

Karin Ressel

geb. 1954, Diplomverwaltungswirtin bei einer Bundesbehörde von 1975 bis 1983, Studium Erziehungswissenschaften an der Universität Dortmund von 1983 – 1988. Mitarbeiterin in der Regionalstelle Frau und Beruf Bochum von 1988 - 1991. Seit 20 Jahren Trainerin und Projektentwicklerin in den Bereichen: Berufsorientierung für Mädchen und Frauen, Marketing / Öffentlichkeitsarbeit, Existenzgründung, Technikkompetenz für Mädchen und Frauen. Die bekanntesten Projekte sind: Amazonenprüfung, Miss Technik und Berufsparcours für Jugendliche. Geschäftsführerin des Technikzentrums Lübbecke e.V. Kontakt: karin.ressel@t-online.de

Dr. Bettina Rulofs

geb. 1971. Studium der Sportwissenschaft und Anglistik an der Deutschen Sporthochschule Köln und der Universität zu Köln, Promotion zum Dr. sportwiss., z. Z. Wiss. Ass. an der Deutschen Sporthochschule Köln, Institut für Sportsoziologie, Abt. Geschlechterforschung, zugleich Gleichstellungsbeauftragte der Deutschen Sporthochschule Köln. Schwerpunkte in Forschung und Lehre: Re-Präsentation von Sportlerinnen und Sportlern in den Medien, soziale Konstruktion von Geschlecht im Sport, Sport als Medium der Jugendsozialarbeit, Sport und Gewalt. Kontakt: rulofs@dshs-koeln.de

Dr. Ulrike Sattel

Studium der Soziologie, Germanistik und Romanistik an den Universitäten Würzburg, Mannheim und Kassel. Promotion zum Dr. phil. 1977. Wissenschaftliche Mitarbeiterin der Forschungsgruppe Arbeit und Gesundheit, Dortmund (1977/78), seit 1979 wissenschaftliche Mitarbeiterin im Lehrgebiet Berufs- und Wirtschaftspädagogik der FernUniversität Hagen Arbeitsschwerpunkte: Berufsbildungs- und Arbeitsmarktprobleme von Frauen, nationale und internationale Berufsbildungsforschung, sozialwissenschaftliche Arbeitsmarktforschung (Zusammenhänge zwischen Berufsbildungs- und Beschäftigungssystem), Organisations- und Personalentwicklung. Kontakt: ulrike.sattel@fernuni-hagen.de

Prof. Dr. Kirsten Scheiwe

Professorin für Recht am Institut für Sozial- und Organisationspädagogik im Fachbereich Erziehungs- und Sozialwissenschaften der Universität Hildesheim, Schwerpunkte im Bereich der interdisziplinären Untersuchung von Familien- und Sozialrecht, Recht und Geschlechterverhältnisse und Rechtsvergleichung. Kontakt: scheiwe@rz.uni-hildesheim.de

Irmingard Schewe-Gerigk, MdB

geb. 1948, verh., zwei erwachsene Töchter, lebt in Herdecke und Berlin; Mitglied des Bundestages seit 1994, frauenpolitische Sprecherin der Bundestagsfraktion von Bündnis 90/Die Grünen, seit 2002 Parlamentarische Geschäftsführerin der Bundestagsfraktion. Mitglied im Rechtsausschuß und im Ausschuß für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, vor Eintritt in den Bundestag Hochschulfrauenbeauftragte an der Fernuniversität und Regierungsangestellte im Ministerium für die Gleichstellung von Mann und Frau in Düsseldorf. Kontakt: Deutscher Bundestag, Platz der Republik 1, 11011 Berlin, Tel.: (030) 227 - 71015, Fax: (030) 227 - 76300, E-mail: irmingard.schewe-gerigk@bundestag.de

Dr. phil. Dagmar Schlapeit-Beck

geb. 1958, Studium der Sozialwissenschaften und Kunstgeschichte an der Bergischen Universität Wuppertal; seit 1988 Sozial- und Kulturdezernentin der Stadt Göttingen; 1985 – 1988 Frauenbeauftragte der Stadt Leverkusen; 1986 – 1988 Bundessprecherin der Bundesarbeitsgemeinschaft Kommunaler Frauengleichstellungsstellen; Mitglied der Kommission Gleichstellungspolitik beim SPD-Parteivorstand; Arbeitsschwerpunkte: Gleichstellungspolitik, Sozial- und Kulturpolitik, Arbeitsmarkt- und Beschäftigungspolitik, Soziale Stadterneuerung, Interkulturelle Kompetenz. Kontakt: D.Schlapeit-Beck@goettingen.de

Dr. Birgit Schulte

geb. 1960, Kunsthistorikerin; Studium der Kunstgeschichte, Archäologie und Publizistik in Münster; Wissenschaftliche Mitarbeiterin beim Denkmalamt Münster, dem Falkenhof-Museum Rheine und dem Westfälischen Landesmuseum Münster. Seit 1991 Kustodin und stellvertretende Direktorin des Karl Ernst Osthaus-Museums in Hagen und Geschäftsführerin der Henry van de Velde-Gesellschaft Hagen. Ausstellungen, Publikationen, Vorträge, Tagungen und Filme u.a. zum Schwerpunkt gender: Selbstverständnis, Durchsetzungsstrategien und Identitätsproblematik von Künstlerinnen im 20. und 21. Jh.; KünstlerPaare; Bedeutungszuschreibungen an das Weibliche in Bildern sowie die Kategorie 'Geschlecht' in Bildern und Museen. Kontakt: drbirgit.schulte@stadt-hagen.de

Ulrike Schultz

geb. 1947, verh., 2 Töchter, 2 Enkel. Studium der Rechtswissenschaften in München und Münster. 1971-1973 Hochschule für Verwaltungswissenschaften in Speyer, seit 1976 an der FernUniversität Hagen, Akad. Oberrätin. Leiterin des Referats Didaktik der Rechtswissenschaft im Zentrum für Fernstudienentwicklung. Schwerpunkte: Rechtsdidaktik, Medienarbeit, (Kommunikations-)Trainings insbes. für Juristen und Juristinnen. Durchführung von (juristischen) Weiterbildungsprogrammen: „Didaktik des Rechtskundeunterrichts", „Frauen im Recht", „Einführung in den Anwaltsberuf ", „Virtual International Gender Studies (VINGS)". Stellvertretende Gleichstellungsbeauftragte der FernUniversität. „Head" einer internationalen, rechtssoziologischen Forschungsgruppe „Women in the Legal Profession". Kontakt: Ulrike.Schultz@FernUni-Hagen.de

Dr. phil. Eva Schulze

Jahrgang 1948, Studium der Soziologie und Innenarchitektur. 1980- 1981 wiss. Mitarbeiterin am Institut für Zukunftsstudien; 1984-1987 wiss. Mitarbeiterin am Institut für Zukunftsstudien und Technologiebewertung. 1985-1990 wiss. Mitarbeiterin an der TU Berlin. 1982-1993 zusammen mit Dr. Sibylle Meyer Forschungsgesellschaft „Technik und Familie"; seit 1993 Geschäftsführender Vorstand des Berliner Instituts für Sozialforschung und sozialwissenschaftliche Praxis e.V.; seit 1995 Geschäftsführende Gesellschafterin und Wissenschaftliche Leiterin des BIS - Berliner Institut für Sozialforschung GmbH. Vorstandsmitglied des Berliner Frauenbundes 1945 e.V. Forschungs- und Publikationsschwerpunkte: Familiensoziologie, Neue Lebensstile, Gerontologie, Technikforschung, Geschichte der Hausarbeit, Transformationsprozesse in den neuen Bundesländern. Kontakt: e.schulze@bis-berlin.de

Alice Schwarzer

geboren 1942. Ist eine der bekanntesten Vertreterinnen der neuen deutschen Frauenbewegung. 1966 begann sie als Journalistin zu arbeiten. 1970-1974 lebte und arbeitete sie als freie Korrespondentin für verschiedene Medien in Paris und studierte gleichzeitig Psychologie und Soziologie. 1971 erregte sie mit ihrer Aktion „Frauen gegen den § 218" erstmals Aufsehen. Ihr bekanntestes Buch „Der kleine Unterschied und seine großen Folgen" erschien 1975. Im Januar 1977 erschien die erste Ausgabe der von ihr gegründeten Zeitschrift EMMA. Bis heute veröffentlichte sie insgesamt 20 Bücher als Autorin und 16 als Herausgeberin.

Foto: Bettina Flitner

Prof. Dr. Gisela Shaw

Verheiratet, 3 Kinder. Anglistik-, Amerikanistik- und Philosophiestudium in Deutschland und in den USA (Fulbright-Stipendiatin). 1967 Promotion zur englischen Kant-Rezeption an der Universität Bonn und Übersiedlung nach England. Seit 1996 Professorin für German Studies an der University of the West of England in Bristol. 1996-2002 Forschungsdirektorin der Fakultät für Moderne Sprachen und Europastudien. 1994-2001 Vorsitzende der Vereinigung britischer Germanistinnen. Veröffentlichungen zur Literatur der DDR und zur Transformation juristischer Professionen nach 1989/90. Mitherausgeberin von: Women in the World's Legal Professions. Oxford: Hart 2003. Kontakt: gisela@giselashaw.com

Christel Steylaers

Jahrgang 1959, Diplom Politologin (FU Berlin). Kommunale Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte in Remscheid seit 1986. 6 Jahre Sprecherin der Landesarbeitsgemeinschaft kommunaler Frauenbüros/ Gleichstellungsstellen (1994-2000), seit Oktober 2000 Sprecherin der Bundesarbeitsgemeinschaft kommunaler Frauenbüros/ Gleichstellungsstellen, dort insbesondere zuständig für Arbeitsmarkt- und Sozialpolitik. Kontakt: steylaers@str.de

Gabriele Strehle

In Süddeutschland geboren, 1973 nach einer Maßschneiderlehre und Designstudium an der Münchner Modeschule in das damalige Unternehmen Strehle KG in Nördlingen eingetreten. Nur wenige Jahre später Übernahme der kreativen Gesamtverantwortung. Zusammen mit ihrem späteren Mann Gerd Strehle entwickelt Gabriele Strehle aus der vormaligen Mantel- und Kostümfabrik ein modernes, internationales Unternehmen, die Strenesse AG. Gabriele Strehle ist für ihr Engagement für Strenesse und damit auch für internationale Mode, die in Deutschland entsteht, mit vielen Ehrungen, unter anderem dem Bundesverdienstkreuz (1999), dem Oscar della Moda (2002) und dem Burda Medienpreis Bambi (2002) ausgezeichnet worden.

Dr. Barbara Thiessen

geb. 1965; Dr. phil., Dipl.-Sozialpädagogin; 1999-2003 Wissenschaftliche Geschäftsführung des Zentrums für feministische Studien. Frauenstudien - Gender Studies an der Universität Bremen (ZFS); seit Juli 2003 Koordinatorin des Projekts MOSAIK „Kompetenzentwicklung für (junge) Mütter. Kooperation von Beratung, (Aus)Bildung und Beruf"; Lehrbeauftragte an den Universitäten Bremen und Lüneburg; Arbeitsschwerpunkte: Partizipation und Kompetenzentwicklung, Personenbezogene Dienstleistungsberufe, Genderforschung. Kontakt: bth@uni-bremen.de

Dr. Cornelia Topf

Jahrgang 1953. Industriekauffrau, Dr.rer.pol., Wirtschaftswissenschaftlerin. Nach verschiedenen Stationen in der Wirtschaft 1988 Gründung von metatalk, des Augsburger Trainingsinstituts für Erfolgskommunikation. Cornelia Topf coacht und trainiert Führungskräfte aller Branchen sowie deren MitarbeiterInnen zum Thema selbstsicheres und überzeugendes Auftreten in Beruf und Gesellschaft. Sie ist Autorin zahlreicher Sachbücher, u.a. „Das Führungsbuch für freche Frauen", „Körpersprache für freche Frauen", „Small Talk" und „Präsentations-Torpedos". Kontakt: metatalk, Kommunikation + Training, Telefon: 0821 - 704882, Fax: 0821 - 706728, E-Mail:info@metatalk-training.de, www.metatalk-training.de

Rita Viehoff

Geboren 1960 in Hagen, Studium der Geschichte, Pädagogik, Literatur- und Sprachwissenschaften an der RUB Bochum (Abschluß MA), Ausbildung als Journalistin und Pressereferentin. Seit 1991 Mitarbeiterin, heute stellvertretende Leiterin des Kulturamtes der Stadt Hagen., nebenberufliche künstlerische Ausbildung in Malerei und Bildhauerei. Aufgabenschwerpunkte: Programmleitung für kulturelle Sommerprogramme, internationale und interkulturelle Projekte sowie Literatur (Lyrikpreisverleihung) und Tanztheater. Kontakt: Rita.Viehoff@Stadt-Hagen.de

Prof. Dr. Irmgard Vogt

Jahrgang 1941, Studium von Psychologie und Soziologie, 1970 Promotion Dr. phil, 1983 Habilitation am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften an der Uni Frankfurt. Seit 1992 Professorin an der Fachhochschule Frankfurt am Main, Fachbereich Gesundheit und Soziale Arbeit, mit den Schwerpunkten: Beratung und Substanzabhängigkeit/Sucht; Geschäftsführende Direktorin des Instituts für Suchtforschung an der Fachhochschule Frankfurt. http://www.isff.de Kontakt: vogt@fb4.fh-frankfurt.de.

Sabine Weiß

Jahrgang 1958, ist in Duisburg-Hamborn aufgewachsen und war dort bis 1998 politisch für die CDU tätig. 1999 und 2004 wurde sie als gemeinsame Kandidatin von CDU und BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN zur Bürgermeisterin der Stadt Dinslaken gewählt.Sabine Weiss studierte nach einem freiwilligen sozialen Jahr und einer vierjährigen Tätigkeit in einer Obdachlosensiedlung in Essen an der Ruhr-Universität Bochum Jura und war als Anwältin in Duisburg und Dinslaken tätig. Angestoßen durch ihr berufliches Engagement gegen Frauenhandel gründete sie 1992 den Verein Pangasinan e.V., der ein privates Entwicklungshilfeprojekt in einem philippinischen Dorf betreibt. Kontakt: sabine.weiss@dinslaken.de

Dr. phil. Nicole M. Wilk

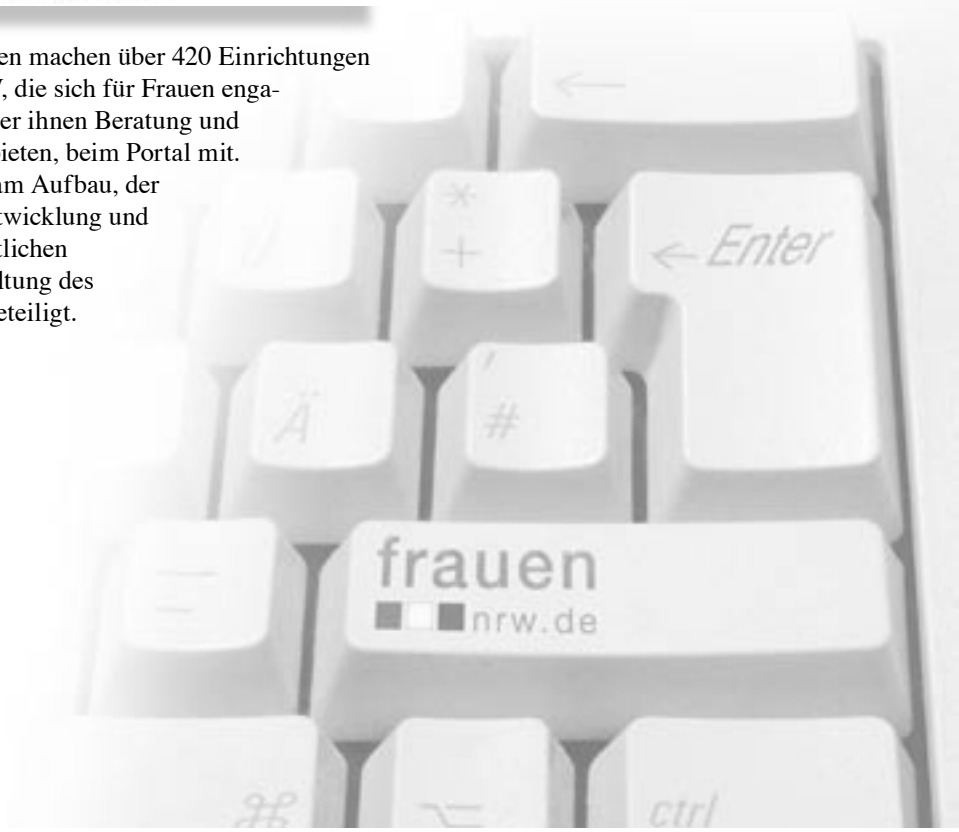
Jahrgang 1975, studierte Germanistik und Sozialpsychologie an der Universität Hannover und promovierte in der Deutschen Sprachwissenschaft zum Thema »Verstehen und Gefühle«. Derzeit arbeitet sie als Lehrbeauftragte an den Universitäten Hannover und Hildesheim in den Bereichen Linguistik, Gender Studies, Medien- und Kommunikationswissenschaft. Seit acht Jahren ist sie als freie Journalistin tätig. In ihrem aktuellen Forschungsprojekt untersucht sie den körperpolitischen Zusammenhang zwischen Nahrungs- und Bildungsdiskurs. Kontakt: NCWilk@aol.com

Das Internet-Portal für Frauen in NRW

Mit dem Projekt des Ministeriums für Gesundheit, Soziales, Frauen und Familie NRW wurde ein zentrales Internetportal mit Angeboten von Frauen für Frauen geschaffen. Wer in das Portal eintritt, findet vielfältige frauenpolitische Informationen, kann im virtuellen Wegweiser blättern, Kontakte knüpfen und von dort in die Internetwelt starten.

„Es geht darum, jeder Frau auf direktem Weg Zugang zu interessanten Informationen zu schaffen", so Ministerin Birgit Fischer zum Start des Portals in 2001. Und ebenso wichtig ist es, dass die Frauenorganisationen und -beratungsstellen in NRW eine Vernetzungsplattform erhalten haben. Zudem will das Frauenministerium mit dem Portal die Medienkompetenz von Frauen stärken und sichtbar machen. Im Jahr 2004 bietet „frauennrw.de" sowohl den Bürgerinnen als auch gleichstellungspolitisch Interessierten ein umfangreiches Informations- und Kommunikationsangebot. Es spiegelt die heutigen unterschiedlichen Lebenswelten, Interessen und Aktivitäten von Frauen wider.

Inzwischen machen über 420 Einrichtungen aus NRW, die sich für Frauen engagieren oder ihnen Beratung und Hilfe anbieten, beim Portal mit. Sie sind am Aufbau, der Weiterentwicklung und der inhaltlichen Ausgestaltung des Portals beteiligt.



Die Liste reicht von allgemeinen Frauenberatungsstellen über Regionalstellen „Frau & Beruf“ und frauenpolitische Dachorganisationen bis zu Schwangerschaftskonfliktberatungsstellen. Wer eine bestimmte Institution auswählt, erhält deren Kurzbeschreibung, Projekte, Veranstaltungen und Kontaktmöglichkeiten. Sogar Dokumente der Einrichtungen sind direkt auf „frauennrw.de“ abrufbar und ihre Broschüren können online auf dem Portal bestellt werden. Über einen Link geht es auf die Homepage der jeweiligen Einrichtung. Besonders praktisch ist der Beratungsstellenfinder: alle in einem Ort oder PLZ-Bereich angesiedelten Beratungseinrichtungen lassen sich mit einem Klick finden. Die Rubrik „Beratungsstellen & Kontakte“ steht auch bei den Nutzerinnen und Nutzern des Portals im Mittelpunkt; sie wird besonders gern angeklickt.

„frauennrw.de“ hat aber noch mehr zu bieten: Es gibt ein geschlossenes Forum für die Vertreterinnen der Einrichtungen, die im Portal präsent sind, und ein allgemein zugängliches Forum. Auch weist ein thematisch sortiertes Verzeichnis von Internetadressen den Weg zu weiteren interessanten, frauenspezifischen Internet-Angeboten aus Nordrhein-Westfalen, zentralen Netzplattformen in Deutschland und Europa.
Auf den neuen Themenseiten und im Dokumentenarchiv des Portals finden Surferinnen ausführliche thematische Übersichten, Verweise zu Detailinformationen im Internet und Online-Dokumente. Die Themenbereiche sind vielfältig: Ausbildung & Beruf, Familie & Partnerschaft, Gesellschaft & Politik, Gesundheit, Gewalt gegen Frauen, Gleichstellungspolitik und mehr.
Mit dem Baustein „Kompetent im Web“ können sowohl Internetanfängerinnen wie erfahrene Surferinnen Informationen über zentrale Themen beim Umgang mit dem Internet abrufen - von Recherche und Suche über Datenschutz und Sicherheit bis zur Gestaltung von Internetseiten. Ergänzt wird diese Rubrik durch FAQ’s, Lexikon zu Internetbegriffen und Verzeichnis von Frauennetzwerken im IT-Bereich.

Und wer unter der Rubrik „Aktuelle Meldungen“ surft, erfährt interessante Neuigkeiten über Frauenpolitik aus NRW. In der Rubrik „Service & Hilfe“ findet sich u. a. ein Kontaktformular, um Anregungen und Fragen online an das „Back Office“ zu übermitteln. Hier und auf der Startseite können Sie auch den Newsletter abonnieren, der regelmäßig über Neues rund um das Portal informiert. Klicken Sie „frauennrw.de“ an, das Internet-Portal, das Verbindung zu Frauen aus NRW und zur Internetwelt schafft.

Veröffentlichungen des nordrhein-westfälischen Frauenministeriums

Titel	Inhalt
Der Internationale Frauentag	Die Geschichte des Internationalen Frauentages mit Beispielen von Frauentagsaktionen aus Nordrhein-Westfalen 1989
Zeitgenossinnen – Frauengeschichte(n) aus Nordrhein-Westfalen	Über 50 Jahre Frauengeschichten des Landes Nordrhein-Westfalen, dargestellt anhand eines historischen Streifzuges durch die Frauengeschichte mit 22 Porträts von Zeitzeuginnen, die das Land mit gestaltet haben 1999
Aus der Rolle gefallen? Zum Stand der Gleichstellung von Frau und Mann	Ergebnisse einer repräsentativen Umfrage in Nordrhein-Westfalen 2003
Frauenpolitik für Nordrhein-Westfalen	Darstellung der Frauen- und Gleichstellungspolitik der Landesregierung – Faltblatt 2003
Verwaltungsmodernisierung und Gleichstellungspolitik in den Kommunen	Best-practice-Beispiele aus Nordrhein-Westfalen 2002
Arbeit und Familie - Weniger ist mehr	Beispiele für innovative Arbeitszeitmodelle kleiner und mittlerer Unternehmen und Tipps für die Einführung flexibler Arbeitszeiten im Betrieb 1998
Chancengleichheit für Frauen in kleinen und mittelständischen Unternehmen	Informationen und Anregungen für die betriebliche Praxis – Handreichung mit Tipps und Anregungen für die praktische Umset zung einer an Chancengleichheit orientierten Personalpolitik 1997
Familie und Beruf – Eine Herausforderung nicht nur für Frauen	Dokumentation der landesweiten Aktionswochen der kommunalen Gleichstellungsbeauftragten 1993

Titel	Inhalt
Frauen in natur- und ingenieurwissenschaftlichen Berufen – Chancen und Hemmnisse	Dokumentation einer Tagung mit Erfahrungsberichten von Frauen in männerdominierten Studiengängen und Berufen sowie die Darstellung von Ausbildungs- und Arbeitsbedingungen für Frauen in Hochschulen und Industrie 1992
Telearbeit für Beschäftigte	Ein Leitfaden zur Telearbeit für Beschäftigte – Grundlagen, Erfahrungsberichte 1999
Telearbeit für Unternehmen	Ein Leitfaden zur Telearbeit für Unternehmen – Grundlagen, Praxisbeispiele 1999
6. Bericht zum Frauenförderungskonzept	Grundsätze der Frauenförderung und der Maßnahmen zur Vereinbarkeit von Beruf und Familie im Öffentlichen Dienst des Landes Nordrhein-Westfalen 1999
Führungsfrauen in der Wirtschaft	Studie zu Situation, Verhaltensweisen und Perspektiven 2000
Frauen in Zukunftsberufen	Wege zur Chancengleichheit von Frauen in der Ausbildung – eine Expertise 1999
Ausbilden für die Zukunft – Junge Frauen in neue Berufe !	Dokumentation der Fachtagung am 13. Januar 2000 in Köln 2000
Frauenfreundlicher Betrieb des Jahres 2000	Dokumentation des Wettbewerbs. Vorstellung der Unternehmen, die als Sieger des Wettbewerbs mit dem Schwerpunkt: Ausbilden ist Zukunft! ausgezeichnet wurden 2001
Das LGG – die Umsetzung in den Kommunen	Eine Handlungsempfehlung zur Anwendung und Auslegung des Landes 2001

Titel	Inhalt
Das LGG	Gesetzestext nebst Verwaltungsvorschriften, Handlungsempfehlungen, Ausführungserläuterungen und Sonderteil: Vereinbarkeit von Familie und Beruf 2001
Teilzeit im öffentlichen Dienst	Informationen zur Teilzeitbeschäftigung – Faltblatt 2001
Schlüsseltechnologien – Chancen für Frauen?!	Eine Untersuchung zur Ausbildung und Beschäftigung in Bio- und Gentechnik, Mikroelektronik, Umwelt- und Energietechnik sowie Neuen Werkstoffen in Nordrhein-Westfalen 2001
Mentoring: Internationale Erfahrungen und Ansätze in der Praxis	Ergebnisse einer Literaturanalyse zum Mentoring 2002
Dienstleistungspools NRW	Haushaltshilfe als professionelle Dienstleistung – Abschlussbericht der wissenschaftlichen Begleitung zu den Modellprojekten 2002
„Go!“ – Mehr Erfolg für Gründerinnen	Dokumentation der Internationalen Fachtagung „Wie junge Unternehmen gefördert werden – ein internationaler Vergleich am 6. April 2000 in Köln 2002
Frauen im Unternehmen	Ein Handbuch für Personalverantwortliche – Betrieblich unterstützte Kinderbetreuung 2002
Vorbilder schaffen Vorbilder. Führungsfrauen in NRW	Die Broschüre stellt zehn Frauen vor, die Führungspositionen in der Wirtschaft innehaben 2003

Titel	Inhalt
Potenziale aufzeigen – Perspektiven eröffnen – Regionalstellen Frau und Beruf	Die Broschüre zeigt anhand verschiedener Projektbeispiele auf, wie die Regionalstellen die berufliche Chancengleichheit von Frauen voranbringen 2003
Raus aus der Sackgasse	Wie Frauenberatungsstellen in Nordrhein-Westfalen helfen – ein Untersuchungsbericht. Darstellung der Arbeit der Frauenberatungs-stellen: Entwicklung, aktuelle Situationen, Erfahrungen in Nordrhein-Westfalen 1996
Häusliche Gewalt	Ein Thesenpapier des runden Tisches zur Bekämpfung der Gewalt gegen Frauen in Nordrhein-Westfalen 2001
Arbeitskreise zum Abbau häuslicher Gewalt in Nordrhein-Westfalen	Kooperationsformen und -strukturen von Runden Tischen – Ergebnisse einer Bestandsaufnahme 2003
Schutz vor sexueller Belästigung am Arbeitsplatz sensibilisieren, ansprechen, handeln	Informationen über die Rechtslage, Formen und Auswirkungen (Faltblatt) 2003
Kinder in Gewaltbeziehungen	Dokumentation der Fachtagung am 31.10.2002 in Köln 2003
Häusliche Gewalt – Die Rolle des Gesundheitswesens	Gemeinsame Empfehlungen des Ministeri-ums und der Landesgesundheitskonferenz Nordrhein-Westfalen 2004
Gewalt gegen Frauen und sexueller Mißbrauch von Kindern	3. Bericht zum Handlungskonzept der Landesregierung 2004
Was Sandkastenrocker von Heulsusen lernen können	Ein handlungsorientiertes Projekt zur Erweiterung sozialer Kompetenz von Jungen und Mädchen – Modellprojekt zur gezielten Arbeit mit Mädchen und Jungen in der Schule, um typisches, geschlechtsspezifisches Verhalten zu verändern 2000

Titel	Inhalt
Geschichte auch für Mädchen	Geschichte aus der Sicht von Frauen. Drei Beispiele für den Geschichtsunterricht 1989
Wir werden was wir wollen!	Band 2 – Arbeit? Arbeit! 1992
Wir werden was wir wollen!	Band 3 – Energie-Elektronikerin, Malerin, Fachfrauen der Zukunft? 1992
Wir werden was wir wollen!	Band 4 – „Frauenberufe“ – Zukunftsberufe? 1994
Wir werden was wir wollen!	Band 6 – Meine Zukunft? Kinder und Beruf. Aber das ist eben fast unmöglich 1993
Mittendrin? Frauen und Mädchen mit Behinderungen in der Arbeitswelt	Dokumentation einer Tagung des Ministeriums für die Gleichstellung von Frau und Mann des Landes Nordrhein-Westfalen 1997
Mittendrin oder außen vor?	Zur Lebenssituation von Frauen mit Behinderungen in Nordrhein-Westfalen – Berufliche und soziale Situation von Frauen mit Behinderungen und deren Forderungen zur Veränderung 1997
Nicht rasten und schon gar nicht rosten	Zur Lebenssituation und Freizeitplanung von Frauen im Alter – Dokumentation eines Modellprojektes für Frauen ab 60 1995
Rechtsextremismus und Gewalt	Affinitäten und Resistenzen von Mädchen und jungen Frauen – Ergebnisse einer Studie 1994
Leit- und Leidbilder	Kinder- und Jugendbücher für Jungen 1997
Ausgeblendet? Frauenbild und Frauenthemen im Lokalfunk	Eine Studie über nordrhein-westfälische Lokalfunkprogramme – Kurzfassung 1998

Titel	Inhalt
Mädchengerechte Kinder- und Jugendhilfe	Informationen, Grundlagen und Materialien – Reader zu den landesweiten Aktionswochen 1999
Telearbeit – Eine Chance für Frauen mit Behinderungen?!	Studie zur Situation und Perspektiven von Telearbeit für Frauen mit Behinderungen 1999
Gemeinsam planen, nachbarschaftlich wohnen – Perspektiven sozialer Wohnungspolitik für Frauen und Familien in Nordrhein-Westfalen	Dokumentation der Fachtagung am 29. November 1999 in Gelsenkirchen 2000
Frauen und Gesundheit	Reader zu den landesweiten Aktionswochen 2001 2001
Schritt für Schritt – Wege aus der Prostitution	Abschlussbericht über Modellprojekte 2001
Postkarte vom Internet-Portal „www.frauennrw.de“	Motiv „Flexibilität ist eine Schlüsselqualifikation“ 2002
Postkarte vom Internet-Portal „www.frauennrw.de“	Motiv „Spagat zwischen Beruf und Familie“ 2002
Postkarte vom Internet-Portal „www.frauennrw.de“	Motiv „Frauen werden mit allem fertig ...“ 2002
Postkarte vom Internet-Portal „www.frauennrw.de“	Motiv „Überholverbot“ 2002
Postkarte vom Internet-Portal „www.frauennrw.de“	Motiv „Achtung Hochspannung“ 2002
Postkarte vom Internet-Portal „www.frauennrw.de“	Motiv „Gangschaltung“ 2002
Postkarte vom Internet-Portal „www.frauennrw.de“	Motiv „Glühbirne“ 2002

Titel	Inhalt
Postkarte vom Internet-Portal „www.frauennrw.de“	Motiv „nicht hier ... sondern hier muss man’s haben“ 2002
Postkarte vom Internet-Portal „www.frauennrw.de“	Motiv „... oben ist die Luft besser, nicht dünner!“ 2002
Postkarte vom Internet-Portal „www.frauennrw.de“	Motiv „Frauen machen Tempo“ 2002
Postkarte vom Internet-Portal „www.frauennrw.de“	Motiv „Gewalt ist nicht privat“ 2002
Emanzipation hat zwei Gesichter	Strategien und Konzeptionen innovativer Jungenarbeit 2002
Infokarte www.frauennrw.de	Hier gehen Frauen aus Nordrhein-Westfalen ins Internet! 2003
Lebenswege lesbischer Frauen	Der Foto-Text-Band stellt zehn unterschiedliche Lebensläufe lesbischer Frauen in Form von biografischen Protokollen dar 2002
Aktiv im Alter	Bürgerschaftliches Engagement in Nordrhein-Westfalen 2002
Kompass für freiwilliges Engagement älterer Menschen	Informationen über Projektbeispiele, in denen sich ältere Menschen engagieren 2003

Alle Publikationen können schriftlich bestellt oder teilweise unter www.mgsff.nrw.de downgeloadet werden.

Bezugsadresse: Ministerium für Gesundheit, Soziales, Frauen und Familie des Landes Nordrhein-Westfalen, 40190 Düsseldorf.

E-Mail: info@mail.mgsff.nrw.de

Diese Druckschrift wird im Rahmen der Öffentlichkeitsarbeit der Landesregierung Nordrhein-Westfalen herausgegeben. Sie darf weder von Parteien noch von Wahlwerberinnen und -werbern oder Wahlhelferinnen und -helfern während eines Wahlkampfes zum Zwecke der Wahlwerbung verwendet werden. Dies gilt für Landtags-, Bundestags,- und Kommunalwahlen sowie auch für die Wahl der Mitglieder des Europäischen Parlaments.

Missbräuchlich ist insbesondere die Verteilung auf Wahleranstaltungen, an Informationsständen der Parteien sowie das Einlegen, Aufdrucken oder Aufkleben parteipolitischer Informationen oder Werbemittel. Untersagt ist gleichfalls die Weitergabe an Dritte zum Zwecke der Wahlwerbung. Eine Verwendung dieser Druckschrift durch Parteien oder sie unterstützende Organisationen ausschließlich zur Unterrichtung ihrer eigenen Mitglieder bleibt hiervon unberührt.

Unabhängig davon, wann, auf welchem Weg und in welcher Anzahl diese Schrift der Empfängerin oder dem Empfänger zugegangen ist, darf sie auch ohne zeitlichen Bezug zu einer bevorstehenden Wahl nicht in einer Weise verwendet werden, die als Parteinahme der Landesregierung zugunsten einzelner Gruppen verstanden werden könnte.

Impressum

Herausgeber:
Ministerium für Gesundheit,
Soziales, Frauen und Familie
des Landes Nordrhein-Westfalen
40190 Düsseldorf

Internet: www.mgsff.nrw.de

E-Mail: info@mail.mgsff.nrw.de

Koordination und Redaktion:
Ulrike Schultz

Cartoons:
Werner Vitalis, Hagen

Gestaltung:
Claus + Mutschler, Bochum

Druck:
Schürmann + Klagges, Bochum

Nachdruck, auch auszugsweise,
nur mit Genehmigung des
Herausgebers.

Düsseldorf, November 2004